Europa

Informationsdienst,
Europäische Gemeinschaft

Zw 4°: 426

SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

№ 1703.

Digitized by Google

Digitized by Google

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

In Verbindung
mit mehren Gelehrten und Künſtlern
herausgegeben
von

Auguſt Lewald.

1839.

Vierter Band.

BIBLIOTHEK
von
W. LUDEWIG

Stuttgart:
Literatur-Comptoir.

Druck der C. Courtin'ſchen Officin.
Firma:
F. F. Autenrieth'ſche Buchdruckerei.

AP30
E85
1839:4
**

Inhalts-Verzeichniß

des

vierten Bandes.

1839.

Deutſchland.

Skizzen und Genrebilder.

Seite

Ein Abend bei Ludwig Tieck. Von G. Scherer 8

Beſuch eines Ruſſen bei Schelling. Mitgetheilt von H. König . . 145

Die Naturforſcher zu Meinberg und bei den Externſteinen . . 205

Die Saiſon von Baden-Baden. 1839. Anfangs October . . . 271
(Siehe auch 1839. Bd. II. S. 567. Bd. III. S. 34. 308. 609)

Fahrt von Hamburg nach Bremen. Von A. Lewald . . . 565

Novelle.

Der Heirathszwang. Novelle nach Urkunden des dreizehnten Jahrhunderts von Dr. W. Heſſe 241

Dramaturgiſche Umriſſe.

Richard Savage 320

Ueber einige theatraliſche Erſcheinungen in Wien 458

Frankreich.

Skizzen und Genrebilder.

Das Gefängniß der Conciergerie in der Schreckenszeit . . . 78

Napoleon und Prophezeihungen. Joſephine und die Alpenhexe. Von einem Senator des Kaiſerreiches 289

Ferney Voltaire. Von einem franzöſiſchen Reiſenden 356

Die Höllenmaſchine vom dritten Nivoſe. Eine Staatsrathsſitzung unter Napoleons Conſulate 521

Avignon. Aus dem Briefe eines Reiſenden 580

Novelle.

Eine alte Geſchichte 121

Literatur.

Aus einem Briefe Jules Janins an Mad. Emile de Girardin, Verfaſſerin des Luſtſpiels: „Die Schule der Journaliſten" . . . 489

Belgien.

Skizzen und Genrebilder.

Bilder aus Belgien. Von Dr. F. W. Ghillany.
I. Antwerpen 440

828018

England.

Skizzen und Genrebilder.

Seite

Die Engländer auf Reiſen. Geſchildert von einem ihrer Landsleute.
1. Die Engländer in Italien 56
Ein Beſuch im Tower 212. 300
Brief aus London. Mitte October 365
John Elves 532

Novellette.

Des Meerfenchel-Sammlers Geſchichte. Von K. A. Kreling . . 49

Griechenland.

Skizzen und Genrebilder.

Bilder aus Griechenland. Von L. Feldmann.
Drei Tage in Theben 109
Parasko, Athens Trödler-König 385

Italien.

Skizzen und Genrebilder.

Der Jahrmarkt zu Grottaferrata im Römiſchen. Von A. M. . . 97
Cosmus I. von Medicis und ſeine jüngſten Söhne. Hiſtoriſches Bild aus dem ſechszehnten Jahrhundert 193
Die italieniſche Geſellſchaft. Von dem Bibliophile Jacob . . . 401

Rußland.

Novellette.

Der prophetiſche Traum. Aus dem Ruſſiſchen des N. Melgunoff . . 1

Spanien.

Genrebild.

Der wohlthätige Mörder. Criminalgeſchichte 311

Novellen.

Rubens bei Velasquez 170
Doña Concha 477

Türkei.

Sage.

Die Matrone von Epheſus, nach muſelmänniſcher Tradition. Von Dr. G. Weil 433

Biographiſches.

Chosrew-Paſcha 162

Wallachei.

Genrebild.

Bakàla, der Eulenſpiegel der Wallachen. Aus dem Wallachiſchen wieder erzählt von Arthur Schott 509

Amerika.

Sittenbild und Sage.

Der Schloſſer von Philadelphia. Ein Sittenbild 19
Der Adelantado der ſieben Städte. Nach einer alten Sage von W. Irving 337

Aſien.

Skizzen und Genrebilder.

Tatariſches Sittenbild 393

Digitized by Google

Feuilleton.

I. Literatur.

Dante Alighieri's göttliche Komödie. Von Philalethes. Erſter Theil. 37.
Die Mathildenhöhle. Von C. Reinhold. 85.
Geſchichte Kaiſer Sigmunds, von Dr. Aſchbach. 132.
Gedichte von W. Zimmermann. 134.
Die Badegäſte von Baden-Baden. Erſtes Heft. 179.
Geſchichte der inductiven Wiſſenſchaften, von Whewell. 180.
König Saul. Von C. Gutzkow. 227.
Skizzenbuch von C. Gutzkow. 229.
Geſchichte des Gil-Blas, von Leſage. 230.
Spindler's Vergißmeinnicht für 1840. 280.
Der neue Tauſendkünſtler, v. Poppe. } 279.
Freundliches für freundliche Kinder, von Hoffmann. } 279.
Das erſte Leſebuch, v. A. Gebauer. } 279.
Darſtellungen aus einer Reiſe durch Deutſchland und Holland, — und von Niederſachſen nach Wien, von C. von Strombeck. 327.
Frauenſchickſale, von L. Mühlbach. 373.
Der Decan der St. Leonhardskirche. 374.
Sittenbuch der engl. Geſellſchaft. 421.
Max Emanuel, Prinz von Württemberg, von S. Schott. 465.
Denkwürdigkeiten eines Philoſophen, von H. v. Keyſerlingk. 509.
Winterſtudien und Sommerſtreifereien in Canada, von Mrs. Jameſon. 510.
Mahmud II., von E. Münch. 511.
Fünfzig Gedichte, von P. E. Nathuſius. 551.
Wanderbuch von Fr. Dingelſtedt. 552.
Der Rechte. Von Ida Gräfin Hahn-Hahn. 609.
Phantaſieblumen. Von Joſephine v. Nemaltézy. 610.
Spiegelbilder. Von F. Chr. Fridolin. 611.
Edgar. Von Dr. A. Schütt. 611.

* * *

Briefe und Depeſchen des Herzogs von Wellington. 86.
Franzöſiſche Literatur. 41. 182. 511.

Miscellen. 41. 135. 182. 230. 279. 329. 375. 423. 467. 512. 553. 612.

II. Bildende Kunſt.

Holzmoſaik des Herrn Buſchmann. 89.
Berliner Kunſtausſtellung. 136. 182. 279. 425. 512.
Daguerre's Lichtbilder. 375.
Miscellen. 42. 90. 137. 183. 281. 378. 427. 514. 613.

III. Muſik.

Die Muſik in Spanien. 184.
Concerte in Stuttgart. 332.
Concerte. 379.
Bericht aus München. 428.
Ole Bull. 468.
Ch. de Beriot. 554.
Miscellen. 185. 332. 380. 430. 555.

IV. Theater.

Aus Stuttgart. 91. 556. 614.
Lindpaintners Genueſerin. 231.
Ueberſicht der Darſtellungen, Gaſtrollen und Perſonalveränderungen am K. Hoftheater in München von 1838—39. 514.
Aus Petersburg. 557.
Aus Dresden. 558.
Miscellen. 43. 92. 138. 186. 232. 282. 333. 380. 469. 516. 558. 615.

V. Geſellſchaft.

Mary Moyes. 44.
Das Blatt hat ſich gewendet. 46.
Etwas für Componiſten. 47.
Montesquieu. 94.
Der Dandy. 140.
Nekrolog. 143. 192. 240. 336. 520. 619.
Moden. 187. 234. 334. 559.
Eine Geſchichte, zu der man viele Titel wählen kann. 187.
Aphorismen von Dummköpfen und geſcheiten Leuten. 189.
Die zweimal begrabene Tante. 235.
Der vierfüßige Kinderfreund. 236.

Rache eines Zahnarztes. 237.
Franzöſiſche Calembourgs. 238. 472.
Ein Zug aus dem Leben Diderot's. 283.
Zwei ſchreckliche Nächte. 286.
Peytel's Hinrichtung. 335.
Ein Schatz in Spanien. 381.
Schwäche eines ſtarken Geiſtes. 470.
Ein Bogen Paganini's. 472.
Eine Wette. 517.
Der Freund, der reiſt. 560.
Herr Green. 561.
Der König zu Gaſte. 562.
Was ſich alles mit einer ſeltenen Münze ereignen kann. 615.
Ein Streit um Leichen. 617.

Miſcellen. 47. 94. 142. 190. 239. 287. 336. 382. 431. 473. 519. 563. 618.

Die artiſtiſchen Beilagen.

Portraits.

Horace Vernet. Nach S. 192.
Emil Devrient. Nach S. 288.
Daguerre. Nach S. 432.

Nach Gemälden.

Dante und Beatrice. Nach S. 48.
Todtengräber-Scene aus Hamlet. Nach S. 240.

Chargen und Caricaturen.

Die Tageszeiten eines Hageſtolzen. Vier Blätter. Nach S. 144.
Der Geburtstag. Nach S. 384.

Genrebilder.

Der gutmüthige Trunkenbold. Nach S. 476.
Pariſer Gamins. Nach S. 564.

Städte und Gegenden.

Kloſter bei Oporto. Nach S. 336.
Oporto. Nach S. 520.
Peſth. Nach S. 620.

Fac-Simile.

Ein Brief Peters des Großen an den Herzog von Holſtein. Nach S. 96.

Modebilder.

Sechs Original-Pariſer-Modekupfer, aus dem „Petit Courrier des Dames“. Nach S. 96. 192. 288. 384. 476. 564.

Muſikbeilagen.

An die Liebende. Gedicht von König Ludwig von Baiern, Muſik von C. Gollmick. Nach S. 48.
Hans und Verene, von Hebel, Muſik von J. Benedict. Nach S. 144.
Lied der Schmetterlinge, von Fr. Rückert, Muſik von Baron Lannoy. Nach S. 240.
Die Braut. Rondo von A. Murgue, Muſik von W. Kuhner. Nach S. 336.
Ecco quel fiero istante. Notturno a tre voci da J. Geraldy. Nach S. 432.
Lied von Fr. Fues, Muſik von Lindpaintner. Nach S. 520.
Der Tannenbaum, von Scheuerlin, Muſik von R. Wagner. Nach S. 620.

Der prophetiſche Traum.

(Aus dem Ruſſiſchen des R. Melgunoff.)

Gregor.

Und dreimal träumt' ich dieſen Traum; iſt dieß
Nicht wunderbar? —

Pimen.

Es braust das junge Blut. —

(Puſchkin.)

Es war an einem Morgen des vorigen Juli Monats. Die ſchöne Gräfin N., welche damals ihr Landhaus in der Nähe von Moscau bewohnte, lag nachläßig auf dem Sopha, mit dem einen Arm ein geſticktes Kiſſen umfaſſend und den andern dem ihr gegenüberſitzenden Doctor reichend. Ihr matter Blick, ihr müdes Antlitz und ihr ſchwacher, ungleicher Puls zeigten, daß ſie unwohl war. Der Doctor,

die Hand der Gräfin in der Seinigen, behielt jenes ruhige Aeußere, unter welchem der erfahrene Arzt ſeine Weisheit, wie ſeine Unwiſſenheit, ſein morbendes Selbſtvertrauen, wie ſeinen Unglauben an die Mittel der Arzneikunde verbirgt. In ſeinen vergilbten Augen konnte man eben ſowohl ein Todesurtheil leſen, als die Verbürgung eines langen Lebens. Zweifelnd ſchaute ihn die Gräfin an, und wußte nicht, ob ſie ſich ängſtigen oder freuen ſollte. —

— „O, das iſt nichts, gnädige Frau,“ ſagte endlich der Doctor; „Sie haben ein leichtes Fieber. Geſtehen Sie es nur, Sie beunruhigen ſich zu ſehr hinſichtlich des Grafen? Was iſt zu thun! Freilich, es fällt ſchwer, von dem Manne getrennt zu ſeyn, der erſt vor einem halben Jahre die neidenswerthe Benennung Ihres Gemahles trägt; indeſſen .....“

— „Doctor! o, wenn Sie wüßten .....“

Die Gräfin lächelte gezwungen, und nach einem kurzen Stillſchweigen, fuhr ſie fort: — „Aber Sie werden es lauter Unſinn nennen ..... Wirklich, ich ſchäme mich, es Ihnen zu ſagen ..... Wiſſen Sie wohl, daß ich meinen Woldemar nicht mehr wieder ſehen werde? —“

— „In der That? — Wie ſo?“

— „Erinnern Sie ſich, daß er, in Geſchäftsangelegenheiten auf ſeine Güter reiſend, verſprach, zum erſten September, meinem Geburtstage, zurückzukehren? — Ich aber werde ſterben, ganz gewiß ſterben, im Verlaufe des Auguſtmonats. —“

— „Sie ſetzen mich in Erſtaunen, Gräfin!“ Und dabei ſchaute der Doctor ungewiß die Kranke an.

Die Gräfin errieth ſeinen Gedanken.

— „Sie ſchließen zu voreilig, lieber Doctor,“ ſprach ſie; „ich bin bei vollem Verſtande; — gleichwohl — welche Thorheit! ..... Sagen Sie mir, — glauben Sie an Träume?“ —

Statt der Antwort, faßte der Doctor auf's neue ihre Hand; doch, da er nicht die geringſte Hitze ſpürte, ließ er ſie los, und ſagte:

— „Verzeihen Sie, Gräfin; ich dachte, daß Sie eben ..... phantaſirten.“ —

— „Und Sie werden gewiß bei dieſer Meinung bleiben;“ — erwiderte die Kranke, — wenn Sie meinen heutigen Traum hören.

Sie wiſſen, daß ich nicht an Träume glaube, dieſer aber ließ mir ſolch' einen Eindruck zurück, daß ich bis jetzt nicht zur Beſinnung komme. Ihrem Rathe folgend, ging ich geſtern zeitig zu Bette, konnte aber lange nicht einſchlafen. Nichts ermüdet ſo ſehr, als Schlafloſigkeit; meine Gedanken flatterten von einem Gegenſtande zum andern, ich bemühete mich, an nichts zu denken, und konnte es nicht, es übergoß mich heiß; endlich ſchlummerte ich ein, hörte jedoch, wie es zwölf ſchlug. In demſelben Augenblick, ohne die Augen zu öffnen, ſehe ich, auf ſonderbare Weiſe, daß neben meinem Bette ein Greis ſteht, den es mich dünkt, irgendwo ſchon geſehen zu haben, ganz weiß gekleidet, und mit einem langen, weißen Barte. Bei allem dem fühlte ich nicht die geringſte Angſt, und ſelbſt als er, beide Hände mir auflegend, ſagte: „Meine Tochter! gehe in Dich; Du mußt im Monat Auguſt ſterben!" — Selbſt da war ich eben ſo ruhig, als ich es jetzt bin. Alsdann verſchwand er, und ich ſchlief ein. — „Was ſagen Sie dazu?" —

— „Es braust das junge Blut," erwiederte ſcherzend der Doctor. „Sie hatten etwas Fieber, das iſt Alles. — Uebrigens müſſen Sie nicht glauben, Gräfin," fuhr er fort, „daß Sie allein auf dieſe Art träumen. Als ich noch Student der Univerſität war, hatte ich einen weit ſchrecklicheren Traum, als der Ihrige. Sie müſſen wiſſen, daß mein Zimmer in zwei Hälften getheilt war, durch einen Verſchlag, hinter welchem mein Bett ſtand; das Kopfkiſſen deſſelben befand ſich, aus Mangel an Raum, dicht beim Eingang dieſes Schlafkämmerchens. — Eines Nachts fühle ich, im tiefen Schlafe, daß etwas Hartes und Kaltes mir auf der Stirne liege. Ich wollte aufſpringen, konnte aber kein Glied rühren. Endlich, mich anſtrengend, befühle ich meinen Kopf; auf ihm lag, ſich zum Verſchlage hereinſtreckend, eine knöcherne Hand mit ſechs Fingern (als Anatomiker hatte ich den Muth, ſie zu zählen), mit langen, ſcharfen Krallen, und oben mit Borſten bedeckt. Zugleich erſcholl hinter dem Verſchlage eine dumpfe Stimme: Genau nach neun Jahren, wehe! wehe! wehe! — Dieſe Worte erſchollen langſam, abgebrochen, und jedes fiel mir wie ein Hammerſchlag auf das Herz. Die Hand verſchwand. — Ich erhob den Kopf, ſtand auf und blies Feuer an: weder in der Kammer, noch jenſeits des Verſchlages befand ſich Jemand. Die zum gemeinſchaftlichen Corridor führende Thüre war von innen zugeſchloſſen, das Fenſter ebenfalls. Es war keine phyſiſche Möglichkeit, zu mir zu

1 *

gelangen. — War dieß ein Traum, oder eine Erſcheinung? das zu entſcheiden, überlaſſe ich Ihnen, Gräfin.“ — *)

— „Ward aber die Weiſſagung erfüllt?“ —

— „Es iſt nun ſchon das zwölfte Jahr, daß ich practicire.“ —

Traf Sie aber während jenes neunten Jahres nicht irgend ein Unglück?“ —

— „Nicht das geringſte; im Gegentheil, nie war die Anzahl meiner Kranken ſo groß; es war das Jahr der Cholera.“ —

— „Folglich ward das Ihnen Prophezeite erfüllt, und durch Ihre Erzählung haben Sie nur meine Befürchtungen beſtätigt.“

— „Mit Ihnen iſt ſchwer ſtreiten, Gräfin; wie ein guter Feldherr, kehren Sie des Gegners Waffen wider ihn ſelbſt. Doch ich erkenne mich nicht für beſiegt, und unternehme es, mit einem einzigen Pülverchen den unheilbringenden Greis zu verjagen, und ſeine Prophezeiung zu nichte zu machen.“ —

Unglücklicher Weiſe für den Doctor blieb ſein Pulver ohne Wirkung, und in der folgenden Nacht ſah die Gräfin denſelben weißhaarigen Greis, und vernahm von ihm dieſelben Worte. Deßgleichen geſchah in der dritten Nacht.

Indeſſen verging ihr Fieber, ſie befand ſich vollkommen wohl, erhielt jeden Poſttag Briefe von ihrem Manne, ſchien heiter, und lachte über ihre Erſcheinungen; doch in der That kam ihr der prophetiſche Traum nicht aus dem Sinne, und ſie hatte nur einen fortwährenden Gedanken: „Ach! wäre der Monat Auguſt ſchon vorüber!“ —

Der Monat Auguſt begann. Das Wetter war entzückend; die Gräfin blieb auf ihrem Landhauſe wohnen, ſpazierte den ganzen Tag umher, und gab ſich ganz dem Genuſſe des Landlebens hin. Nichts erinnerte ſie an des Greiſes furchtbare Weiſſagung. —

Eines Abends ſaß ſie auf ihrem Balcone, und ergötzte ſich an der üppigen Landſchaft, welche ſich vor ihr ausdehnte. Moscau verſchwand allmählig in den Abendſchatten, und nur hier und da erglänzten noch die Spitzen ſeiner Dome goldig in den letzten, erſterbenden Strahlen. Rings verſtummte Alles. — Plötzlich ertönte die einzelne

*) Die Erzählung des Doctors, ſo wie alles übrige, iſt keine Erfindung. —

Glocke oben auf dem Giganten des Kremls; ihr nach erſcholl eine zweite, eine dritte, und die Klänge, ſich verbreitend, wie die Kreiſe des Waſſers nach einem hineingeworfenen Steine, bebten vom Kreml zur Umgegend, ſchwollen von einem Glockenthurme zum andern, und umfaßten endlich den ganzen Horizont mit ihrer unſichtbaren, zum Himmel aufbrauſenden Flut. Die alte Hauptſtadt verſank in den Wogen der feierlich-unharmoniſchen, ſtürmiſch-rührenden Klänge. Sie erheben die Seele auch des gleichgültigſten Hörers, den dieſes Geläute fern von der Stadt, einſam, frei von allen eiteln Sorgen des Lebens antrifft. Dann wird ihm dieſes Chaos von Tönen, durch die Entfernung gemildert, zu einem Hymnus des Himmels, deſſen jeder Laut vor Entzücken zittert, und im erbebenden Herzen ein unerklärliches Lechzen nach Buße und Gebet erweckt. —

Mit Recht heißt Moscau die heilige Stadt; ſie allein beſitzt eine ſolche unermeßliche Orgel, und vielleicht in ihr allein faßt man völlig die geheimnißreiche Macht des Kirchengeläutes. —

Noch nie hatte auf die Seele der Gräfin der Ruf der Glocken einen ſo tiefen Eindruck gemacht; durch einen natürlichen Gedankenübergang erinnerte ſie ſich beim erſten Anklange an das Wort des Greiſes: „Gehe in Dich!“ — Die Faſtenzeit vor Mariä Himmelfahrt war noch nicht zu Ende, und ſie beſchloß, die letzten Tage derſelben der Reinigung ihrer Seele von Sünden zu weihen, und das heilige Abendmahl zu empfangen.

Auf Mariä-Himmelfahrt ſelbſt kehrte die Gräfin vom Gottesdienſte ermüdet zurück, und legte ſich nieder, um ein wenig auszuruhen. Von dieſem Augenblicke an, ſtand ſie nicht mehr auf. In der folgenden Nacht beſuchte ſie der Greis auf's neue.

„Meine Tochter,“ ſprach er, „nun biſt Du bereit, Deine Seele iſt gereinigt, Deine Stunde iſt gekommen.“

Am nächſten Tage machte die Gräfin ihr Teſtament, und ſchrieb einen rührenden Brief an ihren Mann. Bisher hatte ſie ihm ihr Traumgeſicht verheimlicht, erbebend vor dem furchtbaren Gedanken der Trennung vom geliebten Gatten. Doch nun ſollte ſie die große Wiſſenſchaft des Sterbens erlernen, und ſuchte alle, ſie an's Leben kettenden Bande allmählig zu löſen. — Schwer jedoch fiel ihr der letzte Abſchied vom jungen, reizenden Freunde; ihre liebende Seele rang vergebens mit dem Gedanken, fern von ihm zu ſterben, den letzten Seufzer auszuhauchen, ohne ihm ein tröſtendes Lebewohl geſagt zu haben, auf ewig die Augen zu ſchließen, ohne noch einmal aufzublicken zum Erkorenen ihres Herzens. —

Digitized by Google

Gegen der Gräfin Willen, riefen ihre Verwandten den Doctor zu ihr. Nachdem er einen Blick auf ſie geworfen, ſchüttelte er den Kopf, und erklärte, die Gräfin leide an Marasmus.

In der That verfiel ſie, durch ſtrenges Faſten erſchöpft, in einen Zuſtand der äußerſten Schwäche, verlor alle Eßluſt, und verſank in ein faſt ununterbrochenes Träumen. Mit jedem Tage wurde ſie ſchwächer und ſchwächer, und empfand eine zunehmende Abneigung vor jeder Speiſe. Alle Hilfe der Medicin, alle Mittel der Aerzte wurden erſchöpft; nichts vermochte ſie wieder zu Kräften zu bringen; ſie brannte zu Ende, wie eine Kerze. — In ihrem Schlummer ſprach ſie kaum vernehmliche Worte aus; der Name ihres geliebten Gatten flog am öfterſten von ihren erſterbenden Lippen. So verging die letzte Hälfte des Auguſtmonates; deſſen letzter Tag brach an. Die Gräfin fühlte einige Erleichterung, wie ſie gewöhnlich vor dem Tode ſtatt findet, ſie konnte ſprechen, und brachte den ganzen Tag des 31. Auguſts mit ihrem Beichtvater in erbaulichen Unterredungen zu. —

Gegen Abend langte der Graf, auf den Abſchiedsbrief ſeiner Gattin an. Doch ſie war wieder in einen halbbewußtloſen Zuſtand verfallen, und erkannte kaum ihren Mann. — Gegen das Ende der zwölften Stunde, nach einem letzten und entſcheidenden Concilium, worin die Aerzte einſtimmig erklärten, die Kranke könne keine Stunde länger leben, trat der Graf in ihr Zimmer, und näherte ſich ſchluchzend ihrem Bette. — Sie ſchlug die Augen auf. —

— „Freund,“ ſprach ſie, „Du biſt's? Lebewohl! .... jetzt ſterbe ich ruhig.“ —

Jammernd fiel der Graf auf die Knie vor der Sterbenden. Selbſt in des Doctors Augen ſtanden Thränen. Einige Zeit verging in qualvoller Erwartung. Plötzlich ſank das Haupt der Kranken ſanft auf's Kiſſen nieder: gekommen war die furchtbare Minute des Kampfes zwiſchen Leben und Vernichtung ..... Es ſchlug Mitternacht. —

Am 1. September ging die Sonne in ihrem vollen Glanze auf, wolkenlos war der Himmel, der Herbſt feierte ſeinen ſchönſten Tag. Der Doctor, der auf einige Stunden in die Stadt gefahren war, kehrte früh zum Landhauſe der Gräfin zurück — nicht, um ihr eine nutzloſe Hilfe zu bieten, ſondern, um durch ſeinen Antheil den Kummer des unglücklichen Gatten zu mildern. Sich dem Hauſe nähernd, ſah er die Fenſter der Schlafkammer offen ſtehen, und die Dienerſchaft auf dem Hofe geſchäftig hin und her eilen. Er ſchauderte zuſammen, die Urſache dieſer Veränderung errathend. Und bleich, aufgeregt, ſtürzt er in's Schlafzimmer, und findet die Gräfin .... auf dem Tiſche? —

Nein, am Tiſche. Sie ſaß neben ihrem Manne, und blickte ſehr gerührt, bald ihn, bald das vor ihr ſtehende Frühſtück an. —

Des Grafen Ankunft hatte ihre Krankheit gebrochen, und der prophetiſche Traum ging nicht in Erfüllung. —

Digitized by Google

Ein Abend bei Ludwig Tieck.

Von

G. Scherer.

Nicht weniger, als ein Dutzend neuer und neueſter Beſchreibungen und Wegweiſer in der ſächſiſchen Reſidenzſtadt Dresden liegen ausgebreitet vor mir, und verſichern, der eine nach dem andern, wie genau, wie ausführlich, wie verbeſſert und vermehrt ihr Inhalt ſey. Welch' eitle Rede! wahrhaftig, wer nach euch ſeinen Aufenthalt eintheilte, ſeine Unterhaltung ſich beſtimmte, und könnte nicht erzählen von dem Genuß zweier Stunden, im erſten Stock des Eckhauſes auf dem Altmarkte, der verrathe in guter Geſellſchaft nimmer, daß er je in Dresden geweſen ſey. Antiken, Gallerie der Gemälde, hiſtoriſches Muſeum, grünes Gewölbe, was ſeyd ihr für den Fremden, wenn er eurem Gedächtniß nicht eine Vorleſung bei Ludwig Tieck anreihen darf? Und dieſe Bedingung, ohne welche man nicht ſagen ſoll, im Elbflorenz

geathmet zu haben, hat eure unverzeihliche Nachläßigkeit überſehen! Redactoren und Verleger geht in euch, und beſorget eine beſſere Auflage!

Dort, wo ſich der Altmarkt in einer engen Gaſſe nach der Kreuzkirche hin öffnet, ſteht ein vierſtöckiges Gebäude, deſſen ſchwere Steinmaſſe und verblichene Farbe an die Jugend vergangener Jahrhunderte erinnert. Wenn vom nahen Thurme die ſechste Stunde ertönt, und ein Gaſt, des gegenüberliegenden Caffeehauſes, von Veldini, zufällig das Fenſter öffnet, ſo wird ihm das Auffahren glänzender Equipagen, das feierliche Anrücken demüthiger Fußgänger, ohne Zweifel auffallen. Eine matte Erleuchtung ſchimmert aus dem erſten Stock herüber, und iſt ſein Auge ſcharf, entdeckt er wohl durch die doppelten Fenſter hin- und herſchwebende Figuren. „Kellner!" „Sie befehlen?" „Wer wohnt da drüben in dem erleuchteten Hauſe?" „Hofrath Tieck!" „Was, Ludwig Tieck?" „Zu dienen mein Herr." Und der Gaſt trinkt die Neige ſeines Caffees aus, vergißt die Bezahlung, nimmt den Hut, geht nach Haus, und beſinnt ſich, mit Hilfe des Converſationslexicons, was denn der Ludwig Tieck geſchrieben, welchen zu beſuchen, man ſchon in Altengland ihm gerathen. Glücklich hat zuletzt der Touriſt den langen Artikel bezwungen, und es iſt ihm, als habe er ſeit Jahren nichts, als Tieck'ſche Novellen geleſen. Noch keinen Abend ſeiner deutſchen Reiſen war er ſo ſolid beſchäftigt geweſen. Schon der frühe Morgen ſieht ihn wach, ſeinen Vorſatz gereift. Er zieht eine feingeſtochene Viſitenkarte hervor, ſetzt ſeinem Namen die Adreſſe „aus London" unter, und ſendet ſie an einen der Allerweltsleute, wie ſie zum Frommen verlaſſener Reiſenden in jeder größern Stadt, zumal in Dresden, früher noch mehr als jetzt, beſtehen. Der Auftrag, ſie dem gefeierten Dichter zu überſchicken, und die Bitte, ſeiner hohen Gönnerſchaft den Genuß der heutigen Vorleſung zu verſchaffen, ſind der Inhalt eines begleitenden, verbindlichen Schreibens. Wer iſt froher, als dieſer literariſche Lohnbediente, zum Abend, außer den ſechs angemeldeten Nationen, auch noch die ſiebente bei ſeinem guten Freunde Tieck einzuführen. Nicht laut genug kann er bei Tiſch ſeinen europäiſchen Namen beklagen, welcher ihm die Bewohner aller Länder unrettbar auf den Hals bringt; „ja, denken Sie ſich," ruft er aus, „und mit Jedem in der Mutterſprache reden, in einer Stunde vier- fünfmal die Mundart wechſeln, es iſt rein zum Verzweifeln; Himmel, da fällt mir der isländiſche Graf ein, welcher ſich durch mich Tieck vorſtellen laſſen will; gewiß holt er die Zuſage perſönlich bei mir ab, und da darf ich doch nicht fehlen, entſchuldigen Sie mein Gehen, aber er iſt der erſte ſeines Volkes, ein Graf, noch dazu ein isländiſcher, Addio."

Und es ſchlägt ſechs Uhr; ſchaarenweiſe rücken die äſthetiſchen Pilger gegen die Wohnung des Dichters an. Hören wir, wie ſie ſich dazu vorbereiten.

„Aber, Liebe, warum ſind Sie ganz ſchwarz gekleidet?“ „Wiſſen Sie nicht, daß er heute den Othello lieſt?“ Was Sie ſagen, den Othello von Roſſini?“ „Nein, aber einen ähnlichen.““ Wie göttlich war nicht die Desdemone.“ „Denken Sie nur, der Lieutenant hat dem Marquis die Sängerin abgetreten.“ „Abgetreten?“ „Still, es kommen Leute nach, wir ſind da, Eugenie, ziehen Sie die Glocke.“

„Aber Herr, das können Sie nicht läugnen, daß er der Schöpfer der romantiſchen Schule iſt, daß er unſre Literatur frei machte von den Ketten griechiſcher Mythologie, daß er den Olymp und ſeine Götter, Göttinen und Helden, mit mehr als Titanenkraft zuſammenſtürzte?“ „Ja er zerbrach die Form und trieb die lebendige Seele hinaus, ſchuf eine neue Form, und ſperrte ein todtes Geſpenſt hinein. Gehen Sie mir mit Tieck, ſeine Werke haben das Ausſehen von Kunſtgewächſen.“ „Herr, Sie bringen mich auf.“ „Nicht doch, laſſen Sie mir meine Anſicht, ich die Ihrige Ihnen. Wir ſind zur Stelle. Wir beſuchen den Menſchen im Dichter.“ „Denken Sie nur, Frau geheime Räthin, ich bin heute um das Mittagsſchläfchen gekommen, wenn das Unglück geſchieht, gehe ich Abends regelmäßig in die Tieck'ſche Vorleſung.“ „Ja, das machen Sie recht, ſeit mich der zweite Theil des Fauſt beſchäftigt, fühle ich eine merkliche Abnahme des Denkvermögens.“ „Gewiß, nichts iſt lehrreicher, als etwas zu leſen, was man nicht verſteht.“ „Freilich, ich laſſe mir das Gefühl in die Fingerſpitzen fahren, und ſtreiche damit über die Buchſtaben weg, es iſt eine köſtliche Empfindung, wenn es dann ſo zu Herzen fährt.“ „Ach, die neue electriſch-magnetiſirende Lesmethode!“

„Ich bin neugierig, Heinrich, wie uns der alte Romantiker aufnehmen wird, ſo viel iſt gewiß, ſeine letzte Novelle hat unſerer jungen Literatur arg mitſpielen ſollen.“ „Ja, eine unbedeutende Leiſtung, mit deren Widerlegung ich mich ungern befaßte, lieber hätte ich den altersſchwachen Mann geſchont, wenn ich gedurft hätte. Es iſt lächerlich, wie er, oder richtiger ſeine Camarilla, ſich plagt, ihn auf den, durch Göthe's Tod erledigten Thron unſerer Nationallitteratur zu ſchieben.“ „Ich glaube, er affectirt eine vornehme Unbekanntſchaft unſerer Namen, das iſt ja eine ariſtocratiſche Albernheit.“ „Immerhin, ein Capitel aus meinen Weltfahrten wird doch dieſen Abend ausfüllen.“

„Es wird wohl ſehr gemiſchte Geſellſchaft ſeyn, werther Herr? So zur Ausfüllung des Tages mag ich wohl einige Belletriſtik leiden, aber die Perſon der Schöngeiſter iſt in der Regel aus der niedern populace." „Seyn Sie unbeſorgt, Herr Graf, Sie werden Ihresgleichen finden." „Recht gut, aber verdammt langweilig wird es ſeyn." „Allein der gute Ton?" „Ja, der gute Ton, allons ami."

„Alſo, meine gnädigen, hochgebornen Herren, laſſen Sie mich noch einmal die Namen Ihres werthen Vaterlandes vereint durchgehen. Sie, aus London; Sie, aus Paris; Sie, aus Aſtrachan; Sie, von den canariſchen Inſeln; Sie, aus Neapel; Sie, aus New-York; Sie, aus Island, dem fabelhaften Thule. Herrlich, ganz charmant, ſo ſeltene Gäſte habe ich lange nicht bei unſerem edeln Freunde eingeführt. Meine Herrn, wie ich höre, ſprechen Sie nicht Alle das Deutſche, nun, das kommt hier öfter vor, und thut gar nichts zur Sache. Im Vertrauen, es iſt der einzige Unterſchied zwiſchen mir und dem lieben Tieck, daß dieſer nicht ſo viel ſprechen kann, als ich, und die eigene Laune hat, in ſeinem Hauſe nur die deutſche Sprache, ja leider nur die deutſche zu reden. Seyen Sie aber darüber ganz unbeſorgt, es iſt genug, ſolche Merkwürdigkeiten zu ſehen; wenn die Vorleſung geendet iſt, ſtehen Sie nur mit dem Rufe auf: ſchön, herrlich, göttlich! ob Sie ſie verſtanden haben oder nicht, bleibt ſich am Ende ganz gleich. Kommen Sie, legen Sie Mäntel und Ueberſchuhe ab, hier hinein, mir gefolgt."

Der ſchmale Vorſaal, welcher als Garderobe dient, führt unmittelbar zur Thüre des Geſellſchaftzimmers. Wir faſſen ſeine Geſtaltung in's Auge, ehe wir auf die Perſonen und die Handlung übergehen. Die Form iſt ein ziemlich gleiches Viereck, und läßt durch drei Fenſter die Ausſicht auf den Altmarkt offen. Kein beſtimmter Charakter ſpricht ſich in dem Gemache vorherrſchend aus, denn es theilt ſich gleich in die Eigenſchaften eines Studier-, zum Hausbedarf-, wie zum Salon berufenen Zimmers. Auch die Beſchäftigung des Bewohners ließe ſich nur ſchwer daraus errathen; ſo weit man von ſolchen Aeußerlichkeiten trüglich ſchließen darf, möchte man es für das Privatcabinet eines Kunſthändlers halten. Auffallend iſt die Ueberladenheit von Möbeln aller Art, und den wenigen Raum, welchen ſie dem Anblick der Wände gönnen, haben Gemälde und Kupferſtiche faſt gänzlich weggenommen. Zwei hohe Bücherſchränke enthalten eine auserleſene Bibliothek der fremden und einheimiſchen Literatur. Von ihren hohen

Simſen ſehen die Büſten der Heroen deutſcher Dichtkunſt, und unter ihnen auch der Bildhauer Tieck in Berlin, Bruder des Dichters, ernſt hernieder. Doch unter allen Kunſtgebilden iſt der coloſſale Kopf Ludwig Tieck's ſelbſt, von David, dem Pariſer Künſtler, in carariſchen Marmor gehauen, vom höchſten Werthe. Ich kenne keine andere Büſte, wohl aber zwei gelungene Portraits von Tieck, das eine, welches Vogel von Vogelſtein, das andere, welches Profeſſor Stieler in München gemalt hat. Wenn wir auch aller Vergleichung zwiſchen Malerei und Bildnerei entſagen müſſen, ſo war doch der Eindruck des plaſtiſchen Werkes auf mich ein weit größerer, als der der Gemälde. Um ſo ſchwieriger es dem Bildhauer wird, aus einer todten Maſſe, die des Reichthums der Farben, der Wirkung des Lichtes und Helldunkels entbehrt, ein geiſt- und lebensvolles Bild zu ſchaffen, um ſo vollkommener kann ihm nur die Löſung dieſer Schwierigkeit gelingen, wenn die Zeichnung fehlerfrei, die Ausführung entſprechend war und künſtleriſche Auffaſſung ſeinen Meißel leitete. Große Männer wenigſtens, deren Leben das Reſultat einer conſequenten Geiſtesrichtung war, welche einen hervorſtechenden Charakter beſaßen, können der Nachwelt um ſo beſſer durch die Bildhauer- als die Malerkunſt perſonificirt werden, als letztere wohl im Einzelnen treffender, aber nicht pſychologiſcher darſtellen kann. Wer ſich in der Jugend malen ließ, wird ſich ſchwer im Alter erkennen, wen aber ein großer Bildner verewigte, wird die Anerkennung aller Geſchlechter genießen. Es iſt nicht der Ort hier, über dieſe Unbeſchränktheit der Plaſtik zu ſprechen, es läßt ſich leicht zugeben, daß ihr Umfang und Eindruck im Allgemeinen den der Malerei nicht erreicht, und dieſer Streifzug möge darin ſeine Entſchuldigung finden, daß bei gewiſſenhafter Aufzählung des Zimmerſchmucks ſolches Kleinod nicht ſtillſchweigend übergangen werden durfte. Zwei Aſtrallampen, welche auf dem Theetiſch ſtehen, geben, nebſt einigen in den entferntern Theilen des Zimmers aufgeſtellten Wachslichtern, jenes Halbdunkel, welches gewiſſen Zwecken vortheilhafter iſt, als die glänzendſte Beleuchtung. Ein breiter, ſchön gewirkter Teppich bedeckt weit über die halbe Fläche des gebohnten Fußbodens. Hier, in der Mitte deſſelben, empfängt Ludwig Tieck die täglichen Gäſte ſeines Salons. Betrachten wir ihn dabei näher, vergleichen wir, ob die Perſönlichkeit dem Bilde des Schriftſtellers entſpricht. Soll man ſein Ausſehen, ſeine Kleidung ſchildern? Warum nicht? hier, wo wir ihn im Hauſe beſuchen, wo uns auch die äußere Erſcheinung beſchäftigt, finden wir uns gleich verpflichtet, wie berechtigt dazu.

Nicht lange, bevor ich den erſten Beſuch bei Tieck machte, lernte

ich eine ältliche Frau kennen, deren Jugend der Umgang mancher berühmten Männer verſchönert hatte. Stundenlang konnte ich der ſchwärmeriſchen Begeiſterung dieſer intereſſanten Frau zuhören, womit ſie die Schickſale ihres Lebens erzählte, und mehr als einmal, wenn die gute Lebensart Entfernung gebot, rief ſie: „o bleiben Sie, wollen Sie von Ludwig Tieck nichts hören?“ Und nun begann ſie mit einer Lebendigkeit der Erinnerungskraft, mit ſichtbar innerer Erſchütterung von der Zeit zu ſprechen, welche ſie unbewußt gar oft die ſchönſte ihrer langen Laufbahn nannte; und wenn ſie bei den früheren Perſonen nicht ungern ihre Schwachheiten aufdeckte, erinnere ich mich doch nie, eine ähnliche Treue des Gedächtniſſes hierin für den Ludwig, den ſie liebte, bewundert zu haben. „Was rede ich von den Gaben ſeines Geiſtes,“ ſprach ſie, „wodurch er ſich unvergängliche Denkmale errichtet, auch die Natur gab dieſer ſchönen Seele eine ſchöne Hülle. Wo er hinkam, wurde er Gegenſtand der Bewunderung, der Gang war kühn, die Haltung edel, die Blicke ſeines Auges durften nicht lange um Antwort fragen, und ſeine ganze Geſichtsbildung gehörte zu den anſprechendſten, welchen man begegnen konnte. Freilich, ſagte man mir längſt, dieß ſey vorüber; ja, ja, der Sturm der Jahre iſt auch über mich nicht unberührt hinweg gegangen, und die Götter gaben dem Menſchen keine unvergängliche Jugend. Ich mag ihn auch nicht wiederſehen; ich weiß, es kann nicht anders ſeyn, warum aber ſoll ich den Glanz eines lieben Bildes mit Abſicht trüben? Gehen Sie zu ihm, dann kommen Sie und erzählen.“ Und ich ging, und ich fand — eine ſchöne Ruine. Entſetzlichſtes aller Leiden, abſcheuliche Gicht, welche Macht iſt dir gegeben über den menſchlichen Körper. In welche kleine, ausgerenkte, ſchiefe, viereckige Figur haſt du den Mann verwandelt, deſſen Jugend ſich der herrlichſten Geſtaltung erfreute, wie hinabgedrückt haſt du das ſtolze Haupt, welches wormals hohe Gedanken zum Himmel emporrichteten! Doch iſt der Kopf geſenkt, der Ausdruck ging nicht verloren, es blieb das geiſtreiche Oval, die hohe, ſinnige Stirne, der Glanz des Auges, das ſardoniſche Lächeln des Mundes, der eigenthümliche Schnitt des Geſichtes, welche mich die aufrichtige Schilderung meiner Freundin erkennen ließen. Ich glaube, ſeit Langem iſt Tieck nimmer in die Verlegenheit gekommen, auf Jemanden herabzuſehen, es müſſen denn Kinder ſeyn, ſo zuſammengeſchoben iſt der Bau ſeines Körpers. Darum iſt es ſchwierig, ſtehend einen Blick von ihm zu erhalten, doppelt ſchwierig, da man in ſolchem Alter nicht leicht eine ähnliche Beweglichkeit und Unſtetigkeit des Auges finden wird. In der Kleidung zeigt er zeit- und zweckgemäße Eleganz; ein brauner Frack, bisweilen mit dem baieriſchen

Orden decorirt, iſt der gewöhnliche Anzug; ſonſtige männliche Leidenſchaften, wie die des Schnupfens und Rauchens, ſind ihm, ſo viel ich weiß, fremd und zuwider.

Nun zum Empfang. Die literariſche Camarilla des Hauſes iſt verſammelt, es treten die ſelteneren Gäſte und die Fremden ein. So eben hat Tieck die blaſſen Fräuleins ironiſch angelächelt, ſie der Liebenswürdigkeit ſeiner beiden Töchter überliefert und reicht mit einnehmender Freundlichkeit den Herrn, welche ſo verſchieden über ſeinen Werth denken, die Hand. Zufrieden treten ſie der nächſten Gruppe zu, deren Geſpräch durch einen Schwall lauter Frauenſtimmen unterbrochen wird, welche den armen Dichter zu erſticken drohen. Mit himmliſcher Geduld hat er dieſe Proben ertragen, jeder etwas Verbindliches zugeliſpelt und galant ihnen das Vergnügen ausgedrückt, des Beſuchs weiblicher Talente gewürdigt zu werden, als ihm das junge Deutſchland vorgeſtellt wird. Doch man glaube nicht, daß er eine Bekanntſchaft ihrer Namen verräth, o nein, eine kurze Begrüßung läßt ſie den Folgenden Platz machen. Noch kürzer wird der mediatiſirte Reichsgraf abgefertigt, der zu ſeinem Vortheil die Rolle der ſtummen Perſon übernimmt und die bürgerliche Atmosphäre ärgerlich hinunterſchluckt. Schon glaubt ſich der Dichter befreit, als die lebendige Länderkarte, aufgerollt vor dem Unentbehrlichen, ihn ſiebenfach umſchließt. „Verehrteſter Freund, ich habe die Ehre, Ihnen dieſe Herren zu präſentiren" und nun wird Name, Titel, Land mit einer diplomatiſchen Gewiſſenhaftigkeit bis zum Isländer hinab, deſſen Nennung allgemeine Aufmerkſamkeit erweckt, hergeſagt. Wer etwas deutſch kann, ſpricht einige Worte von dem weitverbreiteten Ruhme des Dichters; wer nichts kann, macht ſchweigend ſeine Verbeugung, und endlich iſt die Cour vorüber. Tieck zieht ſich in eine Ecke des Sopha's, in die Nähe älterer Freunde zurück, der Thee wird herumgegeben, die zahlreiche Geſellſchaft wogt in dem engen Raum hin und her, gegenſeitige Vorſtellung beginnt, man wechſelt einige flüſternde Worte, beſchäftigt ſich mit Muſterung der Gemälde und Büſten, und wer bis dahin nicht die Geduld verloren hat, wird aufgefordert, Platz zu nehmen, weil die Vorleſung beginne.

In doppelten Reihen läuft von den beiden Ecken des Sophas ein Halbkreis von Stühlen durch die Mitte des Zimmers, an deſſen Ende ein kleiner Tiſch mit Leſepult und zwei Lichtern, nebſt bequemem Lehnſtuhl, geſtellt wird. Endlich ſitzt die Geſellſchaft feſt, der Dichter hat ſich nach langen Vorbereitungen auf ſeinem Throne niedergelaſſen, tiefes Schweigen herrſcht und die Vorleſung beginnt. Auf der Wahl des Stückes dazu beruht der Grad des Genuſſes, für den wenigſtens,

welchen beſſere Abſichten, als Eitelkeit, Neugierde, Furcht vor Verſündigung gegen den guten Ton, herbeiführten. Ich habe mit Abſicht einige Individualitäten gezeichnet, welche der Zirkel bei Tieck faſt täglich, in ähnlichen Gegenſätzen, vereinigt. Es herrſcht eine wahre Sucht, einmal denſelben zu beſuchen, und ich mag keinem Fremden, der auf die moderne Salonsbildung Anſpruch haben will, und wer will dieß jetzt nicht, rathen, bei Schilderung der intereſſanteſten Partien ſeiner Reiſen, eine Tieck'ſche Vorleſung zu übergehen, wenn ihn ſein Weg über Dresden geführt hat. Es iſt eine kleine Völkerwanderung, welche, beſonders von Norden her, jährlich dieſe Stadt überfluthet, und ich wette, bei der Hälfte, wenn ſie ein Reiſejournal hält, die berühmte Vorleſung aufgezeichnet zu leſen. Es ſind Leute bei Tieck geweſen, von hoher Geburt, welche nur ſeinen Namen wußten, ohne die entfernteſte Idee von ſeiner Beſchäftigung, von ſeinen Werken zu haben. Der Einheimiſchen Intereſſe iſt keines, oder nur geringes; kaum, daß man zwei oder drei der Literaten in ſeinem Hauſe ſieht. Wie geſagt, er gehört zu den Merkwürdigkeiten Dresdens, die man ſo ſchnell als möglich zu ſehen ſich beeilt. Und einer Geſellſchaft, die oft theilweiſe gar nicht unſere Sprache kennt, wirft er die Meiſterſtücke unſerer und fremder Nationen vor. Wenn ich nicht wüßte, daß Tieck, der den ganzen Tag über zu Haus bleibt, das laute Leſen als eine Beförderung des Verdauens triebe, ich begriffe nimmer, wie er im Stande wäre, Abend für Abend vor jedem beliebigen Auditorium ſich hören zu laſſen. Die Gewohnheit und die Anweſenheit doch einiger Würdigen macht ihn für den Reſt der übrigen, auch der vornehmſten Geſellſchaft ziemlich gleichgültig. Er vermeidet gern ein Geſpräch, welches ihn zum Mittelpunkt macht, und iſt mit ſeinem Urtheile ſo lang zurückhaltend, bis ihm ein Ebenbürtiger gegenübertritt. So leutſelig und von ächter Bildung ſein geſelliger Umgang iſt, ſo ariſtocratiſch und reactionär iſt ſeine literariſche Stellung. Indeß laſſen wir dieß hier bei Seite, und berichten lieber über ſein anerkanntes Talent, als Vorleſer.

Göthe, Calderon, Lopez de Vega, hauptſächlich Shakeſpeare gewähren meiſt den Gegenſtand der Lectüre; hie und da eine eigene Novelle, oder, wiewohl ſelten, eines der neuen Dramen, wenn deren Verfaſſer gleiches poetiſches Glaubensbekenntniß mit ihm beſitzt und ſeine perſönliche Neigung genießt. Iſt es nöthig, ſo geht der Vorleſung eine kurze Einleitung voraus, dann folgt das Aufzählen der Perſonen, welche er im Laufe des Stückes nie wiederum nennt, weßhalb, beſonders bei Shakeſpeare's Dramen, wo viele Perſonen beſchäftigt ſind, zum Verſtehen die Kenntniß derſelben unumgänglich Noth thut. Zwiſchen jedem

Akte nur wenige Minuten Pauſe, ſo daß die Zeit zwar gekürzt, aber die unermüdlichſte Aufmerkſamkeit verlangt wird. Daß bei einem Dichter von Tiecks Bedeutung vollkommenes Verſtändniß eines poetiſchen Werkes vorauszuſetzen iſt, mag Niemand beſtreiten; wie aber bringt er es zur äußern Erſcheinung, wie verbindet und unterſcheidet er als Einzelner die verſchiedenen Rollen eines ganzen dramatiſchen Stückes? Ich ſagte ſchon, daß er im Verlauf des Vorleſens nie die Namen der auftretenden Perſonen wiederholt, daß er alle Unterſcheidung auf den Ton der Stimme gründet. Beſchäftigt das Drama wenig Handelnde, oder iſt die Lection eine proſaiſche Erzählung, ſo wird aufmerkſamen Zuhörern der Gang der Begebenheiten gewiß klar werden, ſind aber der Mitſpielenden ſo viele, daß man ſelbſt bei eigenem Leſen nicht oft genug das Verzeichniß nachſchlagen kann, und findet ein häufiges Durcheinanderſprechen derſelben Statt, ſo wird es ſchwer ſeyn, ein getreues Bild von dem Stücke zu empfangen, wenn man es früher nicht ſchon in ſeinen Umriſſen kannte. Am deutlichſten erweist ſich dies bei den Shakeſpeare'ſchen Werken. Man mag ſie mit jeder Anſtrengung des Geiſtes und Herzens geleſen, mag ſie auf der Bühne von gediegenen Schauſpielern haben ſpielen ſehen, man wird ſie doch erſt nach einer Tieck'ſchen Vorleſung in ihrem umfaſſenden Werthe beurtheilen und empfinden können. Wie glücklich der große Brite producirte, ſo glücklich reproducirt ihn Ludwig Tieck; die Strahlen jener Sonne, die er, zur Erkenntniß des Menſchengeſchlechts, in's Leben rief, reflectiren ein untrügliches Bild aus dem Spiegel, welchen ihnen Tieck entgegenhält. Was wir in den Leiſtungen eines Devrient, Fleck, Anſchütz, Löwe bewunderten, was uns ſo oft das Geſtändniß entlockte, die Ahnung der Wahrheit zur erkennbaren Erſcheinung gelangt zu wiſſen, dies überzeugende Gewicht menſchlicher Selbſterkenntniß; in Tieck finden wir es wieder in ſeiner höchſten Potenz, in der Darſtellung des Ganzen, nicht wie bei jenen in der Darſtellung eines Theiles. Durch dieſe lernt man den Menſchen, durch ihn die Menſchen kennen. Denn, wo in der Welt wäre die Bühne, welche jede Rolle mit gleichen Rieſenkräften beſetzen könnte? Wohl gebe ich zu, daß durch die Darſtellung auf dem Theater unſere Sinne gereizt und die Theilnahme, beſonders des geiſtloſen Publikums geweckt und geſteigert wird, geſtatten wir aber den Dichtern einen höhern Zweck, als den der Unterhaltung und Zerſtreuung, ſo wird uns der Inhalt ihrer Werke von ſo großer Wichtigkeit für das ganze Leben erſcheinen, daß wir die äußern Formen, worin ſie uns gegeben werden, nur als ein Mittel betrachten, wodurch wir als ſinnliche Menſchen angezogen und zum ernſten Streben nach irdiſcher Vollkommenheit angereizt

werden ſollen. Ich habe Tieck mehrmal Shakeſpeare leſen hören, und wenn man mit vorrückenden Jahren ſich nicht über Vieles zu wundern aufhörte, ſo würde ich meine Entrüſtung nicht unterdrücken, Leute beiderlei Geſchlechts von Rang und Stellung im bürgerlichen Leben, der tödtlichſten Langeweile überliefert, von dem zudringlichſten Traumgott geneckt, je demſelben unverhohlen ergeben geſehen zu haben. Ich erinnere mich noch einer fatalen Scene, da einer, unſerer Sprache gar nicht mächtiger Fremder, den die tyranniſche Mode hergezogen hatte, verzeihlicher Weiſe dem Schlafe in die Arme ſank, und durch laute Töne die Behaglichkeit ſeines Zuſtandes verkündete. Tieck, welchen das Geräuſch eines fallenden Schnupftuches unterbricht, ließ entſetzt das Buch ſinken, die ganze Verſammlung heuchelte eine äſthetiſche Entrüſtung über dieſen Mangel an Lebensart, nicht auf anſtändige Weiſe ſeine Langeweile zu ertragen, und der kühne Fremdling bröckelte in allen Sprachen der Erde eine verworrene Entſchuldigung heraus. Es gibt viel Trug und Lug in der Welt, aber keinen, den man unverhohlener übt, als Kunſtkennerſchaft und Kunſtliebhaberei. Man will eher für einen gewiſſenlos als für einen geſchmackloſen und unäſthetiſchen Menſchen gelten. Dieſe letzte Sorte treibt ſich aber im Tieck'ſchen Salon zahlreich umher, und nirgends ſind die berüchtigten äſthetiſchen Damen wenigſtens häufiger, als in Dresden.

Zum Schluß noch einige Worte über die Vorleſung des Egmont, welche ich zuletzt hörte. Ganz herrlich gibt Tieck gleich den Anfang, welcher die Volksſcenen ſchildert. Hier trifft er dieſe rohe Naivetät, den kernigen Witz, die ſpießbürgerliche Beſchränktheit ſo getreu und täuſchend, daß man, bei geſchloſſenen Augen, mitten unter einem Volkshaufen zu ſtehen meint. Sein Organ iſt außerordentlich biegſam, das Umſchlagen der Stimme gelingt ihm überraſchend ſchnell, und er trifft den Ton, womit er die eine Rolle ſpricht, wenn die Rede auch noch ſo oft unterbrochen wird, in der Folge eben ſo richtig, als zu Anfang. Vorzüglich ſpricht er den Alba und Wilhelm von Oranien, weniger befriedigt Egmont, am wenigſten Klärchen. Die wenigen Liebesſcenen gehen am Gefühl ſpurlos vorüber. Für die Innigkeit und Zartheit dieſes Verhältniſſes mangelt ihm theils der friſche Schmelz, theils die Energie der Stimme, vom heimlichen Geflüſter bis hinauf zum tobenden Ausbruch der Leidenſchaft.

Er ſchlägt das Buch zu, die Vorleſung hat ein Ende, die Geſellſchaft ſteht auf, die langweiligen Geſichter erheitern ſich, die Geduldprobe iſt beſtanden, die Ehre, da geweſen zu ſeyn, gerettet und an Ausrufungen des Beifalls und der Bewunderung fehlt es nicht. Nur

ſelten, und gewöhnlich nur bei neuen Sachen, gibt Tieck einige critiſirende Worte Preis, ſonſt verhält er ſich ſtill und geht mit Ergebung an das Anhören und Beantworten aller Abſchiedsgrüße, welche das frühere Schauſpiel wiederholen. Mit derſelben Artigkeit, wie beim Empfang, empfiehlt er ſich ſeinen Gäſten, und reicht wohl öfters ſelbſt die kleine, ſchöne Hand zum Abſchied dar.

„Gut geſchlafen, Liebe?" „Vortrefflich, als der Egmont einſchlief, bin ich aufgewacht." „Bitte, erzählen Sie auf dem Rückweg noch die Geſchichte mit der Sängerin." — „Nun, was ſagen Sie jetzt, iſt er nicht ein großer Dichter?" „Großer Dichter? nein, großer Vorleſer, ja." — „Es war nicht ſo übel, Heinrich, ich werde eine ſchonende Critik ſchreiben." — „Auf Ehre, ich bin vor Ennui bald geſtorben, kommen Sie eilig in's Hotel." — „Ach, mein Herr, wenn Sie in Ihr Vaterland kommen, empfehlen Sie mich doch Ihren werthen Landsleuten, es geht gewiß nichts über den Ruhm eines berühmten Namens." — Und alle freuen ſich, um den Genuß einer Merkwürdigkeit reicher zu ſeyn, jeder nach ſeiner Weiſe.

Der Schloſſer von Philadelphia.

Ein Sittenbild.

In der guten Stadt Philadelphia lebte vor einigen Jahren ein ehrlicher und fleißiger Handwerksmann Namens Amos Sparks, ſeines Gewerbes ein Schloſſer. Die Natur hatte ihn mit ſeltenem Geſchick zu dem Gewerbe, das er trieb, begabt. Er war nicht allein in dem Bau und der Ausbeſſerung von allerhand Maſchinen wohl erfahren, deren Anfertigung in Amerika allgemein als den Schloſſern zukommend betrachtet wird, ſondern hatte es, durch den Fleiß, mit dem er alle Schwierigkeiten, welche dieſer Zweig ſeines Gewerbes darbot, kennen und beſiegen gelernt hatte, zu ſolcher Fertigkeit darin gebracht, daß er nicht allein von ſeinen Mitbewohnern in Philadelphia immer mit derartigen Arbeiten verſehen wurde, ſondern daß auch aus den benachbarten Städten häufig Aufträge an ihn kamen. In ſeinem Laden fanden ſich kunſtvolle Schlöſſer zu Thüren, Kiſten und Schränken, und nie hatte ein Anderer ſeines Handwerkes ein Schloß machen können, deſſen Geheim-

Digitized by Google

niß Amos Sparks forſchendes Auge nicht durchſchaut, das ſeine geſchickte Hand nicht geöffnet hätte.

Wie viele, in Künſten und Wiſſenſchaften talentvolle und wohlerfahrene Männer, war auch Amos arm. So fleißig und mäßig er, das Haupt einer nicht ſehr zahlreichen und in Einfachheit erzogenen Familie, auch war, ſo hatte der Ertrag ſeiner Arbeiten noch immer ſeine Zimmer nicht behaglich machen, ſeine Geldkiſte nicht füllen können. Sey es, daß er das Geheimniß Geld zuſammenzuhalten, Groſchen zu Groſchen zu legen und durch kleine Mühe viel zu verdienen nicht im mindeſten verſtand, ſey es, daß die viele Zeit die er verwandte über neue Erfindungen zu grübeln und ſich mit den Leuten zu unterhalten die ihn beſuchten um ſeine kunſtvollen Arbeiten zu ſehen, ſeinem Verdienſte zu viel Abbruch that, gewiß iſt es, daß Amos des Geldes nicht allzuviel beſaß, was auch in Philadelphia eben ſo allgemein bekannt war, als ſeine Beſchäftigung und ſeine vielerprobte Ehrlichkeit und Zuverläßigkeit. Indeſſen reichte doch der Ertrag ſeiner Arbeiten hin, die Bedürfniſſe ſeiner Familie und ſeine eigenen zu decken und ſo lebte er in Arbeit und mühſamen Forſchungen zufrieden.

Es begab ſich, daß im Jahre 1800 im Laufe des Herbſtes ein Kaufmann aus der Stadt, der ſtets weit ausgedehnte Handelsverbindungen hatte, den Morgen mit Geſchäftsangelegenheiten, theils am Bord verſchiedener Schiffe, theils auf den Quais verbrachte und als er in Gedanken an eine große Zahlung, die er der Bank von Philadelphia machen mußte, auf ſein Comptoir zurückkehrte, zu ſeiner großen Ueberraſchung fand, daß er den Schlüſſel zu ſeiner Kaſſe verloren oder verlegt hatte.

Nach vielen, aber vergeblichen Nachforſchungen ward es ihm endlich klar, daß er den Schlüſſel wahrſcheinlich auf der Straße, als er ſein Schnupftuch aus der Taſche zog, verloren habe, oder daß derſelbe ſelbſt in das Baſſin des Quais gefallen ſeyn könne. Was war alſo zu thun, welcher Entſchluß zu ergreifen? Es war ein Uhr vorbei und um drei ward die Bank geſchloſſen; es fehlte ihm alſo an Zeit, lange Nachſuchungen anzuſtellen und ſich die Summe, die er zahlen mußte, von andern Kaufleuten zu entlehnen. Bei dieſer argen Verlegenheit erinnerte ſich der Kaufmann des armen Schloſſers. Er hatte oft von Amos Sparks reden hören und glaubte, er könne nichts Beſſeres thun, als ſich an dieſen Mann wenden, deſſen Geſchicklichkeit weit und breit bekannt war, da es um ſeinen ganzen Credit, um ſeinen Ruf als Geſchäftsmann geſchehen war, wenn der Schloſſer nicht mit dem Oeffnen einer Kaſſe zum Ziele kam. Ein Commis wurde deßhalb in aller Eile

zu Amos entſendet und ihm folgte der Schloſſer, ſein Kiſtchen mit Inſtrumenten unter dem Arm, auf dem Fuße.

Einige Minuten ſpäter war das Schloß geöffnet und das Auge des Kaufmanns konnte ſich wieder an den Packeten von Banknoten und den Rollen von Dollars in der Kaſſe weiden; die Uhr ſchlug eben drei Viertel auf drei Uhr, und er hatte noch einige Minuten Zeit für das behagliche Gefühl, das Jeden ergreift, der einer unvorhergeſehenen Verlegenheit glücklich entgangen iſt, für die Freude des Geſchäftsmannes, der die frohe Gewißheit hat, auf ſeinen Credit könne auch nicht der Schatten eines Verdachtes fallen.

Eine plötzliche Anwandlung von Großmuth überkam ihn und er beſchloß, den Mann, der ihm einen ſo wichtigen Dienſt geleiſtet, gleich zu bezahlen. „Wie viel bin ich Euch ſchuldig Amos?“ fragte er und ſteckte ſeine Hand in die Weſtentaſche.

„Fünf Dollars, Herr!“ antwortete Sparks.

„Fünf Dollars! ei ſeyd Ihr wahnſinnig geworden lieber Mann! Ihr habt nicht fünf Minuten zu der kleinen Arbeit gebraucht! nehmt, da ſind fünf Schillinge“ (der Kaufmann war im beſten Zuge, ſich zu ärgern und ſeine Anwandlung von Großmuth war wieder verſchwunden). „Es iſt wahr,“ antwortete der Handwerksmann ſehr ruhig, „ich habe nur wenige Minuten gebraucht, die Kaſſe zu eröffnen, aber bedenken Sie gefälligſt, wie viel Jahre ich gebraucht habe, bis ich lernte, ſolche Arbeit in ſo kurzer Zeit zu verrichten. Der Beſuch des Arztes währt auch oft nur eine Minute und ſo könnte das Heilbringende ſeiner Wirkſamkeit leicht beſtritten werden, wenn man ihn nicht mehr braucht, und doch würde ſein Honorar ſelbſt in dieſem Falle größer ſeyn, als das meinige, und habe ich Euch nicht die Ehre, dieſe zweite Geſundheit des Kaufmannes, gerettet? Ihr möchtet, wie ich ſehe, mit mir um den Preis meiner Geſchicklichkeit handeln, wie ihr um das erſte beſte, was Jemand zu Markte bringt, nach dem Werthe handelt, den es für Euch haben würde.“

„Ganz richtig,“ erwiderte der Kaufmann verächtlich lächelnd, „ich würde nach dem Werthe handeln, den es für mich hätte, nun denn, ich denke mit fünf Schillingen ſchätze ich dieſen Werth hoch genug, ich hätte für dieſes Geld leicht einen andern Schlüſſel haben, oder den meinigen wieder finden können.“

„Ganz richtig,“ antwortete der Schloſſer noch immer ruhig, „aber könnten Sie einen andern Schlüſſel machen laſſen, oder den Ihrigen wiederfinden, ehe die Bank geſchloſſen wird? Und hätte ich Sie prellen wollen, indem ich Nutzen davon zu ziehen verſucht hätte, daß Sie in der größten

Digitized by Google

Verlegenheit waren, und die Stunde ſie drängte, ich hätte ja leicht eine viel höhere Summe fordern können, und Sie würden, da Ihnen kein anderes Mittel blieb, ſich dieſer Verlegenheit zu entziehen, ſich glücklich haben ſchätzen müſſen, mir das Doppelte deſſen zu geben, was ich jetzt von Ihnen verlange."

„Das Doppelte von dem was er verlangt, aber in Wahrheit der Menſch iſt toll! Da nehmt hier die fünf Schillinge," rief der Kaufmann aus, und bot ſie ihm in der Hand, mit all dem Uebermuthe des Reichen hin, der den Armen ungeſtraft zerſchmettern kann. Und iſt es Euch nicht gefällig, Euch damit zufrieden ſtellen zu laſſen, nun ſo könnet Ihr mich gerichtlich um die Zahlung belangen, wann es Euch gefällt; jetzt iſt mir meine Zeit zu koſtbar, um ſie in dergleichen Zänkereien zu vergeuden."

„Ich habe noch nie jemanden um Geld belangt," antwortete Sparks, „und habe viel verloren, weil ich viel zu ertragen gewußt habe, aber Ihr," fuhr er heftiger werdend fort, denn die gewöhnliche Sanftmuth ſeines Charakter wich der Erbitterung über die hochmüthige Ungewißheit ſeines Widerparts, „Ihr ſeyd reich, und wohl im Stande zu bezahlen, und da Ihr den von mir geleiſteten Dienſt anerkannt, will ich ſchon zu meinem Gelde kommen, ohne Euch belangen zu müſſen."

Mit dieſen Worten ſchlug er ſchnell den Deckel der Kaſſe wieder zu, man hörte das Geräuſch, das der Riegel machte, als er nun in's Schloß fuhr, und Gold und Banknoten waren abermals unſichtbar geworden, wie in dem Mährchen übel erworbene Schätze unter dem Zauberſtabe einer Fee ſpurlos verſchwinden.

Der Kaufmann ſtand wie verſteinert da. Zuerſt ſah er auf Amos, dann warf er die Augen auf die Uhr, die Zeit ſchien ihm mit unaufhaltſamerer Schnelligkeit als je zu entfliehen; nur wenige Minuten noch, und alle Thurmuhren Philadelphias ſchlugen die dritte Stunde. Was war zu thun, zuerſt fühlte ſich der Kaufmann verſucht, in den heftigſten Zorn zu gerathen. Aber was war damit gewonnen? Amos ſagte ihm mit der unerſchütterlichſten Kaltblütigkeit: „wenn Sie glauben, Ihnen ſey von mir Unrecht geſchehen, ſo mögen Sie mich gerichtlich belangen, wenn es Ihnen beliebt, mir iſt gerade jetzt meine Zeit zu koſtbar, um ſie in dergleichen Zänkereien zu vergeuden," und mit dieſen Worten wandte er ſich nach der Thüre des Comtoirs.

Der Kaufmann rief ihn zurück. Es war nicht mehr lange Zeit zu überlegen. Die Zeit drängte, wenige Minuten noch, und ſein Credit erlitt einen furchtbaren Stoß. Man würde dann ſich in der Stadt zugeflüſtert haben, der verlorene Schlüſſel ſey nur ein Vorwand

geweſen, Zeit zu gewinnen, weil ſeine Kaſſe leer geweſen ſey. Er mußte ſich alſo in Demuth der unangenehmen Nothwendigkeit ergeben.

„Nehmt," ſagte er zu Sparks, und reichte ihm die fünf Dollars hin, nehmt Euer Geld, und mögen nicht weiter bittere Worte zwiſchen uns gewechſelt werden."

„Jetzt," erwiederte der Schloſſer kaltblütig wie zuvor, „jetzt verlange ich zehn Dollars, Sie würden ſonſt des Vortheils zu viel vor einem armen Manne voraus haben, und wenn ich Ihnen noch einmal öfne, gebe ich Ihnen eine gute Lehre, die wohl das geringe Honorar von fünf Dollars werth iſt. War doch ihre Abſicht, nicht allein mich in dem zu verkürzen, was mir wahrlich mit dem vollſten Rechte gebührt, ſondern Sie hätten keine Scheu getragen, mich in einen Rechtsſtreit zu verwickeln, der wahrſcheinlich mit meinem und der Meinigen Unglück geendet haben würde. Von jetzt an werden Sie ſich in Ihrem Verkehr mit Armen nie mehr Ihres Reichthums als ungerechter Waffe bedienen können, ohne an Amos den Schloſſer zu denken, und dieſe fünf Dollars, die ich mir von Ihnen zuviel bezahlen laſſe, um ſie unter Hilfsbedürftige zu vertheilen, werden Ihnen, wenn Sie ein gutes Gedächtniß haben, von heute an, mehr als einen Fehltritt, und alſo mehr als einen Gegenſtand der Reue erſparen."

Dieſe Art von Strafpredigt, die, im ruhigſten Tone geſprochen, dem Kaufmann keinen Strahl von Hoffnung, er könne billiger abkommen, mehr ließ, hatte eine oder zwei Minuten der Zeit, die ihm ſo überaus koſtbar war, hinweggenommen. Er zählte eiligſt zehn Dollars ab, die Amos ſich ſorgfältig, und einen nach dem andern anſah, als ob ſie ihm verdächtig ſeyen, und dann mit vieler Behaglichkeit in ſeine Weſtentaſche ſteckte.

„Schnell, ſchnell," rief der Kaufmann, „um Gotteswillen eilt Euch doch, nicht um fünfzig, nicht um hundert Dollars möchte ich, daß die Bank ſchlöſſe,, ehe ich ihr meine Zahlung gemacht habe.

„Ich glaube Ihnen," war die lakoniſche und ernſte Antwort des Schloſſers. Da er aber weder boshaft noch rachſüchtig war, und die Strafe, die er dem habgierigen Kaufmann auferlegt hatte, für hinreichend befand, ſo zögerte er nun nicht länger, und öffnete die Kaſſe; dem Eigenthümer deſſelben war gerade ſo viel Zeit geblieben, daß er die Summe daraus nehmen, und geſtreckten Laufes in die Bank eilen konnte, wo er denn auch noch wenige Augenblicke, bevor ſie geſchloſſen wurde, ankam.

Ungefähr einen Monat nach dieſer Begebenheit wurde in eben der-

ſelben Bank von Philadelphia ein Diebſtahl von einer Summe von fünfzig tauſend Dollars verübt; die Gitter, die ein Fenſter ſchloſſen, waren durchgeſägt, und ein Eingang in der Art bewerkſtelligt worden, daß es klar war, der Dieb müſſe zugleich große Kühnheit, wie eine ungemeine Geſchicklichkeit entwickelt haben. Man bemerkte auch an der Art, wie er in das Bankgebäude gedrungen war, deutliche Zeichen, er müſſe Mechaniker von Fach, und in ſeiner Kunſt ſehr wohlerfahren ſeyn. Die geheimen Kundſchafter der Policei wurden in alle Stadttheile und in die ganze Umgegend entſendet, aber nichts führte ſie auf die Spur des geſchickten Diebes. Die Einwohner Philadelphias, die etwas zu verlieren hatten, ſahen bald ein, wie auch ſie den nicht ſehr angenehmen Beſuch kecker und geſchickter, vielleicht in ihrer Nähe hauſender Spitzbuben befürchten mußten: und ſo fühlten auch ſie ſich ſehr gedrängt, ſo viel an ihnen war, mit zur Entdeckung des Verbrechers zu helfen. Einiger Verdacht fiel auch wohl auf Amos, den geſchickten Schloſſer und Mechaniker; aber ſeine Armuth und ſeine allgemein bekannte Ehrlichkeit reichten hin, ihn zu zerſtreuen. Da ward der Handel, den der Schloſſer mit dem Kaufmanne gehabt hatte, bekannt; bis jetzt hatte jener die Geſchichte ſeiner Kaſſe und deren Oeffnung, ſeiner Ehre wegen, geheim gehalten, und Amos, der leicht das Unrecht, das ihm zugefügt worden war, vergaß, und wenig geneigt war, die Stadt auf Koſten deſſen lachen zu laſſen, der ſich ſo unbillig gegen ihn hatte benehmen wollen, hatte ſie auch nicht weiter erzählt. Nun aber wußte der Kaufmann, von einem wahrhaft teufliſchen Rachegefühl getrieben, die Sache ſo zu wenden, daß das Gerücht von ſeinem Streite mit Veränderungen aller Art, und den gehäſſigſten Uebertreibungen bis zu den Directoren der Bank von Philadelphia gelangte.

Amos glaubte, nach Verlauf einiger Zeit, zu bemerken, daß ſeine Nachbarn ihn mit ſonderbaren Blicken maßen, und daß in der Art ihres Umganges mit ihm, eine unerklärliche und ſeltſame Veränderung vorgegangen war. Eben ſo wenig entging es ihm, daß dieſelben Nachbarn, die ſonſt faſt alle Nachmittag auf einen freundſchaftlichen Beſuch bei ihm einzutreten pflegten, ſeit einigen Tagen ſich nicht mehr ſehen ließen. Da er ſich aber keinen rechten Grund denken konnte, der ſie veranlaßt haben ſollte, ſo ſtillſchweigend mit ihm zu brechen, ſo gab er ſich nicht länger dieſen Bemerkungen hin.

In ſolchen Fällen pflegt der zumeiſt Betheiligte gewöhnlich erſt zuletzt etwas von der Neuigkeit zu erfahren, die ihn vor Allen hart betrifft. So erging es auch dem geſchickten Schloſſer, ihm ward erſt durch den Beſuch eines Policeibeamten, der von einer zahlreichen Abtheilung

Conſtables gefolgt, bei ihm eintraf, um Hausſuchung bei ihm zu halten, Kunde von den Vermuthungen, von dem Verdachte, der gewitterſchwer auf ſeinem Hauſe laſtete. Dumpfe Ueberraſchung und Kummer wurden an jenem Tage Amos und den Seinigen im vollſten Maße zu Theil. Welch ein Schlag traf da eine Familie, die inmitten ihrer beſcheidenen Armuth, im Beſitze eines guten Rufes, eines Schatzes, den ſie hoch über allen irdiſchen Reichthum hielt, genug des Glückes gefunden hatte. Einen Nachbar nur um den Werth eines Sechspeneeſtückes zu verkürzen, war in ihren Gedanken eine Niedrigkeit, deren keiner von ihnen, um Alles in der Welt, ſich jemals hätte ſchuldig machen mögen — und ſie fünfzig tauſend Dollars ſtehlen! Dieſe unermeßlich hohe Summe fügte zum Kummer, den die armen Leute über den Verdacht, der auf ihnen ruhte, empfanden, noch das Gewicht eines Schreckens, der ſie zu Boden drückte. Erſt als die Hausſuchung zu Ende war, und der Policeibeamte erklärt hatte, er ſey zufriedengeſtellt, und habe nichts gefunden, was Amos Sparks in Verdacht bringe, athmeten ſie wieder auf. Da erſt ſammelten ſie ſich wieder, und überſahen ruhig die Unfälle, die ſie betroffen, und die vielleicht für immerdar den Frieden und die behagliche Sicherheit ſtörten, deren ſie bis zu dem verhängnißvollen Beſuche des Policeimannes und der Conſtables genoſſen hatten.

„Nur Muth, nur Muth meine Lieben,“ rief Sparks, der am erſten die Heiterkeit der Seele wieder fand, die den Grundzug ſeines Charakters bildete, „nur Muth, und Alles wird noch gut gehen; es iſt nicht möglich, daß ſo ſchmachvoller Verdacht noch lange auf uns laſte. Die Belohnung eines arbeitſamen und rechtſchaffenen Lebens läßt nicht lange auf ſich warten. Es liegt vielleicht in der Art meines Handwerkes, und in der Geſchicklichkeit, zu der ich es durch lange Uebung darin brachte, etwas, das leichtgläubige Leute, unbeſonnene oder böſe Menſchen, wenn anders auch böſe Menſchen bei dieſer Hausſuchung ihre Hände im Spiel hatten, wohl dahin bringen konnte, ihre Blicke nach unſerer beſcheidenen Wohnung hin zu richten. Aber die wahren Urheber des Diebſtahls können nicht lange verborgen bleiben, denn ein ſo verabſcheuungswerthes Verbrechen wird Aller Augen offen halten, und in dem nicht ſehr wahrſcheinlichen Falle, daß der Diebſtahl trotz dem noch lange unentdeckt bleibt, werden unſere Nachbarn, die uns auch fortan immer, wie ſeit Jahren, arbeitſam und ruhig fortleben ſehen, ohne daß ſie in unſerer Kleidung und in unſerer Lebensweiſe im mindeſten etwas wahrnehmen, was den Beſitz von Reichthümern verriethe, noch bemerken, daß wir Ausgaben machen, die für unſere Lage zu hoch ſind, ſich wieder endlich

erinnern, wie wir lange Jahre ſo in Arbeit und Mäßigkeit fortgelebt haben, ohne daß nur der Schatten von Verſchwendung oder Unredlichkeit ſelbſt in den geringſten Kleinigkeiten unſern Ruf getrübt hätte. Dann werden unſere Nachbarn hinſichtlich unſerer endlich wieder zu gerechteren Urtheilen kommen, und die ganze Stadt wird uns die Achtung wieder zuwenden, die zu verdienen wir niemals aufgehört haben."

Dieſe verſtändige Rede des Familienvaters goß Balſam in die ſchmerzvolle Wunden ſeiner Angehörigen, und in der That beruhte ſie nur auf einfachen und lebensweiſen Schlüſſen. Aber dennoch ſollte eine Reihe verhängnißvoller Prüfungen und Quälereien, getäuſchter Hoffnungen und langwieriger Leiden, deren Umfang und Dauer vorauszuſehen ſchwer, wenn nicht unmöglich war, für ihn und ſeine Familie anfangen.

Etwas außer Faſſung gebracht über den geringen Erfolg der Hausſuchung bei Amos Sparks, ſchickten die Directoren der Bank eines der Mitglieder ihrer Corporation, gerade den Kaufmann, mit dem der Schloſſer Streit wegen der Eröffnung der Kaſſe gehabt hatte, zu ihm, um mit ihm in Unterhandlung zu treten. Sie ließen ihm durch denſelben eine bedeutende Summe anbieten, wenn er ſich zur Zurückerſtattung der geſtohlenen Gelder verſtehen, und ſeine Mitſchuldigen, falls er ſolche gehabt hätte, nennen wolle, auch ſolle dann weiter keine gerichtliche Verfolgung gegen ihn ſtattfinden.

Umſonſt betheuerte Amos dem Kaufmann ſeine Unſchuld, und drückte ihm den ganzen Abſcheu aus, mit dem nur allein der Gedanke an ein ſolches Verbrechen ihn erfüllte; der abgeſendete Kaufmann lächelte ſpöttiſch über ſeine Unſchuldsbetheuerungen, und bedrohte ihn mit den Folgen, die dieſer Handel nothwendig für ihn haben müßte. Da bedeutete der Schloſſer, wenig gewohnt, ſolche beleidigende, alles Grundes und Beweiſes entbehrende Beſchuldigungen zu hören, die nur darauf abzielten, ihn zu beleidigen, ſeinen Feind, er möge auf der Stelle gehen, und das mit Ausdrücken und Geberden eines Mannes, der, obwohl arm, doch entſchloſſen iſt, ſich Achtung zu verſchaffen, und ſeines Hauſes Heiligthum vor der Unverſchämtheit eines übermüthigen Reichen zu ſchützen.

Der Kaufmann ging beſchämt und beſtürzt davon; im Weggehen bedrohte er noch Amos mit ſeiner Rache. Auf der Bank ward Rath gehalten und die Directoren entſchieden ſich dahin, Sparks ſolle verhaftet und gefangen geſetzt werden, denn ſie hofften, im Gefängniſſe und von ſeiner Familie und ſeinen Mitſchuldigen geſchieden, könne er minder

Digitized by Google

leicht die Beweiſe ſeines Verbrechens verheimlichen und werde, erſchreckt durch die Ausſicht auf gerichtliche Unterſuchung, früher oder ſpäter zu einem Geſtändniſſe gebracht werden.

Sparks Verhaftung war noch ein ſchrecklicher Schlag für die arme Familie! Vereinigt hätten ſie Alles zu ertragen vermocht, ſie würden einander Rath, einander Troſt geſpendet und ſo ihren Kummer gemindert, ihres Schickſals Laſt erleichtert haben, aber von dem Vater getrennt ſeyn müſſen, wiſſen, daß der, um den ſie ſich in ihrer Schwäche zu ſammeln pflegten, mit Feſſeln belaſtet ſey, im Gefängniſſe ſchmachte und das nur auf eine ungerechte Anklage hin! Ach, das war zu viel für ſie, beſonders inmitten der durch gehäſſigen Verdacht verpeſteten Luft, die ſtets ihre Wohnung umgab und deren Hauch ſie athmen mußten.

Indeſſen ertrugen ſie ohne zu murren die Entbehrungen, welche ihnen die Abweſenheit ihres Vaters auferlegte und fanden ſelbſt Mittel, von dem wenigen Gelde, welches ſie ſich mit großer Mühe erwarben, etwas zu erübrigen, um dem armen Gefangenen in ſeinem Kerker einige Erleichterungen zu verſchaffen.

Einige Monate vergingen und Sparks hatte nichts eingeſtanden; es war nichts zu Tage gekommen, was auf die Beweggründe der Anklage im mindeſten Licht geworfen hätte; diejenigen, die den Prozeß angeregt hatten, mußten, jedoch faſt wider ihren Willen, ihm ſeinen Lauf laſſen. Die einzigen Beweiſe für die Wahrſcheinlichkeit, daß Amos Sparks den Diebſtahl begangen, konnten ſie darin finden, daß in ſeiner Werkſtätte einige Inſtrumente von ſeltſamer Form und Art gefunden worden waren. Dieſe Inſtrumente, welche Unkundige nur zum Theil errathen ließen, wozu ſie beſtimmt ſeyen, konnten nichts für die Schuld, aber viel für die ausgezeichnete Geſchicklichkeit ihres Verfertigers beweiſen. Man bemerkte an ihnen noch außerdem ſolche Verſchiedenheit, eine ſo vollendete Arbeit, daß, als der Schloſſer endlich vor Gericht geſtellt wurde, ſich nur wenige unter den Richtern, Geſchwornen und Zuſchauern fanden, die glauben konnten, ein ſo armer Mann wie Amos, habe ſo viel Zeit und Fleiß an Arbeiten der Art in der alleinigen Abſicht verſchwenden können, ſeine Kunſt zu vervollkommnen.

Sparks Freunde und Nachbarn legten das günſtigſte Zeugniß für ſeinen Charakter und ſeine Sitten ab und die Angaben Aller ſtimmten darin überein, er ſey mit der innigſten Liebe ſeinem Handwerke zugethan.

Der Advokat, der beauftragt war, die Anklage im Intereſſe der Bank fortzuführen, entledigte ſich dieſes ſeines Auftrags mit vieler Gewandtheit, indem er faſt alle ſeine Argumente aus dem Urtheil der öffentlichen Meinung und dem Gerede das gegen den Schloſſer ging,

ſo wie daraus entnahm, daß die Geſchicklichkeit des Schloſſers in allen Zweigen der Mechanik notoriſch ſey, wobei er mit der gehäſſigſten Ausführlichkeit die verſchiedenen, dem Anſcheine nach zu ganz eigenen Zwecken gearbeiteten Schlöſſer und Brecheiſen durchging, die man in Amos Werkſtätte gefunden hatte und immer wieder auf den Auftritt bei der Kaſſe zwiſchen dem Kaufmann und dem Beklagten, der ganz entſtellt zur Oeffentlichkeit gelangt war, ſowie auf die Armuth deſſelben zurückkam, welche ſo leicht dem Gedanken Raum gab, er habe der Verſuchung nicht widerſtehen können, ſich auf Koſten der Bank zu bereichern, und endlich Richter und Geſchworne fragte, ob es wohl denkbar ſey, daß ein Handwerksmann wie Amos in der Verfertigung ſolch ungewöhnlicher Inſtrumente rein ſeine Zeit verſchwenden würde, ob nicht vielmehr alle Wahrſcheinlichkeit vorhanden, daß ſie ihm zu einem beſtimmten Zwecke, zur Ausführung eines beſondern Planes hätten dienen ſollen. Kurz, weil Amos arm war, gebrauchte man ſeinen Fleiß, die Liebe zu ſeinem Handwerke, ſeine Ausdauer, alle ſeine Tugenden als Zeugniß wider ihn.

Der Anwalt der Bank ſchloß ſeine Rede damit, daß er hoffe, eine Verurtheilung Amos werde alsbald das vollſtändigſte Geſtändniß des Schloſſers zur Folge haben, denn er glaubte innerlich an alle ſeine Argumente und war von des Beklagten Schuld feſt überzeugt. Seine Ueberzeugung, die er in ſo kunſtvoller und ſchöner Rede vorgetragen, theilte ſich der größern Hälfte der Zuhörer mit. Einige Geſchworne waren ſelbſt geneigt, auf die Wahrſcheinlichkeit eines Geſtändniſſes von Seiten des Schloſſers zu bauen, ſobald dieſer verurtheilt war, und deßhalb nicht abgeneigt, durch das Ausſprechen ihres „Schuldig" den Weg zu dieſem Geſtändniſſe zu bahnen; obgleich kein einziger irgend haltbarer Beweis geradezu gegen Amos ſprach, ſchmeichelten ſie ſich doch, der Erfolg und das Geſtändniß des Beklagten ſelber würden Angeſichts des Volkes ihre Anſicht rechtfertigen. Indeſſen konnten in einem amerikaniſchen Gerichtshofe ſolche Gründe, ſelbſt zu der Zeit, in welcher die Geſchichte des Schloſſers ſpielt, nur einige, nicht die Mehrzahl der Geſchwornen beſtimmen.

Das Reſumé des Präſidenten war klar und beſtimmt. Es ſchien freilich, daß Gründe zum Verdacht obwalteten, daß gewiſſe Umſtände in der Art verkettet ſeyen, daß ſie ſich mit der Armuth des Beklagten ſchwer vereinigen ließen, daß indeſſen die Anklage aller poſitiven Beweiſe durchaus ermangle und daß endlich die Spuren, die zu einer vollſtändigen Entdeckung führen könnten, und um welche die Polizei wußte, auf verſchiedenen Punkte ſich verloren, während keine einzige Spur auf das Mitwiſſen des Schloſſers hinlenke. Amos wurde demnach freigeſprochen.

Obgleich nichts nach ſeiner Freiſprechung den Verdacht der auf ihm geruht, weiter rechtfertigte, ſo haftete er dennoch fortwährend auf ihm. Der rachſüchtige Kaufmann, der Amos Todfeind geworden war und die Directoren der Bank ermangelten nicht, in ihrem Mißmuthe zu erklären, daß ſie nicht im mindeſten an der Schuld des Schloſſers zweifelten, wenn er auch aus Mangel an Beweiſen freigeſprochen ſey. Dieſe neue Gehäſſigkeit, die abſichtlich in der Stadt verbreitet wurde, verfehlte ihrer Wirkung und des Eindrucks auf viele Leute nicht, welche ſie glaubten, ohne ſich die Mühe zu geben, ihre Wahrſcheinlichkeit oder Unwahrſcheinlichkeit zu prüfen, und den freigeſprochenen Schloſſer für nichts mehr und nichts minder, als einen argen, aber vom Glücke begünſtigten Dieb hielten. Und wie hätte auch wohl der Ruf des ehrlichen Handwerkers unbefleckt bleiben können, da ſo viele mächtige und einflußreiche Verläumder alles daran ſetzten, ihn zu beſchmutzen?

Amos freute ſich ſeiner Freiſprechung mit dem troſtreichen Gedanken, die Geſchwornen hätten ihre Pflicht gewiſſenhaft erfüllt und die Prüfung, die über ihn hereingebrochen war, hatte ſein Vertrauen zur Gerechtigkeit ſeines Landes mehr geſtärkt, als erſchüttert. Er nahm die Liebkoſungen der Seinigen wie ein Mann hin, der von der Laſt einer gar ſchweren Verantwortlichkeit befreit und einer großen Gefahr entgangen iſt und an dem Abende, der die ganze Familie wieder um den Heerd verſammelte, der in alter Zeit ſo oft Zeuge ihres ſtillen Glückes geweſen war, ſtiegen heiße Dankgebete zum Herrn der Welt empor.

Indeſſen fühlte Amos gar wohl, er ſey freilich von den Geſchwornen, keineswegs aber von der öffentlichen Meinung freigeſprochen. Er hatte zuviel Scharfblick und geſunden Sinn, um das nicht in den Mienen einiger Geſchworenen und der meiſten Zuhörer zu leſen. Indeſſen vertröſtete er ſich damit, der wahre Schuldige könne unmöglich für immer verborgen bleiben, und ergab ſich in den ungerechten Verdacht der auf ihm laſtete, mit dem Gedanken, die göttliche Vorſicht füge es in ihrer höchſten Weisheit, ſo zu ſeinem und der Seinigen wahren Beſten.

Doch hatte der brave Handwerker dabei vergeſſen, was er denn jetzt anfangen wolle um zu leben. Er fühlte ſich wohl ſtark genug, den froſtigen Empfang der Leute, die gegen ihn geſtimmt waren, und die beleidigende Abſichtlichkeit derer zu ertragen, die ſich abwandten, ſo oft er ihnen auf der Straße begegnete, kurz allen Verleumdungen, die Bosheit und Klatſchſucht gegen ihn ſchleuderten, die Hand zu bieten, weil er hoffte, einſt werde der Tag kommen, da ſeine Unſchuld glänzend offenbar werde; aber der Abfall und das Ausbleiben ſeiner Kunden

öffnete ihm bald die Augen über das ganz Troſtloſe ſeiner Lage. Er erhielt keine Beſtellungen mehr, was er noch auf den Verkauf arbeitete fand keinen Abſatz, und da die geringe Erſparniß, die er in beſſern Zeiten geſammelt, durch die Proceßkoſten, und die lange, gezwungene Unthätigkeit des Familienvaters verſchlungen war, mußte die ganze Familie bald erfahren, daß es ihr, trotz des angeſtrengteſten Fleißes, trotz aller Sparſamkeit, unmöglich werde, nur das tägliche Brod zu verdienen.

Dem Verkaufe eines Hausgeräthes, eines für überflüſſig erklärten Kleidungsſtückes, folgte bald der Verkauf des andern, dann legten ſich die Armen noch immer Einſchränkungen in ihrer ſchon ſonſt ſo ärmlichen Lebensweiſe auf. Endlich bot, nach Verlauf von einigen Monaten, die in Entbehrungen jeder Art verlebt waren, ſich ihren, von Thränen trüben Augen, zur Stunde des Mittagmahles, nichts dar, als ein leerer Tiſch in der Mitte von vier Wänden. Der beklagenswerthen Familie blieb nichts übrig, als zu betteln, Hungers zu ſterben, oder zu fliehen. Dieſe letzte Ausſicht war oft Gegenſtand des Geſprächs in der Familie geweſen. In Amerika iſt Auswanderung das Hilfsmittel, zu dem man in großen Nöthen, in verzweifelten Umſtänden ſeine Zuflucht zu nehmen pflegt. Der Bankroutirer zum Beiſpiel, geht an den Ohio, dort ſeines, auf Koſten ſeiner Gläubiger erworbenen Wohlſtandes zu genießen, oder wohl gar mit Fortuna einen zweiten Tanz zu wagen; nach Albanien wendet der Geiſtliche ſeine Schritte, der in ſeinem Kirchſpiel einen gar zu großen Unterſchied, zwiſchen ſeinen Worten und ſeinen Werken, den ſtrengen Augen ſeiner frommen Pfarrkinder ſichtbar werden ließ, auf daß er dort, wo ihn Niemand kennt, in kurzer Zeit wieder „wohlehrwürdig" werde; der Miſſouri nimmt gaſtlich den Einwohner Michigans auf, der das Unglück hatte, in einem Streite einen ſeiner Freunde und Nachbarn ſein **bowie knife** *) in den Leib zu rennen. Eine Flucht iſt alſo in allen troſtloſen und verzweifelten Fällen das Beſte, was ein Amerikaner thun kann.

Sparks und die Seinigen hätten wohl ſchon längſt zu dieſer Aushilfe ihre Zuflucht genommen, aber ſie hegten noch tief im Herzen die Hoffnung, der wahre Schuldige werde endlich entdeckt werden und ſich alles zu ihren Gunſten aufklären, ferner bedachten ſie auch wie Auswanderung in gewiſſer Art die Anklagen ihrer Widerſacher

---

Das **bowie Knife** iſt ein langes Meſſer, das ziemlich viel Aehnlichkeit mit dem **cuchillo** der Katalanen hat und deſſen ſich die Amerikaner eben ſo ſchnell als die Engländer ſich ihrer Fauſt bedienen.

rechtfertigen hieße. Hatten ſie ſo lange ihr hartes Elend getragen, ſo hatten ſie es in der Hoffnung gethan, Achtung und Vertrauen ihrer ehemaligen Freunde und Nachbarn werde ihnen wieder zu Theil werden und die Vorſehung endlich den Schleier lüften, der den wahren Schuldigen verberge. Zuletzt aber ward ihnen ein längerer Aufenthalt in Philadelphia doch unmöglich und ſie bereiteten ſich zur Abreiſe vor. Der Transport ihres geringen Gepäckes konnte ihnen nicht ſehr beſchwerlich fallen und da ihnen ſeit dem Tage von Amos Sparks Freiſprechung niemand mehr geborgt hatte, ſo konnte ihnen auch kein Gläubiger den Weg vertreten, als ſie der Stadt, in der ſie geboren, ein trauriges Lebewohl ſagten.

Sie ſchifften ſich auf einem der vielen Kähne ein, die beſtändig die Flüſſe befahren und gedachten in Norriſtown, ſieben Meilen von Philadelphia, ihren fernern Wohnort zu nehmen. Dort hatten ſie auch bald Fleiß und Geſchicklichkeit in etwas wieder erhoben; ſie verlebten wieder Tage, die der Mangel nicht mehr trübte und das feindſelige Zurückweiſen, die beleidigenden Mienen verblendeter Nachbarn verbitterten ihr Leben nicht mehr. Norriſtown aber war noch nicht der Ort, wo ſie Ruhe finden ſollten, ein langer und peinlicher Weg wartete noch dieſer Pilger der Armuth.

Ein Kaufmann, der aus der Hauptſtadt kam und die blauen Berge in Newhamp bereiſen wollte, war zufällig durch die Straßen Norriſtowns ſchlendernd auf Sparks geſtoßen und hatte darauf einigen Bürgern der Stadt, mit denen er bekannt war, ſpöttiſch Glück gewünſcht, daß ſie jetzt den berühmten Schloſſer von Philadelphia zu ihren Einwohnern zählten. Die Nachricht, die in der boshafteſten Abſicht gegeben worden, verbreitete ſich und Sparks mit ſeiner Familie ſah ſich bald derſelben Verachtung ausgeſetzt, wie ſie ihm in Philadelphia von Seiten derer widerfahren war, die ihn ſeit viel längerer Zeit kannten als die guten Bewohner von Norriſtown. Es blieb ihm alſo wieder nur die traurige Wahl, ſein Bündel zu ſchnüren oder mit den Seinigen Hungers zu ſterben. Noch einmal reiſten die Armen, viel Verfolgten ab, dieſes Mal ſchneller zur Reiſe entſchloſſen, als da ſie Philadelphia mieden, ließen ſie doch in Norriſtown keine angenehmen Erinnerungen zurück. Sie überſtiegen die Berge, kamen dann in das Thal des Susquehannah und ſchlugen in Sumbury ihren Wohnſitz auf. Dort ging es ihnen wie in Norriſtown anfangs ganz nach Wunſch und noch einmal kehrte Hoffnung in ihr Herz zurück, noch einmal vergiftete der Hauch der Verläumdung ihr beſcheidenes Loos; ſie gingen wieder an einen dritten, einen vierten Ort, und es folgte ihnen die Verläum-

dung und verſcheuchte ſie wieder; nirgends konnten ſie eine Stätte finden, wo ſie vor ihr geſchützt geweſen wären; von allen Orten trieb ſie Verdacht, boshafte Neckerei und Verachtung wieder fort. Sie hatten faſt die vereinigten Staaten ihrer ganzen Breite nach durchwandert und zogen langſam gen Weſten; als ſie auf der Berghöhe ankamen, welche Middleton beherrſcht, hielten ſie dort in ihrer Wanderung inne, ſie waren noch zweifelhaft, ob ſie ihre wunden und blutigen Füße auf das Pflaſter dieſer Stadt ſetzen ſollten. Sie zauderten, ſich neuen Prüfungen, neuen Beleidigungen auszuſetzen. Sparks ſetzte ſich auf einen Stein am Fuße eines Feigenbaumes nieder, ſeine Familie reihte ſich auf den Raſen rings um ihn her. Sie hatten einen weiten Weg gemacht und waren ſehr ermüdet. Ihre Augen hatten ſich begegnet, ohne daß einer zum andern geſprochen hätte, und Vater und Mutter laſen in den Blicken der Kinder und dieſe in den Augen der Eltern den Ausdruck des Leidens, den in ihren Herzen ſo viele lange getragene Schmerzen, ſo viele zerſtörte Hoffnungen gegraben hatten, und alle begannen laut zu weinen, ſelbſt Sparks konnte ſeiner Thränen nicht Herr werden und barg ſein Geſicht in den blonden Haaren ſeiner Tochter, deren Haupt auf ſeinen Knien ruhte.

Nachdem er ſich einige Augenblicke dem Schmerze hingegeben hatte, der ſeine Bruſt bewegte und deſſen Ausbruch er zurückzuhalten beſtrebt war, trocknete er ſeine Thränen und ſprach: „der Wille Gottes geſchehe meine Kinder! Wenn unſre Thränen wider unſern Willen unſre Wangen netzen, ſo ſeyen wir doch auf unſrer Hut, gegen den zu murren, der uns noch immer eine ſo harte Prüfung beſtehen läßt: ohne Zweifel verfolgt er uns in irgend einer geheimen Abſicht ſeiner göttlichen Weisheit. Wenn wir auch einſam und verfolgt auf dieſer Erde umherirren, ſo dürfen wir deßhalb nicht das Verſprechen vergeſſen, das er uns gegeben hat und das uns eine ewige Zuflucht in einer Stätte anweist, wo der Müde Ruhe und der Böſe ſeiner Bosheit ein Ziel findet.“ „Vielleicht,“ fuhr dann Amos Sparks nach einigen Minuten Stillſchweigen fort und erhob ſeine geſenkten Blicke gen Himmel, „vielleicht habe ich zu ſehr auf meine Geſchicklichkeit gerechnet, vielleicht war ich zu ſehr geneigt, ſie auf Koſten Andrer zu erheben, die von Natur minder begabt waren als ich; vielleicht habe ich mir ſelbſt allzuraſch als Verdienſt angerechnet, was lediglich ein Geſchenk deſſen war, der den Geiſt der Menſchen lenkt. Mein Fehler war der vieler großer und weiſer Männer, Ueberſchätzung meiner ſelbſt, und gleich mir haben auch ſie erfahren, daß, was wir in uns für das Beſte und Werthvollſte halten, Quelle unſeres tiefſten Mißgeſchickes werden kann.“

In dieſem Augenblicke nahm Sparks Frau, um die Gedanken ihrer Lieben von traurigen Betrachtungen abzuwenden, eins der vielen in Philadelphia erſcheinenden Zeitungsblätter in die Hand, das ihr im Laufe ihrer Reiſe Jemand gegeben hatte und lenkte die Aufmerkſamkeit ihrer Kinder auf die Liſte der Verheiratheten und Geſtorbenen, um zu ſehen, welche Veränderungen der Art in der Stadt vorgefallen ſeyen, an die ſie noch gern dachten, obgleich ſie für immer aus ihr verbannt waren. Kaum hatte ſie das Blatt geöffnet, ſo wandten ſich ihre Augen mit einem Ausdrucke, der ihre Kinder, welchen ſie vorleſen wollte, höchlichſt überraſchte, auf einen Artikel, den zu leſen ſie allerdings nicht genug eilen konnte. Amos, erſtaunt über den ſeltſamen Ausdruck in ihren Mienen, nimmt mit zärtlicher Beſorgniß das Blatt auf, das ſie in der Ueberraſchung ihrer zitternden Hand hatte entfallen laſſen, und liest darin die Worte: *Diebſtahl in der Bank von Philadelphia — Sparks war unſchuldig.*

Der Eindruck, den dieſe Zeilen auf Sparks hervorbrachten, war nicht minder groß, als der, den er auf die ſchwache Frau gemacht hatte; ſeine Nerven kräftiger Art widerſtanden ihm leichter und erlaubten ihm, der begierigen Ungeduld ſeiner Kinder Genüge zu leiſten und ihnen die heilverkündenden Zeilen vorzuleſen. Sie ſchienen Sylbe für Sylbe die glückliche Neuigkeit begierig wie Klänge der ſchönſten Muſik einzuſaugen. Ein bekannter Miſſethäter, der in Albanien unlängſt hingerichtet worden war, hatte noch vor ſeinem Ende unter andern kühn ausgeführten Einbrüchen den Diebſtahl der fünfzigtauſend Dollars aus der Bank von Philadelphia eingeſtanden. Außerdem hatte noch der wahre Schuldige Sparks in jeder Art von der Theilnahme an dem Verbrechen losgeſprochen, indem er genau angab, wie und in welcher Weiſe er es allein verübt hatte.

Die Freude der armen Reiſenden unter dem Feigenbaum war groß und ſie brachten aus vollem Herzen dem barmherzigen Gott ihren Dank dar, der ihnen Kraft gegeben, bis hierher die Laſt ihrer Trübſale zu tragen und ſie davon erlöste, ehe ſie darunter verſanken.

Sie beſchloſſen, alsbald in ihre Vaterſtadt zurückzukehren und noch war keine Woche verfloſſen, ſo waren ſie ſchon auf dem Wege in ihre alte Heimat.

Unter den Einwohnern Philadelphias war indeſſen eine merkwür-

tige Veränderung vorgegangen. Die Zeitungen und periodiſchen Blätter, die, nur zu getreue Echos der öffentlichen Vorliebe oder Abneigung, vor Kurzem noch in langen Tiraden die Verurtheilung des Schloſſers als dringend nothwendig dargeſtellt hatten, machten jetzt, von erbaulichen Bemerkungen begleitet, die Geſtändniſſe des in Albanien hingerichteten Räubers bekannt und beklagten Amos Sparks, das unſchuldige Opfer ungerechten Verdachtes, wobei ſie ſich mit wahrhaft rührender Naivetät nicht genug wundern konnten, wie ſolch bitterer Verdacht nicht vor all den ſo augenſcheinlichen, durch die gerichtlichen Debatten zu Tage geförderten Beweiſen ſeiner Unſchuld geſchwunden wäre; ſie benutzten ferner die Gelegenheit, ihre Spalten mit rührenden Schilderungen des häuslichen Glückes zu füllen, deſſen Sparks und die Seinen bis zum Ausbruche des verhängnißvollen Proceſſes genoſſen habe, Schilderungen, die zum Theil auf Wahrheit beruhten, zum Theil aber nur der ſchnellgeſtaltenden Phantaſie der Journaliſten von Philadelphia angehörten. Des rührenden Contraſtes wegen, folgten dann Erzählungen von den unerhörten Leiden, den unglaublichen Entbehrungen, den kaum auszudrückenden Quälereien, denen Sparks und die Seinen auf ihren Pilgerfahrten ausgeſetzt geweſen ſeyen, welche ſie hätten unternehmen müſſen, um den Folgen einer ſo traurigen und ungerechten Anklage zu entgehen. Die ganze Stadt las und billigte, was die Blätter zum Lobe und zur Rechtfertigung Sparks ſagten. Die alten Freunde und Nachbarn des Schloſſers, die ſich zuerſt von ihm abgewendet hatten, warfen ſich jetzt mit lauter Rede zu den eifrigſten Kämpen für ihn auf. Es ward Mode, ſich unruhig über das Schickſal und den Aufenthalt der Familie zu bezeigen, die man vor wenig Monaten, mit Schande bedeckt, aus dem Thore hatte ziehen laſſen. Die Einen behaupteten, ſie ſeyen in den Waldungen umgekommen, Andere wollten wiſſen, ſie ſeyen beim Brande einer Prairie in Aſche verwandelt worden. Vielen waren dieſe beiden Todesarten noch lange nicht abenteuerlich genug, und ſie glaubten ſicher, Sparks habe in einem Anfall von Verzweiflung Frau und Kinder ermordet und dann Hand an ſich ſelbſt gelegt. Alle dieſe Vermuthungen und Mährchen brachten die Wirkung hervor, daß die Gemüther in hohem Grade und eben ſo ſehr als zur Zeit des Diebſtahls in der Bank aufgeregt waren; nur hatte der Strom der öffentlichen Meinung eine andere Richtung genommen.

So wurde nun Sparks und die Seinen, als ſie den Vorſtädten nahten, feierlich empfangen, von Tauſenden beglückwünſcht, und

der raſche Schickſalswechſel, den ſie erfahren, machte ſie ſo ſehr zum Gegenſtande allgemeiner Theilnahme, daß man faſt eiferſüchtig auf die wurde, die Gelegenheit hatten, ſich ihnen gefällig zu erweiſen. Ihr Einzug in die Stadt glich einem wahren Triumphe, und die öffentliche Meinung, die faſt immer eines Schlachtopfers, eines Sündenbockes bedarf, drang laut darauf, Sparks ſolle eine Entſchädigungsklage gegen die Directoren der Bank einreichen, da der ſchwergekränkten Familie eine glänzende Schadloshaltung werden müſſe.

Sparks wollte keine Schritte thun, Anſprüche der Art geltend zu machen. Er war in der öffentlichen Meinung, eben durch dieſe Meinung ſelbſt, als ehrlicher Mann wieder anerkannt, ſein Gewerbe blühte wieder auf, er fand ſich in ſeinem Laden, in ſeiner Werkſtätte wieder, wo er ſeine Lieblingsarbeiten forttreiben konnte; ſeine Familie war wieder glücklich und zufrieden, mehr verlangte er nicht, aber alle Andern, alle ſeine Mitbürger, verlangten mehr für ihn. Ganz Philadelphia hatte entſchieden, die Bankdirektoren ſollten zahlen. Ein berühmter Rechtsgelehrter erbot ſich, er wolle den Proceß, für den in ſeiner Ehre und ſeinem Erwerbe Gekränkten, führen, und leiſtete im Voraus auf jedes Honorar Verzicht, wenn der Spruch der Jury gegen den Schloſſer ausfallen ſollte. Da dachte Sparks ernſtlich nach, er vergaß alles Unrecht, das man ihm perſönlich angethan hatte; aber es entging ihm nicht, mit welchem hartnäckigen Eifer man das Intereſſe einer reichen Corporation wahrgenommen hatte, um einen einfachen und armen Handwerksmann in's Verderben zu ſtürzen; ein ſolch gehäſſiger Eifer durfte, zum Beſten der Geſellſchaft, nicht ohne Strafe bleiben. Der Gedanke an die heilſame, moraliſche Wirkung, die ein ſolcher Proceß haben könne, gefiel ihm, er konnte ein guter, wohlbeachtungswerther Wink für den Reichen ſeyn, ſich nicht allzuſehr des Einfluſſes zu bedienen, den ihm ſein Geld verſchafft, während er den Armen ermuthigen könnte, der unter den Streichen einer ungerechten Verfolgung zu leiden hat. So ließ er ſich alſo beſtimmen, die Directoren der Bank zu verklagen, und der Proceß fand ſtatt, obgleich ihm von Seiten der jetzt Beklagten mehrfach Vorſchläge zu einem gütlichen Uebereinkommen gethan wurden.

Beide Advokaten führten die Sache ihrer Clienten mit vielem Talent, aber der des Schloſſers hatte eine zu günſtige Poſition, als daß er ſeinen Gegner nicht vollſtändig geſchlagen hätte. Tauſende von Zuhörern, dieſelben zumeiſt, die vor noch nicht langer Zeit im Grunde ihres Her-

zens Amos Sparks ohne vollgültige Beweiſe verdammt hatten, dieſelben Zuhörer vergoſſen jetzt Thränen bei des Advokaten beredter Schilderung von den Leiden und Drangſalen, die der Schloſſer und die Seinigen ſo ungerechter Weiſe hatte erdulden müſſen und der Spruch der Geſchwornen, der die Direktoren der Bank zur Zahlung einer Entſchädigungsſumme von zehntauſend Dollars verurtheilte, war nicht ſobald bekannt geworden, als Amos Sparks ſich von der jauchzenden Menge umgeben ſah, und im Triumph in ſeine Wohnung getragen wurde unter lautem Jubel des Volkes, deſſen Stimme in dieſem Falle in Wahrheit Gottes Stimme war.

Digitized by Google

Feuilleton.

I.

Literatur.

Dante Alighieri's

Göttliche Komödie.

Metriſch übertragen und mit kritiſchen und hiſtoriſchen Erläuterungen verſehen

von

Philalethes.

Erſter Theil. Die Hölle.

Zweite, vermehrte Auflage, nebſt einem Titelkupfer von M. Retzſch, einer Karte und zwei Grundriſſen der Hölle.

Dresden und Leipzig. Arnold. 1839.

Den bereits vorhandenen Uebertragungen des großen Gedichtes des alten Guelfen reiht ſich dieſe auf ſehr ehrenvolle Weiſe an. Wenn frühere Bearbeiter es ſich zur Aufgabe machten, auch die Terzinen des Originals mit großer Genauigkeit wiederzugeben, ſo mußte die Treue im Wiedergeben des Gedankens nothwendig dabei in den Hintergrund treten, und die vielen dunkeln Stellen, die uns beim Leſen des Originals ſchon aufſtoßen, konnten eben ſo wenig gelichtet erſcheinen. Dieſen Uebelſtänden iſt in der vorliegenden, neueſten Bearbeitung vollſtändig abgeholfen. Zuerſt dadurch, daß der Reim geopfert iſt, und ſo ein Zwang beſeitigt wurde, der dem Ausdruck des Gedankens nunmehr einen freiern Spielraum läßt. Was das Ohr an Wohllaut vermißt, wird wohl reichlich durch den

Vortheil aufgewogen, daß Deutſche, die nicht im Stande ſind, ſich mit der ſchweren Lectüre des Originals zu befaſſen, hier einen treuen, **geiſtigen** Abguß in wohlverſtändlicher Sprache erhalten, die immer noch den Rhythmus und poetiſchen Schwung behalten hat, und ſich alſo vor einer Auflöſung in Proſa, wenn ſie jemals in unſerer ſpeculirenden Literatur-Periode verſucht werden ſollte, höchlichſt auszeichnen würde. Zweitens iſt eine ſolche Menge von erklärenden und berichtigenden Noten, aus den Fundgruben des mannigfachſten Wiſſens geſchöpft, beigegeben, daß dem aufmerkſamen, fleißigen Leſer — und ein Anderer kann bei dieſem Werke kaum gedacht werden — kein Zweifel, keine Frage unbeantwortet bleiben wird.

Da es längſt in Deutſchland bekannt iſt, wer der erlauchte Verfaſſer iſt, der ſich unter dem Namen Philalethes verbirgt, ſo halte ich mich überhoben, hier ſeinen wahren Namen zu nennen, weil dieſes immer den Schein einer Indiscretion auf ſich laden könnte, obgleich ich doch das nicht auszuſprechen unterlaſſen will, was gewiß Viele mit mir empfinden: wie höchſt erfreulich es iſt, einen deutſchen, den höchſten Intereſſen ſeines Landes ſtets zugewendeten Fürſten mit ſo ſchönen, ernſten, ja tiefſinnigen Studien die Stunden ſeiner Muße ausfüllen, und dann mit ſolchen gediegenen Reſultaten an das Licht treten zu ſehen, die als wahrhafte Bereicherungen der Literatur zu betrachten ſind.

Als Probe des Ganzen ſey es mir erlaubt, die allgemein gekannte Epiſode des Ugolino, aus dem Anfange des dreiunddreißigſten Geſanges, herzuſetzen. Jeder Leſer, der im Stande iſt, dieß mit dem Originale oder mit den früheren Ueberſetzungen zu vergleichen, wird dieſe Leiſtung zu würdigen wiſſen.

Dreiunddreißigſter Geſang.

1 Den Mund erhob vom grauſen Mahl der Sünder,
Abwiſchend an den Haaren ihn des Hauptes,
Das am Genick' er übel zugerichtet.
D'rauf fing er an: „Verzweiflungsvolle Schmerzen
Soll ich erneu'n, die mir das Herz beklemmen
6 Bei'm Denken ſchon, eh' ich davon noch ſpreche;
Doch kann mein Wort ein Saame ſeyn, dem Schande
Entſprießt für den Verräther, den ich nage;
Magſt du zugleich mich weinen ſeh'n und reden.
Nicht weiß ich, wer du ſey'ſt, noch auf was Weiſe
Du hier herabkamſt, doch ein Florentiner
12 Scheinſt in der That du mir nach deiner Sprache.
So wiſſe denn, ich war Graf **Ugolino**,
Erzbiſchof **Roger** Dieſer, und vernimm jetzt,
Warum ich ihm bin ein ſo läſt'ger Nachbar 1).
Daß ich in Folge ſeiner ſchlimmen Ränke,
Mich ihm vertrauend 2), eingekerkert wurde
15 Und dann getödtet, brauch' ich nicht zu ſagen.
Doch das, was du nicht kannſt erfahren haben,
Wie grauſam nämlich iſt mein Tod geweſen,
Das hör', und ſieh, ob er mir weh' gethan hat.
Ein enges Loch im Umkreis' jenes Käfigs,
Der jetzt nach mir den Namen trägt des Hungers 3).

---

1) Zur Erläuterung der nachfolgenden Erzählung dient die hiſtoriſche, größtentheils aus den Quellen geſchöpfte Skizze am Schluſſe dieſes Geſanges.

(Dieſe konnte hier nicht mehr mitgetheilt werden. D. R.

2) Daß bei dem Bündniſſe zwiſchen **Roger** und **Ugolino** von beiden Seiten nicht mit ganz redlichem Sinne verfahren worden ſey, iſt wahrſcheinlich, doch blieb **Ugolino** der betrogene Theil.

3) Die Lokalität dieſes Thurmes iſt jetzt ziemlich genau ermittelt, und ſeine Subſtructionen ſind noch jetzt zu ſehen an einem dem Stephansorden gehörigen Gebäude zu **Piſa**. In der Schenkungsurkunde dieſes Gebäudes an den Orden aus den Zeiten der **Medicäer** heißt es:

„Donamus turrem olim dictam della fame.“

Der Ausdruck „muda,“ den ich durch „Käfig“ überſetzt habe, ſoll von „mudare,“ „die

Digitized by Google

Und andere dereinſt noch muß umſchließen,
Es hatte manchen Mond durch ſeine Oeffnung 4)
Mir ſchon gezeigt, als unheilvoll ein Schlummer
Den Schleier mir zerriß vor meiner Zukunft.
Es ſchien mir Dieſer hier als Herr und Führer
Den Wolf mit ſeinen Wölflein hinzujagen
Zum Berg', der Lucca den Piſanern decket 5).
Und vor ſich her ließ er mit magern, ſcharfen,
Wohleingehetzten Hündinnen Gualandi,
Zuſammt Sismondi und Lanfranchi ſprengen 6).
Nach kurzem Lauf' ſchon ſchienen Söhn' und Vater
Ermattet mir, und ihre Weichen ſah ich
Aufreißen, däuchte mir, mit ſpitzen Fängen 7).
Als ich vor Tagesanbruch d'rauf erwachte,
Hört' ich die Söhnlein, die mit mir hier waren,
Im Schlafe weinen und nach Brod verlangen.
Wohl hart biſt du, wenn du bei dem Gedanken
Deß, was mein Herz jetzt ahnte, nicht ſchon trauerſt!
Und weinſt du nicht, weßhalb pflegſt du zu weinen?
Wir waren wach jetzt, und die Stunde nahte,
Wo man uns Speiſe ſonſt zu bringen pflegte;
Doch Jeder zweifelte ob ſeines Traumes,
Als unter uns des grauſen Thurmes Thor ich
Zuſchließen hörte, d'rob ich meinen Söhnen
In's Angeſicht ſah, ohn' ein Wort zu ſprechen.
Nicht weint ich, ſo erſtarrt war ich im Innern,
Doch jene weinten, und mein Anſelmuccio
Sprach: „„Blickſt mich ja ſo an, was haſt du, Vater?““
Doch keine Thrän' entfiel mir, und nicht gab ich
Den ganzen Tag ihm, noch die Nacht d'rauf Antwort,
Bis ſich der Welt zeigt' eine neue Sonne.
Als nun ein ſchwacher Strahl in's ſchmerzensvolle
Gefängniß drang und auf vier Angeſichtern
Das Ausſeh'n ich des eigenen gewahrte,
Biß ich vor Schmerz mich ſelbſt in beide Hände;
Doch Jene, glaubend, daß ich's aus Begierde
Nach Speiſe thät, erhoben ſich bebende
Und ſprachen: „„Vater, minder ſchmerzlich wär's uns,
„„Wenn du von uns jetzt äßeſt, du umgabſt uns
„„Mit dieſem Jammerfleiſch', nimm es uns wieder.““
Da ward ich ſtill, ſie mehr nicht zu betrüben,
Stumm blieben wir den Tag all' und den nächſten.
O harte Erde, daß du dich nicht aufthatſt!
Doch als wir bis zum vierten Tag' nun kamen,
Fiel Gaddo ausgeſtreckt zu meinen Füßen
Und rief: „„Mein Vater, ach! was hilfſt du mir nicht?““
Dort ſtarb er, und wie du mich hier erblickeſt,
Sah ich die Drei, Eins nach dem Andern, fallen,
Vom fünften Tag' zum ſechsten, d'rauf ich blind ſchon
Begann herum zu tappen über Jeden,
Und ſie drei Tage rief nach ihrem Tode,
Bis Hunger that, was nicht der Schmerz vermochte 8)."

Federn wechſeln," „ſich mauſern," herkommen, weil früher dort Falken aufbewahrt wurden.

4) Ugolino blieb vom Auguſt 1288 bis zum März 1289, alſo ungefähr 7 Monate, in dem Thurme der Gualandi.

5) Der zwiſchen beiden, kaum 12 Miglien von einander entfernten Städte liegende Berg Monte S. Giuliano.

6) In dieſer erträumten Wolfshetze erſchien ihm Roger als der Herr der Jagd, die andern Häupter der Ghibellinen als Jäger und Führer der Hunde, unter welchen das Volk verſtanden werden mag.

7) Pſychologiſch ſehr richtig erſcheint dem Ugolino in dem erwähnten Traume der innere Schmerz des Hungers als eine von außen beigebrachte Verwundung.

8) Dante nimmt alſo an, daß Ugolino erſt am neunten Tage geſtorben ſey, was mit der Erzählung des Francesco da Buti in keinem Widerſpruche ſteht, da derſelbe ſagt, daß man die Thüren nach acht Tagen (dopo gli otto giorni) geöffnet habe. Uebrigens hat eine Handſchrift V. 72. ſtatt „vom fünften Tag zum ſechsten," „vom vierten Tag zum fünften."

Sprach's und ergriff verwandten Blick's den Schädel,
Den jammervollen, wieder mit den Zähnen,
Die wie ein Hundsgebiß die Knochen malmten.
Weh' Piſa dir, du Schandfleck alles Volkes
Des ſchönen Land's, allwo das *ſi* ertönet 9)!
Da langſam ſind die Nachbarn, dich zu ſtrafen,
Bewege ſich Capraja nebſt Gorgona 10),
Sich alſo dämmend vor des Arno Mündung,
Daß es in dir die Menſchen all' erſäufe.
Denn ward Graf Ugolino gleich bezüchtigt,
Er hab' ob der Caſtelle dich verrathen 11),
Sollt'ſt du die Söhn' auf's Kreuz doch ſo nicht ſpannen;
Unſchuldig machte ja, du jüng'res Theben 12),
Die Jugend Uguccione und Brigata
Und jene Zwei, im Lied' genannt ſchon oben 13).

---

wodurch nicht nur der Einklang hergeſtellt, ſondern es ſogar wahrſcheinlich gemacht wird, daß Dante von den Umſtänden genau unterrichtet geweſen ſey.

9) Die romaniſchen Dialecte unterſchied man in jener Zeit in Langue de si, Langue d' oc und Langue d'oui. Dante, in ſeinem Tract. de vulgari eloquentia, ſagt hierüber Folgendes: Der ganze Strich Landes von der Mündung der Donau oder dem Palus Majeotis nach Weſten hin bis zu den Grenzen von England, Italien und Frankreich hat eine einzige Sprache, obgleich ſie dann bei Slavoniern, Ungarn, Deutſchen, Sachſen und Engländern in verſchiedene Dialecte (vulgari) ſich theilt, wobei ihnen als das einzige Zeichen ihres gemeinſchaftlichen Urſprungs der Umſtand blieb, daß faſt alle vorgenannte Völker, wenn ſie etwas beſtätigen wollen, „Ja" ſagen. Von da an nach Oſten, das heißt, von der Grenze von Ungarn an, beginnt eine andere Sprache. Jener Strich aber, der von Europa noch übrig bleibt, erhielt eine dritte Sprache, obgleich ſie gegenwärtig dreifach getheilt iſt, denn wenn ſie etwas bejahen wollen, ſagen andere oc, andere oui und wieder andere si; nämlich Spanier, Franzoſen und Italiener. (Dante, de vulg. eloq. Cap. VIII.) Man ſieht hieraus, daß Dante richtig die drei Hauptſprachen in Europa unterſchied, obgleich er die Ungarn und Slavonier fälſchlich zu den deutſchen Nationen rechnet.

10) Capraja und Gorgona, zwei Inſeln in der Nähe von Piſa.

11) Dante ſcheint hiernach die Ueberlieferung der in nachfolgender Erzählung erwähnten Caſtelle an die Luccheſer dem Ugolino hauptſächlich als Verrath am Vaterlande zum Vorwurfe zu machen, obgleich, wie aus derſelben Erzählung erhellt, dieſes nicht der einzige Verdacht iſt, der ihn trifft. Uebrigens ſagt keiner der Quellenſchriftſteller mit deutlichen Worten, daß Ugolino jene Veſten auf verrätheriſche Weiſe den Feinden übergeben habe, obgleich ſie ihm faſt allgemein die Schuld davon zuſchreiben. Daß es dabei nicht ganz in der Ordnung herging, erhellt jedoch ſchon daraus, daß der Krieg deſſenungeachtet fortgeſetzt wurde, und nur in Bezug auf das einzige Caſtell Ripafratea erwähnt die ältere Chronik von Piſa, daß Ugolino den Piſanern gerathen habe, daſſelbe den Luccheſern abzutreten.

Auf eine etwas unzuſammenhängende Weiſe erzählt Benvenuto da Imola in ſeinem Commentare, Ugolino habe, als er zur Herrſchaft gelangt ſey, um ſich darin zu befeſtigen, eine ſeiner Töchter an den Grafen Guido von Battifolle, einen Guelphen, die andere an einen Grafen Aldobrandini von Santafiore verheirathet. Erſterer habe er als Mitgift Ripafratta unter dem Schutze der Luccheſer, der andern Siverotti unter dem Schutze der Florentiner gegeben. Dieſe an ſich unwahrſcheinliche Erzählung wird es dadurch noch mehr, daß Aldobrandini (der übrigens eine Nichte oder Enkelin und keine Tochter des Grafen zur Frau hatte) ein Ghibelline war und alſo ſchwerlich unter den Schutz des guelphiſchen Florenz ſich geſtellt haben würde.

Es ſcheint nach dieſem Allen nicht unwahrſcheinlich, anzunehmen, daß Ugolino jene Schlöſſer oder zum mindeſten Viareggio, allerdings ohne Zuſtimmung der Piſaner und vielleicht zur Befeſtigung ſeiner eigenen Macht, heimlich den Luccheſern übergeben habe.

12) Dante vergleicht die Gräuel der Piſaner mit den Gräueln, die zu Theben in Cadmus's Geſchlecht begangen wurden.

13) Die hier folgende weitläufige Notiz über das Geſchlecht Ugolino's muß gleichfalls wegbleiben. D. R.

Die Ausſtattung des Ganzen iſt dem Werke vollkommen angemeſſen. Mit gerechtem Verlangen ſehen wir dem Erſcheinen des Purgatoriums entgegen, und werden dann nicht unterlaſſen, auf das Ganze zurückzukommen. Nach einer Aeußerung am Schluſſe der Vorrede haben wir dann wohl auch noch manche Verbeſſerungen und Bereicherungen zu erwarten, die dem Verfaſſer, bei ſtets näherem und innigerem Vertrautwerden mit ſeinem Stoffe, ſich von ſelbſt anbieten.

A. L.

Franzöſiſche Literatur.

Contes et nouvelles, traduit du chinois par Théodore Pavie, enthaltend: **les Pivoines, tiré du recueil Kio-Kou-Ky-Kwan; le Booze Kai-Tsang sauvé des eaux; le poète Ly-Tai-Pé; le lion de Pierre; le Roi des Dragons; les Renards-fées; le luth brisé.**

— Von Balzac erſcheint nächſtens: **l'Israélite.**

— **Oeuvres complètes de Rotebeuf, trouvère du XIII. siècle (inédites jusqu'ici).** Nach den Manuſcripten in der königlichen Bibliothek herausgegeben. Rutebeuf lebte unter dem heil. Ludwig von 1250 bis 1285, und hat ſechszig größtentheils hiſtoriſche Stücke hinterlaſſen, die ſich auf berühmte Zeitgenoſſen beziehen.

— **La fille du Musicien, drame en trois actes, imité de Schiller, par Crosnier et de Ferrière**, eine Umgeſtaltung von Kabale und Liebe, die ſchon früher auf dem Theater erſchien.

Miscellen.

Grattan, bekanntlich der erſten einer, die Irland aus ſeiner troſtloſen Verſunkenheit zu wecken und zu retten bemüht waren, deſſen Name überall mitgenannt wurde, wo man jene ſo blut- und thränenreiche irländiſche Frage debattirte, deren glückliche Löſung jetzt wohl nicht mehr ferne liegt, der in Wort und Schrift muthig für die Befreiung ſeiner Landsleute kämpfte, hat in ſeinem Sohne einen liebevollen und tüchtigen Biographen gefunden: die „**Memoirs of the Life and Times of the right honourable Henry Grattan**“ haben einen hohen hiſtoriſchen Werth.

Folgender Zug aus Grattans Leben gibt einen anſchaulichen Begriff von der herzinnigen Leidenſchaft, mit der jener gewaltige Redner ſeiner politiſchen Laufbahn folgte, ſeine politiſchen Zwecke erſtrebte. Maſter Day, ein Jugendfreund Grattans, theilt ihn in folgenden Worten mit:

„Wir hatten im Windſor-Walde ein Haus gemiethet. Unſere Wirthin konnte ſich gar nicht in die abſonderlichen Gewohnheiten meines berühmten Gefährten finden. Sie beklagte ſich oft bei ihren Nachbarn über ihr Unglück, das ihr einen elenden Tropf als Miethsmann gegeben habe, der, ſtatt zu ſchlafen, die langen Nächte hindurch im Garten umhergehe, laut mit ſich ſelbſt rede, und mit emphatiſchen Anreden einen Herrn Speaker, einen unſichtbaren und ganz und gar nur in ſeiner Phantaſie lebenden Mann, überhäufe *).“

*) Bekanntlich richten die Redner im engliſchen Unterhauſe ihre Anrede und ihre Argumente nicht an die Verſammlung, ſondern an den Vorſitzenden, den Sprecher, speaker, der dieſen Namen wahrſcheinlich davon hat, daß er keinen Theil an der Debatte nimmt, es ſey denn, daß er einen der Gentlemen zur Ordnung zu rufen ſich genöthigt fühlte.

„Einſt, als der Mond hell und freundlich ſchien, war Grattan in ſeinem Eiſer aus dem Garten in den Wald gerathen. Von Zeit zu Zeit blieb er ſtehen, und richtete, wie er das oft zu thun pflegte, an irgend einen Baum, als wohlwollenden und ſchweigſamen Zuſchauer, eine kleine Rede. So kam er denn nach vielen Reden von Baum zu Baum bis an einen, glücklicher Weiſe leeren Galgen, und war ſchon im beſten Zuge, ſich auch an dieſen mit einer Rede zu wenden, als ihn plötzlich Jemand auf die Schulter ſchlug."

„Der Unbekannte, der ihn mit ſo wenig Umſtänden behandelte, betrachtete ihn lange lächelnd, und fragte dann in ſehr freundſchaftlichem Tone, indem er auf das Civiliſations-Inſtrument hinwies, dem Kaiſer Carl V. bekanntlich mit ſo hoher Achtung zugethan war: „„Wie zum Teufel haben Sie es denn angefangen, unter dieſen hier zu kommen?""

„„Ich ſetze voraus,"" antwortete der nächtliche Improviſator ſehr höflich, und ohne im Geringſten aus der Faſſung zu kommen, „„daß Sie irgend ein Intereſſe haben, dieſe Frage an mich zu richten.""

— Die Senate der freien Hanſeſtädte Hamburg und Bremen haben dem Freiherrn von Reden ein Dankſchreiben für die ihnen überſandten Exemplare ſeines ausgezeichnet fleißig und umſichtig gearbeiteten Werkes über die Statiſtik des Königreichs Hannover überſandt. Der Senat der Stadt Hamburg hat dem Herrn von Reden mit dem Schreiben einige auf die ſpecielle Geſchichte Hamburgs ſich beziehende Denkmünzen überſandt, und der Bremer Senat den Wunſch an ihn gerichtet, er möge ſich zur Ausarbeitung eines umfaſſenden Werkes über den norddeutſchen Seehandel entſchließen.

— Von dem Archimandriten Gabriel in Kaſan iſt der erſte und zweite Theil einer Geſchichte der Philoſophie erſchienen.

II.

Bildende Kunſt.

Miscellen.

In Berlin findet eine ſehr intereſſante Verlooſung von bronzenen Bildwerken des Herrn Heinrich Hopſgarten ſtatt. Die ganze Sammlung, aus zweiundzwanzig Stücken beſtehend, iſt, nebſt den Koſten der Ausſpielung, auf viertauſend ſechshundert zwei Thaler taxirt. Eben ſo viele Looſe zu einem Thaler bilden nun die Lotterie. Der Hauptgewinn: Copie der bekannten Antike, „der Dornauszieher," drei Fuß hoch, wird für fünfhundert Thaler angeſchlagen.

— Ebendaſelbſt iſt eine Gallerie aus zweihundertachtzig Miniaturbildniſſen der berühmteſten Maler, Architecten, Kupferſtecher, Steinſchneider und Bildhauer aus dem vierzehnten bis ins achtzehnte Jahrhundert dem Publikum geöffnet worden. Dieſer Schatz iſt Eigenthum eines vornehmen Kunſtfreundes geworden, der darein willigt, dem Publikum dieſen Genuß zu verſchaffen, bis er ſeinen Privatſammlungen einverleibt wird.

— In Braunſchweig wird die nachgelaſſene Sammlung von Gemälden und anderen Kunſtgegenſtänden des Herrn

Braun, ehemaligen Inhabers des Hotel d'Angleterre, am erſten October d. J. verſteigert. Kataloge ſind durch alle Buch- und Kunſthandlungen gratis zu erhalten, die ſich deßhalb an Brockhaus in Leipzig oder Vieweg in Braunſchweig zu wenden haben.

— Die Kunſtausſtellung in Lübeck beſtand aus fünfhundert dreiundachtzig Nummern; darunter waren Bendemanns Jeremias und Leſſings Huſſitenpredigt, die der Beſitzer, S. K. H. der Kronprinz von Preußen, großmüthigſt zur Ausſtellung geſandt hatte. Auch von Overbeck waren ein Gemälde und eine Sepiazeichnung vorhanden.

— Die Freiherren von Rothſchild laſſen Kaiſer Lothar II. von Bendemann und Otto IV. von Oppenheim für den großen Saal im Römer zu Frankfurt malen.

— Von dem als höchſt talentvoll bekannten Maler Oſterwald ſoll nächſtens eine Gallerie der ausgezeichnetſten und intereſſanteſten Anſichten von den Städten, Domen, Kirchen und ſonſtigen Baudenkmälern aus alter und neuerer Zeit im Königreich Hannover erſcheinen.

III.

Theater.

Miscellen.

Theaternachrichten aus Italien. Mlle. Emilie Hallez, eine franzöſiſche Sängerin, hat die Rolle der Beatrice im Theater zu Palermo mit vielem Beifall geſungen. Beide Blätter jener Stadt, **l'Occhio** und **la Fata galante**, ſind ihres Lobes voll. Neben ihr traten die Sänger Roſſi und Rinaldini auf. Mad. Brugnoli entzückt noch immer die Neapolitaner, deren erſte Tänzerin ſie iſt.

In Lucca macht der Impreſario Lanari alle nur möglichen Anſtrengungen, ſein Publikum zufrieden zu ſtellen. Mad. Strepponi und die Sänger Mariani und Ronconi haben der Erwartung der Kenner entſprochen. Lucia di Lammermoor wird beſonders gut gegeben.

Das Theater Carignano in Turin wurde mit der Oper: **Gemma di Vergy**, eröffnet. Berger, Maggiorotti, Roſſi und Mad. Thereſe Brambilla ſangen die Hauptrollen. Bei der erſten Aufführung war der Erfolg der neuen Oper ſehr zweifelhaft; als ſie ſpäter wieder gegeben wurde, applaudirte man den Sängern. Das Ballet: Francesco Sforza, von Briol, hat die Freunde des Tanzes nicht zufrieden geſtellt; nur die Coſtüme und Decorationen dieſes Ballets haben gefallen.

Mailändiſche Blätter geben ausführliche Berichte über die Repriſe von Roſſini's **Italiana in Algieri** auf dem dortigen Theater della Scala. Zwei neue Künſtler, Mad. Romieri-Marini und der Tenoriſt Salvi, traten darin vor einem Publikum auf, das eben nicht als nachſichtig gilt. Sie gefielen indeſſen und wurden engagirt. Mad. Romieri-Marini wird neben den drei übrigen Primadonnen, den Damen Spech, Mazarelli und Marietta Brambilla, auftreten.

— Auch in Spanien ſcheint Donizetti Glück zu machen; ſeine Opern „Torquato Taſſo“ und „die Puritaner“ haben in Sevilla ſehr gefallen.

— „Zampa,“ von Herold, wird in Liſſabon mit vielem Beifall gegeben. Die Bemühungen des Impreſario, Grafen del Farobo, alle Opern, die er dem Publikum vorführt, glänzend auszuſtatten, werden allgemein anerkannt.

— Das **Théâtre de la Renaissance** gibt „**Philantropie et Repentir**,“ ein ſehr luſtiges Baudeville, als Gegenſtück zu „**Misantropie et Repentir.**“

— Delavigne's neues Trauerſpiel, in dem Mlle. Rachel die Hauptrolle ſpielen wird, heißt: „**la fille de Chimène.**“

— Dem. Caroline Müller aus Wien iſt in Paris; die Mars führte ſie ins **Théâtre français**, und Herr Védel, der Director, hat ihr ſogleich eine Loge für die Zeit ihres Aufenthaltes offerirt.

— Das Hauptwerk dieſes Winters, welches die **Académie-Royale** in Paris zur Aufführung bringen wird, iſt die Oper: „**les Martyrs,**“ von Donizetti. Man ſpricht von einem großen Luxus in Coſtümen und Decorationen. Die Hauptrollen werden Dûprez, Derivis, Serda, Maſſol und Mad. Dorus haben. Vor dieſer Oper ſoll jedoch „**le Drapier,**“ von Halevy, zur Aufführung kommen. — In der komiſchen Oper kommt auch eine neue Oper von Donizetti zur Aufführung, die ganz neue Situationen und eine originelle Komik enthalten ſoll. — Die große Oper hat einen jungen Sänger, de Madron, aus den Pyrenäen gebürtig, engagirt, der die Stimme Mario's mit Dûprez's Geſangsmethode verbinden ſoll. Er wird nächſtens als Tell auftreten.

— Die Aufführung des Don Carlos auf dem kleinen Luxembourg-Theater in Paris ſcheint eine Art von Senſation gemacht zu haben. Der Bearbeiter hatte nur discrete Abänderungen vorgenommen, wie ſie die franzöſiſche Scene nothwendig bedingte; wer er ſey, wird nicht geſagt, und die Schauſpieler ſollen die Schönheiten und die hohe literariſche Wichtigkeit des Werkes begriffen haben. Man glaubt, der überaus glänzende Erfolg dieſer Vorſtellung werde die Direction veranlaſſen, mehre deutſche Stücke zu geben.

IV.

Geſellſchaft.

Mary Moyes.

Mittwoch den 11. September meldete ſich eine junge und ſchöne Dame bei Moſes Jenkins, dem Aufſeher des Monuments in London, jener ungeheuer hohen Säule, die zum ewigen Angedenken an die furchtbare Feuersbrunſt, welche die Hauptſtadt im Jahre 1666 verheerte, errichtet worden iſt und auf deren Spitze man vermöge einer Wendeltreppe gelangen kann, und verlangte ſie zu beſteigen. Sie gab Jenkins das gewöhnliche Einlaßgeld von ſechs Pences und erkundigte ſich, ob zwei Damen und ein Herr, deren Ausſehen und Kleidung ſie genau beſchrieb, nicht ge-

kommen ſeyen. Da der Aufſeher antwortete, er habe die bezeichneten Fremden noch nicht geſehen, ſchien das junge Mädchen ſehr überraſcht und erzählte, der Herr und die Damen ſeyen mit ihr auf dem Dampfboote von Gravesend gekommen und hätten bei dem Monumente zuſammentreffen wollen, um dort die herrliche Ausſicht auf London zu genießen, die dieſer Standpunkt bietet.

Sie erbat ſich darauf die Erlaubniß, ſich in das Zimmer ſetzen zu dürfen, welches ſich in dem Piedeſtal der Säule befindet; dort wollte ſie ihre Geſellſchaft, die, wie ſie ſagte, nicht lange mehr ausbleiben könne, erwarten; ſie ſprach darauf mit Jenkins vom Wetter und anderen gleichgültigen Dingen. Nach Verlauf von etwa zwanzig Minuten ward ſie ungeduldig, ſagte, ſie wolle das Monument allein beſteigen und bat den Aufſeher, wenn der Herr und die Damen kämen, möge er ihnen nur ſagen, ſie ſey ſchon hinaufgeſtiegen, da ſie müde geworden wäre, noch länger zu warten.

Ihre liebenswürdige und faſt luſtige Art, ſich zu unterhalten, hatte bei Jenkins in keiner Hinſicht Verdacht erregen können.

Nach Verlauf einiger Minuten hörte man ein großes Geräuſch; die Unglückliche hatte ſich von dem Gipfel des hohen Monuments herabgeſtürzt und war in ihrem Fall an eine eiſerne Klammer und den Steinplatten, welche die Stufen am Piedeſtal der Säule bilden, zerſchmettert. Sie hatte ihr Vorhaben mit faſt unbegreiflicher Kaltblütigkeit ausgeführt. Zuerſt legte ſie auf der Plattform Hut, Schleier, Shawl, Gürtel und Handſchuhe ab. Dann befeſtigte ſie an dem hohen eiſernen Gitter, das rund um die Plattform läuft, um Unglücksfälle zu verhüten, eine kleine Strickleiter, deren Ende in eine Art von Steigbügel auslief, und mit Hilfe derſelben kletterte ſie über die hohen Eiſenſtäbe hinweg auf den äußerſten Vorſprung der Säule, um ſich von da hinabzuwerfen.

Die Vorübergehenden, welche ſie fallen ſahen, erzählten, ſie habe den Schaft der Säule gar nicht berührt, der erſte Gegenſtand, gegen den ſie ſtieß, war ein Vogelbauer, der an einem eiſernen Haken über der Eintrittsthür in das Piedeſtal der Säule aufgehängt iſt; dann hat ſie mehre Blumenvaſen zerbrochen.

Der durchaus lebloſe Körper der Armen ward in ein nahes Gebäude an der Londoner Brücke gebracht, das zu vorläufiger Bewachung verunglückter und unbekannter Leichen beſtimmt iſt. Aus der Unterſuchung zweier Wundärzte geht hervor, daß der Kopf, der linke Arm, das Rückgrath und beide Schenkel an mehren Stellen zerbrochen ſind. Die junge Miß hatte ein ſchwarzſeidenes Kleid, weißſeidene Strümpfe und gefirnißte Schuhe getragen und am Zeigefinger der linken Hand einen einfachen goldenen Ring. Den ganzen Tag über wußte man nicht, wer ſie ſey. Abends ſieben Uhr, als der Lord-Mayor ſich zum zweiten Male an den Ort begab, wo ihre Leiche aufbewahrt wurde, ſtellte ſich ihm ein Fremder vor, der ihm eine wichtige Mittheilung zu machen habe; er ſagte aus, das Opfer jener verzweiflungsvollen That ſey Miß Mary Moyes, die drei und zwanzig Jahre alte Tochter eines Bäckermeiſters aus der City.

Den Vater, einen ſchon ſehr bejahrten Mann, feſſelte Krankheit an ſein Lager; er iſt Wittwer und Vater von fünf Töchtern, von denen Miß Mary die zweite war.

Schon eine Woche lang ſchien Miß Mary immer ſehr traurig zu ſeyn und weinte, ſo oft ſie nur allein war. In der Nacht, die dem letzten Tage ihres Lebens voranging, hatte ſie mit ihrer Schweſter in einem Zimmer geſchlafen, die ſie am andern Morgen fragte: „was fehlt

Dir denn, liebe Mary, Du haſt ja ganz rothe Augen?" — „Ach," antwortete dieſe, „Ich habe die ganze Nacht nicht ſchlafen können."

Nachdem ſie für einen Herrn, der bei ihrem Vater im Hauſe wohnte, das Frühſtück bereitet hatte, ging ſie fort, ohne zu ſagen, wohin. Ihrer Schweſter fiel das nicht auf, da ſie nicht gewohnt war, ihr ihre Geheimniſſe anzuvertrauen und ſelten litt, daß man läſtige Fragen an ſie richtete. Ungefähr eine halbe Stunde, nachdem ſie fortgegangen war, hörte ihre älteſte Schweſter, ein junges Mädchen habe durch einen Sturz vom Monumente herab, ihrem Leben ein Ende gemacht, war jedoch natürlich im erſten Augenblicke weit davon entfernt, dabei an ihre Schweſter zu denken. Im Laufe des Tages erzählte ſie jedoch ihrem kranken Vater das traurige Ereigniß, von dem die Rede gehe. „Großer Gott, mein armes Kind!" ſchrie der Greis auf, der alsbald ahnte, jene Unglückliche ſey ſeine Mary. Einige Minuten ſpäter fanden ihre Schweſtern auch ein Buch offen auf dem Kamine liegen; auf einem weißen Blatte deſſelben ſtanden von Miß Mary's Hand die Worte: „Erwartet meine Rückkehr nicht, ich bin mit dem feſten Entſchluß fortgegangen, meinem Leben ein Ende zu machen." Noch immer wollte indeſſen die arme Familie nicht an die Gewißheit eines ſo ſchrecklichen Ereigniſſes glauben; der Fremde, der in ihrem Hauſe wohnte, übernahm endlich das traurige Geſchäft, hinzugehen und ſich davon zu überzeugen. Die letzten Selbſtmorde vom Monumente herab datiren ſich von 1810 und 1811. Ein Juwelier Levy und eine Bäcker Leander aus Reading gebürtig, ſuchten auf dieſelbe Weiſe den Tod und fielen zerſchmettert am Piedeſtal nieder.

Unglückliche, von ihrem Vater gemißbilligte Liebe ſoll Urſache des verzweiflungsvollen Schrittes der armen Mary geweſen ſeyn.

Das Blatt hat ſich gewendet.

Unlängſt kam ein beim Pariſer Vaudeville-Theater angeſtellter Schauſpieler, als Mitternacht ſchon vorüber war, in eine abgelegene, menſchenleere Straße. Ein Menſch von ziemlich verdächtigem Aeußern nähert ſich ihm, ſetzt dem erſchrockenen Schauſpieler ein Piſtol auf die Bruſt, und fragt in barſchem Tone: „Wie viel Uhr iſt es, wenn es Ihnen beliebt, Herr?" Die Frage war zu deutlich, als daß ſie der Künſtler hätte mißverſtehen können; er zieht alſo, ſich in die nicht ſehr angenehme Nothwendigkeit ergebend, ſeine Uhr, gibt ſie dem Fremden, dem ſo ſehr viel daran gelegen ſcheint, zu wiſſen, was es an der Zeit ſey, und geht ſchnellen Schrittes davon. Da hört er in der Nähe das Geräuſch eines Wagens, und kehrt noch einmal zu dem Diebe zurück.

„Mein Herr," redet er ihn an, „Sie ſcheinen Ihr Gewerbe mit vieler Redlichkeit zu betreiben; hören Sie mir gefälligſt zu: Ich gehe jetzt nach Hauſe zurück, ich muß beweiſen können, daß ich wirklich beſtohlen worden bin, denn ich habe eine gar böſe Frau . . . Bringen Sie mich um, oder verſchaffen Sie mir irgend einen Entſchuldigungsgrund."

„Was ſoll ich denn thun?"

„Jagen Sie Ihre Kugel durch das eine Ende meines Paletots, ich werde dann meiner lieben Frau beweiſen können, daß ich erſt nach muthigem Widerſtande von meiner Uhr gelaſſen habe."

„Recht gern, breiten Sie nur Ihren Paletot aus."

Der Dieb zielt und drückt ab, das Zündhütchen knallt aber nur, und der Paletot wird nicht durchlöchert.

„Das iſt mir nicht genug, ſetzen Sie ein anderes Zündhütchen auf," bemerkte der Schauſpieler.

„Es thut mir leid, Ihnen nicht dienen zu können, aber mein Piſtol war

nicht geladen, ich wollte Ihnen nur Furcht machen.“

„Haben Sie denn keine andere Waffe bei ſich?“

„Nein.“

Kaum war dieſes Nein geſprochen, ſo faßt der Schauſpieler den Freund ſeiner Uhr beim Kragen: „Warte, Schuft,“ ruft er ihm zu, „jetzt ſind wir Beide gleich!“ und ringt ſo lange mit ihm, bis er ihn faſt leblos zu Boden ſtreckt, worauf er ihm ſeine Uhr wieder abnimmt, und als Siegeszeichen ſich das nur für den Schreck beſtimmte Piſtol aneignet.

Etwas für Componiſten.

Toinette.

Rose naissante,
Beauté piquante,
Fille charmante,
Nymphe des bois!
Ta vue enflamme
Un coeur, une ame,
Toi, fleur et femme,
Tout à la fois!

A ton aurore,
Qu'amour colore,
Bien plus encore
On se méprend.
Lorsqu'on se range
Sous ta phalange,
De près c'est l'ange,
De loin l'enfant.

Luxe futile,
Nature habile
Rend inutile
Tous tes efforts.
Oeillade fine,
Taille divine,
Bouche mutine,
Sont ses trésors.

Reine ou bergère,
Trône ou fougère,
Noble ou vulgaire;
Qu'importe au coeur!
C'est la fillette,
Belle Toinette,
Que veut, que guette,
L'amour vainqueur!

Miscellen.

Der berühmte Componiſt, Herr Julius Benedict aus London, der zum Beſuche ſeiner Familie und ſeiner Freunde einige Wochen in Stuttgart anweſend war, hat uns jetzt verlaſſen; doch hegen wir die Hoffnung, ihn in Kurzem wieder hier zu ſehen. Seine Oper, „der Zigeunerin Warnung,“ die in London ſo großen Succeß hatte, und von der ein ausführlicher Bericht in der Europa zu leſen war, wird nun wohl bald auf deutſche Bühnen kommen. Einem talentvollen Muſiker, Herrn Gollmick in Frankfurt, iſt das Arrangement für die deutſche Bühne übertragen.

— Den Reſtaurateur Lemardelay, in der Rue de Richelieu in Paris, wo die Literaten der Hauptſtadt gewöhnlich diniren, nennt ein Witzbolde „le restaurateur des lettres,“ ein Titel, der bekanntlich Franz I. beigelegt wurde.

— Ein Münchener Blatt ſagt: die Nachricht, daß Dr. Wirth in dürftigen Verhältniſſen lebe, iſt unrichtig; er ſteht vielmehr wegen Uebernahme einer Zeitungs-Redaction in Unterhandlung.

— Scribe reist den 29. d. M. nach Italien.

— Bei den Vorſtellungen des Thierbändigers van Amburgh kann man ſtets zehn Frauen auf einen Mann im Saale zählen.

— Die Künſtler in München haben den dort anweſenden Herren: Baumeiſter

Hittorf aus Paris, Gallerie-Director Waagen aus Berlin, und Hofmaler Schumacher aus Schwerin ein ſolennes Mahl veranſtaltet.

— Brief riner franzöſiſchen Primadonna an den Redacteur eines Journals:

„Monsieur le roide acteur! Vous avez dit biers que j'ai jouée comme une masse acre; vous en avez menti. J'ai été applaudie à mon entrée et à ma sortie par le parterre et l'éloge. J'ai même été rat pelé après la chute de la toile. Vous n'êtes qu'un paltoquet. Je me désabonne. Je ne suis plus votre servante. — Paméla.“

— Eine Dame ſagte, als man ihr die ſeltene Zähmung der van Amburghſchen Menagerie zu erklären ſuchte: „Dieſe gezähmte Menagerie, die Sie ſo ſehr in Erſtaunen ſetzt, iſt ein unterdrücktes Volk, das nicht inſurgirt, weil es nicht in das Geheimniß ſeiner Kraft eingeweiht iſt.“

— Durch alle franzöſiſchen Blätter ging vor einiger Zeit die Nachricht, die auch in der Europa mitgetheilt worden iſt: der durch den Proceß gegen Mademoiſelle de Morel bekannt gewordene, ehematige Reiterofficier, Emil de la Roncière, werde nächſtens begnadigt werden. Der Vater des Verurtheilten hat an die **Gazette des tribunaux**, in die jene Nachricht gleichfalls übergegangen war, folgenden Brief gerichtet, worin er derſelben widerſpricht:

„Herr Redacteur!

„Da ein in die **Gazette des tribunaux** eingerückter Artikel die Hoffnung erweckte, ich würde meinen Sohn in kurzer Friſt der menſchlichen Geſellſchaft wiedergegeben ſehen, ſo erwartete ich vertrauensvoll einen Erlaß der königlichen Gnade, die meinem Kummer eine ſo große Erleichterung bringen ſollte. Jetzt, da ich erfahren habe, daß meine Hoffnungen ſchlecht begründet waren, und wünſche, daß die Wahrheit bekannt wcede, bitte ich Sie, Sie mögen die Güte haben, dieſen Brief in eine der nächſten Nummern Ihres Blattes einzurücken, damit ſein Inhalt dieſelbe Oeffentlichkeit erhalte, wie der vorhergehende Artikel, der ohne Zweifel bloß durch ein Gefühl der Theilnahme, für das ich nur ſehr dankbar ſeyn kann, da er mir Troſt bringen ſollte, entſtanden iſt und niedergeſchrieben wurde.

Genehmigen Sie u. ſ. w.

Graf de la Roncière.“

— In Berliner Blättern lieſt man die Anzeige von einer neuen Erfindung, einer **Poudre de Chypre**, die allein den Haaren eine ausdauernde ſchwarze oder braune Farbe gibt. Niederlagen dieſes Verſchönerungsmittels ſind in allen preußiſchen Städten errichtet. Der Mann, der es erfunden, führt die beſcheidene Adreſſe: **Zur Blumen-Königin, Artiste adonisateur, Ami de la tête, Gustav Lohsé, Coiffeur et Parfumeur de Paris.**

Die artiſtiſchen Beilagen.

Wir übergeben unſern Leſern:

2) An die Liebende, Gedicht von König Ludwig von Bayern, componirt von C. Gollmick.

August Lewald.

Digitized by Google

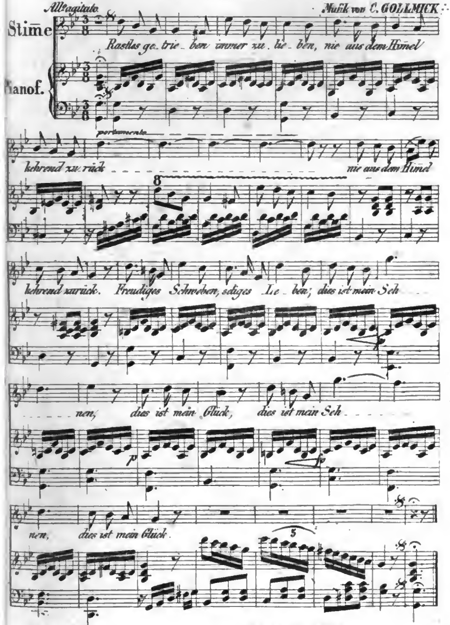
DANTE UND BEATRICE.

Digitized by Google

An die Liebende.

Gedicht von König Ludwig von Bayern.

Musik von C. GOLLMICK



Ferne der Erde
Schon ein Gefährte
Seliger Geister beseligt zu seyn,
Glühend zu fühlen,
Nie zu erkühlen,
Leben und lieben in ewigem Verein.

Sturmen die Wogen,
Wölbet ein Bogen
Sich von der Erde zum Himel hinauf.
Dieser ist offen
Unserem Hoffen
Nimmt die Liebenden liebevoll auf.

Digitized by Google

Des Meerfenchel-Sammlers *) Geſchichte.

Von

K. A. Kreling.

„Hier, Sir, ſtieg Hr. Clements hinunter.“

„Wie furchtbar!“ rief ich, und wagte kaum, den Blick in die jähe Tiefe von zum Mindeſten ſechshundert Fuß an der Klippe hinab.

Um in wenigen Worten wiederholend zuſammen zu faſſen, was faſt eine Stunde eingenommen hatte, und mit Weglaſſung ſeiner Abſchweifungen, lautete des Meerfenchelſammlers Erzählung etwa ſo: —

Gegen Ende des letzten Jahrhunderts hatten er und ſein Vater — beide, ihres Gewerbes, Meerfenchelſammler — einen Herrn Clements, unter ziemlich merkwürdigen Umſtänden, den Klippenhang hinablaſſen geholfen. Herr Clements kehrte eben auf den Dünen, von der damals abgelegenen, jetzt aber von der Modewelt vielbeſuchten Stadt ****

*) Die meiſten Leſer kennen wohl aus Beſchreibungen das mühſame und oft lebensgefährliche Geweebe der Meerfenchelſammler an einzelnen Theilen der „eiſenumgürteten Küſten“ Englands, den Kalkklippen Cornwall's u. ſ. w. Der Meerfenchel — engl. samphire (vielleicht eine Corruption vom franz. herbe de St. Pierre) — wird zum

heim, als er etwa eine kleine halbe Stunde vom Ufer ein Boot erkannte, das auffallend einem glich, in welchem ſeine Gattin und deren Schweſter ſehr häufig ganze Stunden in einer kleinen Bay oder Inbucht der See, nahe bei ſeinem Hauſe, zuzubringen pflegten. Er eilte heim, blos um alle ſeine Zweifel, wegen ihrer Identität, gehoben zu ſehen, fand aber, als er ſchnell nach dem Orte, wo er ſie zuerſt beobachtet hatte, zurückkehrte, zu ſeinem unnennbaren Schrecken, daß das Boot von den Darinſitzenden verlaſſen worden war, die man auf den Felſen unter der Klippe wandeln geſehen hatte. Ihnen vom Meer aus, von der einen oder der andern Seite, zeitig genug beizukommen, um ſie

———

Einpöckeln, oder Einmachen in Eſſig, ſehr geſchätzt und geſucht: eine Eigenthümlichkeit dieſes Krauts iſt, daß es nie in Boden, den die See überſpühlt, ſeine Wurzel ſchlägt. Burnet erzählt ein intereſſantes Beiſpiel, wie die Kenntniß dieſer Eigenthümlichkeit mehre Menſchenleben rettete. Im Jahr 1821 ſcheiterte im Canal von Bechy-Head ein Schiff, von deſſen Bemannung nur vier Matroſen dem Wellengrabe entgingen. Durch den Ungeſtüm der Wogen mitten in finſterer Sturmnacht auf die Klippen geworfen, klammerten ſich die vier Schiffbrüchigen Rettung ſuchend an einer, der das Vorgebirg (Bechy-Head) bildenden Klippenerhebungen feſt, und harrten in einem Zuſtande der todesſchmerzlichſten Spannug dem grauenden Morgen entgegen. Mit jeder Sekunde rückten die tobenden Waſſer näher, und drohten das Fleckchen, auf dem ſich die vier Seeleute geſammelt hatten, zu überfluthen, bis ſie die leidige Gewißheit zu haben wähnten, daß, ſobald die Fluth ihre volle Höhe erreichen werde, ihr Zufluchtsort ſie nicht länger vor dem Verderben erretten könne. Der Sturm ſchleuderte wüthend den Schaum wider die Felſen; ihre Stimmen verhallten im Brüllen der Winde; und wären ſelbſt die Seeleute irgend eines Fahrzeugs in der Nähe ihrer Lage inne geworben, ſo würde es ihnen doch nichts genützt haben, da ſie die Klippen nicht hätten erreichen können. Inmitten eines Auftritts, der die Hilfskräfte des Kleinmüthigen niedergedrückt haben würde, ſuchten die bedrängten Männer noch ein Mittel des Entrinnens zu erdenken. Kein Plan wollte ſich indeſſen bieten, außer — ſich auf den Ocean hinaus zu ſtürzen, in der Hoffnung, von dem Wüthenden an irgend ein Ufer geworfen zu werden, wo ſie ſich aus dem Bereich der Wellen zurück ziehen könnten, oder doch lieber eines ſchnellen Todes ſtürben, anſtatt in Angſt und Qual ſeinem langſamen Näherkommen entgegen zu ſehen. In dieſem furchtbaren Entſcheidungsaugenblick griff einer der Männer, unvermögend, länger dem Sturm zu widerſtehen, Halt ſuchend nach einem Kraut auf dem Felſen, welches, wie ein augenblicklich aufleuchtender Blitz ihn entdecken ließ, ein Schößlein Meerfenchel war. Zum Glück wußte der Seemann, daß der Meerfenchel nie auf Land Wurzel ſchlägt, das der Ocean überfluthet, und neuen Muth und Sicherheit aus dieſem Umſtande ſchöpfend, beſchloſſen ſie, bis zum Tage auf der Klippe auszuhalten, wo ſie denn auch endlich von einigen Leuten, die ſie von der Nachbarſchaft aus gewahrten, aus ihrer Noth erlöst wurden. —

von der ihnen nahe bevorſtehenden Gefahr zu erretten, war unmöglich. Die Fluth war in raſchem Steigen, und ihr Verderben ſchien unausbleiblich. In dieſem Nothdrange verfiel man auf die Meerſenchelſammler, und ließ ſie kommen; alle ihre eigenen Anerbietungen aber zurückweiſend, beſtand Herr Clements darauf, die Klippe ſelbſt hinunter zu ſteigen, in der Hoffnung, ſeine Gattin auf irgend einen Felſen oder Fleck ſo lange bergen zu können, bis die aus der Stadt **** eiligſt beorderten Boote herbeikämen.

So weit war der Meerſenchelſammler in der Geſchichte, die er mir während meines Umherſtreifens auf den Klippen erzählte, gekommen, als er, wie ſchon geſagt, innehielt, und auf die Stelle deutete, wo Herr Clements hinabſtieg.

Seinem Beiſpiel folgend, und neben ihm auf dem Graſe mich niederſetzend, ließ ich mir von dem alten Manne ſeine Geſchichte weiter erzählen. Ich gebe ſie ſo ziemlich mit ſeinen Worten:

„Nun, Sir! als wir fanden, daß wir ihn nicht dazu bereden konnten, einen von uns an ſeiner Statt hinuntergehen zu laſſen, ſo trieb der Vater, wie bei uns üblich, ein Brecheiſen ein Paar Fuß vom Rande der Klippe feſt in die Erde, wand dann das Seil einmal darum, damit wir Herrn Clements um ſo feſter halten könnten, und band's ihm unter den Armen feſt. Dann ließen wir ihn ſeinen Rock mit einem von unſern Kitteln vertauſchen, wie Sie ſie die gemeinen Leute hier in der Gegend tragen ſehen, und lehrten ihn, wie er die Füße feſt an die Klippenwand anzuſtemmen habe — gleichſam ſo; und ließen ihn das Seil zwiſchen die Hände nehmen, gerade oberhalb der Schleife, und ſagten ihm, er müſſe ſich vom Felſen, ſo weit er nur könne, auswärts lehnen, und mit den Füßen abwärts arbeiten und aufwärts ſchauen, und Acht haben auf die Steine und den Schutt, die das Seil etwa losriſſe. Wir ſagten ihm das Alles, Sir; und hießen ihn ſich nicht vor den Vögeln fürchten, denn ſie thäten ihm nichts; — die Sonne war ſchon drüben, Sir, und ſie verführen allezeit ein ſchauderhaftes Gekreiſch, wenn Einer die Klippe hinunter geht, wann ſie zur Rüſte gegangen ſind; — und daß er, wenn er ſich eines andern beſänne und zurück wollte, nur ein Paar Rucke am Seil thun ſolle, wo wir ihn dann alsbald heraufziehen würden. Nein, nein, ſagte der Herr Clements, das braucht's nicht! Komme ich unten an, ſo wartet eine Viertelſtunde; gebe ich euch am Ende der Zeit kein Zeichen, mich heraufzuziehen, ſo wißt ihr dann, daß die Frauenzimmer geborgen ſind, und alsdann ſputet euch, was ihr könnt, und ſchafft ein Boot von **** her. Ich bin bereit jetzt, ſagte er mit ſchwacher Stimme, und die

Zähne klapperten ihm dabei alleweile vor Herzensangſt. So bange, wie *den* in dem Augenblick, habe ich keinen Menſchen noch geſehen. Nun, Sir, der Vater und ich lüpften noch einmal das Seil, und Herr Clements lehnte ſich rückwärts über die Kante der Klippe. Hinunter ging er. Wir verloren ihn bald aus dem Geſicht.

Mit ſeinen Füßen arbeitend, wie ihm der Vater geſagt, derweil wir langſam vom Seil nachließen, wie er's brauchte, bewegte er ſich ein Stückchen weit heil hinunter; dann raſtete er auf einem Felsvorſprunge. All' *die* Zeit über hielt er die Augen feſt nach dem Himmel gerichtet, die Füße behutſam an den Kalk gedrückt, der Leib faſt in rechten Winkeln mit der Klippe, die Hände feſt am Seil, oder wie ein Schirm gegen den Regen von Steinen und Unrath, den es aufrührte, gehalten. Er war etwa ein hundert Fuß von der Spitze oben gekommen, als er plötzlich von der Klippe abglitſchend, mit Bruſt und Geſicht heftig gegen ſie geſchleudert ward. Im Beſtreben, ſeinen Fußhalt an den Felſen wieder zu gewinnen, brach er ſeinen gefaßten Vorſatz, und ſchaute unter ſich. 's iſt ein ſeltener Anblick *das*, zum erſten Male! Es gedenkt mir noch gut, wie mir der Kopf ſchwindelte, als ich auf's Waſſer — weit, weit drunten — ſchaute, und auf die Wellen, die zu ſehen, aber nicht zu hören waren, wie ſie ſich über die Sandkieſel brechen. Wo war da die Geiſtesgegenwart, mit der ſich Herr Clements ſo groß that? Er wollte ſchon einen Ruck an dem Seil thun, aber er gedachte ſeines armen Weibes, und *ein* Gedanke an ſie war genug. Er ſtrebte weiter. Einen Fußhalt wieder zu gewinnen, war unmöglich. Der Vater und ich ließen immerfort ſachte das Seil hinab; und das Geſicht gegen die Klippe, die Hände ausgeſtreckt und nach jedem Gegenſtande, wie er an ihm vorüberkam, haſchend, eingehüllt in einen Hagel von Kalk und Steinen, die zu vermeiden er die Kraft nicht hatte, keuchend und nach Luft ſchnappend — glitt der arme Herr Clements, ein anderes Hundert Fuß etwa weiter hinab. Hier machte die Klippe einen Bogen einwärts, und bildete eine mächtiggroße Höhle, wie der Felſen dort, Sir; und hin und her ſchwebend, und um und um, zwiſchen Himmel und Erde gleichſam, glitt er immer hinab. In der einen Secunde traf den weiten Ocean ſein ſchwindelnder Blick, in einer andern umflatterten, mit ſchrillem und zornigem Geſchrei, Schwärme der aufgeſcheuchten Vögel ſein Haupt. Abermals, Sir, fand er ſich an der Felſenwand hinabglitſchend, ſein Fleiſch ganz wund und zerrieben, und ſein Leib und ſeine Arme in Höllenmartern vom Druck des Seils. Abermals im Todesſchmerz, machte er eine raſende Kraftanſtrengung, einen Fußhalt wieder zu gewinnen, klemmte ſich aber

dabei das eine Bein in eine enge Felſenſpalte. Umſonſt kämpfte er ſich ab, es loszukriegen; er war entweder zu matt und ohnmächtig, oder das Glied zu feſt im Felſen eingezwängt. Alle ſeine Anſtrengungen waren nutzlos; und *wir*, es graust mir noch, Sir, da ich's erzähle, wir ließen immerfort vom Seile nach! Am Beine hängend, kopfabwärts, lag er da; und die Seeraben und die Möven kreiſchten um ihn und ſtimmten mit ihrem Gekrächze in ſein furchtbares Nothgeſchrei."

„Entſetzlich! und blieb er lange?"

„Nicht lang, Sir; der Vater merkte bald, daß am Seil kein Gewicht oder Ziehen mehr war, und aus ſeiner Erfahrung, was vorgegangen ſich denkend, holten wir es ein Paar Fuß herauf, und erlösten ſo Herrn Clements aus ſeiner peinvollen Lage. Von dem Augenblick an wußte er, wie er mir erzählte, ſelbſt nicht mehr, ob er aufwärts oder abwärts ſteige, bis er ſeinen Namen ſchwach rufen hörte. Er ſchlug die Augen auf. Wir hatten ihn über den Bogen einer mächtigweiten Höhle hinabgelaſſen, in der Alles ſtockfinſter war. Das Meer wälzte ſich unter ihm hinein; ſeine Füße berührten es; er fühlte, daß er entweder ſchwimmen oder ertrinken müſſe; ſchwach umkrampfte er das Seil; ein Freudeblick durchzuckte ſeine Adern, als er einen unerwarteten Fußhalt, auf einem unter den Wellen, etwa drei Fuß tief im Waſſer, verborgenen Felſen erſpürte; wie tief es ſonſt um ihn her war, focht ihn *für jetzt* nicht an. Bewegungslos blieb er ein Paar Sekunden auf dem Felſen. Da hörte er auf's Neue ſeinen Namen rufen; er klang immer aus der Höhle her.

Er machte ſich nun vom Seile los, und einen Verſuch, zu ſchwimmen; fand, daß er noch mehr Kraft habe, als er gedacht, — ſchwamm durch die Finſterniß, die Höhle hinauf; zerarbeitete ſich — ſank — ſtieg wieder empor — hörte ſeinen Namen lauter und näher rufen, — machte noch eine Kraftanſtrengung — fühlte den Sand, den weichen Sand unter ſeinen Füßen, — ſchwankte vorwärts, — taumelte und fiel, erſchöpft, in die Arme ſeines Weibes."

„Und ihre Schweſter?"

„Beide Frauenzimmer waren da, Sir. Die Höhle ging etwa fünfzig Fuß tief hinein, nach hintenzu allmählig aufwärts, und war theilweiſe mit Meerkräutern, Steinen und Sand gefüllt. Hierher waren Miſtreß Clements und ihre Schweſter, Zuflucht ſuchend, von der ſteigenden Fluth getrieben worden. Sie waren, eine Strecke unterhalb der Höhle, aus dem Boot heraus auf die Felſen geſtiegen, in der Hoffnung, einen Fußpfad oder Ausgang zu finden, auf welchem ſie die Klippe hinauf entrinnen könnten. Nach langem, fruchtloſem Suchen

Digitized by Google

dachten ſie wieder an ihr Boot; fanden aber zu ihrem unſäglichen Schrecken, daß es von der ſteigenden Fluth entführt worden ſey, die nun theilweiſe die Felſen überdeckte. Sie hatten eben noch Zeit, über die herabgeſtürzten Felsſtücke, unter dem Bogen der Höhle in dieſe hinein zu klettern, als die hereinſtürzenden Waſſer den Eingang für Jeden, außer, der ein guter Schwimmer war, ſchloſſen. Wenn gleich die Fluth raſch ſtieg, ſo ermunterten ſich doch die beiden Geängſtigten mit der Hoffnung, daß jene ſie nicht erreichen werde; die Finſterniß im Hintergrunde der Höhle war glücklicherweiſe dicht genug, um ſie nicht entdecken zu laſſen, bis zu welcher Höhe das Waſſer gewöhnlich ſtieg."

„Wie Sie ſich leicht denken können, bedurfte es einige Zeit, ehe Hr. Clements wieder zur Beſinnung kam. Seine Frau kniete neben ihm, und rieb ihm die Schläfe, als ihre Schweſter plötzlich auffuhr, und ſie auf das Seil, an dem er herabgeſtiegen war, ihre Aufmerkſamkeit richten hieß. Wir zogen es eben hinauf; er aber ſchüttelte den Kopf, als es über dem Bogen der Höhle verſchwand; er wußte nur zu gut, wie für ſie (die Frauenzimmer), es doch ganz nutzlos geweſen ſeyn würde. „„Es thut nichts,"" ſagte er; „„ſie (uns meinend) ſind nach * * * * gegangen. Wir werden bald Boote hier haben; wir ſind ſicher, ganz ſicher,"" und mit dieſen und ähnlichen Troſtreden ſuchte er ihren Muth aufrecht zu erhalten, während er wohl wußte, daß das Boot, der größten Wahrſcheinlichkeit nach, in dem Nacht-Dunkel die Höhle nimmermehr finden würde."

„Zwei Stunden, Sir, zwei lange Stunden vergingen auf dieſe Weiſe, und Hr. Clements hatte alle Hoffnung aufgegeben. Das Waſſer ſtieg und ſtieg, bis zuletzt die Wellen ſich an ihren Füßen brachen, und jede Sekunde ihr Verderben drohte. Die Frauenzimmer waren faſt todt vor Angſt und Kälte, als auf einmal ein großes, ſchwerfälliges, holländiſch-gebautes Boot — Sie ſehen heutzutage keine mehr ſo, Sir — mit kaum einem Laut unter dem Bogen in die Höhle hereinwiſchte, wobei ſein Vordertheil hart an den Fleck, wo Hr. Clements und die Frauenzimmer waren, herankam. Sie hörten nichts von ihm, bis es in der Höhle war; und, kein Wunder! denn die Ruder waren umwickelt, und die Darinſitzenden ſtill, wie das Grab. Es war ein Theil der Ladung eines ein Paar Meilen davon liegenden, franzöſiſchen Schmugglers, den ſeine Mannſchaft mit Hilfe einiger Fiſchersleute eben an's Land ſchaffen wollte, und die ſich, alarmirt über die Annäherung eines Boots die Küſte herauf, in der Höhle ein Verſteck geſucht

hatte. Ein Glück war's, daß Hr. Clements die Frauenzimmer verhinderte, ſie um Hilfe anzurufen —"

„Ei, ich hätte gedacht, daß in einem ſolchen Augenblicke ſogar Schmuggler" —

„Die nicht, Sir, die nicht! auch wußte das Hr. Clements. Verzweifelte Leute, wie die, hätten die armen Dinger ertrinken laſſen, oder ſie umgebracht. Nein; Hr. Clements wußte das beſſer. Er verſuchte eine letzte und gefährliche Rettungsmöglichkeit; allein es war ſeine einzige! Hören Sie nur zu, Sir: Derweile die Männer die Köpfe nach der Oeffnung der Höhle hinaus drehten, um das Vorbeifahren des Boots, deſſen Anblick ſie hereingetrieben hatte, abzupaſſen, lüpfte er die Frauenzimmer ſachte in das Ende des Boots. Die Schmuggler konnten ihn wegen des Getöſes der Wellen nicht hören; Raum genug war für ſie da, und er zog ein Segel über ſie her, und ſetzte eben, nach ihnen, den Fuß hinein, als einer der Männer ſich umdrehte, ſo, daß er nur noch Zeit hatte, ſich unter den Seiten des Boots niederzudrücken, ehe es ſich wieder ſtille aus der Höhle, mit dem von der Mannſchaft wenig geahnten Zuwachs von zwei weiteren Perſonen hinausbewegte."

„Sie fuhren etwa eine Viertelmeile abwärts unter der Klippe hin, und ſetzten einen Jungen an's Land, der, wie eine Katze, die Felſen hinauf verſchwand. Todesſtille trat ein; Keines getraute ſich, zu reden; die Männer ruhten auf ihren Rudern, und das Boot hob ſich, und ſank ſachte auf den Wellen. Endlich wurde die Stille unterbrochen; etwas Dunkles wurde in kurzer Entfernung vom Boote die Klippe hinab geſchleudert. Es fiel ſchwer auf den Felſen auf. „Gott verzeih's ihm, er hat'n vornüber geſchuppt," murmelte einer der Männer. Und ſo war's auch, Sir. Der arme Mann auf'm Auspuck *) war nahe bei der Spitze der Klippe eingeſchlafen; und man hört oft davon, wie die Leute im Schlaf drüber hinunter purzeln: 's hat immer ſeinen Grund, verſtehen Sie, Sir! Sie wollten nun eben ihre Ladung an's Land ſchaffen, als ſie eine Kanone auf der hohen See von einem der königlichen Kutter **) her donnern hörten. Kein Augenblick war zu verlieren; und jede Sehne anſpannend, machten ſie ſich auf die See hinaus."

„Sie mochten etwa zwei Meilen von der Küſte ab ſeyn, als einige der Männer erklärten, es ſey ein verlorener Handel, und ſie

*) D. h. einer der ausgeſtellten Küſtenwächter oder Zollſoldaten. —

**) Kleines Kriegsſchiff, hier zum Zollſchutzdienſt und zur Schleichhändlerjagd.

könnten nicht weiter. Miſtreß Clements war ganz beſinnungslos vor Kälte und Erſchöpfung, aber ihre Schweſter horchte begierig auf, was die Leute ſagten. Sie hatten allerlei zornige Worte mit einander, allein den Sinn ihrer Reden konnte ſie nicht verſtehen. Es war ein kleines Boot hinten am größeren, das ſie heranzogen, und in das ſie einer nach dem andern hinein ſtiegen, wobei der Letzthineinſteigende ausrief: „„Nun denn, Jungens, rudert auf Leben und Tod; ſie werden uns nachſetzen, wenn ſie finden, daß ſie um ihre Priſe gekommen ſind.““

„Das Boot war in der Finſterniß umher verſchwunden, ehe die furchtbargeängſtigten Frauenzimmer Alles recht begriffen; dann aber leuchtete ihnen die erſchreckliche Wahrheit, wie ein Blitz auf. Die Teufel hatten das Boot angebohrt *), und es ſank ſchon raſch. Sie ſprach ein Gebet, und wandte ſich, ihre ſchlummernde Schweſter zu küſſen, als Herrn Clements Stimme ihr faſt an der Seite ertönte. Er war's auch, Sir, war da in dem ſelbnämlichen, kleinen Luſtnachen, der die Urſache alles ihres Unglücks geweſen war. Er hatte nur eben Zeit, die Frauenzimmer aus dem Boot zu heben, und von ihm weg zu rudern, als es unterging. Der Zollkutter kam heran, und nahm ſie alle lebend an Bord; aber es dauerte noch viele Monate, bis Miſtreß Clements ſich von den Ereigniſſen jener Schreckensnacht erholte.“

„Wie war es denn Hrn. Clements ergangen, als er allein in der Höhle zurück blieb?“

„Er hielt ſich ein Paar Minuten am Boote, bis ſie draußen hinaus gekommen waren, und ſchwamm dann nach den Felſen, wo er den kleinen Luſtnachen fand, ſtieg hinein, und fuhr dem größeren Boot nach — eben noch zeitig genug, um ſeiner Frau und Schwägerin Leben zu retten. — Die Sonne geht unter, Sir,“ ſagte der Meerfenchelſammler, und lüpfte den Hut. „Ich muß mich auf den Heimweg machen. Vielleicht beſehen Sie ſich wohl ſelbſt,“ ſetzte er noch hinzu, als er ſich ſeinem Pfade zuwandte, „dieſer Tage, wenn Sie auf den Felſen unten herumſteigen, die Höhle, wo Hr. Clements ſeine Frau fand. Sie können ſich's viel beſſer vorſtellen, als ich's beſchreiben, wie's den Leuten an ſo einem Orte, und in ſo einer Stunde zu Muthe geweſen ſeyn mag. Schönen, guten Abend, Sir.“

*) Löcher in den Boden eines Fahrzeugs bohren, um es ſinken zu machen.

Die Engländer auf Reiſen.

Geſchildert

von einem ihrer Landsleute.

I.

Die Engländer in Italien.

Die Nationen, nur in ihrem eigenen Lande und nicht auch in ihrem Verkehr im Auslande ſtudiren, mit Stillſchweigen die verſchiedenen charakteriſtiſchen Miſchungen, Abweichungen, Aenderungen in der Anſchauungsweiſe und in äußeren Formen übergehen, welche der Geſchmack am Reiſen und fortwährendes Reiſen vieler Individuen in jeder Nationalität nach und nach hervorbringt, hieße, meiner Meinung nach, einen der merkwürdigſten und weſentlichſten Zweige der modernen Ethnographie mit Stillſchweigen übergehen. Die Naturforſcher beſchränken ſich in ihren Abhandlungen nicht auf Unterſuchungen des Zuſtandes und der Art und Lebensweiſe der verſchiedenen Thierklaſſen in den ihnen von Natur angewieſenen Climaten, ſondern die Ornithologen zum Beiſpiel beſchreiben, nachdem ſie den eigentlichen Aufenthaltsort des Vogels und

ſeine Art und Weiſe geſchildert, die Form ſeines Neſtes angegeben haben, ſeine häufigen Flüge in die verſchiedenen Regionen der Luft, und den lebendigen und fortwährenden Einfluß den dieſes Element auf ihn übt. Dieſe Beobachtung auf einen gewiſſen Theil der britiſchen Race zu übertragen, ſcheint mir heutzutage um ſo nothwendiger, als unſer reiſeluſtiger Trieb, weit entfernt, ſeit einem Jahrhunderte abgenommen zu haben, vielmehr unter den höheren und mittleren Klaſſen der Geſellſchaft von Jahr zu Jahr größer wird. Man braucht, um ſich davon zu überzeugen, ſich nur die Einwohnerzahl einiger franzöſiſchen Städte angeben zu laſſen, in denen die Engländer, die ſich dort für längere Zeit aufhalten, die dort reſidiren, oft ein Achtel der Geſammtbevölkerung ausmachen. Das beſtändige Anſiedeln britiſcher Familien auf dem Continent, dieſe friedliche Invaſion, welche den tragiſchen Ereigniſſen von **1814** und **1815** gefolgt iſt, die Tauſende altengliſcher Geſichter, auf welche man überall in Deutſchland, England und Frankreich ſtößt, haben unſere Nachbarn jenſeits des Meeres veranlaßt, zu Gunſten dieſes nomadiſchen und umherziehenden Theils unſerer Landsleute in ihren Preiscouranten eine nicht unerhebliche Erhöhung eintreten zu laſſen.

Es iſt übrigens bekannt, daß dieſes Bedürfniß „ſein Glück auf Meer und Land zu ſuchen" wie Lucrez ſagt, durchaus nicht aus der Zeit in der wir leben datirt, daß es vielmehr auf einem jetzt ſchon nicht mehr zerſtörbaren Vorurtheile beruht, welches mit den tiefſten Wurzeln unſeres ganzen Erziehungsſyſtemes zuſammenhängt. Unſere Väter erzählen uns ſchon, daß zu Anfang des verfloſſenen Jahrhunderts, unter der Regierung der Königiu Anna, die Sitte, junge Männer einige Jahre auf dem Feſtlande verweilen zu laſſen, damit ſie dort ihre Erziehung vollendeten, ſchon allgemein in unſern Familien eingeführt war. Sir Richard Steele, Addiſons berühmter Mitarbeiter, der für die Schwächen ſeiner Zeitgenoſſen ein ſo ſcharfes Auge hatte, beklagt ſich zuerſt in ſeinem Blatte, wie er die jungen Engländer bei deu feinſten und höflichſten Völkern Europa's zum Gegenſtande des Spottes müſſe werden ſehen. „Wenn," ſo ſchrieb er, „das Schwanken eines Schiffes und das Stoßen eines Packetbootes zur Geſundheit eines Körpers beitragen können, ſo können ſie auch einen ſo argen Schwindel in jungen leereu Gehirnen verurſachen, daß ſie ihr Lebelang die Wirkung davon empfinden." Auf einer der Seiten des Plauderers finden wir auch die Geſchichte jener geiſtreichen Dame, die, in der Abſicht ihren Sohn Menſchen und Dinge kennen lernen zu laſſen, den hoffnungsvollen vier oder fünfjährigen Sprößling ſeine Tour durch Frankreich und Italien machen läßt.

Zu jener Zeit ward ein armer Teufel von Studenten ausgeſucht,

den man mit dreißig Schillingen monatlich bezahlte und der für den Geiſt und die Geſundheit des jungen Touriſten, den Eltern oder dem Vormund des ſeiner Sorge anvertrauten einſtehen mußte, und der ſich ſeiner Aufgabe ungefähr in der Art entledigte, wie der Hofmeiſter Brinon für die Tugend des Chevalier de Grammont einſt die Verantwortung übernommen hatte. Sir Richard Steele wirft ſehr ſcharfſinnig die Bemerkung hin, daß Reiſen zur Vollendung der Erziehung der Jugend dienen ſollen, daß ſie daher nicht früher als Erziehungsmittel gebraucht werden dürfen, da ſchon eine ziemlich volle Reiſe vorhanden ſeyn muß, wenn Reiſen überhaupt mit Nutzen gemacht werden können. Er ſagt ferner, Hauptzweck derartiger Reiſen müſſe ſeyn, Sitten und Gewohnheiten anderer Völker mit denen des Heimathlandes zu vergleichen, ſich anzueignen, was in der Fremde Gutes, zu verwerfen, was dort Schlechtes gefunden wird, aber einen noch ungeübten Geiſt, einen Jüngling, der noch nicht die erſten Elemente der Schicklichkeit und des Wohlſtandes vollkommen inne habe, ſolche Vergleichungen anſtellen laſſen zu wollen, heiße einen Bau ohne Grund aufführen oder Spinnengewebe mit einer reichen und mannigfaltigen Stickerei verzieren.

Bald begnügte man ſich dann nicht mehr, den Söhnen der vornehmeren Familien Reiſen durch Deutſchland, Frankreich und Italien als unumgänglich nöthiges Bildungsmittel anzuempfehlen, man ſah auch ganze Familien in allen ihren Theilen, vom Säugling mit der Amme bis zum Großvater, nach dem Feſtlande als Flüchtlinge ſeltſamer Art auswandern, die an des Aeneas Flucht mit Anchiſes und Ascanias nach der Eroberung von Troja erinnerten. Es iſt ja auch bekannt, wie wir im vergangenen Jahrhundert von der Wuth beſeſſen waren, franzöſiſche Sitten und Moden anzunehmen; der Trieb nachzuahmen, muß übrigens von einer Nation auf die andere vererben, und ſo ſind jetzt unſere Nachbarn jenſeits des Kanals bemüht, einige unſerer Gebräuche und ſelbſt unſerer Lächerlichkeiten in ihrem Lande heimiſch zu machen, was ihrer Sprache ſchon ein neues Wort, l'anglomanie, eingetragen hat, über das ſich ihre ſteife Académie française nicht wenig ärgern mag.

Es iſt merkwürdig, in den freilich etwas veralteten, aber doch noch immer leſenswerthen Heften des Adventurer oder Mirror den Bericht der argen Quälereien zu leſen, welche engliſche Touriſten zu einer Zeit zu überſtehen hatten, wo die Wiſſenſchaft des Reiſens bei weitem noch nicht zu der Höhe der Vollkommenheit gediehen war, auf welcher ſie jetzt ſteht. Im Jahre 1753 vertraute ein Squire, aus einer der nördlichen Grafſchaften, dem Herausgeber des Adventurer die Einzelnheiten einer Reiſe nach Frankreich an, welche er mit Weib und Kind

gemacht hatte; mit Ausnahme von jetzt veralteten Sitten und Gebräuchen, findet man in dieſem Reiſeberichte faſt dieſelben Gedanken, dieſelben Neigungen, dieſelben Bedürfniſſe wie bei der Mehrzahl der Touriſten und Auswanderer von 1839 wieder.

Die Frau ergreift die Initiative und thut dem Manne die Nothwendigkeit einer Reiſe dar; es handelt ſich darum, Paris zu ſehen, aus der Urquelle vortreffliche Manieren und den ächten und wahrhaftigen guten Ton zu ſchöpfen; die Entfernung bis nach Paris iſt ja nicht groß und ohnehin reiſt und lebt man in Frankreich ſo billig! Die Reiſe ſoll noch außerdem zur Vervollkommnung der Kenntniſſe und Erziehung der Kinder dienen, der junge Menſch, der in Paris geweſen iſt, findet leichter eine Anſtellung und rückt raſcher vor, die Tochter findet dort vielleicht unter den gleichfalls reiſenden Gentlemen einen künftigen Gemahl und endlich wird die Reiſe den Eltern viel Vergnügen gewähren. Kaum hat die Frau ihre Rede geendet, denn anders als Rede, kann man die Worte einer engliſchen Familienmutter, die ihren Mann zu ihrer perſönlichen Meinung und Anſicht bekehren will, kaum nennen, ſo nimmt die Tochter mit vieler Ausführlichkeit das Wort und ſchildert ihrem Vater alle Vortheile einer ſolchen Auswanderung, welche ſie in den Stand ſetzt, in Paris ſelbſt ſich nach der neueſten Pariſer Mode zu kleiden und beſonders den Tanzunterricht des berühmten Monſieur Marcel zu genießen, was beides ihre Couſine Miß Betty Tovely gethan hat.

Der Vater gibt aus purer Herzensgüte den beredt vorgetragenen Wünſchen, Betrachtungen und Bitten von Mutter und Tochter nach; es werden Vorbereitungen zur Abreiſe getroffen, die Familie ſchifft ſich ein, aber kaum eine Meile von Dover bricht ein furchtbarer Sturm los und eröffnet ganz in altepiſcher Weiſe die Reihe unheilvoller Abenteuer und raſch einander folgender Trauerſpiele, in welcher die ausgewanderte Familie während der ganzen Dauer ihrer Reiſe handelnd oder leidend, immer aber zahlend auftritt. Die fatalen Begebniſſe wollen bis zu ihrer Ankunft in Paris gar kein Ende nehmen; in Paris glauben ſie ſich endlich vor ihnen ſicher, aber ihre Hoffnung wird getäuſcht: in der Hauptſtadt des Geſchmackes, wie die Franzoſen von damals ihr Paris ſo gern nannten, ſteigert ſich ihr Mißgeſchick erſt recht bis zum Unerträglichen. Sie haben keine andere Empfehlung, als die an ihren Banquier; die Summe des Creditbriefes, welchen ſie bei dieſem abgaben, mußten ſie um das Sechsfache überſchreiten und konnten doch nicht mit ihrem Gelde auskommen.

Bald kommen Handwerker aller Art an, um Frau und Tochter vollſtändigſt in **précieuses** nach der neueſten Mode umzuwandeln; jeden

Tag bezeichnen koſtſpielige und thörichte Albernheiten: Köche, Laquaien, Lieferanten, Friſeurs, Tanzmeiſter nehmen die Börſe des unglücklichen Familienvaters auf die unbarmherzigſte Weiſe in Anſpruch. Endlich ſchließt der Verfaſſer des Briefes, der in allen Widerwärtigkeiten die Hauptperſon und der Märtyrer par excellence iſt, den Bericht der von ihm erlittenen Unglücksfälle, indem er mit altbritiſcher Trockenheit verſichert, daß unter allen franzöſiſchen Ragouts keines ſey, vor dem ein ächter Sohn Englands mehr Ekel empfinde, als vor einer Dame ſeines Landes, die ihm à la française aufgetiſcht werde. Erſt am Schluſſe ſeiner Epiſtel läßt er merken, daß franzöſiſche Galanterie doch auch auf ihn nicht ganz ohne Einfluß geblieben ſey und wirft die Frage auf, ob die Liebenswürdigkeit der engliſchen Damen nicht viel Aehnlichkeit mit jenen Weinen von ausgezeichnet lieblichem Geſchmack habe, die indeſſen nicht ausgeführt werden, ſondern nur auf dem heimathlichen Boden genoſſen werden können.

Die reiſende engliſche Menſchenklaſſe zerfällt in zwei, unter ſich durchaus verſchiedene Abtheilungen, in die, welche im Auslande ihren feſten Aufenthalt für mehre Jahre genommen haben, und die, welche auf dem Continente umherſtreifen, in die Reſidirenden und in die Nomaden. Die erſte Abtheilung begreift diejenigen in ſich, die der Nothwendigkeit unterthan auswandern und nur nebenbei des behaglichen Gefühls genießen, welches für jede engliſche Natur das Betreten des Feſtlandes erzeugt; dann kommen die Touriſten im eigentlichen Sinne, dieſe umherſtreifenden Sybariten, die in der Art der Scythen leben, in Kutſchen oder Poſtwagen wohnen und das Feſtland Europa's für einen Spaziergang, für einen St. Jamespark im großen Style halten und nur da ein Vaterland zu finden hoffen dürfen, wo ihnen eine Arznei gegen die Krankheit winkt, die auch den rüſtigſten Läufer zu ermüden vermag, gegen die Langeweile.

Es iſt eine unbeſtreitbare Thatſache, daß das Leben in unſern großen Städten, vorzüglich aber in London, koſtſpieliger wird, daß viele Familien die Koſten deſſelben nicht mehr erſchwingen können und ſich vergeblich abmühen würden, ein gehöriges Gleichgewicht zwiſchen ihren Einkünften und den Ausgaben, zu welchen ihre geſellſchaftliche Stellung ſie zwingt, zu erzielen. Die Zahl der Dienerſchaft, der Preis der Lebensmittel, die Koſten der Pferde und Kutſchen, mit denen ein exquiſiter Luxus getrieben wird, der Uebermuth der höhern Stände, die Forderungen einer Ariſtokratie, die oft ſchwer auf den Mittelklaſſen drücken, die langſame Anwendung freiſinniger Grundſätze auf das Leben, alle dieſe verſchiedenen Urſachen, noch in Verbindung mit vielen anderen,

die hier aufzuzählen zu weit führen würde, nähren dieſes Mißverhältniß zwiſchen Einnahmen und Ausgaben in den Budgets vieler Familien und bewirken, daß es nie aufhören kann. Viele Einwohner Londons und Edinburgs ſehen ſich ſo in die Alternative verſetzt, entweder in der Heimath troſtlos zu vegetiren, oder in Paris, Neapel oder Florenz, wenn auch nicht ein glänzendes, ſo doch ein angenehmes Leben zu führen, und kann wohl ein Familienvater bei einer ſolchen Wahl ſchwanken, wo die Nothwendigkeit, viele Kinder zu ernähren und zu erziehen, mit ſeiner Liebe zur Heimath ſtreitet?

Beſonders haben ſich auf Koſten jener Schaaren unfreiwilliger Auswanderer die Bleiſtifte und Federn der franzöſiſchen Carricaturenzeichner geübt, ſie haben in den engliſchen Familien, die ſeit 1815 und 1820 den gaſtlichen Boden ihres Vaterlandes in Anzügen betreten, die allerdings oft komiſch genug ſind, eine unerſchöpfliche Fundgrube für Carricaturen und Croquis gefunden. Jetzt aber würde es zugleich neu und gerecht und des franzöſiſchen Witzes würdiger ſeyn, nähme er zu ſeiner Zielſcheibe mehr den Theil der Engländer, die das Bedürfniß nach Zerſtreuung, oft ſogar noch minder lobenswerthe Gründe dazu verdammt, die Erde des Feſtlandes unaufhörlich zu durchjagen. Wie viele dieſer Engländer oder Schotten, die in Weſtminſter oder Edinburg getauft worden ſind, und die für getreue Abbilder engliſcher Sitten und engliſchen Charakters gelten, möchten wir nicht gern desavouiren können, weil ſie gegen die einfachſten Regeln der Moral und Schicklichkeit recht wie mit Abſicht ſich verfehlen? denn es geſchieht nur zu oft, daß die andern Völker die Geſammtzahl der Engländer nach dieſen fahrenden Rittern beurtheilen, die gar wenig geeignet ſind, von unſern Gebräuchen und unſerer Lebensweiſe ein günſtiges Bild zu entwerfen. So werden oft die Herren des Hauſes nach ihren Kammerdienern und Stallknechten beurtheilt. Doch muß man anerkennen, daß ſeit einigen Jahren unſere franzöſiſchen Nachbarn ſich weniger über ihre engliſchen Colonien zu beklagen haben; die Verbindungen zwiſchen Männern aus der höhern Geſellſchaft haben ſich feſter geknüpft, Vorurtheile ſind verſchwunden, thörichte Feindſeligkeiten haben von beiden Seiten faſt ganz aufgehört, und wir haben nicht ohne ein gerechtes Gefühl von Stolz geſehen, wie beliebt und geachtet durch ihr liebenswürdiges und feines Benehmen unſere Landsleute, die durch ihren Rang und Reichthum mit der höchſten pariſer Geſellſchaft auf einer Stufe ſtehen, in der Hauptſtadt Frankreichs ſind.

Es iſt leider ſchwer, eine ſolche günſtige Veränderung in den Sitten und der Art der Engländer zu bezeichnen, die Italien durchziehen;

Digitized by Google

dort, wo der Einfluß moderner Civiliſation minder direct iſt, als in Deutſchland und Frankreich, ſieht man nicht ſelten unſere Reiſende ein vollkommenes Vergeſſen aller Schicklichkeit an den Tag legen und ſich ganz auf ſich ſelbſt beſchränken, ſey es um in langen Zügen das berauſchende Getränk des größten Egoismus und der bis auf den höchſten Grad getriebenen Selbſtliebe einzuſchlürfen, oder um ſich mit gleichgeſinnten Landsleuten eben ſo lächerlichen als koſtſpieligen Zeitvertreiben hinzugeben. Wenn ſich irgend ein Fremder vor den Augen der andern Völker lächerlich macht, wenn er ſich als albern, geſchmacklos oder unverſchämt hinſtellt, ſo kann man ſchon im Voraus verſichert ſeyn, der Beſchreibung ſeiner Verſtöße werden die Worte „er iſt ein Engländer" folgen.

Italien, deſſen Bewohner aus natürlicher Anlage, wie aus politiſcher Nothwendigkeit, geduldig und langmüthig ſind, hat am meiſten von der Gaſtlichkeit zu leiden, welche es ſich gezwungen ſieht unſern Landsleuten zu erweiſen, die unaufhörlich in ſeinen Gaſthöfen und Caſinos einquartirt ſind. Im vorigen Jahrhundert trieben die jungen Engländer, die zu ihrer weitern Ausbildung von ihren Familien nach Rom und Florenz geſandt worden waren, dort das zügelloſeſte Leben und machten zuletzt das wilde, lärmende Treiben unſerer Univerſitäten und Schenlen in Italien heimiſch. In Bezug auf Rohheit und liederlichen Leichtſinn beſtanden unter ihnen förmliche Verbrüderungen und eine Art von Freimaurerei. Der Squire Lavender, eine Art myſtiſcher Perſon, ein fingirtes Etwas, das die Reviewers von ehemals oft in ihren Heften anführten, erzählt folgendermaßen von den Continental-Studien ſeines Sohnes.

„Mein Sohn hatte während ſeines Aufenthaltes in Frankreich nur ausſchweifende und verdorbene Landsleute, wahrhafte Säulen der Spiel- und Caffeehäuſer zu ſeinen beſtändigen Geſellſchaftern. Der Bekanntſchaft mit ihnen hatte er es zu verdanken, daß er in zwei oder drei ſchlimme Händel verwickelt ward, aus denen er ſich nur durch den Beiſtand des engliſchen Geſandten zog. Zur Geliebten hatte er eine ehmalige iriſche Schauſpielerin, die ihn zu den tollſten Verſchwendungen verleitete. Er lernte kein Wort franzöſiſch und ſprach nie mit einem Franzoſen oder einer Franzöſin, außer um ſie bei Gelegenheit mit Schimpfworten in gutem Altengliſch zu überſchütten. Ich hatte ihn der Aufſicht eines Genfer Hofmeiſters, eines ehrlichen, verſtändigen und pflichtgetreuen Mannes anvertraut; dieſer rieth mir, indem er mir das zügelloſe Leben ſchilderte, das mein Sohn in Paris führe, ich möge ihn nach Italien ſchicken, er hoffe, die Veränderung des Klimas werde auch eine Ver-

änderung in ſeinen Sitten zu Wege bringen. Sein Betragen in Italien wird Ihnen aber in ſeinem wahren Lichte erſcheinen, wenn Sie einen Blick auf den Brief werfen wollen, den er mir kurz nach ſeiner Ankunft in Rom ſchrieb.

Sir!

Ich habe noch, während der ſechs Wochen, die ich in Florenz zubrachte und die acht Tage hindurch, welche ich zu einem Beſuche Genua's verwendete, keinen Augenblick Zeit gefunden, Ihnen zu ſchreiben; die Merkwürdigkeiten jener Gegenden, Ausflüge und Spaziergänge nahmen meine Stunden ausſchließlich in Anſpruch. Das komiſchſte Ding, das ich in meinem Leben geſehen habe, iſt der Thurm von Piſa, er iſt ganz ſchief. Sie können ihn mit einem Betrunkenen vergleichen, der an einem Graben hergeht und vergebens bemüht iſt, wieder recht ins Gleichgewicht zu kommen. Ich habe in Italien mehr meiner Landsleute gefunden und wir vertreiben uns auf ziemlich angenehme Weiſe die Zeit; wir ſind unſerer acht bis zehn luſtige und flotte Geſellen und ſind faſt immer zuſammen. Wir frühſtücken jeden Morgen gemeinſchaftlich und verabreden, wenn wir uns ein Paar Stunden in alten Rumpelkaſten von abſcheulichen Mähren auf der Corſoſtraße haben umherfahren laſſen, auf den Nachmittag eine Zuſammenkunft auf dem engliſchen Caffeehauſe, wo man ſtets eine vortreffliche Geſellſchaft trifft, wo ſich ein vorwurfsfreies Billard befindet, man guten Tabak haben kann und Spiele aller Art geſpielt werden; dann eſſen wir zuſammen zu Mittag, gewöhnlich bei einem von unſerer Geſellſchaft; haben wir am Schluſſe des Diners einige Flaſchen guten ſpaniſchen Wein geleert, den wir uns hier zu verſchaffen wiſſen, ſo ſetzen wir uns zum Nachteſſen nieder und ſpielen gewöhnlich bis zum Morgen, der hier auch im Winter ſehr früh anbricht. Was die Römer anbetrifft, ſo bin ich der Meinung, daß ſie nicht im Mindeſten den alten Römern gleichen, ſie ſind mir immer wie eine Kuppel biſſiger, räudiger und feiger Hunde vorgekommen, ich glaube ſicherlich, wir wenigen Engländer würden ihrer mindeſtens fünfzig in die Flucht ſchlagen. Sie werden leicht einſehen, daß wir nie in Verbindung irgend einer Art mit dieſen Elenden kommen, ſie ſtehen allzutief unter uns und außerdem ſpricht keiner von ihnen engliſch, wodurch jede Gemeinſchaft mit ihnen unmöglich gemacht wird. Wir haben einmal den Pabſt mit ſeinen Cardinälen in einer Proceſſion geſehen, da beſchloſſen wir, Altenglands Ehre zu wahren und behielten alle die Hüte auf dem Kopfe, während das italiäniſche Volk um uns her auf die Knie niederſank. Dann kann ich Ihnen die Verſicherung

geben, daß die Küche hier ganz abſcheulich iſt, glauben Sie wohl, daß wir letzten Sonntag, als wir einen Pudding machen wollten, keinen Rhum von beſter Qualität finden konnten und eine Menge nothwendiger Ingredienzien entbehren mußten. Ich ergreife dieſe Gelegenheit, Sir, Ihnen noch mitzutheilen, wie ich den kleinen Hofmeiſter, den Sie mir aufgeladen haben, gern los ſeyn möchte; er iſt ein gar zu alberner Geſellſchafter; der kleine Tropf quält mich Tag für Tag mit Fremden, die er von allen Ecken und Enden zuſammenſucht und deren Bekanntſchaft ich machen ſoll, als ob meine Bekanntſchaften mit wackern Engländern nicht hinreichen werden. Ich ſchließe dieſen Brief mit der Mittheilung, wie ich jetzt durchaus von Geld entblößt bin und ſo ſchnell als möglich einige Spielſchulden zahlen muß; doch ein paar glückliche Stunden decken ſolche Verluſte leicht wieder. Schicken Sie mir alſo ſo viel Geld als Sie ſich verſchaffen können und Sie werden ſtets in mir finden

Ihren gehorſamen Sohn:
Georg Lovender.

Squire Lovender theilt dann neben dem kindlichen Briefe noch ein Schreiben des Genfer Hofmeiſters mit, in welchem dieſer ihm ein treues Bild von dem Ungehorſam und den Ausſchweifungen des ſeiner Sorge Anvertrauten entwirft und dringend bittet, ihn nach England zurückzurufen, wo er ſchwerlich Engländer finden würde, deren Geſellſchaft gefährlicher für ihn, als die der Landsleute ſey, mit denen er in Rom Freundſchaft geſchloſſen habe. Der Squire entſchließt ſich natürlich, ſeinen theuren Sohn zurückzuberufen, und er endet ſeine Erzählung an den Herausgeber des Reviews mit einigen allgemeinen, ſehr vernünftigen Bemerkungen, die ihm, hätte er ſie einige Jahre früher gemacht, viele Sorgen, ſeinem Sohne viele Thorheiten und Ausſchweifungen erſpart haben würden.

Es liegt ein ganzes Jahrhundert mit all' ſeiner Civiliſation, mit all' ſeinen Fortſchritten zwiſchen dem Briefe des Squire Lovender und unſerer Zeit, und doch hat eben dieſe Civiliſation, freilich die gar zu plumpen Ausſchweifungen mäßigend, und die äußeren Kennzeichen des Laſters klüglich verſteckend, andere Mißbräuche eingeführt, die, wenn auch minder ſichtbar, vielleicht nicht minder gefährlich, und zwar beſonders deßhalb gefährlich ſind, weil ſie nicht einzelne Individuen, ſondern einen großen Theil unſerer höhern Geſellſchaft ergriffen haben, und ſo tief in das Innere unſeres Charakters und unſerer alten Nationalität dringen.

Alle Völker reiſen; aber es iſt erwieſen, und ein Vorzug, den uns niemand mehr ſtreitig zu machen wagen darf, daß der Engländer allein zu reiſen verſteht. Die Wiſſenſchaft des Reiſens hat ſich bei uns zu einer eigenen Diſciplin geſtaltet, deren Theorie und Praxis wir ausſchließlich zu üben wiſſen. Zunächſt verdanken wir dieſe unſere Ueberlegenheit unſerer geographiſchen Lage, der Weltordnung, die uns ſo auf das Reiſen über Meere und in entlegene Länder angewieſen hat, und dann einer noch altſächſiſchen Kühnheit und Luſt an Abenteuern, die es uns als reizend erſcheinen läßt, der Unruhe und allen Arten von Mißgeſchick zu trotzen, die von dem Leben auf Reiſen unzertrennlich ſind.

Der Engländer umgibt ſich auf dem Dampfboote oder auf der Imperiale eines Poſtwagens mit tauſenderlei Geräthſchaften und Utenſilien, die ihm zu ſeinen Comforts nöthig ſcheinen, die weit entfernt, ihm jemals zur Laſt zu fallen, vielmehr in ſeinen Augen, durch den Nutzen, den ihm jedes einzelne Stück derſelben gewähren kann, der nothwendigſte Appendix des vollkommenen Touriſten zu ſeyn ſcheinen. Betrachtet ihn Euch genau: gewiß trägt Niemand einen beſſer mit Gummi verſehenen, mehr gegen Regen ſchützenden Mackintoſh, ſeine Kopfbedeckung ähnelt mehr einem ſtarken Helm, als einer Mütze, das aufgeſchlagene Viſir dieſes Helmes kann eintretenden Falles über die Ohren hinabgezogen werden, und ſchützt ſie gegen die Unannehmlichkeiten naßkalten Windes, oder die unangenehme Berührung der kühlen Morgenluft; ſeine Kamaſchen ſind unfehlbar die bequemſten, leichteſten und dauerhafteſten der ganzen Reiſegeſellſchaft, ſeine übrige Ausrüſtung iſt in jeder Beziehung untadelhaft, und trägt ganz den Charakter der höchſten Einfachheit und Eleganz, die den engliſchen Touriſten ſo ſehr auszeichnet. Ihm gehört die beſtgezeichnete und ſicherſte Reiſekarte, das beſte Fernglas, das beſte und vollſtändigſte Reiſehandbuch, das, engzuſammen gepreßt, ein wahres Kunſtwerk von Buchbinderarbeit iſt, und einen balſamiſchen, ruſſiſchen Ledergeruch ausſtrömt.

Oeffnet der Engländer zufällig ſeine Brieftaſche, ſo gewahrt man darin ein Labyrinth von Falten, falſchen Falten, geheimen Taſchen, die inwendig noch einmal mit kupfernen Schlöſſern verwahrt ſind, und die Empfehlungsbriefe, Wechſel, Creditbriefe und den Paß, dieſe zu Reiſen unumgänglich nothwendigen Dinge, enthalten, die, von einem gemeinſchaftlichen Umſchlage zuſammengehalten, mit ſo viel Umſicht in der Brieftaſche, wie die Honigzellen in einem Bienenkorbe, vertheilt ſind. Die Brieftaſche des Touriſten wird jedoch von ſeinem Koffer noch an Zweckmäßigkeit und Eleganz übertroffen; man braucht ihn nur zu ſehen,

Digitized by Google

ſo weiß man, daß hier die Kunſt Vaubans und Cohorns in Anſpruch genommen iſt, um Parallelogramme zu ſparen, Winkel zu benutzen, in ihren verſchiedenen Circumvallationslinien, die Kleider, Wäſche, Schuhe und Stiefel zu erhalten, die in den gewöhnlichen Koffern nur gar zu leicht bei der geringſten Erſchütterung von außen in ein troſtloſes Chaos zuſammenſtürzen. Einen Koffer nach dem alten Syſtem ein- oder auspacken iſt ein Märtyrerthum, das, dem Himmel ſey es gedankt, nur unſere Vorfahren gekannt haben. Gab es auch wohl etwas Quälenderes und Aergerliches, als mit ſich ein ſolches zu inneren Revolutionen ſo ſehr geneigtes Möbel umherzuſchleppen, das beſürchten ließ, man werde heute oder morgen ſeine Kleider kraus und verunſtaltet wiederfinden, die ganze Ordnung ſeiner Garderobe geſtört, die Raſirmeſſer in der weißen Wäſche verloren, oder ſich am Leder der Schuhe reibend, und oft einen Spornſtiefel einem feinen Spitzenjabot den Gnadenſtoß geben ſehen.

Solches Mißgeſchick iſt in dem geometriſch ausgemeſſenen Raum eines jetzigen, engliſchen Reiſekoffers nicht mehr möglich; hier iſt mit größter Umſicht alles vorausgeſehen, genau alles vorausberechnet, damit die eilfertige Hand des Reiſenden nicht, wenn er darin ſucht, aufgehalten oder gehindert werde. Ein engliſcher Reiſekoffer genügt allem, iſt für alles denkbare Gepäck eingerichtet, ja es iſt nichts vergeſſen, um durch ſchlaue Benutzung des wenig in die Augen fallenden Raumes den Scharfblick der Zollbeamten zu täuſchen, und durch ſeine Leichtigkeit und ſein Anſehen der Aufmerkſamkeit der Poſtbeamten, die auf einige Pfunde Uebergewicht Jagd machen, zu entgehen; er iſt eine Feſtung, die eben ſo leicht fortzuſchaffen, als geeignet iſt, dem heftigſten Stoße und Drucke zu widerſtehen. Dieſes wahrhaft bewundernswerthe Möbel hat vor allem das langweilige Gefolge von Schachteln, Kiſten, Mantelſäcken aller Art abgeſchafft, die früher das ſchnelle Fortkommen ſowohl verhinderten, als theuer machten.

Aber, wer ſich ein recht anſchauliches Bild der ausgezeichneten Reiſekunſt, die wir beſitzen, entwerfen will, der dringe in des Touriſten Heiligthum, in ſein Zeughaus, in ſein Reiſeneceſſaire, in dieſes Meiſterſtück des Geſchmacks und der Bequemlichkeit, das der berühmte Anoch bis jetzt allein engliſchen Künſtlern nachzuahmen gewußt hat. Dort findet Ihr alle Gegenſtände aufgeſtapelt, die nur zur ſorgfältigſten Toilette dienen können, Pommaden, Eſſenzen aller Art, Kämme, Bürſten, Raſirmeſſer zum täglichen Gebrauch, Zangen, den Schnurrbart, den Backenbart, ja ſelbſt die Augenbrauen in Ordnung zu halten, Nagelbürſten, Rückenbürſten, Zahnbürſten, Zahnfleiſchbürſten,

Zungenbürſten, und alles glänzend und leuchtend, zierlich polirt, und vor Allem auf das Compendiöſeſte zuſammen gepackt: oft findet ſich noch als Zugabe zu dieſer Maſſe von Toilettengegenſtänden ein Theegeſchirr von Vermeil und eine vollſtändige Reiſeapotheke, aus Salzen, Eſſenzen und Aetherflaſchen, aus Päckchen und Pulvern aller Art, alſo nur unſchuldigen Heilmitteln beſtehend, die eben ſo wenig ſchaden, als nützen, oder vielmehr nur Nutzen bringen, wo feſter Glaube an ihre Heilkraft vorwaltet.

Mit ſolchem, zugleich zweckmäßigeu und eleganten Reiſegepäck überſchreitet nun der engliſche Reiſende die Alpen, um das, was er ſeine Tour durch Italien nennt, zu machen, und ſeinen Reiſegefährten und den Landeseinwohnern das wahre Muſter und Vorbild der verſchiedenen Zweige zu geben, aus denen die neue Wiſſenſchaft des Reiſens beſteht. Man muß indeſſen geſtehen, das Gefühl der Bewunderung, welches ein ſolcher engliſcher Reiſender anfangs ſeinen Gefährten einflößt, wandelt ſich bald in Langeweile und Ueberdruß. Mir ſelbſt, der ich in unſerem eigenen Lande ſo oft Gelegenheit hatte, die Wirkungen der Ordnung und ſtrengen Regelmäßigkeit, welche die Grundlage unſerer ſocialen Stärke macht, mit Freuden zu bewundern, mir iſt es mehr als ein Mal begegnet, daß ich auf meinen Reiſen innerlich auf die langweiligen, ewig blonden und milchfarbenen, engliſchen Geſichter fluchte, die ich auf Herbergen und Landſtraßen fand, und wie Pfähle vor jeder Sehenswürdigkeit gaffen ſah, und die in ihre langen Reiſeröcke geknöpft waren, ihre Jabots wie Orgelpfeifen geſtaltet, den Regenſchirm im Futterale in der Hand, den Schnurrbart nach engliſchem Schnitte ſchräg gekämmt, die Haare glatt geſtrichen, wie Taxushecken im weiland franzöſiſchen Gartengeſchmack, mit ſtieren Augen, den Hals in jene unendlich hohen Binden gezwängt, die, ein ſo ſteifes Anſehen gebend, einander immer genau gleichen, wie ein Ei dem andern.

Die troſtloſe Einförmigkeit in Sitten, Tracht und Sprache der Schaar engliſcher Touriſten des gewöhnlichen Schlages fällt nirgends komiſcher auf, als in Italien, auf dieſem ſo mannigfachen, fruchtbaren Boden, wo der beſtändige Anblick der höchſten Meiſterwerke der Kunſt das Vergeſſen altengliſcher Comforts und des Apparates, den ſie nothwendig bedingen, faſt gebieteriſch fordert. Jeder, einigermaßen gebildete Menſch denkt mehr oder weniger über die Farbenabſtufungen und Nuancen nach, die der allgemeine Ton des Horizonts und des Climas, an dem er verweilt, erfordern mag. Nur der Engländer verſchließt ſich auch in Italien in ſeine angeborene Unbeugſamkeit, dem äußeren Scheine

wenigſtens nach jedem Eindruck unzugänglich, und in ſeine kalte und nebelhafte Hülle gewickelt.

Dieſe Einförmigkeit, die oft ſo beleidigend für ſüdländiſche Leidenſchaftlichkeit iſt, hat mehr als einmal zur ungünſtigſten Beurtheilung der Grundſätze und Gedanken gebracht, die uns auf den claſſiſchen Boden Italiens führen. Es wurde die Frage aufgeworfen, ob dieſe Reiſe nicht mehr für Engländer eine Bedingung des guten Tons, eine Modeſache, eine Erziehungsangelegenheit, als die Wirkung eines wahren Verlangens ſey, das uns durch wahre Liebe für Italiens Vorzüge und durch unſere Leidenſchaft für die Kunſt eingeflößt ſey. Man erzählt ſich in Florenz und beſonders in Mailand viele Züge von läppiſchem, leichtſinnigem und launenhaftem Weſen, das den Franzoſen eigen ſeyn ſoll, aber bei Anekdoten, wo von der plumpſten Unempfindlichkeit, von geiſtloſer Trockenheit und faſt vandaliſcher Rohheit die Rede iſt, ſpielen faſt immer Engländer die Hauptrolle. Einem Reiſenden unſerer Nation haben die Italiener immer die Ehre angethan, jenen coloſſalen Ausruf zuzuſchreiben, wo er, als er Nachts durch einen Ort fährt, und vom Poſtillon hört, es ſey Ferrara, beruhigt ausruft: alſo noch eine Stadt mehr geſehen!

Eben ſo bekannt iſt die andere Geſchichte von einem Engländer, dem es langweilig wird, immer von St. Peter in Rom hören zu müſſen, der alſo aufpackt, ganz Italien durchreist, ohne ſich irgendwo zu verweilen, im Fluge auf dem St. Petersplatze in Rom ankommt, einige Minuten lang die Kirche betrachtet, und mit dem Ausrufe: „weiter iſt es alſo nichts?“ wieder in den Wagen ſteigt, ohne noch ſonſt etwas ſehen zu wollen.

Solche Anekdoten können gewiß auch für Erdichtungen gelten, wie ſie die Spottluſt des Volks gern auf Koſten anderer Nationen erfindet, aber es iſt deßhalb nicht minder zu bedauern, daß Züge ſolch' charakteriſtiſcher Rohheit immer und immer nur Engländern zugeſchrieben werden. Es iſt gewiß, Italien, dem wir doch Jahr aus, Jahr ein, ſo viel Nutzen aus den Reiſenden zuwenden, die wir ihm überweiſen, hat bis jetzt ſeine Einwohner noch nicht durch die Bande wahrer Zuneigung an ſeine engliſchen Gäſte zu knüpfen vermocht. Ne hanno, ſie haben etwas, iſt das große Wort, das bei den Italienern eifrige Zuvorkommenheit für jeden Reiſenden bewirkt, deſſen Anzug und Equipage das Gepräge des Engliſchen trägt. Nie zeigen ſich die camerieri eifriger und dienſtwilliger, als gegen Reiſende, die yes und no antworten; nie macht der Beſitzer des Gaſthofes mehr officiellen Lärm, nie bereitet er ein reichlicheres Mittagseſſen, oder bemüht ſich

mehr in Verbeugungen, Höflichkeiten, Dienſtfertigkeitsbetheuerungen, in honigſüßen, oratoriſchen Floskeln, als, wenn er in den Hof ſeines Gaſthauſes eine jener Berlinen einfahren ſieht, auf deren Bock der geſtreifte Plaid der Kammerjungfer eine Handvoll jener goldigen Gäſte ankündigt, deren Wichtigkeit für ſeinen Geldbeutel ihm im Laufe der Jahre eben ſo klar geworden iſt, als er ihre immer nur zu kurze Anweſenheit bedauert.

Aber man kann in einem Lande wegen des Geldes, das man dort verzehrt, gern geſehen ſeyn, ohne daß man deßhalb in geſelliger Beziehung, und wegen des wohlwollenden Verkehrs, in dem man zu den Einwohnern ſteht, geachtet werde. Nun iſt es aber nicht zu leugnen, daß Geldintereſſe faſt ausſchließlich die Urſache des Empfanges iſt, der engliſchen Touriſten von den Italienern zu Theil wird, und da das Wohlwollen, das wir ihnen einflößen, ſich nicht über den, etwas engen Kreis von Wirthen, Kellnern und Lohnbedienten hinaus erſtreckt, ſo haben wir am Ende nicht ſonderlich Urſache, unſere Nationaleitelkeit dadurch geſchmeichelt zu ſehen; ja, wir müſſen ſogar, wollen wir nicht binnen kurzer Zeit die Zielſcheibe des Spottes der andern fremden Beſucher Italiens werden, ernſtlichſt gegen die Höflichkeiten proteſtiren, die man in jenem Lande nicht uns, ſondern unſern Livreen und Reiſewagen, auf Koſten unſerer Intelligenz und unſeres Charakters, erweist.

Das ſchwere Vorwiegen des Geldes, oder, um mit Ariſtoteles zu reden, die Plutocratie, muß immer ihrer Rechte wegen Verzeihung nachſuchen, und durch Artigkeit und feines Weſen um Nachſicht dafür bitten. Die engliſchen Reiſenden haben alſo ſehr Unrecht, wenn ſie unter Leuten, die in beſcheidenen, ja oft in dürftigen Verhältniſſen leben, mit hochmüthigem Luxus prunken, der eben ſo ſehr den Gewohnheiten jenes Landes, als dem wahren, guten Geſchmack widerſpricht.

Mehr als einmal habe ich Parallelen zwiſchen den Engländern und Italienern entworfen, und mir Rechenſchaft von den Vorurtheilen zu geben verſucht, wie deren in Italien auf unſere Rechnung gar viele verbreitet ſind. Der Italiener iſt ſeiner Natur nach mittheilſam, und ſchließt ſich Fremden gern an; in ſeinen Beziehungen waltet ſogar eine Gefälligkeit vor, die hie und da an Kriecherei, an Ciceronismus ſtreift, die aber nicht aus Eigennutz, ſondern aus der gutmüthigen Abſicht entſteht, ſich dem Fremden zu verbinden, und, wenn man ſich ſo ausdrücken darf, die Honneurs der Merkwürdigkeiten und der Meiſterwerke zu machen, als deren Verwalter und Beſitzer er ſich betrachtet. So

beobachtete ich in Florenz und Rom oft Engländer, die Vorübergehende nach einer Straße, oder einem Bauwerke fragten, die ſie beſuchen wollten; die Söhne Albions gaben dabei ihrem Geſichte den möglichſt finſteren Ausdruck, runzelten die Augenbrauen, biſſen ſich verächtlich die Lippen, und hielten es nicht der Mühe werth, den Hut abzunehmen, während dagegen die Italiener, den Hut in der Hand, mit gutmüthigem und verbindlichem Lächeln, ihnen Beſcheid gaben. Ich habe oft Mailänder und Florentiner geſehen, die von ihrem Wege abwichen, ſich eine Zeitlang dem eigentlichen Zweck ihres Ausganges entzogen, um engliſche Reiſende, die ſich verirrt hatten, wieder auf die rechte Straße zurückzubringen, ja ſie bis an die Thüre ihres Gaſthofes oder an die Schwelle des Gebäudes, das ſie zu ſehen wünſchten, zu geleiten; ſtatt alles Dankes, erwiderte dann wohl der Touriſt mit der Hand, zum Zeichen des Abſchiedes, oder murmelte ein recht kaltes und trockenes „good day", das oft in meiner Seele ein ſchmerzliches Echo fand und gerechten Unwillen in mir erregte, daß meines Landes Zartgefühl und Ehre von Einzelnen, die ihm angehören, ſo ſchmählich bloßgeſtellt werde. Solches Benehmen der Engländer ließ mich aber auch nach und nach der Urſachen gewiß werden, aus denen das ſtille Uebelwollen und der kaum ausgeſprochene Haß entſpringen, der gegen meine, Italien beſuchende Landsleute herrſcht.

Halten ſie ſich eine längere Zeit in einer Stadt auf, ſo packen ſie gleich die ſchönen Kleider aus, die ſorgſam verſteckt im Grunde ihrer Koffer ruhten, und ſtolziren in der oft ſo höchſt albernen Modetracht einher, der unſere Zollwächter, aus Gründen der Nationalehre, billig die Ausfuhr verweigern ſollten; als ob die Engländer nur mit großen Koſten den florentiniſchen oder neapolitaniſchen Boden bereisten, um dort ihre glänzende Wäſche, ihre Uhrenketten, ihre Fracks, ihre blankgeputzten Stiefel, ihre ſchöngeſchlungenen Kravattenknoten bewundern zu laſſen. Sollte nicht die ſo hehre und einfache Schönheit des Landes den Fremden, die es durchreiſen, ein Innehalten in den koketten Toilettegewohnheiten gebieten? Italien, faſhionable und der neuſten Mode folgend, würde gewiß den größten Theil ſeiner Annehmlichkeiten verlieren; ihm das Spielzeug unſerer Dandys, unſere Moden, unſere Schmuckſachen aufdringen wollen, wäre eine eben ſo große Sünde wider alles, was Geſchmack heißt, als überlüde man eine antike Venus oder Diane mit Edelſteinen und Brüſſeler Spitzen; und ſtellt man ſich nicht vor aller Welt ein Zeugniß aus, daß man nicht im Stande iſt, Geiſt und Größe dieſer herrlichen Gegenden zu würdigen, wenn man ſich darauf ſteift, ſie in gelben Glacéhandſchuhen, in blank geputzten

Stiefeln, die Lorgnette in den Winkel des Auges geklemmt, die Bruſt in einen Frack nach neueſter Mode gezwängt, und von des Kammerdieners Hand Morgen für Morgen ſorgfältig friſirt, zu durchlaufen. Und iſt der engliſche Kammerdiener nicht an ſich ein hinreichender Grund für Eiferſucht und Neid des italieniſchen Volkes, wenn man bedenkt, daß es wenig Söhne römiſcher oder neapolitaniſcher Familien gibt, die, ſelbſt in ihrem beſten Sonntagsſtaate nicht, von dem fremden Bedienten übertroffen werden, deſſen Livree vom feinſten Tuche iſt, deſſen ſchwarzſeidene Strümpfe vom untadelhafteſten Gewebe ſind, und der, was inſulariſchen Hochmuth betrifft, nur ein zu getreues Abbild ſeines Herrn iſt, wie das engliſche Sprüchwort, „wie der Herr, ſo der Knecht“ beſagt, das die Unverſchämtheit unſeres Bedientenpackes auch bei den Italienern eingebürgert hat.

Wahrhaftig wir Engländer können nicht laut genug gegen Lächerlichkeiten und Bizarrerien proteſtiren, die nur als ausſchließliches Eigenthum des reiſenden Theils unſerer Landsleute, nicht aber als der Typus derer, die im Vaterlande wohnen, und vaterländiſchen Gewohnheiten folgen, angeſehen werden dürfen. Gewiß es gibt wohl nicht noch ein Land, wo die Geſetze der Gaſtfreundſchaft gewiſſenhafter gehalten werden, als in England; mehr als ein Deutſcher oder Engländer, der in das Innere unſerer Familien zugelaſſen wurde, kann Zeugniß für den freundlichen, wohlwollenden Empfang ablegen, der dort dem Fremden zu Theil wird. Der Charakter des Engländers iſt da, wo man ihn ſtudieren muß, auf dem Boden ſeines Vaterlandes nämlich, von Natur offen, zuvorkommend, freimüthig; er weiß ſeine Gäſte zu unterhalten, ohne ſie auf die Folter übertriebener Höflichkeiten zu ſpannen, ſie in intereſſante Geſpräche zu verwickeln, ohne ſie mit Erzählungen, die nie enden wollen, oder mit langweiligen Anekdoten krank zu quälen; ja ich habe mit Erſtaunen franzöſiſche Dandys ſich nach der einfachen engliſchen Familienunterhaltung, am Theetiſch, zurückſehnen hören, die ſie allen glänzenden Zerſtreuungen der Pariſer Routs vorzogen.

Sind Engländer aber in der Fremde, ſo ſcheint ſie ein Dämon zu treiben, allen guten Eigenſchaften, die uns im eigenen Lande zieren, zu entſagen, und jene troſtloſe, häßliche Maske vorzunehmen, die uns mit Recht alle andern Völker als untrügliches Aushängeſchild von Langeweile und dummſtolzer Eitelkeit vorwerfen. Es ſcheint, daß der Engländer, fern von ſeinem Lande, nur an ſeine Perſönlichkeit denkt, ſich lediglich und ausſchließlich mit ſich ſelbſt beſchäftigt. Der Egoismus, den die engliſchen Touriſten ſo recht eigentlich üben, wird uns erſt auf dem Feſtlande, und dann zuletzt in England ſelbſt vollſtändig iſoliren;

Digitized by Google

dieſer ekelhafte Egoismus tritt bei manchen Engländern mit jedem Schritt, den ſie auf dem Feſtlande thun, deutlich hervor. Man ſieht ſie mit einer Beharrlichkeit, die eben ſo groß iſt, als ihre Unverſchämtheit, in allen Diligencen die erſten Plätze, in allen Gaſthöfen die beſten Zimmer für ſich in Anſpruch nehmen. Immer zu oberſt an jeder Table d'hôte ſitzend, macht ſich der Engländer durch den königlichen Gleichmuth bemerkbar, mit dem er ſich von ſeinem Nachbar bedienen läßt, ohne daß ihm je ein Wort des Dankes, eine billigende Bewegung entſchlüpſt. In allem, was ſich auf die materiellen Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten der Reiſe bezieht, iſt er taub gegen alle Rückſichten, die Alter und Geſchlecht der Mitreiſenden, die Höflichkeit und das Wohlwollen, das man einander ſchuldig iſt, gebieten; für ihn heißt Reiſen Bezahlen, und den erſten Platz in einer Diligence, den er bezahlt hat, aus Höflichkeit oder Galanterie mit einem zweiten vertauſchen, oder mit einem ſchlechtern Zimmer als dem bedungenen vorlieb nehmen, wäre in ſeinen Augen ein Verrath an der Nationalwürde, der allein in einem Anfalle von hitzigem Fieber oder Wahnſinn Entſchuldigung finden könnte.

Unter den Caravanen Reiſender, die Italien Jahr aus Jahr ein durchziehen und ſich zuſammen finden, um angenehmer und mit geringerem Koſtenaufwande Partien und Ausflüge zu machen, thut ſich ſtets der Engländer durch ſeinen kraſſen Egoismus hervor, der bei dem geringſten Anlaſſe ſich in ſeiner ganzen Größe offenbart. Er reist ſchnurgerade nach ſeinem Reiſehandbuche, und nichts kann ihn von dem Wege, den er einmal eingeſchlagen hat, abbringen, ja er würde, ehe er nur um eine halbe Meile davon wiche, lieber der angenehmſten Reiſegeſellſchaft den Handel aufkündigen.

Er wird es nicht müde, immer den Ernſten und Schweigſamen zu ſpielen und öffnet kaum anders den Mund, als um nach irgend etwas zu fragen und Aufklärungen zu verlangen; ſeine übrige Zeit wendet er zu Selbſtgeſprächen und zu geheimen Unterredungen mit ſeinem Gewiſſen und ſeiner, Andern ſehr wenig ſichtbar werdenden, Liebenswürdigkeit an. Habt Ihr ihn Euch zum Reiſegefährten genommen, ſo ſeyd darauf gefaßt, ihn nach Verlauf von vierzehn Tagen, die Ihr mit ihm in beſtem Vernehmen verlebt habt, von Euch eines ſchönen Morgens ſcheiden zu ſehen, oft ohne daß es ihm der Mühe werth ſcheint, Euch irgend einen Grund ſeines Scheidens anzugeben. Der engliſche Touriſt iſt wegen der abſoluten Unabhängigkeit, die er behauptet, eben ſo berühmt, als wegen der oft wirklich brutalen Ungezwungenheit, mit der er ohne alle Veranlaſſungen, Verbindungen, die ſich auf der Reiſe ſo leicht machen, wieder abbricht: ſein Zweck beim Reiſen iſt, ſeiner Langeweile los zu

werden, ſich zu entlangweilen, um ein neues Zeitwort zu gebrauchen, und zu ſehen; und deßhalb nimmt er jeden Fremden, der ihm in den Weg kommt, entweder als Sprach- und Geographielehrer oder für ein Spielzeug, das zu ſeinem Privatvergnügen erſchaffen worden iſt. Hat er nun das Spielzeug ſatt und aus dem lebendigen Wörterbuch Vocabeln genug gelernt, ſo ſcheint es ihm eben ſo bequem als natürlich, ſich mit ſo wenigen Umſtänden von ihm zu trennen, als wenn man ein Buch zuklappt oder ein Theater oder ein Muſeum verläßt. Die engliſchen Touriſten ſuchen auch in Italien einander nicht auf, weil ſie wiſſen, daß ſie eben nicht viel Nutzen von einander ziehen können und daß die Verbindungen, die ſie unter einander knüpfen würden, von noch kürzerer Dauer als die wären, zu denen ſie ſich mit Fremden herabließen. Die Wölfe legen, wie ein altes Sprüchwort ſagt, einander keine Fallen, und ſo führt der große Egoismus, den ein Engländer immer bei dem andern aus purem Inſtinkt wittert, ihn immer in die Geſellſchaft Fremder, wozu der bequeme Vorwand immer aus dem Umgange ſich zu unterrichten geſchöpft wird, während die eigentliche Urſache doch nur der Gedanke iſt, möglich viel Nutzen aus dem Einfluſſe zu ziehen, den der engliſche Reiſende, mit all ſeiner langweiligen Anmaßung, auf die Fremden anderer Länder übt. Nehmen wir dagegen den Franzoſen, von Natur leichtſinniger und minder berechnend, er wird im Laufe einer Reiſe von mehren Monaten, Thorheiten, Irrthümer in großer Anzahl begehen, er wird von Vetturino's, Sänftenträgern, Zollwächtern, Bettlern, Gaſtwirthen, Lohnbedienten, kurz von Schelmen und Vagabunden aller Art, wie ſie in den großen Städten Italiens ſich herumtreiben, geprellt werden; der Franzoſe wird ſich ereifern, fluchen; die Provinzen, Landſchaften, Städte und Kunſtſchätze des klaſſiſchen Landes zu allen Teufeln wünſchen, aber bei alle dem wird eine Art brüderlicher Eintracht zwiſchen dem Franzoſen und Italiener herrſchen; es werden Verbindungen zwiſchen ihm und den Eingebornen ſtattfinden, wie ſie allein zu einer genauen Vertrautheit mit den Sitten und dem Charakter eines Volkes führen können. Der Franzoſe, der einſam in Rom, Neapel oder Mailand ankommt, wird dort gute und wackere Wirthinnen finden, wie ſie oft die einzige Stütze armer Künſtler werden, ihm wird freundliche Aufnahme im Familienkreiſe nicht verſagt bleiben, deren er ſich durch ſein munteres und luſtiges Weſen empfiehlt, ihm werden ſich die Thüren der Geſellſchaften, die man nur in wenig italieniſchen Städten findet, öffnen, er wird ſich Eingang in die eleganten *ridotti* der Scala oder des Theaters San Carlo bahnen, und wird beim Abſchiede Bedauern und Zeichen der Zuneigung mit ſich

nehmen. Der Engländer dagegen wird ſchwerlich eine andere Freude mit in ſeine Heimath bringen, als daß er nie, oder doch nur höchſt ſelten, betrogen worden iſt, daß er, Dank ſeiner kalten Hartnäckigkeit, ſtets über die italieniſche Verſchlagenheit triumphirte, die, vor Alters berühmt, jetzt ſo ſehr in Mißcredit gerathen iſt. Da er überall mehr bezahlt als andere vernünftige Leute, was, nebenbei geſagt, von ſchlechtem Geſchmack und Mangel an Bildung zeugt und in gewiſſer Art eine wahre Verletzung des Völkerrechts iſt, wird er freilich immer ariſtocratiſcher Bevorzugungen und Auszeichnungen im Wirthshauſe genießen, aber an andern Orten wird ihm wenig darauf zu gut gethan werden. Er wird daher etwas koſtſpieliger Ehren und Auszeichnungen auch nicht los werden, noch ſeinen Titel als Fremder ablegen können, da der Italiener wenig mehr vom Engländer kennt, als ſein Geſicht und ſeine Börſe und ihn als großen Herrn behandelt, da er ihn nicht freundſchaftlich behandeln mag. Der Engländer ſeinerſeits kennt dagegen in Italien keine anderen Vergnügungen, als die er mit ſchwerem Gelde kauft, und das ſind bekanntlich weder die edelſten noch erfriſchendſten. Und ſo kommt er, Dank ſeinem Iſolirungsſyſtem und ſeinem auf die Spitze getriebenen Egoismus, nach einer Reiſe von fünf bis ſechs Monaten, von Italien nicht reicher an Wiſſen und Erfahrungen zurück, als hätte er ein halb Dutzend Reiſebeſchreibungen darüber durchgeleſen und eine Woche lang in Kupferwerken geblättert, welche die ſchönſten Gebäude, Kunſtgegenſtände, Landſchaften und Proſpecte Toscana's, der Romagna und der übrigen italieniſchen Landſchaften in Stahlſtich oder Aquatinta enthalten.

Ich, der ich ſchon oft Gelegenheit hatte, an Ort und Stelle mich von der Wahrheit aller Anklagen gegen meine nomadiſchen Landsleute mehr, als zur Genüge zu überzeugen, ich erkläre feierlichſt, daß für mich zu den größten Unannehmlichkeiten, die nun einmal von dem Beſuche Italiens unzertrennlich ſind, gehörte, wenn mir eine engliſche Familie begegnete, die mein Unglücksſtern in daſſelbe Gaſthaus führte, in dem ich Ruhe ſuchte. Ich geſtehe, wären mir viele ſolche engliſche Familien in den Weg gekommen, es wäre um die Gefühle von landsmannſchaftlicher Liebe und Zuneigung geſchehen geweſen, deren ich mich ſonſt nie beim Anblick meiner ſehr geliebten, wenn auch oft ſehr unerträglichen Landsleute, habe erwehren können.

Ich ſpreche bei Gelegenheit ſolcher unheilvollen Begegnungen nicht allein von den mißtrauiſchen Blicken, die ſich meine werthe Perſon zum Ziele nahmen, noch von den leiſen und geheimnißvollen, gewiß nicht ſchmeichelhaften Worten, die auf meine Rechnung zwiſchen Vater und

Mutter gewechſelt wurden. Es iſt ja bekannt, daß Italien von manchen Engländern wie eine Zufluchtsſtätte für Induſtrieritter und Vagabunden betrachtet wird, die in Folge ſchlechter Streiche ſich genöthigt ſahen, London zu verlaſſen. Die Art unruhiger Beobachtung, deren mich Papa und Mama von dem Augenblicke an würdigten, wo es ihnen klar ward, Niemand könne mir den ehrenvollen Namen ihres Landsmannes abſprechen, konnte mich dann gewöhnlich keinen Augenblick in Zweifel laſſen, daß auch ich, ihrer Meinung nach, jener ehrenvollen Schaar angehören müſſe, die ihrer perſönlichen Sicherheit halber es für gerathen fand, den Boden des Vaterlandes zu meiden. Doch tröſtete mich dann der Gedanke, ich könne meinen Landsleuten dieſen Irrthum wohl benehmen, falls ich es überhaupt der Mühe werth hielte.

In den kleinern italieniſchen Städten, und vorzüglich auf der Straße zwiſchen Mailand und Venedig, gibt es viele Gaſthäuſer der einfachſten Art, in denen man einen oder höchſtens zwei Tage zu verweilen pflegt, ſey es, daß man eine Gelegenheit zur Weiterreiſe erwartet, ſey es, daß man eine Stadt kennen lernen will, deren Merkwürdigkeiten in ſo kurzer Zeit geſehen werden können. Aber flieht lieber in die elendeſten Hütten, ſucht lieber ein Aſyl in Höhlen und Schluchten, wenn Euch der Wirth an der Schwelle ſeines Hauſes die Donnerworte zugerufen hat: „wir beherbergen gerade eine engliſche Familie.“

Dann könnt Ihr im Frieden das Schauſpiel eines eroberten, eines mit Sturm eingenommenen Hauſes ſehen, in dem ſich eine Sippſchaft breit macht, die Euch doch nur unter dem friedlichen und ehrwürdigen Titel einer Familie angekündigt worden iſt. Das Monopol, kraft deſſen ſie alle irgend bewohnbaren Zimmer im Hauſe für ſich in Anſpruch nimmt, zwingt Euch, zuvörderſt Eure Schlafſtätte auf dem Heuboden zu ſuchen und dort die Nacht ohne Kopfkiſſen, ohne Decken, oft ſelbſt ohne Licht zuzubringen; denn, was Ihr auch von der Cameriera fordern mögt, ihr beſtändiger Refrain auf Eure Forderungen bleibt: das braucht Alles die engliſche Familie. Die Stiefelknechte, die Handtücher, die Waſſerbecken, die Gläſer, die Teller, die Bedienung von dem en Chef commandirenden Cameriere bis zum kleinſten Piccolo hinunter, die ganze Wirthſchaft, mit Möbeln, Menſchen und Vieh, Alles und Alles nimmt die engliſche Familie für ſich in Anſpruch.

Wer aber nicht mit einer ſolchen engliſchen Familie zu Mittag gegeſſen hat, der weiß nicht, bis zu welcher ſublimen Höhe egoiſtiſche Ungezogenheit getrieben werden kann; es iſt natürlich, daß ſie die oberſten Plätze einnimmt und zwiſchen dem kleinſten dummen Jungen, der ihr angehört, andern ehrlichen Leuten einen achtungsvollen Zwiſchenraum,

Digitized by Google

(das heißt, um ihrer Selbſtachtung nichts zu vergeben) von fünf oder ſechs Couverts läßt. Alle Schüſſeln kommen dann erſt zu Euch, wenn ſie, eine nach der andern, von acht bis zehn Menſchen unterſucht, befühlt, berochen worden ſind, und da dieſe acht oder zehn Perſonen alle von der Gefräßigkeit Reiſender, die weder Zaum noch Zügel mehr kennt, beſeelt ſind, ſo folgt daraus, daß Ihr oft nichts weiter zu eſſen bekommt, als einige Vegetabilien und ein wenig geriebenen stracchino, da alles, was eine nahrhaftere Koſt bietet, in den Schlund der unerſättlichen Hyder fällt, welche man engliſche Familie getauft hat; von einer Hyder iſt aber doch wohl nicht anders zu erwarten, als daß ſie andere Gäſte als ein weit geringeres Geſchlecht betrachtet, die froh der Ehre ſeyn darf, ſich an dem zu ſättigen, was ſie für zu ſchlecht zu ihrer höchſteigenen Nahrung hält.

Unter den engliſchen Touriſten ſind viele, die ſich von den Annehmlichkeiten des Klima's Italiens und der Liebenswürdigkeit ſeiner Bewohner haben feſſeln laſſen und ihr leichtes Zelt für immer in dieſem geſegneten Lande aufſchlugen. Florenz iſt zu aller Zeit die Lieblingsſtadt der Engländer geweſen und muß jetzt den Vorwurf tragen, es ſey mehr eine engliſche Colonie, als eine italieniſche Stadt. So viel mindeſtens iſt gewiß, daß manche unſerer Sitten dort adoptirt worden zu ſeyn ſcheint, und dieſe Adoption iſt vielleicht nicht ganz zu unſerem Nachtheile noch zu dem der Italiener, deren hitziges Uebermaaß in allen Dingen durch das Maaß, was wir überall zu halten pflegen und durch unſere Kälte in der wohlthuendſten Art gemildert wird. Vielleicht hätte ſich ſelbſt nicht den Muth gehabt, die Albernheiten engliſcher Reiſenden zu ſchildern, dürfte ſich mir nicht auch Gelegenheit dabei bieten, den Engländern, deren Wohnort Italien iſt, zu bezeugen, wie ſehr ſie bemüht ſind, was das Vaterland Gutes beſitzt, auf das Land zu verpflanzen, in dem ſie ſich eine zweite Heimath bereiten.

So habe ich namentlich in Florenz zu meiner größten Freude mehre Landsleute getroffen, die ſich ganz in Italien acclimatiſirt hatten und dabei beizubehalten wußten, was das engliſche Leben Angenehmes und Schätzbares bietet.

Das Gefängniſs der Conciergerie in der Schreckenszeit.

Wenn man die Schrecken der Revolutionszeit kalten Blutes und von dem Standpunkte unſerer geordneten Verhältniſſe bedenkt, ſo kann ſich die Phantaſie keinen ſchauervollern Aufenthalt als ein politiſches Gefängniß von damals denken. Aber die Menſchen in jener fieberhaft erregten Zeit betrachteten die Dinge minder ernſt; der Tod war durchaus an der Tagesordnung, die Guillotine ſchien das natürliche Loos eines jeden, es wurde mit ihr geſpielt, ſie erhielt komiſche Beinamen. Zuerſt machten die Gefangenen in der Conciergerie Muſik, da ſich die Gefangenwärter aber bald aller Inſtrumente bemächtigten, ſo mußten ſich die eingeſperrten Freunde der Tonkunſt mit dem Abſingen patriotiſcher Hymnen begnügen: Morgens und Abends wurden dieſe im Chor geſungen, und man nannte dieſen Geſang „das Gebet.“ Den Tag über lachten die Gefangenen, es wurde viel geſchwazt, getrunken, Poſſen getrieben, den mitgefangenen Damen der Hof gemacht, und alle Arten von Spielen getrieben. Beſonders beliebt war ein Spiel, das ſie à la Guillotine nannten, und das eine dramatiſche Nachahmung der Sitzungen des Revolutionstribunals mit ſeinen beiden Sectionen, „der Freiheit“ und der „Gleichheit“ war. Die Gefangenen, welche ſchon davor geſtanden hatten, und der Guillotine noch nicht verfallen waren, machten in der komiſchſten Art die Stimme und die pathetiſchen Gebehrden

Digitized by Google

Fouquier-Tinvilles, Liendons und Naudins, ſeiner würdigen Helfer und Stellvertreter, oder den dummen Hochmuth Dumas, Subleyras, Delieges und Denizols nach; es traten Vertheidiger von Amtswegen auf, die ſich gerade wie vor Gericht wohl hüteten, ſich zu compromittiren. Der Angeklagte wurde jedesmal verurtheilt, alle Mitſpielenden nahmen die ſchauerliche Ceremonie, wo er die Kleider anzieht, welche ihm zum verhängnißvollen Gange dienen, die ſogenannte letzte Toilette mit ihm vor, dann legte man ihn auf einen umgeworfenen Stuhl, an den man dann heftig ſtieß, und der Delinquent mußte mit Grazie davon herab, und zu Boden fallen.

Bailly kam ganz vergnügt von dem Tribunale zurück, er war für dieſes Mal noch nicht verurtheilt worden, und ſagte ſeinen Mitgefangenen, die ſich nach ſeinem Schickſale erkundigten, „da ſeht Ihr mich wieder, der kleine Peter lebt noch.“ Seine herrliche Antwort, als er zum Tode geführt wurde, iſt ja auch bekannt: „Du zitterſt Bailly?“ fragte ihn ein Soldat; „ja, mein Freund, denn es iſt kalt.“ Minder bekannt iſt folgende Thatſache, die der Scharfrichter Samſon am Tage nach der Hinrichtung mit Thränen in den Augen erzählte, und die ihm, ſo ſehr er auch Scharfrichter war, eine ſchlafloſe Nacht verurſacht hatte. Ein junger Menſch von vier und zwanzig Jahren, dem die Natur in verſchwenderiſcher Fülle Gaben des Geiſtes und körperliche Schönheit verliehen hatte, Girey Duprez, einer der Redacteurs des Patriote Français, wollte ſeinen Richtern zeigen, welches Vertrauen er in ihre Gerechtigkeit ſetze, und wie wenig er ihr Urtheil fürchte; er ſtellte ſich vor dem Tribunale ohne Halsbinde, das Hemd weit über den Kragen ſeines Rockes zurückgeſchlagen, die Hände auf dem Rücken, und ſagte ihnen lakoniſch: „Hier ſeht Ihr mich, ich bin bereit.“ Der Präſident, erſtaunt wegen dieſes herausfordernden Muthes, fragte ihn, ob er Briſſot gekannt habe. „Ich kannte Briſſot,“ lautete die Antwort, „ich bezeuge, daß er, wie Ariſtides gelebt hat, daß er, wie Sidney, als Märtyrer der Freiheit geſtorben iſt.“ Man fragte ihn nicht weiter; am anderen Morgen führte man ihn zum Schaffotte; noch auf dem verhängnißvollen Karren ſang der muthige Jüngling folgende Strophen, die er in der Nacht zuvor gedichtet hatte.

Pour nous quel triomphe éclatant!
Martyrs de la liberté sainte
L'immortalité nous attend.
Dignes d'un destin si brillant,
A l'échafaud marchons sans crainte,
Mourrons pour la patrie,
Cest le sort le plus beau, le plus digne d'envie!

Digitized by Google

Der junge Riouſſe, der, glücklicher als ſeine politiſchen Freunde, die Girondiſten, dem Schaffotte entging, und unter dem Kaiſerreich als Präfekt ſtarb, beſchäftigte ſich während zehn langer Monate der Gefangenſchaft, mit einer Ueberſetzung der Apologie des Sokrates, des Kriton und des Phocion. Jeden Abend las er ſeinen Unglücksgefährten vor, was er den Tag über gearbeitet hatte; man critiſirte, billigte oder tadelte es. Vielleicht waren Sokrates herrliche Maximen nie noch in den Mauern eines politiſchen Gefängniſſes wiedergehallt, hatten nie edlere Zuhörer als dieſe Zuhörer, als dieſe Männer der Gironde gefunden.

Umſonſt verſuchte der berüchtigte Baron Anacharſis Cloots, derſelbe, der den Jakobinern verſichert hatte: „mein Herz iſt franzöſiſch, und meine Seele eine Sansculotte;“ derſelbe, der ſich Freund des Menſchengeſchlechtes und perſönlichen Feind Jeſu Chriſti betitelte, in der Conciergerie fortzufahren, den Apoſtel des Atheismus zu ſpielen, man hörte nicht auf ihn. Für Männer, die jeden folgenden Tag recht eigentlich auf den Tod vorbereitet ſeyn mußten, hatten die Lehren Phaedon's mehr Gewicht, als die Cloots; in Gegenwart des politiſchen Schaffottes glaubt der Mann von Ehre und Gewiſſen gern an die Unſterblichkeit der Seele. Lamourette unterbrach Cloots mit den ſchönen Worten: „nein meine Freunde, die Seele wird nicht guillotinirt.“

„Was iſt denn eigentlich dieſe Guillotine? ein Schlag an den Hals,“ ſagte derſelbe Lamourette, als er mit ſeinen Zimmergenoſſen fröhlich ſein letztes Mahl einnahm. Dann ward er ernſt, und ſprach ihnen noch einmal, als katholiſcher Prieſter, mit feuriger Ueberzeugung, von der Unſterblichkeit der Seele. Es war in der Conciergerie eine ganz gewöhnliche Sitte, ſeine Pfeiſe mit der Anklageacte anzuzünden. Der Advokat, der Gasnard, einem ehemaligen Huſarenoffizier, von Amtswegen gegeben ward, behauptete, um ſeinen Clienten zu retten, er ſey nicht ganz richtig im Kopfe. „Was! rief der alte Soldat aus, ich nicht richtig im Kopfe? wahrhaftig, mein Kopf war nie geſcheiter als jetzt, wie Schade, daß ich ihn morgen früh verlieren ſoll; übrigens, du Vertheidiger von Amtswegen, vertheidige ich mich gegen deine Vertheidigung, und jetzt bin ich des Redens müde, führt mich zur Guillotine.“ Ein Pöbelhauſe umgab den Karren, in dem Cüſtine zum Schaffotte geführt wurde, und ſchrie wüthend: „zur Guillotine mit ihm, zur Guillotine mit ihm!“— „Wir werden ſchon hinkommen, Geſindel,“ rief der alte Krieger, „könnt ihr denn nicht warten?“ — Ein Lied, das in der Conciergerie gedichtet wurde, hatte immer die Schlußreime:

Quand ils m'auront guillotiné
Je n'aurai plus besoin de nez.

Ja oft dichteten und ſangen die Gefangenen noch unmittelbar vor ihrer Hinrichtung. Die rührenden Strophen aus einem längern Gedichte, das Monjourdain in der Nacht vor ſeinem Tode niederſchrieb, mögen hier noch eine Stelle finden:

L'heure avance où je vais mourir,
L'heure sonne et la mort m'appelle:
Je n'ai point de lâches désirs
Je ne fuirai point devant elle,
Je meurs plein de foi, plein d'honneur;
Mais je laisse ma douce amie
Dans le veuvage et la douleur
Ah! je dois regretter la vie.

Demain mes yeux inanimés
Ne s'ouvriront point sur tes charmes,
Tes beaux yeux, à l'amour fermés,
Demain seront noyés de larmes.
La mort glacera cette main
Qui m'unit à ma douce amie,
Je ne vivrai plus sur ton sein:
Ah, je dois regretter la vie.

Mes chers et tristes compagnons,
Ne pleurez point mon infortune,
C'est dans le siècle où nous vivons
Une misère trop commune.
Par vos gaîtés, vos ébats,
Buvant, criant, faisant tempête,
Mes amis, ne m'avez vous pas
Fait quelquefois perdre la tête?

Sechs große Hunde ſpielten damals in der Conciergerie eine Hauptrolle als Wächter, ſie waren der damaligen Ordnung der Dinge wenigſtens in der Beziehung am ergebenſten, daß ſie ſich nicht beſtechen ließen, wie die menſchlichen (das heißt der Menſchenrace angehörigen) Wächter, und ſich nicht betranken. Einer dieſer ſechs Wächterhunde zeichnete ſich beſonders durch Kraft, Größe und Schlauheit aus. Dieſer Cerberus, Ravage genannt, hatte Nachts den Vorplatz in ſeine beſondere Obhut zu nehmen. Gefangene hatten einſt ein Loch durch die Mauer gebohrt, um zu entfliehen; alles begünſtigte ihre Flucht, wenn Ravage ruhig blieb, und ſeine Wachſamkeit getäuſcht wurde.

Die Gefangenen entkamen glücklich, ohne, daß Ravage bellte; am andern Morgen trug der Hund an ſeinem Schwanze eine Aſſignate von hundert Sous, und einen kleinen Zettel, mit der Inſchrift: „Auch

Ravaze iſt mit einer Aſſignate von hundert Sous und guten Hammelsknochen zu beſtechen.“ Ravage, der vor aller Welt mit der boshaften Inſchrift hinter ſeinem Rücken umherging, kam ein wenig außer Faſſung, als er ſah, wie ſich immer Gruppen von Lachern um ihn bildeten. Doch ward er nicht guillotinirt, ſondern kam mit der Demüthigung und einigen Stunden Einſperrung davon.

Ließ ſich der Zeitungsverkäufer hören, der mit heiſerer Stimme ſchrie: „Hier iſt zu kaufen die Liſte der fünfundzwanzig, dreißig, vierzig Räuber, die heute in der Lotterie die heilige Guillotine gewonnen haben,“ wie damals der quaſi-officielle Ausdruck für Hinrichtung lautete, dann ſtürzten Alle, Gefangene wie Verurtheilte, an das enge Fenſter, um den Inhalt dieſer, von der Policei ausgegebenen Liſten der Canards, wie man ſie nannte, zu hören. Es fehlte dieſen Liſten niemals an Käufern. Die armen Gefangenen bezahlten oft nur für ein Blatt derſelben fünfzig, ſechzig, ja, hundert Livres. Am 4. Thermidor wurde die Liſte der Verurtheilten mit hundert und fünfzig Livres bezahlt. So kam denn auch die Speculation auf den Gedanken, ein eigenes Blatt für die Hinrichtungen zu gründen, und es erſchienen wirklich von dieſem Blatte zehn Nummern in Duodez, jedes einen Bogen ſtark. Die Sammler, die es noch jetzt gern in ihren Bibliotheken haben, und es, da es ſehr ſelten geworden iſt, theuer bezahlen, bezeichnen es, der Kürze wegen, mit Journal der Guillotinirten, der vollſtändige Titel aber lautet:

Generalliſte und genaueſte Liſte

von Namen, Alter, Stand und Wohnort aller Verſchwörer, die von dem, Kraft des Geſetzes vom 17. Auguſt 1792, zu Paris errichteten Revolutionstribunals, und des, Kraft des Geſetzes vom 10. März 1793, zu Paris errichteten zweiten Tribunals, um alle Feinde des Vaterlandes zu erkennen, zum Tode verurtheilt worden ſind.

Vous qui faites tant de victimes,
Eunemis de l'égalité,
Recevez le prix de vos crimes
Et nous aurous la liberté.

Preis fünfzehn Sous.

Paris.

Bei dem Bürger Marchand und bei allen Buchhändlern und Zeitungsverkäufern.

Im zweiten Jahre der einen, untheilbaren und unvergänglichen Republik.

Die erſte Nummer bietet im Titel noch eine Variante, die nicht ganz unwichtig iſt, dort heißt es nämlich:

Generalliſte und ſehr genaue Liſte

aller Verſchwörer,

die von der, durch Decret des Nationalconvents in der befreiten Stadt, vormals

Lyon, in der Stadt ohne Namen, vormals Marſeille, in Bourdeaux, Fours aux, Sables und andern Städten der Vendee niedergeſetzten Militärcommiſſionen verurtheilt worden ſind, guillotinirt, erſchoſſen oder vor den Mündungen der Kanonen zerſchmettert zu werden, mit vollſtändigen Namen, Vornamen, Alter, Stand, Wohnort, Geburt und Angabe des Departements.

Dieſe Nummer enthält dann auch das Verzeichniß der Namen von vierhundertzweiundzwanzig in Lyon Erſchoſſenen; vierhundertvier dort Guillotinirten und achtundzwanzig mit Kartätſchen Zerſchmetterten; im Ganzen von achthundertvierundfünfzig in Lyon Gemordeten. Zu Bordeaux zählt ſie einundbreißig Guillotinirte auf, in Marſeille neunundfünfzig, in Fours fünfundachtzig theils Guillotinirte, theils Erſchoſſene. Es iſt zu bedauern, daß der Redacteur dieſes Blattes nicht ſeine Verzeichniſſe auch in Bezug auf die Departements fortgeſetzt hat; es würde ein an Blut und Thränen ſehr reichhaltiges geworden ſeyn, war ja doch die politiſche Guillotine in fünfundſiebenzig Departements aufgeſchlagen und in allen Theilen Frankreichs hundertachtundvierzig Tribunale, Volkscommiſſionen, Revolutions- und Militärcommiſſionen thätig; einundvierzig Decrete, welche Todesſtrafe ausſprachen, erließ der Nationalconvent direct.

In unſern friedlichern Tagen erſcheint kein neues Blatt, welchen Titel es auch führen möge, ohne daß es, wie wenigſtens in der Ankündigung verſichert wird, ein dringendes Bedürfniß der Leſewelt geworden wäre. Auch der, übrigens anonym gebliebene Redacteur des Journals der Guillotinirten, behauptet von ſeinem Blatte, es helfe einem ſehr gefühlten Bedürfniſſe ab, er ſpricht ſich darüber ſo aus:

Nachricht für die Bürger.

In allen Zeiten und bei allen republikaniſchen Völkern nahmen die Repräſentanten und die Magiſtrate, welche mit dem Vertrauen des Volkes gerüſtet waren, weiſe und revolutionäre Maaßregeln, wenn Uebelwollende und Feinde des Fortſchreitens der Regierung ſich widerſetzen wollten; ſo haben auch die franzöſiſchen Republikaner wider die Verräther und Uebelwollende gehandelt und ſie der Schärfe des Geſetzes überantwortet und man wird hier die Generalliſte der Namen, des Alters, des ehemaligen Standes und des Wohnortes dieſer Contrerevolutionäre, die von dem Revolutionstribunale zum Tode verurtheilt worden ſind, von Anfang der Revolution an finden. Dieſe intereſſante Liſte iſt mit aller Sorgfalt, was Namen, Stand u. ſ. w. betrifft, gedruckt. Schon haben fünf Nummern die Preſſe verlaſſen und ſie werden ſchnell, je nachdem viel oder wenig Verſchwörer zum Tode verurtheilt werden, alle vierzehn Tage erſcheinen.

In einer ſpätern Nummer beſchuldigt ſich der Herausgeber einiger Nachläßigkeiten, die, wie er verſpricht, in Zukunft aufhören ſollen:

Da ſich mehre Irrthümer in die erſte Nummer der Liſte der Guillotinirten eingeſchlichen haben, woran die überaus große Eile, mit der ſie zuſammengeſtellt wurde Schuld geweſen iſt, ſo wollen wir jetzt, damit unſern ſansculottiſchen Leſern nichts

Digitized by Google

zu wünſchen übrig bleibt, mit der größten Genauigkeit noch den Stand und den Tag angeben, an welchem jedes Individuum der hölliſchen Bande der Verſchwörer hinging, ſeinen Kopf der ſehr nützlichen und ſehr verehrten Dame Guillotine in die Arme zu werfen. Zu Gunſten unſeres Eifers wagen wir zu wünſchen, daß diejenigen unſerer Leſer, welche ſich etwa unſere erſte Liſte verſchafft haben, es nicht mit ſcheelem Auge anſehen mögen, wenn einige Namen zu oberſt an dieſer Nummer wiederholt worden ſind; dieſe Wiederholung rührt nur daher, daß wir jetzt Wohnung, Stand, Alter und Todesart dieſer contrerevolutionären Schurken genauer anzugeben vermögen.

Als das Revolutionstribunal glücklich geſtürzt worden war, mochte ſich der Redacteur des Journals doch noch nicht ganz von ſeinem Publikum trennen, und verſpricht ſeinen Abonnenten wieder lange Liſten.

Nachricht.

Die Zeitumſtände und die Aufhebung des Revolutionstribunals veranlaſſen uns, unſern Abonnenten ein Supplement zu Nr. 9 dieſes Blattes zu geben, da das neue Revolutionstribunal, das noch nicht in voller Thätigkeit iſt, uns zu viel Zeit rauben würde, die Namen der Mitſchuldigen des infamen Robespierre, und der Verräther der aufrühreriſchen Commune von Paris ſchon jetzt zu veröffentlichen, ſo verſprechen wir, ſie unſern Abonnenten in Nr. 10, ſo wie auch die Liſte der Mitglieder, welche das Revolutionstribunal bilden und der Jury zu geben, und verſichern ihnen gleichfalls, fernerhin unſre Liſten mit der größten Pünktlichkeit fortzuſetzen, wie auch genauen Bericht über jedes Individuum, das zum Tode verurtheilt wird, zu liefern. Der Preis des Abonnements bleibt derſelbe ꝛc. ꝛc.

Im Ganzen hat man übrigens die Zahl der Opfer, welche die Schreckenszeit in Paris hinweg raffte, ſtets übertrieben; die Geſammtzahl derer, die vom 26. Auguſt 1792, bis zum 15. Auguſt 1794, unter der Guillotine bluteten, beträgt 2722, 2398 Männer und 344 Frauen, freilich fiel auch das Haupt eines Königs. Nach den Altersklaſſen abgetheilt, ſtellt ſich das Verhältniß ſo heraus:

Individuen unter 20 Jahren wurden guillotinirt	44
„ zwiſchen 20 und 30 Jahren	390
„ „ 30 „ 40 „	600
„ „ 40 „ 50 „	623
„ „ 50 „ 60 „	475
„ „ 60 „ 70 „	312
„ „ 70 „ 80 „	102
„ „ 80 „ 90 „	11
„ über 90 „	1
„ deren Alter unbekannt geblieben iſt	187

Es iſt bemerkenswerth, daß das höhere Mannesalter auf der Guillotine am zahlreichſten vertreten iſt, und daß alſo die Machthaber von damals, in der That mehr, als man namentlich in Deutſchland annimmt, vom Gefühl der Nothwendigkeit, politiſche Feinde unſchädlich zu machen, als von Rachſucht und Privatleidenſchaften beſeelt waren.

Feuilleton.

I.

Literatur.

Die Mathildenhöhle.
Novelle
nach einer wahren Begebenheit
von
C. Reinhold.
Stuttgart. Brodhag. 1839.

Man braucht nicht lange in dieſer Novelle zu leſen, um ſich zu überzeugen, daß Romanleſer par excellence keinen ſonderlichen Geſchmack daran finden werden, daß dieſelbe kein „Futter für Leihbibliotheken“ iſt. Dieß zieht den Freund ächter Poeſie an, und macht ihn begierig, das Ganze kennen zu lernen. Bald ſieht man, daß der Verfaſſer ein verſtändiger, philoſophiſch gebildeter Mann iſt, der ſich in verſchiedenen Fächern umgeſehen, viel Humor hat, und ſeiner Sprache Herr iſt. Man findet viele treffende Schilderungen, manche humoriſtiſche Bemerkung entlockt uns ein Lächeln, auf jeder Seite treffen wir Aeußerungen, die wir als ſehr wahr und richtig anerkennen müſſen, und manches Lied berührt uns auch mit dem Zauber ächter Poeſie. Aber doch können wir mit dem beſten Willen dem Ganzen nicht das Wort reden. Wir wollen eine Novelle leſen, und hier

Digitized by Google

ſinden wir Alles, nur das nicht, was wir von einer Novelle erwarten, und mit Recht erwarten: anziehende Handlung, intereſſante Geſpräche, in denen ſich ſcharfgezeichnete Charaktere geben, einen künſtleriſchen Organismus — Alles dieß vermiſſen wir, und finden ſtatt deſſen manchmal trockene, manchmal anziehende, immer richtige pſychologiſche Schilderungen, lange Briefe, in denen mit viel Feinheit und Takt das ausgeſprochen iſt, was ſich uns in roncreter Form darſtellen ſollte. Von den Hauptcharakteren liegt nur e i n e r, der Emiliens, klar und offen vor mir; von denen des Majors und Mathildens kann ich mir keine klare Anſchauung machen. Dieſer Major, der Sohn eines pedantiſchen, beſchränkten Pfarrers, hat auf der Univerſität plötzlich alle ſeine Verhältniſſe abgebrochen, iſt nach Griechenland entwichen, und dort nach und nach zum Major avancirt. Als ſolcher, und zugleich als beliebter akademiſcher Lehrer an einer Univerſität ſeines Vaterlandes, in das er inzwiſchen zurückgekehrt iſt, tritt er im Beginne der Erzählung auf. Wer ſtellt ſich hier nicht einen an Welterfahrung aller Art reichen, kurz einen g e ſ e tz t e n Mann vor? Aber ſein Benehmen iſt ein ſolches, wie es einem witzigen, etwas burſchikoſen, dabei ſtrebſamen, namentlich kunſtgebildeten, überhaupt g e n i a l e n Studenten ſehr gut anſtehen würde. Der Major hat ſeine kriegeriſche Laufbahn, ſeinen ganzen Aufenthalt in Griechenland vergeſſen. Im Ernſte, ich begreiſe nicht, warum der Held des Buches gerade Major und in Griechenland geweſen ſeyn muß. Nichts iſt bei den Verhältniſſen, in denen er dargeſtellt iſt, unweſentlicher. Es dient nur dazu, uns den ganzen Charakter zu verrücken und zu verwieren. — Mathilde iſt ein ſogenanntes Wunderkind; ſie hat eine ſehr feine Erziehung genoſſen, und beinahe ohne alle Aufſicht die Welt durchwandert. Sie hat dadurch etwas Männlich-**Kühnes gewonnen, und neben dieſem ſoll ſie doch alle ihre Weiblichkeit bewahrt haben. Ich gebe zu, daß die Darſtellung eines ſolchen Charakters ein ſehr ſchöner** Vorwurf für die Kunſt iſt: aber dann müßten wir Mathilde erſt in verſchiedenen Lagen und Verhältniſſen kennen lernen und erfahren, wie ſich die beiden ſcheinbar entgegengeſetzten Elemente in ihr ausgeglichen haben. Aber dieſes Problem iſt nicht gelöst, ſondern umgangen, und ſo lange eine ſolche Löſung nicht erfolgt iſt, kann, meiner Anſicht nach, ein ſolches Product ſich nicht als „poſitive Schöpfung" der neuen ſocialen Tendenz geltend machen. Der Verfaſſer hat entweder nicht die erforderlichen Fonds von ſchöpferiſcher Poeſie, oder nicht die erforderliche poetiſche Durchbildung, um concrete Geſtalten zu ſchaffen. Wir glauben, wenn wir uns mehrer ſeiner lyriſchen Producte erinnern, die uns wahrhaft poetiſch anſprachen, eher das Letztere.

D.

Briefe und Depeſchen

des

Herzogs von Wellington.

Ein Adjutant und ehemaliger Waffengefährte des erlauchten Herzogs, der Oberſtlieutenant G u r w o o d, hat in den Depeſchen des engliſchen Feldherrn, der ſeit Marlborough wieder zuerſt engliſche Heere zu glänzenden Siegen auf dem Feſtlande Europa's führte, einen ſehr dankenswerthen Beitrag zur Geſchichte der napoleoniſchen Feldzüge und der neueſten Zeit gegeben. Es wäre zu wünſchen, ein mit

engliſchen Verhältniſſen vertrauter Militär gäbe einen deutſchen Auszug, der die wichtigſten der, in dem zwölf Bände ſtarken Originale mitgetheilten, Aktenſtücke enthielte. Der Titel der von Gurwood veranſtalteten Sammlung lautet: „**The Dispatches of field-marshal the Duke of Wellington during his various campaigns in India, Denmark, Portugal, Spain, the Low Countries and France. — London. 1838.**"

Es iſt bekannt, welch' eiſerne Disciplin Wellington unter den ſeinem Commando anvertrauten Truppen hielt, wie ſein erſter Grundſatz war, daß nur ein Heer, in dem die ſtrengſte Mannszucht herrſche, ſiegen und den Sieg mit wahrem Nutzen verfolgen könne. Man hat gerade von der Seite, von der dieſe Mannszucht, die freilich durch Strafen aufrecht erhalten ward, welche das menſchliche Gefühl in hohem Grade empören, nur mit Dank anerkannt hätte werden ſollen, von franzöſiſcher Seite nämlich, den Herzog als einen brutalen Sieger hingeſtellt, der ſich darin gefallen habe, den Beſiegten ſeinen Uebermuth recht fühlbar werden zu laſſen; aus ſeiner amtlichen Correſpondenz aber geht hervor, wie ſehr er ſich Schonung des occupirten Landes angelegen ſeyn ließ. So ſchreibt er folgenden Brief an den General Manuel Freyre, der unter ihm eine Abtheilung Spanier nach Frankreich führte. Das Original iſt in franzöſiſcher Sprache, deren ſich der Herzog in ſeiner Correſpondenz mit den ſpaniſchen Generalen zu bedienen pflegte.

Saint Jean de Luz, 24. Dec. 1813.
eilf Uhr Abends.

Lieber General!

Ich habe Ihren Brief heute erhalten, und habe ſchon am 22. Befehl gegeben, die Order wieder in's Gedächtniß zu rufen, welche ich der Diviſion des Generals Morillo am 18. gab, ſie ſolle unter den Waffen bleiben. Die Frage zwiſchen dieſen Herren (den Soldaten Morillos und mir) iſt: ob ſie die franzöſiſchen Bauern plündern werden oder nicht. Ich habe dem General Morillo mehre Male geſchrieben und ſchreiben laſſen, um ihm meine Mißbilligung über dieſen Gegenſtand wiſſen zu laſſen, allein vergeblich, und ich habe mich zuletzt genöthigt geſehen, Maßregeln zu ergreifen, damit die Truppen unter ſeinen Befehlen nicht mehr Schaden im Lande anſtiften. Es thut mir leid, daß dieſe Maßregeln der Art ſind, daß ſie dieſen Herren mißfallen werden, aber ich geſtehe Ihnen, das Benehmen, welches ſolche Maßregeln veranlaßt hat, iſt weit entehrender, als die Maßregeln, welche nothwendige Folge davon ſind.

Ich bitte Sie, zu glauben, daß Ihr Brief kein anderes Gefühl, als das des Dankes gegen Sie in mir hervorgerufen hat, und ſobald ich alle in Ihrem officiellen Schreiben eingeſchloſſenen Briefe geleſen haben werde, will ich Ihnen Antwort darauf ſenden. Bis dahin ſage ich Ihnen, ich bin zu ſehr an Libelle *) gewöhnt, und war es zu ſehr Zeit meines Lebens, als daß ich ſie nicht verachten ſollte; hätte ich ſie nicht verachtet, ſo würde ich nicht allein nicht da ſeyn, wo ich bin, ſondern mindeſtens Portugal, und vielleicht auch Spanien ſtänden unter franzöſiſcher Herrſchaft. Ich glaube nicht, daß die Verbindung beider Nationen von Libelliſten abhängt, hängt ſie aber doch davon ab, ſo erkläre ich meines Theils, daß ich weder ein Commando noch eine Verbindung zwiſchen den beiden Nationen mag, wenn je eines von beiden auf Plünderung begründet werden ſoll. Ich habe zwanzigtauſend Mann in dieſem Feldzuge verloren, und nicht, damit der General Morillo oder wer es ſonſt ſey, komme und franzöſiſche Bauern plündere, und wo ich commandire, erkläre ich laut, daß ich es nicht dulden werde. Soll geplündert werden, ſo berufe man einen

*) Das Libell, deſſen Wellington im Briefe erwähnt, iſt wahrſcheinlich eine in das ſpaniſche Blatt il **Duende** eingerückte Schmähſchrift, an der der Herzog den ſpaniſchen Kriegsminiſter nicht ganz unſchuldig glaubt. Er ſpricht ſich darüber in einem Briefe an ſeinen Bruder Sir Wellesley ſehr bitter aus, nicht aber aus perſönlichen Gründen, denn er war geſchont worden, ſondern weil Sir Graham und andere unter ihm commandirende Generale darin auf plumpe Weiſe angegriffen waren.

Digitized by Google

Aneern zum Commando; ich erkläre, ſo lange Soldaten unter meinem Commando ſtehen, darf nicht geplündert werden.

Sie haben groſſe Heere in Spanien, ſollen denn die franzöſiſchen Bauern geplündert werden, ſo braucht man mich nur des Commandos zu entſetzen und nach Frankreich hineinzumarſchiren. Ich will Spanien gegen das Unglück decken, welches Folge davon ſeyn wird. Ihre Armeen werden nämlich, ſo ſtark ſie auch ſeyn mögen, nicht vierzehn Tage in Frankreich bleiben können. Sie wiſſen recht wohl, daß Sie weder Geld, noch Magazine, noch ſonſt etwas von dem haben, was erforderlich iſt, eine Armee im Felde zu erhalten, und daß die Gegend, die der Schauplatz Ihres vorjährigen Feldzugs war, Sie nicht noch im nächſten Jahre erhalten kann.

Wäre ich ſo ſchändlich (scélé at), Plünderung zu erlauben, ſo können Sie nicht glauben, daß Frankreich, wie reich es auch iſt, Ihr Heer erhalten kann, wenn das Land geplündert iſt. Für diejenigen, welche von den Kriegsſteuern des Landes leben wollen, was, wie ich glaube, doch Ihr Plan für den nächſten Feldzug iſt, ſcheint es doch wohl weſentlich, daß die Truppen nicht befugt ſeyen, zu plündern. Aber trotz alle dem glaubt man, ich ſey der Feind der Armee, ſtatt daß ich ihr beſter Freund bin, weil ich entſcheidende Maßregeln ergreife, um Plünderung zu verhindern, und daß dieſe Maßregeln entehren.

Ich könnte auch in Beziehung auf Politik etwas zur Rechtfertigung deſſen ſagen, was ich gethan habe, aber ich habe genug geſagt, und ich wiederhole Ihnen, daß es mir ganz gleichgültig iſt, ob ich ein kleines oder ein großes Heer commandire, aber ſey es groß oder klein, ich will, daß mir gehorcht werde, und vor Allem, daß nicht geplündert werde.

In Wahrheit, ich kann nicht umhin, über die Klagen des Generals Morillo zu lachen. An dem Tage, wo ich ihm befahl, unter den Waffen zu bleiben, unternahm er aus eigenem Antriebe — ohne meinen Befehl, noch ohne den eines Andern, eine Recognoscirung nach der Seite des Feindes hin. Die Wege waren in ſolchem Zuſtande, daß er ſeine Infanterie nicht marſchiren laſſen konnte, und die engliſche Cavallerie, die ihn begleitete und ſeinen Vortrab machen mußte, hat ſehr viel gelitten. Und dann kommt er und ſagt mir, es fehle ſeinen Leuten an Schuhen. Wie hat er denn eine Recognoscirung ohne Schuhe unternehmen können? Und wie haben die unglücklichen Truppen, die ohne Schuhe und Nahrung ſind, um unter den Waffen bleiben zu können, von dem General Morillo zu einer Recognoscirung in Bewegung geſetzt werden können?

Fragen Sie den General Alava und den General O'Lalor, wie oft ich die engliſchen und portugieſiſchen Truppen in Spanien habe unter den Waffen ſtehen laſſen, um ſpaniſche Städte und Dorfſchaften vor Plünderung zu bewahren, und Sie werden ſehen, daß ich mindeſtens unparteiiſch bin.

Wellington.

Wie ſehr der Herzog die Klagen der Landeseinwohner über Raub und Plünderung, die ſie von den durchziehenden Truppen erlitten, berückſichtigte, erhellt aus der Antwort, die er eigenhändig an einen Mann in Saint Jean de Luz richtete, der ſich beklagt hatte, es ſeyen ihm bei dem Durchzuge der engliſchen, ſpaniſchen und portugieſiſchen Diviſionen eine Stute und eine Jagdflinte entwendet worden. Dieſer höchſt merkwürdige Brief lautet:

Mein Herr!

Ich habe Ihre beiden Briefe hinſichtlich Ihrer Stute und Ihres Jagdgewehrs erhalten, und bedaure, Ihnen anzeigen zu müſſen, daß ich trotz aller Nachforſchungen weder den einen, noch den andern Gegenſtand habe wieder finden können.

Ich würde mich Ihnen ſehr verbunden halten, wollten Sie mir die Perſon in's Hauptquartier ſchicken, die weiß, wo die Stute jetzt iſt, und ebenſo das Individuum, welches den kennt, der das Jagdgewehr geraubt hat. Sie können in vollſter Sicherheit kommen, und ich verſpreche Ihnen, Ihr Eigenthum ſoll Ihnen, wenn es wieder aufgefunden wird, unverzüglich zurückgegeben werden.

Ich habe die Ehre, zu ſeyn ꝛc.

Wellington.

Digitized by Google

II.

Bildende Kunſt.

Holzmoſaik des Herrn Buſchmann.

Bis jezt und durch Jahrhunderte hat man die Moſaik dazu benützt, Kunſtwerke in dauerhafteſtem Material wiederzugeben, was der Pinſel auf Leinwand, Holz oder Metall geſchaffen, für eine längere Zeit feſtzuhalten, als der Schmelz der Malerfarben hält. Und wenn gleich die ſiebenzigtauſend verſchiedenen Tinten, die hinter St. Peter in Rom in Glasfluß wiedergegeben werden können, doch bei weitem nicht jene Miſchungen erreichen, die der Künſtler nach Laune und Willkühr auf der Palette hervorbringt, wenn deßhalb Duſt und Laſur der Originale durch dieſe Nachbildungen nicht erreichbar, ſo müſſen wir doch den Altarblättern der St. Peterskirche unſere gerechteſte Bewunderung zollen, während die älteren Werke dieſer Art uns mit Ehrfurcht erfüllen. Die Fußböden von Siena und S. Marco, ſo wie die antiken Fußböden ſind jedem Kunſtfreunde längſt bekannt.

Dieſe Kunſt, die ihren beſtimmten, oben angedeuteten Zweck hatte, führte zu einer andern, durch Zuſammenſetzung verſchiedener Holzarten eine ähnliche Wirkung zu erzielen. Wenn nun hier eben ſo wenig von großer Dauer die Rede ſeyn konnte, als von dem Zweck, eigentliche Kunſtwerke von hohem Werthe, die ſchon vorhanden waren, zu reproduciren, ſo wurden vielmehr dieſe Arbeiten zur geſchmackvollen Verſchönerung der häuslichen Geräthe, der Wohnungen angewendet, und man kann vielen derſelben einen eigentlichen Kunſtwerth nicht abſprechen. Auch dieſe Kunſt iſt ſehr alt, und wurde von Brunelleſcho im fünfzehnten Jahrhundert wieder ins Leben eingeführt. Man ſieht dergleichen an Tiſchen und Stühlen, in Kirchen und Paläſten, und ich habe, außer einigen alten, berühmten Werken, die Jedermann kennt, in Privathäuſern und bei Antiquitätenhändlern in Florenz bewundernswerthe Gegenſtände dieſer Art geſehen.

Es iſt aber natürlich, daß ſolche Arbeit im Verhältniß ſehr theuer ſeyn mußte, und daß ſie nur von den Reichen und Vornehmen angeſchafft werden konnte.

Einem deutſchen Künſtler, Herrn Buſchmann, iſt es nun, nach langem Sinnen und großem Koſtenaufwande, gelungen, eine Maſchine zu erfinden, die das mit großer Genauigkeit, Feſtigkeit und Schnelligkeit bewerkſtelligt, was ſonſt Menſchenhände nur mit großer Mühe und minder vollſtändig und feſt hervorzubringen vermochten. Er iſt im Stande — wie er ſagt — in einem Tage dreitauſend Quadratfuß eines ſchönen, vielfach gemuſterten Fußbodens zu verfertigen, und die Stücke halten ſo feſt zuſammen, daß man ſie wohl einzeln zerbrechen, aber nicht von einander reißen kann.

Sein Leim iſt eine eigenthümliche Compoſition, die der Einwirkung der Feuchtigkeit widerſteht, und daher die Arbeit vor dem ſogenannten „Werfen des Holzes" ſchützt. Auch iſt es ihm gelungen, dauerhafte Beitzen in allen Farben nach den Schattirungen zu erfinden, mit deren Hilfe die ſchönſten Zeichnungen ausgeführt werden können. Durch alles

dieſes wird es nun möglich gemacht, eine kunſtvolle Arbeit, die ſonſt nur zu kleinen, zierlichen Gegenſtänden, wie Tiſchplatten, Stuhllehnen, Käſtchen u. dergl. angewendet werden konnte, zu Fußböden zu verwenden, wodurch unſerer modernen Baukunſt in der Decorirung des Innern ein unbeſchreiblicher Vortheil und Vorſchub erwächst. Waren Böden aus Steinmoſaik für unſere Verhältniſſe zu koſtbar, für unſer Clima nicht paſſend, ſo können wir jetzt eben ſo ſchöne Böden mit mäßigen Koſten geſund und warm herſtellen laſſen. Die Dauer währt dabei eben ſo lange, als die der ganz gewöhnlichen Dielen, die bis jetzt in den meiſten Zimmern zu ſehen ſind. Man wird hinfort Teppiche nur in den Schlafzimmern legen laſſen, und in allen übrigen Räumen dieſe Buſchmann'ſche Moſaik anwenden, die ſich ſogar ſehr gut, complett wie ein Teppich, in einer Wohnung anbringen und wieder herausnehmen läßt, wo es dem Miether nicht zuſteht oder nicht genehm iſt, einen neuen Fußboden legen zu laſſen. Der Moſaikboden kann nämlich in mehre Theile zerlegt und auf jeden andern, ſchon vorhandenen Boden beliebig befeſtigt werden.

Herr Buſchmann beſitzt eine reiche Auswahl der ſeltenſten Zeichnungen, deren Originale in Sicilien, der Levante und in Spanien befindlich ſind. Man kann ſich demnach pompejaniſche, mauriſche, türkiſche Fußböden wählen. Ich ſah Nachbildungen, in buntem, gebeiztem Holze ausgeführt, von einer ſehr zierlichen Moſaik, die ich in Pompeji gefunden hatte; ferner eine andere ſchöne Zeichnung, in weißem Ahorn und dunkelrothem Campeche ausgeführt, in Pappelholz und Eichen, dann in Eichen allein, von ſehr hübſcher Schattirung. Auch ſah ich Bilder in Rahmen und Glas, aus ganz kleinen Stückchen Holz zuſammengeſetzt, die den Effect von römiſcher Moſaik machten, wie wir ſie an Bruſtnadeln, Doſen u. ſ. w. kennen.

Ich glaube nicht, daß man nach dieſer Beſchreibung das, was Herr Buſchmann leiſtet, mit der ſogenannten „eingelegten Holzarbeit", den gewöhnlichen Fournieren, verwechſeln wird. Obgleich auch dieſe moderne Erfindung ſich zur Marquetterie zählt, ſo iſt dieſe eigentlich doch eine ältere, ganz andere Kunſt.

In Italien, namentlich in Neapel, werden die antiken Moſaiken auch in gebrannter Erde nachgeahmt, die dann gemalt und glaſirt wird, und namentlich iſt die Fabrik der Herren Giuſtiniani berühmt in dergleichen Arbeiten. Allein abgeſehen davon, daß dieß keine wirkliche Moſaik iſt, ſondern nur viereckige Ziegel, wie die unſerer Fayanceöſen, ſo hat ein ſolcher Fußboden immer die Kälte gegen ſich, und die Glaſur iſt zu gebrechlicher Art, um nicht ſehr bald durch unſere, mit Eiſen beſchlagene Fußbekleidung zerſtört zu werden.

Bei dem neuen Theaterbau in Cannſtatt wird nun die Erfindung des Herrn Buſchmann in Anwendung gebracht. Die Königliche Loge, nebſt dem daranſtoßenden Vorzimmer, ſollen ſolche Fußböden erhalten.

Herr Buſchmann geht nach St. Petersburg, wo er große Beſtellungen auszuführen hat, namentlich für den Herzog von Leuchtenberg, und einſtweilen iſt er geſonnen, für ſeine Erfindung in verſchiedenen Ländern ein Privilegium zu erhalten, und mit dieſem dann das Geheimniß ſeiner Maſchine zu verkaufen.

A. L.

Miscellen.

Der Profeſſor und Hofmedailleur Brandt zu Berlin, durch viele Arbeiten

von hohem Kunſtwerthe bekannt, hat, im Auftrage des Vereins der hannoverſchen Aerzte, zum Andenken an den fünfzigſten Jahrestag der Doctor-Promotion ihres berühmten Collegen, Johann Stieglitz, eine ſehr gelungene Medaille geſchnitten, die auf der Vorderſeite das höchſt ähnliche Bruſtbild des gefeierten Mannes mit der Umſchrift: **Jo. Stieglitz Eq. Archiat Hannov. nat. Arolsen. d. 10. Mart. 1767. Doct. promot. Goetting. d. 25. Apr. 1789. Medici Hannoverani D. D.**, und auf der Rückſeite den joniſchen Tempel des Aeſculap enthält, in welchem der Gott der Heilkunde den Namen **Stieglitz** dem lorbeerbekränzten **Werlhoff**, **Zimmermann**, **Wichmann**, **Lentin** hinzufügt. Dieſe berühmten Aerzte wirkten früher in Hannover. Im Abſchnitte ſtehen die Worte: 25. April 1839.

— Man klagt aus Leipzig, daß die am 1. September begonnene Kunſtausſtellung nicht entfernt ſo reichhaltig ausgeſtattet ſey, als die im Jahre 1837. Namentlich vermiſſe man Werke von den Heroen der niederrheiniſchen Malerſchule: Leſſing und Bendemann.

III.

Theater.

Stuttgart. In einem kleinen Kreiſe von Gaſtrollen ſahen wir vor Kurzem auf der hieſigen Bühne einen Komiker, deſſen durchdachtes Spiel uns einen Genuß gewährte, wie er nur ſelten den Freunden des Theaters zu Theil wird. Herr Hofſchauſpieler Rüthling aus Berlin trat zuerſt auf als Till in den „Schleichhändlern", und dieſe Rolle, die mehr auf das feinere Gefühl für Witz und Satyre, als auf den Applaus der oberſten Gallerie berechnet iſt, wie die des Schelle, führte er, trotz allen ihren Schwierigkeiten, ſo herrlich durch; das Streben, etwas Schwankhaftes und Pikantes in das trockene Geſchäftsleben zu ziehen; die Sucht, durch Liſt und Kabale Andere zu leiten und über ſie zu herrſchen, und doch auf der andern Seite eine gewiſſe Behaglichkeit und Gutmüthigkeit, die uns mit der Intrigue wieder ausſöhnt, mußte Herr Rüthling durch ſein Spiel, namentlich durch die Mimik, in der er Meiſter iſt, ſo treffend zu zeichnen, daß wir uns vollkommen befriedigt fühlten, noch dazu, da alle Mitſpielenden, namentlich Herr Gnauth (Schelle), Herr Maurer (Zollinſpector), und Mad. Schmid (deſſen Tochter), den werthen Gaſt beſtens unterſtützten. Nur die Kleidung des Till dürfte Herr Rüthling etwas anders wählen; ein mehr heller Rock oder Frack würde das Auge beſtimmen, dem drolligen Intriguant mehr zu folgen. Um ſo beſſer war ſein Coſtüm als portugieſiſcher Schneider in den „Mänteln", die als Anhängſel gegeben wurden, wo unſer Gaſt die rechte Mitte zwiſchen feiner und niederer Komik trefflich inne zu halten wußte. Das leichtfüßige Weſen des Schneiders, die komiſche Angſt, und dann die jubelnde Freude konnten nicht beſſer gegeben werden. Köſtlich war die Stellung, als er vor Angſt und Verwirrung auf den Tiſch ſprang, und dort mit traurig geſenktem Haupte, mit untergeſchlagenen Beinen die wahrhafteſte Schneider-Poſitur copirte.

Digitized by Google

In der Benefizvorſtellung als Flüſterleis hat uns bis jetzt Herr Rüthling am meiſten gefallen. Die raſtloſe Thätigkeit des alten Souffleurs, die Verſchmiztheit, mit der er Tänzerin, Sänger und Schauſpieler für ſeinen Willen beſtimmt, die feine Satyre, mit der er nicht nur in Worten, ſondern ſelbſt in Mimik, Geſticulation und Declamation auf gewiſſe Mängel und Gebrechen des Theaterweſens aufmerkſam macht, bilden ein Ganzes von vorzüglichſter Wirkung, und nur der Schluß des Stückes, der zu gezwungen herbeigezogen iſt, ja, den wir unſchicklich gegen das Publikum nennen möchten, machte, wenigſtens auf uns, einen unangenehmen Eindruck, der das Gelungene des Uebrigen in den Hintergrund treten ließ, das aber dann in dem alten, bekannten Singſtück: „das Geheimniß,“ wieder deſto glänzender hervortrat, in dem Herr Rüthling die Partie des Bedienten Thomas meiſterhaft gab. Die kriechende Höflichkeit gegen den Herrn, die grobe Unverſchämtheit und Zudringlichkeit des Dieners gegen die fremde Dame, ſelbſt die ächt bedientenmäßige Haltung, gepaart mit dem verſchmitzten und doch herzlich dummen Geſichte, gaben ein treffendes Bild ſolch eines alten Familienmöbels.

Die Rolle des Baron von Krautfeld in dem „Degen“, von Raupach, paßt, ſo gut ſie auch von Herrn Rüthling gegeben wurde, wohl nicht ganz für denſelben, wenigſtens ſollte er ſich dann etwas jugendlicher ſchminken und kleiden, oder man ſollte im Stücke einige Andeutungen ſtreichen, die ſich auf die Jugend des Barons beziehen. Ueberhaupt ſcheint unſer Gaſt mehr für das Fach der komiſchen Alten zu paſſen, denn konnte man wohl etwas Gelungeneres ſehen, als den Amtsrath Poll in Schröders Luſtſpiel: „das Blatt hat ſich gewendet,“ das auf den „Degen“ unmittelbar folgte? Der Alte, der erſt ein geduldiger Pantoffelheld iſt, und weil die Frau ſelbſt ihn einmal zu einem männlichen Benehmen überredet, das ihm ſauer genug ankommt, endlich vom Neffen darauf aufmerkſam gemacht wird, daß er Herr im Hauſe ſeyn könne, war ganz prächtig gezeichnet; die komiſchen Duellſcenen und der Auftritt mit der Frau, der er mit dem Degen droht, waren meiſterhaft; wir wünſchen nur, daß wir das Vergnügen, Herrn Rüthling auf unſerer Bühne zu ſehen, noch öfter haben könnten, und ſagen ihm hiermit unſern Dank für den Genuß, den ſein Talent uns gewährte.

G . . . . *)

Miscellen.

Nach Pariſer Blättern ſoll der Doctor Andral erklärt haben, daß Dem. Rachel, ſelbſt wenn er ihre complette Wiedergeneſung in dieſem Falle vorausſetzt, dennoch innerhalb zwei Jahren noch ſich enthalten müſſe, zu oft auf der Scene zu erſcheinen.

— Der Zudrang, um die gezähmten Thiere van Amburghs zu ſehen, iſt ſo groß, daß, ungeachtet des von den Muſikern geräumten Orcheſters, es noch immer an Platz gebricht, und die Direction nunmehr Logen in den erſten Couliſſen hat anbringen laſſen müſſen.

— Das Theater der Gaité in Paris gibt ein neues Melodrama mit großem Beifall, in dem Napoleon eine Rolle ſpielt. Es heißt: „les chevaux du Carousel.“

— Von dem bekannten Muſiker, Herrn J. Mainzer in Paris, ſtudirt das

*) Der gewöhnliche Referent war abgehalten worden, das Theater zu beſuchen, weßhalb die Beſprechung des obigen Gaſtſpiels einer andern Feder übertragen wurde. D. R.

Théâtre de la Renaissance eine Oper: „la Jacquerie," ein. Beſondern Werth legt man auf die Chöre, die von hundert Sängern ausgeführt werden ſollen.

— Das Theater der Renaiſſance hat für die nächſte Zeit folgende Werke zur Aufführung beſtimmt: Dramen von Victor Hugo und F. Soulié; die dramatiſchen Erſtlinge von L. Gozlan und Eugen Sue (die bis jetzt bekanntlich nur Romane ſchrieben); zwei Opern von Donizetti: l'ange de Nisida und la fiancée du Tyrol; la nouvelle Psyché von Scribe und Auber. In dieſem Augenblicke werden bereits einſtudirt: le Proscrit, Drama in fünf Akten (Debuts der Dorval); Daniel, große Oper (Debuts des Tenors Euzet und des Baſſes Laborde); la Bouquetière, Oper (Debuts des Tenoriſten Gauthier und der Mad. Thillon); la Jacquerie, Oper (mit Chören von hundert Sängern); Zingaro, Spektakel-Oper (Debuts der Tänzer Perrot, Griſi und Ozy); le Forrestier, phantaſtiſche Oper (Debut von Ricciardi). Dieſe Opern ſind von Meyerbeer, Caraffa, Halevy, Mainzer, Monpou, Flotow u. ſ. w. Außerdem werden viele kleinere Stücke von Melesville, Bayard, Theaulon, Maſſon, Mery u. A. die Abende füllen. Maler, Maſchiniſten, Coſtümiers ſind zu den Geſchickteſten der Hauptſtadt zu zählen, und haben vollauf Beſchäftigung. — Welche Thätigkeit! welcher Eifer! Neulich fragte ich irgendwo (es war auf einer Reiſe) einige der erſten Mitglieder eines deutſchen Hoftheaters, was ſie eben ſtudirten: „Nichts!" war die Antwort. Die Direction eines deutſchen Hoftheaters wäre wirklich nicht ſo leicht, wenn die unbeſchäftigten Talente nicht lebenslänglich angeſtellt wären.

— Das Drama der Mad. *Georges Sand*, welches auf dem Theater français angenommen iſt, heißt: „la haine dans l'amour." Es ſoll noch im laufenden Monat zur Aufführung kommen.

— Herr *Mérante*, der zierliche Tänzer, der kürzlich in Stuttgart war, debütirte kürzlich in Paris im „diable boiteux" in einem pas de deux mit Dem. *Lucile Grahn*. Er iſt bei einem wohlorganiſirten Ballet, unter einem tüchtigen Balletmeiſter, vollkommen brauchbar.

— Die *Veſtalin* wurde am 29ſten September in Berlin zum hundertſten Male gegeben, nachdem ſie dreißig Jahre lang eine Zierde des dortigen Repertoirs war, denn nirgends wurde wohl dieſes Werk mit größerer Sorgfalt dargeſtellt, als eben in Berlin, wo der geniale Schöpfer derſelben ſie ſelbſt in Scene ſetzte. Bei Theatern, wo man den Hauptſchmuck der Partitur, die großartigſte Balletmuſik, die je componirt wurde, wegläßt, das zweite Finale im Tempel der Flora ſtreicht, und dafür den Militärmarſch des erſten Aktes ſtets wieder erklingen läßt, kann von der rechten Wirkung, die dieſes Kunſtwerk machen ſoll, natürlich keine Rede ſeyn. Sollte man wohl glauben, daß ſolche Barbarei noch hie und da beſteht, und nichts gethan wird, ſie abzuſtellen?

— In Berlin gibt's Parteiungen im Parterre, zu denen die Leiſtungen der Dlles. Löwe, Faßmann und Grünbaum die Veranlaſſung geben. Man klatſcht und ziſcht; was iſt's nun weiter? Herr Rellſtab lobte jüngſt in der Voſſiſchen Zeitung die Dem. Grünbaum; in der Haude- und Spenerſchen Zeitung tritt ein Ungenannter gegen ihn auf, der das Bekenntniß voranſchickt: die Sängerin nur als *darſtellende Künſtlerin* zu kennen, aber dennoch Dem. Löwe in allen ihren Partien „*überaus reizend*" findet. Glücklich ſind die Bühnen, wo das Publikum ſelten zum Klatſchen zu bringen und das Ziſchen gänzlich verboten iſt.

Digitized by Google

— Wie wir vorausgeſagt, iſt das alte franzöſiſche Schauſpiel: „der Nachſchlüſſel,“ auf dem Hoftheater in Berlin ausgeziſcht worden. Der „Geſellſchafter“ ſagt über die erſte Aufführung: „es iſt altes Stück- und Flickwerk, ſo daß die Kritik an dem abgeſtorbenen Weſen vorbeigehen kann.“

— Die Italiener gebrauchen die Worte „Bravo! Bravo!“ die wir von ihnen als Beifallsbezeigungen bei dramatiſchen und muſikaliſchen Leiſtungen entlehnt haben, oft auch in ironiſchem und kritiſchem Sinne; ſo bedeutet ihr **bravo Maëstro** in der Oper, daß die Compoſition gut ſey, und nur vom Sänger verdorben werde; nennt man umgekehrt in Verbindung mit dem Bravo den Sänger, ſo bedeutet das, der Sänger verſchwende ſeine Kunſt an ein ſchlechtes Machwerk des Componiſten. Bemerkt das Publikum, daß ein Componiſt einen ſeiner Mitbrüder in Apoll mehr als billig beſtohlen hat, ſo ruft es wiederum Bravo, aber ſein Bravo gilt dann dem urſprünglichen Componiſten, deſſen Name ausdrücklich hinzugefügt wird.

IV.

Geſellſchaft.

Montesquieu.

In den **Lettres persanes** (Brief 72) finden wir folgende Schilderung, die uns auch heute noch aus der Zeit gegriffen ſcheint:

„Ich befand mich kürzlich in einer Geſellſchaft, wo ich einen Mann antraf, der ſehr zufrieden mit ſich ſelbſt war. In einer einzigen Viertelſtunde entſchied er drei Fragen der Moral, löſte vier hiſtoriſche Probleme und fünf phyſikaliſche Sätze. Ich habe in meinem Leben keinen ſo allgemeinen Abſprecher geſehen; ſein Geiſt wurde keinen Augenblick durch den kleinſten Zweifel aufgehalten. Endlich ließ man die Wiſſenſchaften bei Seite; man ſprach von den neueſten Zeitereigniſſen; er entſchied auch über die neueſten Zeitereigniſſe. Da wollte ich ihn fangen, und ſagte zu mir ſelbſt: ich will mich nur einmal auf meine Stärke beſchränken; ich werde mich in mein Vaterland flüchten. Nun fing ich mit ihm an von Perſien zu ſprechen. Aber kaum waren vier Worte heraus, als er mich ſchon zwei Mal zurechtgewieſen hatte, indem er ſich auf die Autoritäten von Tavernier und Chardin dabei ſtützte. Ach, guter Gott! dachte ich, was iſt das für ein Menſch! Er wird bald die Straßen von Iſpahan beſſer kennen, als ich! Meine Partie war nun ergriffen; ich ſchwieg und ließ ihn ſprechen, und er entſcheidet noch immerfort.“

Die Perſiſchen Briefe ſind und bleiben wirklich ein unübertreffliches Buch!

Miscellen.

Die ſchleſiſchen Provinzialſtände haben ſechszigtauſend Thaler für die Errichtung eines Denkmals bewilligt, um das Jubiläum der Preußiſchen Herrſchaft in Schleſien zu feiern, und ihrem berühmten

Digitized by Google

Landsmanne Kiß die Ausführung deſſelben übertragen.

— Eine hübſche, junge Sängerin, Mad. Tilhon, ſagte neulich zu Herrn Jakob Arago, ſie wünſche nach Weſtindien zu reiſen, und fragte ihn um Verſchiedenes, da er dort geweſen. Am andern Morgen ſandte ihr der berühmte Gelehrte ein Exemplar ſeiner „Reiſe um die Welt," mit folgenden Verſen:

Partez donc! allez voir ces rives parfumées,
Où le gai bengali, dans son rapide vol,
Arrache au frais rosier ses feuilles embaumées.
Partez donc! car là bas manque le Rossignol.

— Die bei uns ihrer Immoralität wegen ſo ſehr verſchrienen Franzoſen haben kürzlich wieder das Beiſpiel von dem Abſcheu gegeben, der in ihnen gegen das Verbrechen wurzelt. Die Unterſuchungs- und Prozeßkoſten eines verwickelten und gräßlichen Criminalfalles koſteten zehntauſend Franken, und die Gerichte von Dieppe ſequeſtrirten die Güter der Verurtheilten, und boten ſie zum Kaufe aus. Allein obgleich dieſe Güter herrlich gelegen und im beſten Stande ſind, waren mehrfache Ausbietungstermine ohne Erfolg, da ſich kein Käufer dazu finden wollte.

— Ein Goldſchmied in Brüſſel iſt in dieſem Augenblicke mit der Verfertigung von etwa zwanzig ganz gleichen Käſtchen von Vermeil beauftragt, welche das Wappen des Königreichs ziert. Die Handelstractate zwiſchen Belgien und den auswärtigen Mächten, ſo wie die Abſchriften des Tractats der vier und zwanzig Artikel ſollen darin den Monarchen übergeben werden, welche die Unabhängigkeit des Königsreichs Belgien anerkannt haben.

— Es heißt, Roſſini werde nächſtens wieder in Frankreich erwartet. In Lyon ſollen ihm auf der Durchreiſe Feſte gegeben werden.

— Ein completter Daguerreotype koſtet in dem Magazin von Suſſe, auf dem Börſenplatze in Paris, bis jetzt noch — 350 Franken.

— Bei dem letzten Volksaufſtande in Zürich ſah man die empörten Maſſen, des ſchlechten Wetters wegen, mit Regenſchirmen verſehen. Bekanntlich iſt der Regen ein Ableiter für Revolten; hier war er's nicht. — Bei den Aufläufen in Hamburg im Jahre 1831, zogen die Wuthentbrannten durch die Thore, nach den inſurgirten Vorſtädten, unterließen es jedoch nicht, die Sperre richtig zu bezahlen. Franzoſen oder Andere hätten die Thorkaſſe geplündert. Eines gewiſſen Rechtlichkeit- und Ordnung-Sinnes können wir uns doch nie entſchlagen. — Nach den traurigen Ereigniſſen in Braunſchweig, ſah man ganze Familien armer Leute, des Sonntags, in ſeltſamen, großblumigen Seidenſtoffen ſpazieren gehen. Bis auf die kleinſten Kinder herab, war Alles mit ſolchem baroken Ausputze verſehen. Die Leute hatten bei dem Schloßbrande die ſchweren Drapperien und Vorhänge erbeutet und ſie, ihrem angeborenen Häuslichkeitſinne gemäß, als gute Familienväter verwendet.

— Bei Gelegenheit eines Erbſchaftsproceſſes vor dem Gerichtshof der Gironde führt ein Arzt folgenden Zug des Verſtorbenen an: Wenn der gute Mann zu einem Ball eingeladen war, ſo pflegte er ſeine Toilette zur beſtimmten Stunde zu machen, anſtatt aber hinzufahren, ſtellte er ſeine Goldſäcke auf einen Tiſch, nahm

die Violine und ſpielte ihnen gegenüber den Marſch aus der alten Oper: „die Caravane". Hatte dies eine Weile gedauert, ſo verſchloß er ſeine Louisd'ore wieder und ſagte: „Jetzt iſt's genug! Wir haben uns heute recht gut amüſirt". Hierauf ging er ſchlafen.

— In Paris exiſtirt eine Verſicherungs-Geſellſchaft, welche für Kutſcher, Poſtillone, oder ihre Herren, die ihr durch jährliche Einzahlungen beitreten, den Schadenerſatz und andere Koſten bei Unglücksfällen, durch Ueberfahren u. ſ. w. bezahlt. Dieſer Verein, weit entfernt einen wohlthätigen Einfluß zu üben, hat vielmehr den Nachtheil für die Geſellſchaft, daß die auf ſolche Weiſe Verſicherten nur deſto achtloſer mit ihrem Fuhrwerke umgehen, wie die täglich ſich mehrenden Unglücksfälle dieſer Art in Frankreich beweiſen.

— In Berliner Blättern werden Gedichte von Auguſt Dupé, **Maître en chef** an der **Ecole de Charité** in Berlin, den Manen Ancillons zugeeignet, angezeigt. Nach der Verſicherung des Verlegers ſind die Dichterklänge, mit denen Herr Dupé das deutſche Publikum beſchenkt, höchſt vortrefflich. So enthalte die Sammlung ein Gedicht, das Schiff, welches ſich als ein Meiſterſtück würdig der Glocke Schillers zur Seite ſtellt; „wer es einmal geleſen hat, will es immer wieder leſen, ſo reich an Schönheiten iſt daſſelbe ausgeſtattet; mit Recht kann man jetzt ſagen: wir haben eine Glocke und ein Schiff in unſrer deutſchen Poeſie." Wir wollen ſehen, ob die deutſche Kritik den Ausſprüchen des begeiſterten Verlegers beipflichten wird.

— Als Inſchrift für die Pariſer Juliſäule, die ihrer Vollendung nahe iſt, ſind folgende Worte vorgeſchlagen und von der franzöſiſchen Akademie genehmigt worden: Dem Ruhme der franzöſiſchen Bürger, die ſich zur Vertheidigung der öffentlichen Freiheit in den denkwürdigen Tagen des 27., 28. und 29. Juli 1830 waffneten und ſtritten.

Die artiſtiſchen Beilagen.

Wir übergeben unſern Leſern:

1) Fac Simile von Peter dem Großen. An den Herzog von Holſtein. (Die K. K. Cenſur-Erlaubniß ſteht auf dem Blatte.)

2) Original-Mode-Bild aus Paris.

August Lewald.

Durchleuchtigster Hertzog freundlich
vielgeliebter Vetter

Beyde Ihr Schreiben das eine von Ihro Selbst das andere von Ihrem Ministro dem von Derschmitz haben Ich empfangen, deren Inhalt in zweyen Sachen bestehet, die erstere aber einer zärtlichen Sie und unserem Hause zu stiftenden Verwandschafft. die andere umb Ihnen in Ihren Sachen zu assistiren, also viele Potentaten geneigt wären, aber als eine mitarbeitende werden, worauf Ich antworte, daß Ich bereit bin mit solchen Potentaten mit aller begierde einzutreten und nach allem vermögen in solcher Sache zu arbeiten;

...das die Gegenwart betrifft, so kan Ich auch
...nicht entschuldiget gelassen, weil
...auch nicht seyn, weilen Ich Ihren guten
...ualitäten genugsahm erkennen und
...von Hertzen liebe.
...und bevor aber Ihren besten [illegible]
...einem bessern Stande gebracht seyn
...Ich Mich derwegen nicht verbinden, denn
...Ich selbst nu jetzo thüte, so bitte Ich
...theilen zugehörigen seyn welches gegen Ih...
...und das Interesse meines Vaterlandes zu [illegible]
...welches Ich doch lieber als mein Leben schätze. Ich...
...übrigens

Ew: [illegible]
gantzwilliger Freund
Peter.

...aber
...ten April
...22.

Autographa
Petri Magni
Russiae Imperatoris
ad
Carol. Fridericum
d. Holstei.

Грав. дозвол. Ценсоръ Иванъ Снегиревъ № 31. 1829.

Modes de Paris.

Petit Courrier des Dames.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Jahrmarkt zu Grottaferrata im Römiſchen.

Von

A. M.

Es war an einem düſtern Scirocco-Tage, ſchwarze Regenwolken lagerten dicht über der Weltſtadt Rom, und ein drückender Dampf ſtrömte aus den engen Straßen, als eine Geſellſchaft junger Künſtler, und für Italien begeiſterter Fremden, im Wirthshauſe zu den drei Königen, hinter dem alten venezianiſchen Palaſte, zuſammenkam, und die unbequeme Vetture eines ernſten Kutſchers mit Beſchlag belegend, von Rom in der fröhlichſten Stimmung abfuhr, um der reineren Landluft entgegenzuziehen. Die Fahrt in der weitläufigen Stadt ging durch ſchmutzige Quartiere, wo das induſtrielle Treiben, das bei der lauen Witterung ſtets auf öffentlicher Straße ſtatt hat, dem aufmerkſamen Auge immer neue Erſcheinungen darbietet; die Häuſer alt, ungewöhnlich, und gleichſam nur benützt, wenn Regen ihre Inſaſſen unter ihr Obdach

zwingt, ſind unſeren Schilderhäuſern zu vergleichen, der engen und läſtigen Retraite, wenn Unwetter eintritt; die Bewohner treiben ihre verſchiedenartigen Handthierungen unmittelbar vor der Hausthüre, der Tiſchler lärmt, er ſchlägt die Bretter des Sarges, unter einer kurzen mitleidigen Ausrufung, für den „armen Unglücklichen" zuſammen, und freut ſich des Cigarren-Stumpens, den er langſam ausraucht; der Schuſter zieht emſig ſeine Nähte; die Obſt-Verkäuferin preist ihre immer warme Kaſtanien an und die weitleuchtenden Orangen, welche ächt neapolitaniſche ſeyn ſollen. Der Pizzicaruolo oder Fleiſcher ſteht mit einer reinlichen, weißen Schürze umgürtet, neben einer Ochſenkeule, indeß einige kleine Vagabunden ſich die Straße hinab balgen, und dem deutſchen Orgeltreiber nachlaufen, welcher Tag für Tag die Stadt durchzieht, und ein kleines Mädchen zum Einſammeln der kleinen Gabe ausſendet, welche der Römer dem beſcheidenen deutſchen Kinde kärglich zumißt.

Der Wagen bog jetzt um die Ecke, und das mächtige Colliſeum ſtrahlte in ſeinem röthlichen Geſteine, im Glanze der hervorbrechenden Märzſonne, während die ſchwarzen Sturmwolken den hintern Theil deſſelben jetzt nur um ſo ernſter und ehrwürdiger zeigten. Der maſſenhafteſte Reſt der römiſchen Architectur macht ſtets ſeine Rechte geltend, die Bewunderung ſeiner Giganten-Mauern zu erhalten, und der mächtige Lateran ſteht klein neben ihm, ein Zeuge der geſchwundenen mittelalterlichen Macht, und zugleich ein Vorbild in Kraft für die Kleinlichkeit der heutigen Zeit. Als unſere Vetture am Lateran angelangt war, und bei der Porta Aſinaria in die Weite ſchweifte, Frascati auf ſeinen Hügeln, in hellen Sonnenſtrahlen, freundlich glänzte, erweiterten ſich die Herzen unſerer Geſellſchaft, und ein heiterer Geſang erſcholl in die menſchenleere, aber an Erinnerungen ſo reiche Campagna. Meilenweit ziehen die alten Waſſerleitungen in der ungeheuren Ebene hin, wie weiße Streifen, die das Auge in der größten Ferne entdeckt, und die faſt noch ganz erhaltene Reſte dieſer ſtupenden Aquädukte, gleichen den großartigſten Triumphbögen, auf denen den alten Römern ihr Waſſer zugeführt wurde, wie Chateaubriand ſo ſchön als wahr ſich ausdrückte. Die Alten hatten die rechten Mittel getroffen, die große Stadt zu erhalten; ſie bebauten die Campagne, deren fruchtbarer Boden eine Fülle von Früchten erzeugte, und verbeſſerten hierdurch die Luft; ſie leiteten den Bewohnern in der Ebene das reine und geſunde Gebirgswaſſer im Ueberfluß zu, denn ſie erkannten, daß radikale Beſeitigung der Grundübel, den Staat allein erhalten konnte.

Der gelehrte Berliner, welcher es ſich im Wagen am bequemſten

gemacht hatte, diſputirte mit einem ſchwediſchen Doctor, über den Urſprung einer Nationalmelodie, ein ſächſiſcher Architekt maß mit den Augen die Höhe der Bögen der Waſſerleitungen, die uns noch immer begleiteten, wovon rechts und links die eine und die andere, da die Grundlinien verdeckt waren, in Geſtalt eines ſilbernen Fadens in der blauen Luft zu ſchweben ſchien, — und der luſtige Livländer, welcher den auf der Deichſel ſitzenden Phaeton gehörig ſtimulirte, ſchrie in die Lüfte, als wir den Hügel hinauf fuhren, auf dem Frascati liegt. Mit Freuden ward das ſchöne Gebirgsland begrüßt, deſſen man ſich durch längern Aufenthalt in der römiſchen Ebene leicht entwöhnt, und die tiefgrünen Wieſen, die blühenden Hecken, die Obſtbäume mit ihrem gedämpften Hellgrün, dazu der jubelnde Geſang der Vögel, erinnerte an das poetiſche Hervorbrechen des Frühlings in Deutſchland, denn in Italien, wo die Vegetation früh, aber langſam ſich entwickelt, iſt das Feſt des erſten Frühlingstages etwas Unbekanntes. Herrlich war der Abend, und die Frascatanerinnen, welche außerhalb der Thore gekommen waren, ſich in ihrer ſchönen Natur ergehend, gaben dem Bilde noch mehr Lebhaftigkeit. Jetzt zog auch eine reiſende Familie den Berg hinab, und der Führer deſſelben hielt bei dem Madonnenbilde, das an der Mark einfach und geſchmackvoll in einer natürlichen Niſche ſtand, wo der blaue Himmel durch das dunkle Laub bricht, und hundert beſchwingte Gäſte wohnen, andachtsvoll den Spitzhut abziehend, ſeine Caravane an; die älteſte Tochter nahm ihr kleines Schweſterlein zu ſich, und kniete mit ihr neben die Mutter; der Sohn, ein ſchlankgewachſener ſchöner Burſche, von etwa ſechszehn Jahren, ſprach zur Seite des Vaters ſein Gebet; die ſchwer bepackten Laſtthiere hielten geduldig. Es war der Zug von Joſeph und Maria über das Gebirge; es lag in den einfachen, ihrer Madonna und dem ſchönen Himmel ergebenen Landleuten zugleich ſoviel Patriarchaliſches, Wahres, daß man ſich dieſe Gruppe wohl unmöglich ſchöner denken konnte; ohne Zweifel hat Göthe eine ſolche Scene vor Augen gehabt, als er im Wilhelm Meiſter, die Reiſe des Zimmermanns Joſeph mit ſeiner Maria beſchrieb; wo in der Welt trifft man ſolche wahrhaft poetiſchen Erſcheinungen, als bei dem gutmüthigen und harmloſen römiſchen Gebirgsvolke, welches, durch den Einfluß des Friedens, in ſorgloſer Hingebung ſein Leben ruhig genießt, und ohne es ſich bewußt zu ſeyn, jene Schönheit des Körpers und der äußern Einrichtungen des Lebens bei ſich bewahrt hat, welche der Maler bei anderen Völkern des Südens vergebens ſuchen müßte, denn wo lebt ein Stamm, deſſen Daſeyn durch ein ſolche Geſchichte verklärt wäre, wie der römiſche, deſſen edle Geſichtsbildung und das

Digitized by Google

glühende Auge jetzt noch von den Thaten redet, die durch ihn einſt geſchehen konnten, welche aber nur durch das eiſerne Joch der Schickſale zurückgehalten wurden, während die Natur und die Zeit ihm die Kraft gelaſſen haben, ſomit das Zeugniß ihm heute noch geben, daß das Blut in ſeinen Adern noch fließt, welches bei geeigneter Führung großer Thaten fähig iſt.

Als wir in Frascati einfuhren, und unſer Vetturin verabſchiedet wurde, präſentirte ſich die italieniſche Kleinindustrie, der Kellner und der Stallburſche lieſen zur Wagenthüre, und ein ſchöner, lebhafter Knabe reichte ſeinen Arm zum Ausſteigen dar, während zwei andere ihre Eſel für den folgenden Tag gar dienſtfertig anboten; die Wirthe der Städte London und Paris, wurden ſtreitluſtig über den Beſitz der Foreſtieri, welche ihrerſeits zur Stadt London ſich begaben, ohne den Franzoſen ferner zu beſehen, und in derſelben ein ächt italieniſches Wirthshaus fanden, in ſofern dieſelbe von den unſrigen auszuzeichnen ſind. Fenſter und Thüren ſind bei der ſtrengen Winterkälte hier ſtets geöffnet, um den Speiſegeruch zu beſeitigen; die Speiſekarte iſt unendlich lang, von den vielen Artikeln kennt indeß der gute Wirth nur einige wenige, denn es iſt nicht nothwendig für ihn, daß er alle zu bereiten verſtehe, da er ſchon Berühmtheit genug erreicht hat, und ihrer allenthalben ſich erfreut, wenn er ſo viele „ausländiſche" Gegenſtände ihrem Namen nach aufführen kann. Dabei reicht er die Liſte ſeinen Fremden, mit dickleibigem Selbſtgefühle, die Frage, was man befehle, franzöſiſch ſtellend, wenn er ſchon weiß, daß er die Unterhaltung nicht fortſetzen kann, ſobald ihm nicht italieniſch geantwortet wird; er läßt ſich aber in ſeinem Eifer nicht im Geringſten ſtören, und fährt ſelbſtzufrieden fort, auf jede Frage mit einem geſpitzten oui zu antworten.

In den italieniſchen Städten, und ſelbſt in den kleinſten, exiſtirt noch das alte Forum, in einem ſchönen Hauptplatze, und ſo iſt auch in Frascati, dem mit Recht ſo ſehr anerkannten, angenehmen Städtchen, dieſer Platz noch der allgemeine Verſammlungsort, er iſt der Spaziergang der Einwohner, er vertritt die Stelle auswärtiger Luſtpartien, und iſt der beſte Converſationsſaal. An dieſem Sonntagabende war er natürlich, bei dem ſchönen Wetter, dichtgedrängt voll Menſchen, und wäre ein Amſterdamer Handelsherr über ihn gegangen, er hätte ſich ohne Zweifel höchlich gewundert, daß die Italiener ihre Börſe am Feſttage halten.

Wir hatten uns des regen und zufriedenen Treibens der Frascatiner jetzt erfreut, und unſere Vergleichungen zwiſchen den nordiſchen und dieſen Völkern, rückſichtlich des Vergnügens, das an jedem Feiertag

genoſſen werden muß, gezogen, als wir uns in Gemeinſchaft einer zweiten Partie Neurömer anſchickten, die Villa Aldobrandini zu beſuchen, denn an dieſem Tage hatte Rom verlaſſen, wer an den Eigenthümlichkeiten und der unverdorbenen Kraft des Landvolks Freude hatte, und es hatte die Zuſammenkunft auf dem Jahrmarkte zu Grottaferrata viel Aehnlichkeit mit Verſammlungen bei den Singfeſten in Schwaben; der Vorabend in Frascati glich den luſtigen Banketten, die am Tage vor denſelben auf Hohenneuffen oder Urach gehalten werden, wenn der angekommene Frühling die Stadtbewohner in's Grüne gelockt hat.

Die Villa Aldobrandini — wie wenige Villen mögen mit dieſer den Vergleich aushalten? — liegt zur Linken, auf einem teraſſenförmig anſteigenden Hügel, rechts ſpringt das liebliche Frascati hervor, das ganz von der Ausſicht beherrſcht wird, und zur äußerſten Rechten entdeckt das Auge die blauen Sabinerberge, mit dem ehrwürdigen und ſchöngeformten Soracte, dem Berge, welcher beim Sonnenuntergang, an klaren Wintertagen, ein Alpenglühen zeigt, wie die Gebirge der Schweiz, welchen großartigen Anblick Horaz, satis beatus unicis Sabinis, mit den Worten: „Vides ut alta stet uive candidum Soracte;“ ſchon erwähnt hat.

Und unter dem Blicke, der auf den Bergen ſchweift, glüht das Meer der römiſchen Campagne in den zarteſten Farben, welche der Sonnenglanz über ſie ausgießt, in weiter Ferne taucht die Peterskuppel auf, und am äußerſten Saum zieht, als ein ſilberweißer Strich. das Meer, und zeigt uns die hinabſinkende, purpurrothe Sonnenſcheibe, deren letzte Strahlen, in violettem Dämmerlicht, noch die Weltſtadt begrüßen! Jetzt bricht die Nacht ſogleich ein mit ihrem Schatten; dem Auge blüht ein neuer Genuß, denn der Mond tritt in vollem Lichte hervor, und leuchtet durch das dunkelgrüne Gehölz; die Cypreſſen ſtehen wie ſchwarze Schatten, und ſpringende Wäſſerlein, verſilbert vom Mondſchein, galoppiren in ſtarken Sätzen die ſteinernen Terraſſen hinab, welche mitten durch die Bäume gebaut ſind.

Schweigend und in Betrachtungen verſunken, über das herrlichſte Naturſpiel, die Eigenthümer ſolcher Götterſitze beklagend, daß ſie ſie nicht genießen, gingen wir herab, und tranken, des Geſehenen voll, mit um ſo größerem Verſtändniß, goldhellen Frascataner, in einer ächten Oſteria, wo das Feuer in der Stube brannte, wilde, aber ſchön gebildete Burſche, den Herd bedienten, und das Barile entzapften, wo Schüſſeln, und Deckel, und Feuerzangen in der geſchwärzten Stube, gleich Waffen in einem Ritterſaale, hingen.

Die Künſtlerſchaft hatte dieſen originellen Ort bereits ausgefund-

Digitized by Google

ſchaftet, und die Deutſchen, welche die Mehrzahl bildeten, begrüßten uns mit vaterländiſchen Commersliedern, die Schweden und Ungarn ſangen ihre Nationalweiſen, die germaniſchen Stämme thaten ſich brüderlich zuſammen, und kein Welſcher, kein Franzoſe, kein Beefſteak ſtörten die Eintracht, welche zur Seelenruhe der ganzen Verſammlung erſt ſpät aufgehoben wurde, und auch der edle Stamm Tusculums, mit einer Polizeiſtunde unbekannt, ſah es nur höchſt ungern, daß die Gäſte ſich entfernten, welche ihn etwas Neues gelehrt hatten, das ihm gar nicht mißfiel. Der Morgen des andern Tages ſah uns wieder auf der Villa Aldobrandini, wohin die ganze Colonie, zu Eſel, ſich begeben hatte; das Schauſpiel, ſo ganz verſchieden von dem geſtrigen Abende, war aber nicht minder ſchön; kräftig brach die Sonne im Oſten auf, und verſcheuchte die feuchten Campagnenebel, indem ſie klare Regenbogenfarben über die weite Ebene warf; in Sabinum ragten die unbeſtimmten Bergkuppen hervor, die Spitzen der Cypreſſen und die Dächer in Frascati im Vordergrunde, waren von der Sonne beſchienen, einſam und ſtill lag noch der Hain der Villa, das ſtille Mondlicht hatte dem Siege des Tages nachgeben müſſen, und verſcheucht waren die Götter, welche geſtern Abend herabgekommen waren, dieſen hehren Ort zu beleben.

Die Villa Aldobrandini iſt Eigenthum des reichen, und beim Volke beliebten Fürſten Borghese, welcher in deren Sälen die Landkarten ſeiner andern Beſitzungen aufgehängt hat. Der Cardinal Aldobrandini, Neffe von Clemens VIII. hatte die Idee der Gründung, Giacomo Della Porta fing ſie an, und Domenichino war der Vollender. Die Waſſeranlagen, ihr wunderbarer Effect, die Fontänen, ſind von Giovanni Fontana und Horazio Olivieri. Im Caſino, oder dem Palaſte ſelbſt ſind einige Malereien vom Cav. D'Arpino; eine Judith, aus dem Lager des Holophernes hervortretend, iſt vielleicht die ſchönſte Judith der Welt an Stolz und Inſpiration. Die Fresken von Domenichino ſind ſchwach, er malte ſie, als er bei ſeiner Rückkehr aus Neapel nach der Villa Aldobrandini geflohen war, es ſcheinen die Verfolgungen und die Mißgunſt, die er zu ertragen hatte, ſein Talent entmuthigt und geſchwächt zu haben. Die Hauskapelle enthält einige ſchöne Fresken von einem jetzt lebenden, italieniſchen Künſtler, und auch die Sculpturen in dieſem ſtillen Heiligthume, wo die Seele geſtärkt von der wunderbaren Natur, und durch die das Innerſte belebende Kunſt erhoben wird, ſind dem Zwecke ganz entſprechend, zur Schönheit des Ganzen einen Beitrag zu liefern, und die Mittel zu einer ſinnlichen, aber ſchönen Religion zu vermehren. — So wußten die

Digitized by Google

Vorfahren der jetzigen, römiſchen Großen ſich den edelſten Lebensgenuß zu bereiten, den es gibt.

Einen ganz anderen, aber nicht minder intereſſanten Charakter trägt die Villa Mondragone, die Ausſicht iſt nicht ſo ſchön, aber das Caſino, eines der größten, iſt ein in edlem Style erbautes Meiſterwerk von Flaminio Ponzio. Es iſt jetzt im Verfall, Thüren und Fenſter ſtehen offen, und der Wind ſauſt in denſelben, das Kamin wird Winters nicht mehr geſchürt von den fröhlichen Bewohnern, das ganze, große Gebäude ſteht jedem Eindringling offen, und ein Obdachloſer fände hier ein wahrhaft königliches Aſyl. Hier im Süden erblickt der Wanderer in dieſer noch ganz modernen Ruine ein Walter Scottiſches Ritterſchloß, das um ſo mehr Eigenthümliches darbietet, als ſolche ſolide Gebäude mit dem italieniſchen Kartenhausleben nicht zuſammenpaſſen, wie denn jedoch auch die vormaligen, fröhlichen Bewohner ein ganz anderes Leben geführt haben werden, als ein Lord in ſeiner Grafſchaft am Tyne.

Der Weg von Frascati nach Grottaferrata führt durch eine herrliche, natürliche Baum-Allee, durch welche eine umfaſſende Ausſicht auf die untenliegende Gegend gegönnt iſt; der ganze Weg zwiſchen beiden Orten war dichtgedrängt von dem ſchmucken Landvolk, das zur fiera zog, und unſere Cavalcade von neun Perſonen auf neun Halbroſſen, konnte, ohne Angſt geſteinigt zu werden, die friedliche Menge im Galopp paſſiren, während Bauern anderer Art vielleicht gern die eindringlichen Reiter, welche ihre Sicherheit ſtörten, übel bedacht hätten.

Nach einer halben Stunde lag das ſehnlich erwartete Grottaferrata vor unſern Augen; es iſt eine Abtei am Fuße eines ſanften Hügels, welcher ſich lange hinaufzieht, und mit einer Reihe hübſcher Häuschen bedeckt iſt.

Grottaferrata, um eine kurze Skizze von dem kleinen Orte zu geben, denn faſt jede ſolche Anſiedlung in Italien hat einige hiſtoriſche Merkwürdigkeiten — iſt eine von griechiſchen Mönchen vom Orden des h. Baſilius gegründete Abtei, und geht bis zum Jahre tauſend zurück. Die Mönche ſind hier gewohnt, den Gottesdienſt nach ihrer Liturgie zu begehen, und die franzöſiſche Conſulta in Rom ließ ſie bereitwillig beſtehen, in Rückſicht ihres, durch Tradition überlieferten Geſanges. Beſſarion war Prieſter des Kloſters Grottaferrata geweſen, und verſammelte hier öfters einige ſeiner gelehrten und unglücklichen Mitbürger. Die Bibliothek beſitzt viele griechiſche Manuſcripte. Ein reizendes Gehölz, eine ſchöne und lange, aus Ulmen und Platanen beſtehende

Digitized by Google

Allee, nebſt einem geſchmackvollen Brunnen, wie man ſie in Italien ſehr häufig und auch in den kleinſten Orten ſinnreich und gefällig gebaut findet, — machen dieſe Einſamkeit ſehr angenehm. Die alten Ruinen, von welchen die Mönche lange Zeit gegen die Jeſuiten, die Beſitzer der Rufinella in Frascati, behauptet hatten, ſie ſeyen jene der Villa des Cicero — denn der Bücherwurm wollte auch damals ſchon eine klaſſiſche Autorität haben — ſcheinen heute zur Villa Lucull's zu gehören. Das Schönſte aber, was in Grottaferrata zu ſehen und zehnmal zu genießen iſt, iſt die Kapelle des h. Nil, welche Domenichino mit Fresken ausgeſtattet hat, die ſchönſten ſeiner Werke, und, wie man ſie nirgends anders mehr von ihm findet. Mit neun und zwanzig Jahren vollendete er ſolche auf Empfehlung ſeines Meiſters Annibale Caracci bei'm Cardinal Farneſe.

Der Heilige, welcher den Kaiſer Otto III. empfängt, iſt vollkommen nach Compoſition und Ausführung; der Kopf des jungen Pagen, der Otto's Pferd hält, ſoll das Portrait der Geliebten Domenichinos ſeyn; der verſchiedene Ausdruck der drei Trompeter zu Pferde läßt die Töne der Inſtrumente hören; man glaubt wahrhaftig, den Gegenſtand dieſer ſtaunenswerthen Malerei im Leben vor ſich gehen zu ſehen. Die Vorzüglichſte der Fresken iſt aber der *Heilige, welcher einen jungen Beſeſſenen heilt.* Der Kopf des Mönchs, welcher das Oel aus der Lampe der Madonna nimmt, iſt von wundervollem Ausdruck. Die griechiſchen Biſchöfe am Plafond ſind auch von Domenichino, ebenfalls ausgezeichnet in Farbe und Charakter; ſo iſt auch die ganz einfache Freske, wo ein Mönch in der Wildniß betet, und Chriſtus ihm vom Baume herab erſcheint, vor dem er kniet, von einer ſolchen heiligen Einfachheit durchweht, daß man ſtets wieder hieher kommt, um den Eindruck ganz in ſich aufzunehmen.

Indeß wogte draußen im Kloſterhof die Menge, wie ein unruhiger Bienenſchwarm, nach der Kirche, welche ſich mehr und mehr füllte, und wo ein einfacher Gottesdienſt gehalten wurde: Der Prieſter, im goldgeſtickten Meßgewande ſang die feierliche Meſſe, das Volk lag in ernſtes Gebet verſunken auf den Knien umher; der ſchwarzlockige Jäger betete neben ſeiner Tochter ſo inbrünſtig als dieſe, und junge Burſche, die eben auf dem Markte erſt gehandelt, und ſich geſtritten hatten, knieten jetzt verſöhnt nebeneinander im Tempel.

In dieſem Bilde erweckte das Volk wirklich eine bewegte Theilnahme, es kommt vom Leben herein, weiß nichts von all' den Streitigkeiten, welche höhere Kreiſe verwirren, und gläubig wirft es ſich vor ſeiner Madonna nieder, alles ihr überlaſſend. Die unbegränzte Hin-

gebung dieſes Volks zu ſeiner ſinnigen, für ſeinen Charakter und ſein warmes Blut aber ganz geeigneten Religion, malt ſich auf allen Geſichtern, und die bildſchönen Formen einer Albaneſerin verklären ſich in dieſer heiligen Weihe zum Ideale.

Innerhalb der Mauern der Abtei herrſchte ein reges Marktgetreibe, aber Alles in Ruhe und Ordnung, und nur, wer den Italiener gar nicht kennt, kann der Meinung ſeyn, es gehe roher her, als bei deutſchen Jahrmärkten. Da waren Buden aufgeſchlagen, wo man Leder, Tücher, Schuhe, Hausrath verkaufte, es fehlte auch nicht an Verkäufern von feinern Schmuckwaaren, für die reiche Bauernwelt, welche ſich indeß auch recht geſchmackvoll zu tragen weiß; namentlich zog aber unter den Arkaden des Kloſterhofes die reinliche, und ſchwer beladene Bude eines Gold- und Silberwaarenhändlers die Aufmerkſamkeit auf ſich, wo die großen, goldenen und ſilbernen Nadeln zu haben waren, welche die Frauen und Mädchen, durch die Haare querüber geſteckt, tragen, nebſt den Spangen, Ringen, Schnallen, welche ſie alle gern kaufen, denn an äußerlichem Putze haben ſie eine kindiſche Freude.

Goldſchmied's Töchterlein, in Geſtalt eines friſchblühenden Mädchens von Caſtel-Gandolfo, hatte ſich nebſt ihrer Mutter eingefunden, und wählte ſich, die ſchimmernden Sachen betrachtend, und überlegend auf der Hand hin und her ſchaukelnd, ihren Schmuck aus, mit dem Ausdruck der kindlichſten Freude auf dem ſchönen Geſichte. Wir kamen zu wiederholten Malen in dieſe Hallen, das liebliche Bild aus Schwaben wieder zu ſchauen, aber verſchwunden war es, in der dichten Menſchenmaſſe unmöglich, wieder zu entdecken, und der dicke, römiſche Pizziéajuolo oder Fettwaaren-Händler, welcher der Hauptkäufer auf einem ſolchen Markte iſt, bildete jetzt leider die vorherrſchende Perſon. Längs der ganzen langen Allee hatten die Bauern ihre Schinken, Salami und Mortadella di Bologna zum Verkaufe ausgeſtellt, und die Pizzicajuoli ſchloſſen ihre Contracte mit dieſem und mit jenem ab, denn ihr Bedarf iſt groß, und da der Römer ſehr viel auf den Pizzieajuolo hält, welcher ſein Alles iſt, ſo macht dieſer auch einen angemeſſenen Gewinn, ſo daß er ſich keine Vorwürfe machen kann, häufiger als Andere am Sonntage mit der ganzen Familie in den Trattorie zu Mittag zu eſſen, eine Hauptfreude des genügſamen, römiſchen Bürgers.

Die ſchönen, römiſchen Stiere, mit den ungeheuren Hörnern und von aſchgrauer Farbe, waren auf dem Abhange des Hügels aufgeſtellt, und die Bauern der Nachbarſchaft waren in Menge gekommen, ihre Landwirthſchaft durch Ankauf zu vergrößern; da hatte dann auch die

Mutter und die Tochter den Vater begleiten dürfen, und das ganze Feld wimmelte von den weitſtrahlenden, ſcharlachrothen Miedern mit den Gold-Treſſen und der ſchneeweiße Schleier, welchen reichere Jungfrauen ſogar fein geſtickt tragen, flatterte luſtig in den Lüften. Eine ſchöne Albaneſerin betrachtete mit ihrer Mutter die große Verſammlung, die ſie ſchon ſo oft geſehen hatte, und mitunter auch die Fremden, die in beträchtlicher Anzahl gekommen waren; wir ſuchten ſie, da ſie ruhig ſtand, zu zeichnen, und ſie duldete es nicht ganz ungern, doch erröthete ſie, von Zeit zu Zeit einen Blick zu ihrer Mutter hinauswerfend, bis ſie es doch für beſſer hielt, ſich zu entfernen, da ja ihre Bekannten und Nachbarn auch da waren. Ungern ließen wir ſie ziehen, wir hatten ihr vorgeſtellt, daß es ihr von gar keinem Nachtheile ſeyn könne, wenn ſie auf dem nämlichen Orte einige Minuten länger verweile, ſie war aber nicht zu bewegen, und ſo entfernte ſich das ſchöne Frauenpaar, ohne daß es die geringſte Sprödigkeit gezeigt hätte, denn ſie handeln nur nach ihrem natürlichen Gefühle. Die Stelle der beiden Schönen vertrat jetzt bereitwillig ein kräftiger Bauer mit bärtigem Geſicht und ſchwarzen Locken, der ſich gar gutmüthig den neugierigen Freunden hinſtellte, und ganz erfreut war, daß man auch ihn des Zeichnens werth finden konnte.

Wir kauften jetzt, da der Mittag heranrückte, einige Eier, Käſe und Salami, und traten in eine Laube, die der Wirth aus Cypreſſenzweigen in der Eile gemacht hatte; Wein und Brod konnte er liefern, und ſo war Alles gut, wir hatten aber bald der Gäſte die Fülle, und da ſie nicht zu entfernen waren, mußte man das Angenehmſte, was an ihnen war, ſich zu Nutze machen, damit ſie nicht beſchwerlich fielen. Dieß konnten wir ganz gut, da mehre Maler unter uns waren, welche die verſchiedenartigen, aber intereſſanten Modelle ſtellten. — Ein zerlumpter Knabe, deſſen Spitzhut alle Formen hatte, war der überläſtigſte Geſelle; er wurde gezeichnet, und ſein Geſicht nahm jetzt noch mehr Trotz an, als es zuvor gehabt hatte; von dem Wein, der ihm gereicht wurde, forderten wir ihn auf, auch ſeinem Kameraden, einem ähnlichen Originale, etwas zu geben, was er nicht that, ſo ſehr er auch von uns dazu genöthigt wurde, „denn," ſagte er, „dieß iſt ein Römer, daher erhält er nichts." — „Warum gibſt Du aber jenem andern Knaben ebenfalls nichts, denn Du ſiehſt doch wahrhaftig nicht beſſer aus, als er?" fragten wir ihn. — „Ja, der iſt nur aus der Vorſtadt von Marino, ich aber bin in der Stadt ſelbſt geboren." — Damit hatte der Spaß ein Ende, doch hätten wir nicht gedacht, daß der römiſche Stolz auch bei ſolcher Armuth in dieſem Grade ſichtbar

wäre; es iſt indeß dieß noch die fortgeſetzte Eiferſucht, den die alten Römer und die Einwohner der Provinzen auf einander hatten, eine merkwürdige Erſcheinung, wenn ſie nach Jahrtauſenden ſich noch bemerkbar macht.

Eine Frau, die von Loretto hergewandert kam, brachte uns kleine Crucifixe, wie ſie dort gemacht werden, ein alter Mann mit ſchneeweißem Haare bettelte, und wäre gern auch als Modell geſtanden, da ſchlug es zwölf, das Ende des Marktes wurde geläutet, und nachdem wir nochmals das Feld überſchaut hatten, welches gewiß ſchönere Bilder geliefert hat, und an Poeſie reicher war, als der glänzende, römiſche Carneval dieſes Jahres, beſtiegen wir unſere Thiere wieder, und ritten in's Thal hinab, in deſſen Grunde eine Mühle luſtig klapperte, und der Waldbach toſend herabfiel; der Weg führt am Berge hin; wo es nach Marino geht, ſteigt er wieder, und man bleibt ziemlich hoch bis Caſtel-Gandolfo. Hier liegt der ſchöne Albaner-See, aus deſſen runder Form, ſo wie aus den umliegenden Höhen mit Recht geſchloſſen wird, daß er ein eingeſtürzter Krater ſey; der rieſenfeſte Emiſſär der Römer, welcher bei der Belagerung von Veji erbaut wurde, und der noch heute als Ableitungs-Canal benützt wird. Alba Longa lag in der Nähe; das romantiſche und ſchattige Thal Ferentina ſah die Hauptverſammlungen der Völker Latiums; der klare Bach, welcher es durchſtrömt, iſt die berühmte Quelle, in welcher, nach Livius, Tarquin der Stolze den Turnus Herdonius von Aricia, den ſtürmiſchen Redner der latiniſchen Oppoſition, ertränken ließ. An dieſen klaſſiſchen Orten kommt man durch eine wundervolle, natürliche Allee von Oelbäumen vorbei, deren Schatten im heißen Sommer hier die beſte Gabe ſeyn mag. —

Jetzt verließen wir die äſtigen Oelbäume, und ritten den Berg nach Albano hinab; der ſchwediſche Baron hatte ſich verloren, als wir uns nach ihm umſahen; nach der Anſicht Aller konnte ihm aber kein Unglück zugeſtoßen ſeyn, da er in einer Gypsmühle, an welcher wir eine Stunde zuvor vorbeigekommen waren, die ſchöne Beſitzerin ſehr gelobt hatte. Uns Uebrigen aber ward in Albano auch ein freundlicher Empfang, denn, da es Sonntag war, ſo hatte ſich die berühmte, ſchöne Albaneſer-Welt am Fenſter und auf der Straße verſammelt, ſo daß der Blick, wo er ſchweifte, nur Scharlachmieder und ſchöne Formen ſtrahlen ſah. — Nach Aricia hinaus iſt es von Albano ein höchſt angenehmer Spaziergang, die Ausſicht auf die Campagne bis zum Meer hinab, iſt entzückend. Die Partien, welche man bei jeder Wendung der Straße erblickt, ſind alle durch die Maler hinlänglich

bekannt geworden, welche in dieſer Gegend ſich aufhalten. Das alte Aricia, der erſte Ort, durch den Horaz auf ſeiner Reiſe kam, iſt ein hübſches, hochgelegenes Städtchen, es hat ſein Forum mit einer prächtiger Ausſicht in's Thal hinab, und einen hübſchen Brunnen, der Abends belebt wird, wenn die Frauen in den großen Krügen ihr Waſſer holen. Das Grabmal der Horatier und Curiatier liegt zwiſchen Albano und Aricia; fünf Säulen ſind alt, der übrige Theil reſtaurirt; der Ruine gegenüber, ſieht man die Kirche Madonna della Stella, dazwiſchen geht die Straße hindurch, und es war ein liebliches Bild, wie bei'm Hinabſinken der Sonne einige Frauen aus Aricia oder Genzano in ihrer maleriſchen Tracht, ſtill und friedlich auf ihren Eſeln reitend, den Weg dahin zogen, als im Hintergrund die blauen Berge von der Sonne beſchienen waren, und der letzte, ſchwache Strahl auf das heimkehrende Landvolk fiel. —

Ein gut beſetztes Mittageſſen in Albano, und feuriger Marſala ſtärkte uns jetzt, und bei'm Poſthalter requirirten wir, als es Abend wurde, Pferde und Wagen, um noch nach Rom zu kommen, welches man ſelbſt nach nur kurzer Abweſenheit immer als die freundliche Heimath anzuſehen, gewohnt iſt. Dießmal begrüßte uns in der dunkeln Nacht, das ehrwürdige Coloſſeum in ſeiner ſchwarzen Maſſenhaftigkeit, unter'm Bogen des Titus glänzte ein Licht und vom Capitol herab tönte uns das wilde Schreien der Mora-Spieler entgegen!

Bilder aus Griechenland.

Drei Tage in Theben.

Erſter Tag.

„Antworte nicht, ich bitte Dich, Soize, antworte nicht!“ rief die Mutter ängſtlich der in der Kammer ruhenden Tochter zu.

„Aber Mutter, man ruſt ſchon dreimal ganz vernehmlich meinen Namen.“

„Bete, geliebtes Kind, bete! nur antworte nicht in dieſer unheimlichen Nacht. Sieht man doch ſchon drei Tage das alte Weib im Leichentuche um unſer Dorf ſchleichen. Hörſt Du die herrenloſen Hunde bellen, und den ächzenden Sturm vom Kreuzwege her. Da mag man ſich wohl hüten, zu antworten, wenn man in ſolch einer Nacht gerufen wird.“

Und immer rief es: Soize! Soize!

Die Mutter zündete geweihte Kerzen an und bereitete Räucherungen.

„Hilft dieſes, Mutter," fragte die geängſtigte Tochter, „daß mich die Ruferin nicht erſchreckt?"

„Panagia gebe es!" antwortete dieſe, „freilich wären die heiligen Reliquien beſſer."

„So hole ſie."

„Wo ſoll ich ſie finden? Die Zunge des heiligen Paulus, die Zähne des heiligen Beliſar und den Gürtel der Jungfrau, welche längſt durch Miſſionäre nach Arta gebracht, und ſeitdem nicht mehr gefunden wurden."

Und immer rief es: Soize! Soize!

Die unglückliche Mutter wußte nicht mehr was ſie beginnen ſollte, und legte ſich in der Angſt ihres Herzens zur Tochter auf's Lager, und umklammerte ſie krampfhaft. Und als die Tochter ruhig eingeſchlafen war, in den ſchützenden Armen der beſorgten Mutter, da fiel es der immer ängſtlich Lauſchenden ein, daß die Einwohner von Janina erzählen: Scheich Juſuf habe einſt die Peſt, in ein Leintuch gehüllt, mit grüner Schürze an den Thoren der Stadt getroffen, und ihr befohlen, ſich zu entfernen, bei Strafe, geſteinigt zu werden; ſie gehorchte. — Wie, dachte die Geängſtigte, wenn ich es wagte, mich der Bösartigen ſelbſt gegenüber zu ſtellen, und denſelben Befehl an ſie ergehen zu laſſen? — In dieſem Augenblick rief es wieder viel dringender und viel kläglicher: Soize! Soize! und die Tochter, in den Armen der Mutter, ſeufzte tief auf.

Da ſprang die Mutter vom Lager, warf eine wollene Decke um ſich, ſchnallte ſie mit einem dicken Gürtel feſt, nahm etwas Staub vom ungedielten Boden, vermiſchte ihn mit Oel aus einer Lampe, die vor dem Bilde der heiligen Jungfrau brannte, und beſtrich damit das Vorderhaupt der ſchlafenden Tochter, als untrügliches Mittel gegen jede feindliche Einwirkung. Hierauf verließ ſie die Hütte, ſchlug einen aufbewahrten Nagel, aus dem Sarge eines verſtorbenen Frommen, von außen an die Thüre, um jedem Geſpenſt den Eingang zu erſchweren, und begab ſich ſodann kühn nach jenem Kreuzwege, welcher rechts zur Kirche, links zum Leichenacker führt. Und als ſie einige Schritte vorwärts, gegen die Stätte der Ruhenden that, kam ihr eine hagere Geſtalt, auf einem dürren Gaul entgegen, und hinter dieſer kam noch ein hagerer Mann, auf noch einem dürreren Gaul, und das waren keine alte, in Leichentücher gehüllte Weiber, mit grünen Schürzen, ſondern ich ſelbſt war es, mit meinem Agojaden, die helle, aber etwas ſtürmiſch gewordene Mondnacht benützend, um des andern Tages noch bei guter Zeit Theben zu erreichen. —

„Beim heiligen Georg!“ — rief mein Agoſade, deſſen Heimath dieſes Dorf war — „das iſt mein Weib! He, Marigo! Was ſuchſt Du hier zu ſo ſpäter Stunde?“

Wie verſteinert ſtand die arme Ueberraſchte, und klagte und weinte ihrem Manne vor, wie ſie das rufende Schickſal ſchon ſtundenlang ängſtige, wie ſie glaube, die Peſt käme über das Dorf, und rufe ihre Soize als erſtes Opfer ab.

„Beruhige Dich, Marigo“ — ſprach der Agoſade, ſeine Frau mit dem Liede bekannt machend, das ich ſchon eine Stunde lang in die ſtille Nacht mehr hinein ſchrie, als ſang, und deſſen Refrain immer Soize! Soize! war. Die vor uns hinziehenden Lüfte führten den dieſesmal ſo verhängnißvollen Namen zu jener, am äußerſten Ende des Dorfes ſtehenden Hütte, wo er ſo viel Angſt und Schrecken erregte. —‘

Der Aberglaube ſpielt in Griechenland noch eine große Rolle, namentlich jener vom böſen Princip. Als da ſind Teufel, Hexen, Drachen, alte Weiber und dergleichen Geſindel mehr.

Ruhe und Gemüthlichkeit herrſchte bald in den armſeligen Mauern, zwiſchen denen noch ſo kurz zuvor grauenhafte Ahnungen und peinlicher Schauder die Einwohner ergriffen hatte, da wir den Reſt der Nacht um ein wohlthätiges Feuer, welches in der Mitte der Hütte friſch aufloderte, im ſtärkenden Halbſchlummer zubrachten. — Soize erblickte ich erſt mit der Sonne, ſie ſtrahlte aber weniger, wie dieſe; nur ihr Auge war, wie bei den meiſten Griechinnen, feuerſprühend und ſeelenvoll, während, trotz ihrer jugendlichen Schönheit, ihr ganzes übriges Weſen ohne allen Adel und Liebreiz war. Das naiv unſchuldvoll Gemüthliche, das lieblich Einfache der deutſchen Landmädchen fehlt den griechiſchen Dorfbewohnerinnen gänzlich, und ſie verdienen keinen Kuß, als auf die Augen. Sie haben jedoch dieſe Mängel mit den Stadtmädchen gemein, die von den Griechen, welche nie außer Land kommen, nicht bemerkt werden.

— Soize, die griechiſche Schönheit, war nicht im Stande, mein deutſches Herz auch nur in dem Grade zu berühren, daß ich meine Weiterreiſe um eine viertel Stunde aufgeſchoben hätte. Kaum waren die Pferde wieder zur Fortſetzung der Tour im Stande, ſo ſagte ich Mutter und Tochter Lebewohl und ritt, meinen Agoſaden hinter mir, rüſtig vorwärts. — Bald nahm uns die ganz beſonders, ſehr fruchtbare und ziemlich gut angebaute, vier Stunden lange Ebene von Theben auf. Aus der Ferne, gegen Phocis Gränze zu, leuchtete mir der Helikon entgegen. Aber ich fand nicht den lachenden und erhabenen Anblick, den man von einem ſo viel beſungenen Berge erwarten ſollte.

Digitized by Google

Ich glaube nicht mehr an die, zu ſeinen Füßen prangenden, reizenden Gärten und blumenreichen Thäler, über welchen die Pappeln und Platanen herrſchend ihre Gipfel breiten. Zu lange ſchon iſt der Hain der Muſen öd und ſtille; die aus dem Hufſchlage des geflügelten Roſſes entſprungene Quelle läßt ſich nicht mehr auffinden; ſie iſt verſiegt, wie ſo vieles in Griechenland. Die Gewäſſer des Permeſſis ſchleichen träge nach dem Kopais, ohne mehr im Stande zu ſeyn, einen neuen Pindar, einen neuen Heſiod zu begeiſtern. Wahrhaftig, man ſollte nicht nach Griechenland gehen, damit man nicht zu ſehr enttäuſcht werde. — Nach vier Stunden, welche die fruchtbare, aber menſchenleere Ebene zur langen macht, kam ich endlich zu dem mythiſchen Sphinxberg, nahe bei der Stadt Theben, von welchem herab einſt die Sphinx den Thebanern ihre, von den Muſen erlernte Räthſel vorlegte. Wie viel Wahres an der Sache iſt, iſt ſelbſt noch ein Räthſel. — Mitten in der geſegneten Ebene, auf einem ſchönen Hügel liegt ein, in klägliche Ruinen zerfallener Ort, durch welchen in neuerer Zeit eine breite Straße geöffnet wurde, die links und rechts eine anſtändige Häuſerreihe bildet, alle übrigen Straßen führen, über Schutthügel, zu elenden Hütten. Mit flammendem Blick an den Erinnerungen einer ſchönen, lang entſchwundenen Zeit haftend, ritt ich ein in dieſen Trümmerort; denn es war Theben, das große Theben, einſt Böotiens blühende Hauptſtadt, der Brennpunkt des böotiſchen Heldenmuths, welcher der ganzen Nation jenen öffentlichen Geiſt einhauchte, der ſich in ſo großen Dingen verherrlichte und die Epaminondas und Pelopidas erzeugt hat. Die Vaterſtadt ſo großer Geiſter, hat in dieſem Augenblick nicht einmal eine Elementarſchule, und würde jetzt noch einmal Alexander vor Thebens Mauern rücken, ſie könnten ihm nicht einmal ABC-Schützen entgegen ſtellen, während in jener Zeit die heilige Schaar, der Kern aus den Tapfern des thebaniſchen Volkes, ſo glorreiche Tage bei Leuktra und Platea erkämpfte. — Die Unendlichkeit des Meeres war für mich nie eine Quelle tieferer Betrachtung und geſteigerterer Gefühle, erzeugte nie eine größere Spannkraft der Begeiſterung in mir, als es dieſes zum Flecken herabgeſunkene Theben that, deſſen ganzer Raum jetzt auf die Kadmeia oder Citadelle beſchränkt iſt, und das ſein Alterthum kaum in einigen unbedeutenden Trümmern andeutet; denn das meiſte dort Zerſtörte, ſind die Ruinen neuerer Zeit, wie ſie in allen Orten Griechenlands, als offenbare Trümmer einer erſt kurzen, blutigen Vergangenheit, angetroffen werden. — Die Lokande, welche mich aufnahm, verwiſchte indeß ſchnell meinen höhern Flug der Ideen, denn ich fiel wie aus den Wolken über eine ausgebreitete

Digitized by Google

Strohmatte auf die gemeine Erde hin, und wurde mit Gewalt in die proſaiſchen Nothwendigkeiten hineingezogen, welche uns die Erde nie zum Himmel werden laſſen. Ich ließ mich, ſo viel wie möglich, häuslich nieder, recognoszirte von meinem Fenſter aus, durch einen excellenten Frauenhofer, die Umgegend, rief mir alle mythiſchen und geſchichtlichen Begebenheiten, die auf dem merkwürdigen böotiſchen Gebiete, in grauer und lichter Zeit vorfielen, in's Gedächtniß, und ſelbſt noch, als ich zur Ruhe ging, nahm ich mir feſt vor, bis ich einſchliefe, den Gedanken an die hochgefeierte, thebaniſche Korinna feſtzuhalten, um gewiß von ihr zu träumen, und ich träumte wirklich die ganze Nacht — von Runkelrübenzuckerraffinerie.

Zweiter Tag.

Ich war ſchon lange kein kleiner Junge mehr, als ich noch immer glaubte, der Meerſchaum wird am Ufer des Meeres gewonnen. Mit der Naturgeſchichte wollte es überhaupt nie recht vorwärts bei mir gehen, und ich erinnere mich noch recht gut, wie mir mein alter Mentor dieſelbe auf eine ganz eigene Weiſe einbläute. Er nahm einen dicken Haſelnußſtock, und fragte mich, ihn drohend erhebend:

„Mit was drohe ich Dir hier?"

„Mit dem Pflanzenreich," antwortete ich ungewiß, ängſtlich.

Als er den Stock hierauf etwas unſanft auf meinen Rücken fallen ließ, fragte er weiter:

„Und wen ſtrafe ich damit?"

„Das Thierreich," erwiderte ich ſeufzend.

„So iſt es recht, mein Kind," ſagte er dann zufrieden, ſchenkte mir einen Kreuzer, und fragte weiter:

„Wie lohne ich das Thierreich?"

„Mit dem Mineralreich," antwortete ich erfreut, und merkte mir auf dieſe ſonderbare Art, die Hauptpunkte dieſer ſchönen Wiſſenſchaft. Als mir nun endlich auch zur Kunde wurde, daß Meerſchaum eine weiße oder weißgelbliche, auch blaß iſabellfarbene, zähe Erdmaſſe iſt, und ſchon im ſiebenzehnten Jahrhundert, ganz nahe bei Theben gegraben wurde, wo zu jener Zeit eine Menge Pfeifenfabriken blühten, die

dieſen Thon zu ihren Fabrikaten verwendeten, ſo dachte ich doch nie und nimmer daran, je dieſen Schacht von Angeſicht zu Angeſicht zu ſchauen; denn wie konnte mir einfallen, je nach Theben zu kommen. Aber der Menſch denkt und der Poſtillon lenkt, und dieſer lenkte mich dieſesmal bis zum Meeresgeſtade.

So ſtand ich denn an einem ſchönen Tage am Eingange des thebaniſchen Meerſchaum-Bergwerks, kaum einige hundert Schritte vom Fuße Thebens entfernt. Die gegenwärtige Ausbeute wurde von der Regierung an eine Privatgeſellſchaft verpachtet, welche, ihres eigenen Vortheils wegen, den Meerſchaum-Hügel auf allen Seiten anbohrte, ſo daß er nun, gleich einem Ameiſenhaufen durchwühlt, und nicht ordentlich bergmänniſch betrieben, ſehr zum Nachtheile der Regierung bearbeitet wird. Wenn einige Fuß tief nach innen gegraben iſt, und die Geſellſchaft findet nicht gleich Meerſchaum, ſo hört ſie an dieſer Stelle mit ihrem Suchen auf, und eröffnet die Grube auf einer andern Seite; ſo kommt es, daß kein ordentlicher Schacht zu Stande kommt, und der Berg von innen und außen verdorben wird. Mehre Reclamationen von Sachverſtändigen, an die Regierung, haben bis jetzt keine abhelfende Folgen gehabt. Als ich einſtieg in den tiefen Schacht, der ungefähr zweihundert Fuß tief, nicht gerade hinein, ſondern ſchief abwärts, nach unten führt, und ich die Seiten- und die Deckenwände reichhaltig mit Meerſchaum belegt ſah, beſchlich mich das komiſche Gefühl, als ginge ich in einem großen Meerſchaumkopf ſpazieren, und ich dachte mir immer, wenn nur Niemand den Deckel oben zumacht, damit ich wieder heraus kann. Auch fand ich die Idee, für außerordentliche Raucher, nicht übel, den ganzen Berg mit gutem Tabak — allenfalls *Beſtelmeier ohne Rippen* — zu ſtopfen, von außen lange ſchöne Rohre, mit Bernſteinmundſtücken, hineinzuſtecken, und ſo den Berg, wie er iſt, anzurauchen. Für Damen, die den Tabakrauch nicht vertragen können, wäre dann freilich Theben kein angenehmer Aufenthalt, wenn dieſe koloſſalen Rauchtabakswolken darüber hinzögen. Indeß ſind die griechiſchen Damen nicht ſo zimperlich, wie die unſrigen, weil ſie ſchon mehr in Rauch aufgehen ſahen. Ungefähr fünfzig Arbeiter ſind bei den Meerſchaumgruben beſchäftigt, und eben ſo viele in den Niederlagmagazinen, welche ſich in der Stadt befinden, wo der Meerſchaum gereinigt, geglättet und geformt wird, ſo daß jedes einzelne Stück immer den Umriß eines Tabakskopfs bekömmt. Sie werden in länglich gefertigte Kiſtchen, immer zu Hunderten verpackt, und meiſtens nach Wien verſendet, von wo aus ſie in modernen Formen, aus den Händen der dortigen Pfeifenſchneider, wieder als Wienerköpfe, in die ganze Welt verſchickt

Digitized by Google

werden. — Weniger berühmt waren in der Vorzeit die wirklichen Köpfe der Thebaner, welchen die Athener Dummheit und Stumpfſinn vorwarfen, da der Verſtand in Böotien nicht ſonderlich fortkommen wollte, obwohl das böotiſche Volk darum nicht weniger warmes Intereſſe für ſeine Freiheit, für ſeine Unabhängigkeit zeigte, und dieſelbe eben ſo gut, vielleicht beſſer, zu vertheidigen wußte, als das geiſtreichſte Volk Griechenlands ſelbſt. Leider lag der Geiſt dieſer Bevölkerung, voll Kraft und Muth, die ihren heimiſchen Boden fleißig anbaute, den Ueberfluß ihrer Ernten an Attika verkaufte, in den Feſſeln des Prieſtertrugs, der allenthalben im Lande ſeine Orakel aufgerichtet hatte, und ſich von der Leichtgläubigkeit Ehren und Reichthümer ſpenden ließ. Wer kann in ſolchen Feſſeln vorwärts ſchreiten?

— Von Antiken findet man außer dem Platze der Kadmea und den Steinen, welche derſelben angehört haben ſollen — die jedoch von den Venezianern zu einem Thurme verwendet wurden, welcher nur durch eine Zugbrücke zugänglich war, und eine militäriſche Verbindungslinie zwiſchen Euböa und Livadien herſtellte — beinahe gar nichts mehr. Ich brachte einen enthuſiaſtiſchen Archäologen faſt zum Weinen, als ich ihm ſpäter erzählte, es gehörten nur ein Paar geſunde Strauß-Vögel dazu, um den ganzen Steinreſt des alten Thebens zu verſchlucken. — Rings um die Stadt erblickt man viele, äußerſt bedeutende Quellen, wovon eine für die alte Dirke gehalten wird. An allen ſind rüſtige Waſchweiber beſchäftigt, die, wie alle Waſchweiber der ganzen Welt, die Untugend gemein haben, die Wäſche rein und die Menſchen ſchwarz zu waſchen. An jede Quelle tretend, wurde ich auch an jeder durch die Hechel dieſer thebaniſchen Zungenheldinnen gezogen, und namentlich ging es mit ungezähmter Leidenſchaft über die Bavaresi los. Ich wünſchte mir nur einige deutſche Waſchweiber her, damit ſie, für die guten Baiern in die Schranken tretend, den Griechen zurufen könnten:

„Das Weltmeer, könnt' es Bad hier ſeyn,
Es wüſche nicht die Flecken rein!“

Theben an und für ſich, iſt ſeiner hohen Lage wegen, mitten in einer geſegneten Ebene, eine der freundlichſten Städte Griechenlands. Die Gärten rings um den Fuß des Stadthügels, die üppige Vegetation und die vielen, luſtig und friſch ſprudelnden Quellen mildern die

8 *

Hitze des Sommers, und machen das Klima zu dem zuträglichſten. Man verſicherte mir, daß ſich ſchon der Fall ereignete, daß während vier Jahre in Theben Niemand ſtarb. Nicht, weil es in Theben keinen Arzt gibt, ſondern wegen der äußerſt reinen, wohlthätig wirkenden, geſunden Luft. Ueberhaupt ſchien es mir, als hätten die rüſtigen Thebauer keine beſonders günſtige Meinung von den Aerzten im Allgemeinen; denn ein Spruch, den ſie bei Gelegenheit, wenn von Aerzten die Rede iſt, ſtets im Munde führen, lautet ungefähr ſo:

Zwiſchen einem ſchlechten Arzt und einem guten
Iſt der Unterſchied ein kleiner;
Zwiſchen keinem Arzt aber und einem guten
Iſt der Unterſchied gar keiner.

Das Vertrauen zu den Aerzten hat in ganz Griechenland noch nicht recht Wurzel gefaßt, und ſelbſt in der Hauptſtadt Athen lieſt man unter den Anzeigen der Verſtorbenen immer über zwei Drittheile ohne ärztliche Behandlung. Die Liebe zum Gelde bei den Griechen geht ſo weit, daß ſie ſelbſt ſo ökonomiſch wie möglich zu ſterben ſuchen. Alte Weiber ſind in Griechenland noch jetzt wie ſonſt die Hauptconcurrenten der Aeskulaps-Söhne; ſie bereiten verſchiedene Kräuter und Pflanzen, kennen Tauſende von Hausmitteln, empfehlen Talisman und Reliquien, und werden ſo nicht ſelten die Retter der Leidenden, während bei uns nur junge Frauen die Kraft beſitzen, manchen Leidenden zu heilen. Wenn ich ſolcher Kuren gedenke, begreife ich ſtets, daß es auch ein Tagebuch des Herzens gibt, und blättere immer nach. — Als ich durch einen der Gärten der Vorſtadt nach meiner Herberge zurückkehren wollte, rauſchte es unter meinen Füßen, und ich ſah, haſtig hinwegtretend, wie ſich eine, wohl zwei Ellen lange Blindſchleiche behende an einem reifen Rebenſtock hinaufwand, und dann ſchnell, den Kopf abwärts wendend, mit ihren kleinen, klugen Aeuglein nach mir ſah, mich gleichſam zum Genuſſe der üppigen Trauben einladend. Ich gedachte jedoch des verlorenen Paradieſes, zeigte mich — obwohl ich Trauben weit mehr liebe, als Aepfel — ſtärker, wie unſere leichtſinnige Mutter Eva, und ließ die ſüße Frucht unberührt. Und doch erinnere ich mich einer Boa, deren Verführung ich nicht ſo leicht widerſtand, ſie ſchlang ſich weder um Stamm noch Rebe, aber

„Um Dich, die ich im Stillen einſt beſungen,
Sah ich die Boa wärmend hergeſchlungen;

Nie hat die Schlange ſo zum Reiz verführt,
Wie damals, als ſie Deinen Leib geziert.

Der Leſer verzeihe mir; die Leſerin verzeiht mir ohnedieß, wenn ich deutſche, perſönliche Herzens-Angelegenheiten auf fremden, klaſſiſchen Boden verpflanze

Frei will ich ſeyn, im Denken und im Dichten!
Im Handeln ſchränkt die Welt genug uns ein.

Dritter Tag.

Die Lebenden vergönnen Denjenigen, deren mühevolles Geſchick es iſt, in beſtändigem Verkehr mit ihnen zu ſeyn, nur wenig Zeit zur Betrachtung der Denkmale der Todten. Deſſen ungeachtet ſuche ich immer, wohin ich auch komme, ſo viele Muße zu gewinnen, zu einem meiner erſten Gänge jenen zu machen, der einſt mein letzter ſeyn wird — zum Leichenacker. In Theben iſt jener um ſo mehr intereſſant, weil eben auf demſelben, in einer dachloſen, verwitterten, halb zerfallenen Kapelle das Grab des Evangeliſten Lucas ſich befindet, zu welchem alljährlich am heiligen Lucas-Tage Tauſende von Menſchen aus der ganzen Umgegend wallfahren, und den ſteinernen Deckel des Sarkophages ſo lange beſchaben, bis ſich einiges davon ablöst, welches die hoffenden Gläubigen, gleichſam als heilendes Pulver für alle Uebel, gierig verſchlucken. Der fromme, heilige Lucas muß nicht nur allein geiſtig, ſondern auch körperlich groß geweſen ſeyn, denn der Sarkophag iſt mächtig lang und breit, und im Verhältniß zu unſerer ſchwächlichen Generation rieſenhaft.

So anſehnlich viele Vertiefungen deſſen oberer Theil auch ſchon durch die alljährlichen Ausſchabungen hat, ſo würden doch tauſend und mehr Jahre nicht hinreichen, auf dieſe Weiſe den koloſſalen Grabdeckel ganz auf zu brauchen. Ohne zu wiſſen, wie das Grab dieſes Heiligen nach Theben kömmt, iſt die Wahrſcheinlichkeit vorhanden, daß ſich Lucas lange in dieſer Gegend aufgehalten habe, da man in der Nähe

eines Kloſters auf dem Kyttäron eine Höhle als ſeine Wohnung bezeichnet, und auch mehre Klöſter, deſſen Andenken geweiht ſind. Eigene Ideen durchkreuzten ſich in mir an dem Grabe dieſes ſchon über achtzehn hundert Jahre verſtorbenen, heiligen Todten, der die Verbreitung ſeines Lichtes nur dämmern ſah, und während der langen Zeit, deſſen vollen Glanzes ſelbſt, im Dunkeln ruhen mußte. — Als ich hinaustrat aus der Kapelle, zu jenen, im Freien liegenden Gräbern, fand ich das einer deutſchen Mutter und ihres deutſchen Kindes, welches letztere, wie ich aus dem Datum erſah, nur einige Wochen ſpäter ſeiner Erzeugerin nachfolgte. So ſonderbar es lauten mag, ſo gedachte ich doch eben hier in Liebe und Freundſchaft Gutzkows, welchen ich in München einmal zufällig für einen ähnlichen Fall um eine kurze Grabſchrift bat, und ſchrieb ſie, wie ich ſie aus den Händen jenes geiſtreichen, werthen Freundes damals empfing, in Theben auf das hölzerne Kreuz des in Frieden ruhenden Paares.

Weil es ſich ſanfter ſchläſt, im Arme der Liebe gebettet,
Ging dem ſterbenden Kind ſterbend die Mutter voran.

Welcher Unpartheiiſche des jungen Deutſchlands wird künftig durch Böotien reiſen, und nicht auch zu den Merkwürdigkeiten Thebens eine Grabſchrift Gutzkows auf dem dortigen Leichenacker zählen? Ich ſchnitt den Namen des Verfaſſers tief in das Holz, doch nicht ſo tief, als er mir in's Herz gegraben iſt. —

Zur Stadt zurückkehrend, ſah ich eben vor meiner Lokande einen Reiſenden vom Pferde ſteigen, und eilte neugierig hinzu, ihn zu ſehen. Als wir uns gegenſeitig ſogleich als Deutſche erkannten, fragte er, ob in Theben noch Spuren von den Färbereien und Seidenmanufacturen zu finden ſeyen, welche hier im Mittelalter von den Juden ſo bedeutend unterhalten wurden. Als ich verſicherte, daß keine Spur mehr davon vorhanden, ſtieg er wieder auf ſein Pferd, und ritt weiter. Der Mann war ein ehemaliger Commis in einer Leipziger Seidenhandlung, und ein derzeitiger in einer griechiſchen Waarenhandlung. So thut ſich der Beruf der Menſchen meiſtens in ihren Fragen und Intereſſen kund. — Ich ſuchte von einem zur arbeitenden Klaſſe gehörenden Landsmanne zu erfahren, ob ſich wohl in Theben auch ein Deutſcher von Belang aufhalte, und er ſagte mir zu meinem Erſtaunen, daß ſich ſchon längerer Zeit ein deutſcher Graf hier befinde. Sogleich erkundigte ich mich nach deſſen Wohnung; eilte, das Recht der Reiſenden benützend hin, wollte mich melden laſſen, aber es war kein Diener auf

weit und breit zu ſehen. Ich nahm mir deßhalb vor, mich ſelbſt vorzuſtellen, und klopfte höflich an die Thüre. Eine ehrliche Baßſtimme rief „Herein!“ ich öffnete, und traf Se. Excellenz gerade beim Landkarten machen; es war nämlich nur ein Topo-graph, und ſo gab dieſes Mißverſtändniß gleich Veranlaſſung zu einer luſtigen Converſation. Der junge Mann war von Bingen, und ſchätzte ſeine Rheingegend weit über alle Naturherrlichkeiten Griechenlands. Er nahm eben die Karte von Böotien auf, und gedachte bei jedem berühmten Ort, deren dieſe Landſchaft in Menge hat, doch mit beſonderer Vorliebe an ſeine gute Vaterſtadt Bingen. Er nahm alle Flüſſe, Quellen und Seen auf, welche dieſen Landſtrich bewäſſern, und gedachte dabei doch nur mit poetiſcher Sehnſucht des alten Vaters Rhein, der das Glück hat, an ſeinem lieben Bingen vorüber zu fließen; und die Reben, die hier eben ſo gut wachſen, wie am Rhein, ſchmähte er partheiiſch, bis ſich deren Wein an ihm gerächt hatte, und den kritiſirenden Topographen eines Beſſern überzeugte. Der rüſtige, wohlgebildete Mann gefiel mir, ſeine Unterhaltung war frei und ungeſchmückt, ſeine Arbeiten mit entſchiedenem Talente rein und höchſt correct ausgeführt. — Der junge Binger denkt demnächſt auch, eine neue Geographie von Griechenland herauszugeben; möge ſeine ſchreibende Feder ſeiner zeichnenden gleichſtehen, und er dürfte dann auch zufrieden auf ſeine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten zurückſehen. — Frühzeitig nach Hauſe kehrend, um mich zur Fortſetzung meiner Reiſe vorzubereiten, verfolgten mich auf der Straße mehre Jungen, die mir kleine, aufgefundene Kupfer-Münzen zum Kaufe anboten. Da ich nie beſondern Hang zur Numismatik in mir verſpürte, und ich mich ſtets für junge Köpfe mehr, wie für alte, intereſſirte, ſo behandelte ich die mir vorgezeigten Münzen mit großer Gleichgültigkeit, machte jedoch ſolch' eine kunſtkenneriſche Miene dazu, als hätte ich ſchon tauſend beſſere Stücke in meinem Cabinet. Nur hingeworfen fragte ich nach dem Preiſe. — „Sechs Kolonaten, mein Gebieter, das iſt vier und zwanzig Drachmen, mein Herr, halb geſchenkt, wahrhaft halb geſchenkt“ — ſagte einer dieſer verſchmitzten Jungen. Ich bot ganz ernſthaft zwei Drachmen dafür. Da ſchlug ſich der Junge wenigſtens ein halb Dutzend Kreuze über Stirne, Geſicht und Bruſt, meines unerhört ſchlechten Gebotes wegen, aber er gab ſie mir dennoch. Deſſen ungeachtet war ich um meine zwei Drachmen geprellt, denn alle Kenner, denen ich dieſe Münzen ſpäter zeigte, verſicherten mich, daß ſie keinen Heller werth ſeyen. Von dieſer Zeit an, iſt ſelbſt der letzte Funke für Numismatik in mir erſtorben, und ich glaube, man dürfte mir in Zukunft eine Münze bringen, worauf die

Digitized by Google

Köpfe aller verſtorbenen Monarchen, Gelehrten und ſonſtigen, großen Geiſter geprägt wären, ich gäbe keine zwei Drachmen mehr dafür. —

Eine Stunde ſpäter hatte ich Theben im Rücken, erlebte jedoch dort, ehe ich es verließ, noch ein Ereigniß — es regnete. Erlauben Sie mir, nachdem fünf volle Monate kein Tröpfchen vom Himmel fiel, dieſe für die ganze organiſche Schöpfung ſo wohlthätige Einrichtung der Wolken-Thränen ein Ereigniß zu nennen. Die viele Monate lange, ununterbrochene Heiterkeit der Atmoſphäre wirkt zuletzt drückend und läſtig auf Gefühl und Auge, und man ſehnt ſich in Griechenland gar oft nach einem grauen, von Dünſten geſchwängerten Himmel, wie man ſich bei uns ſo häufig nach einem blauen, jungfräulich reinen zu ſehnen, Urſache hat. Kaum ſah ich ihn herabfallen, dieſen im wahren Sinn des Wortes, goldenen Regen, ſo warf ich mich auf's Pferd, denn ich wollte den Genuß haben, wieder einmal naß, durch und durch naß zu werden. Ich athmete auf, als hätte ich die gemilderte Luft der ganzen Ebene allein zu verzehren; Alles wurde luſtig um mich herum, mein Pferd wieherte, mein Agojade jauchzte, die ſchwärmenden Vögel ſangen, Fröſche quackten, Grillen zirpten und gar viele andere Stimmen verkündeten auf ihre Weiſe das Hallelujah ihres Herzens. Und als endlich gar das herrliche Phänomen in Geſtalt eines farbigen Bogens in den Regenwolken zu ſehen war, da vervielfältigte ſich der lobpreiſende, dankbare Chor der Creaturen in's Unendliche und des Jubels war kein Ende. Mein entzückter Agojade ſagte mir, daß da, wo die Schenkel des Regenbogens zur Erde reichen, goldene Schüſſeln ſtehen. Er wiſſe es gewiß, von ſeiner Amme. — Ich machte ihm begreiflich, daß der, welcher dieſe Koſtbarkeiten aufzuſuchen im Sinne hätte, lange wandern müſſe, da mit der Veränderung des Standpunktes vom Zuſchauer auch der Regenbogen ſeine Stelle ändert, und den gleichſam flieht, der ihn aufſucht. — Aber der glückliche Phantaſt glaubte mir nicht, ſondern vermuthete nur, daß der Regenbogen in meinem Vaterlande — der baieriſche Regenbogen, wie er ſich ausdrückte, — mit ſeinen Schenkeln nur in irdenen Schüſſeln ſtehe, die aufzuſuchen, freilich nicht der Mühe werth wäre. —

So haben ſtets unter allen Völkerſchaften die Griechen den Traum des Lebens am ſchönſten geträumt. Iſt doch nur der Aberglaube die eigentliche Poeſie des Lebens.

Digitized by Google

Eine alte Geſchichte.

Ich will Euch eine alte Geſchichte erzählen. Sie ſpielt unmittelbar nach den Zeiten der Ligue, als viele Kriegsleute ihre Harniſche abſchnallten, und als viele Damen, mehr als billig, Langeweile fühlten, da ſie weder die Donnerworte eifriger Prädikanten mehr zu hören, keine Liebhaber mehr zu ermuthigen oder zu beweinen hatten, nicht mehr ihre Zelter beſteigen konnten, um dem Heere ihres Herrn und Königs, oder dem Heere des Herrn Herzogs von Lothringen zu folgen, ſondern darauf beſchränkt waren, ſchöne italieniſche Bücher, ſchöne ſpaniſche Schäfergedichte, oder ſchöne Liebesſonnette zu leſen, und ſo gut es eben gehen wollte, den prächtigen Heinrich IV. und ſeinen galanten Hof nachzuahmen, und ſich ſo viel irgend möglich war, zu verlieben, da müßige Zeiten recht, wie zum Verlieben, geſchaffen ſind.

Damals lag am Fuße der Pyrenäen, in einem kleinen ſchönen Thale, das Schloß Marcilly; ſeine von Pulverdampf geſchwärzten Thürme, und ſeine, vom häufigen Auf- und Niederlaſſen abgenutzte Zugbrücke, waren noch ſchöne Ueberreſte einer Zeit, die ſchon damals mit den erſten Anfängen einer neuen Epoche im Streite lag. In dem Schloſſe lebte ein alter proteſtantiſcher Kriegsmann, der ſeine Ländereien bewirthſchaftete; ſeine Tochter Louiſe, die Wittwe des Chevalier von Baucernay, der ſehr jung noch, in den Schlachten der Ligue gefallen war, ein junger Vetter dieſer Wittwe, der Marquis Honoré von Bléhaut, und ein Canonicus von Pau, ein Philoſoph in der Art des Montaignes, der Alle liebte, und der für Alle ein ſanftes Lächeln hatte, der die proteſtantiſche Heftigkeit des alten Schloßherrn zu mildern bemüht war, und mit dem Marquis, ob ſeines unaufhörlichen, verliebten Schmachtens, ſeiner überſchwänglichen Gefühle, und der ritterlich-abenteuerlichen Träume, die er im Kopfe hatte, in beſtändiger Fehde lag. „Wie,“ ſagte er ihm oft, „Ihr laßt Euch durch die verſchiedenen Geſpräche, mit denen Montemayor in ſeiner Diane, und Cervantes in ſeinem Perſiles und Sigismunda ihre Leſer unterhalten, alles Ernſtes verführen? Ihr hofft an einem ſterblichen Weibe die unvergleichliche Vollendung zu finden, die Gott keinem Sterblichen verliehen hat. Ich warne Euch aus gutem Herzen, hütet Euch, daß Ihr nicht ein Don Quixote der Liebe werdet, der gewiß unglücklicher, und was noch ſchlimmer iſt, vielleicht auch lächerlich erſcheint.“ Aber Honoré wollte nicht auf den Canonicus, ſeinen Freund hören, und bald ſteckte auch ſein Wahnſinn ſeine ſchöne Louiſe von Baucernay an. Louiſe beſaß in hohem Grade jene feine und zarte Denkweiſe, und jenen Stolz der Seele, aus der gewaltige Leidenſchaften Nahrung zu ziehen pflegen, die Bibliothek ihres Vaters verſchaffte ihr die beſten, metaphyſiſchen Werke, welche damals an's Licht kamen, um die Liebe als einen brennenden, fieberhaften Traum, zu verklären, um ſie zu idealiſiren, ſie als etwas Ueberirdiſches, Unermeßliches und Verhängnißvolles erſcheinen zu laſſen, um ihr Alles zu nehmen, was ſie Irdiſches und Verwerfliches haben kann, was ihre erhebenden Gefühle an gemeine und ſinnliche Neigungen ſtreifen läßt. Honoré und Louiſe waren alſo in gleichem Maaße den Gefahren einer überſchwänglichen Leidenſchaft hingegeben, die aus ihrer Phantaſie und jener Leidenſchaft entſprang, die ſich der Sinne und des Körpers bemächtigt, und Urſache aller Bedenklichkeiten, Zögerungen, Gewiſſensbiſſe und Mühen waren, die ihr Leben trübten. Sie glichen alſo gar zu ſehr St. Preux und ſeiner Julie? fragt Ihr mich; ich gebe es zu, aber es iſt nicht meine Schuld.

Ich erzähle die Fata, ſo einfach und ſchmucklos als ich nur kann; da die Helden meiner Erzählung hundert und fünfzig Jahre vor der Erſcheinung der neuen Heloiſe gelebt haben, ſo kann man ihnen wenigſtens nicht vorwerfen, ihre Liebe ſey nur eine pure Nachahmung Jean-Jaques Rouſſeau's geweſen. Tiefe Einſamkeit, eine ſchöne Natur ringsum, feurige Jugend, das Gefühl des Schönen und Großen, das hochmüthige Streben nach idealer Vollkommenheit, das Bedürfniß, im Leben die Poeſie zu verwirklichen, von welcher die Seele erfüllt iſt, wir verſtehen alles das in den Werken von Georges Sand, wie die Damen Frankreichs im vorigen es in den Romanen des Genſers verſtanden, wie die Frauen einer Zeit, die uns noch ferner liegt, es in Zaïde und in der Prinzeſſin von Kleve verſtanden. Petrarka verdankt Inſpirationen derſelben Art ſeinen Ruhm. Einer der größten Hebel chriſtlicher Civiliſation iſt auch in der That dieſe Idealliebe, die moderne Liebe, wie man ſie auch nennen dürfte. Werft alſo, ich bitte Euch, Louiſe und Honoré nicht ihre verliebte Metaphyſik und ihr leidenſchaftliches Treiben vor, es iſt hier ja doch die moraliſche Speiſe, von der Europa ſeit der Karthagerkönigin bis auf die Indiana von Georges Sand zehrt.

Doch ich kehre zu meiner Geſchichte zurück.

Der alte Schloßherr von Mareilly, beſchäftigt, ſein Land zu bauen, und in den Mußeſtunden Erinnerungen aus ſeinem vielbewegten Leben niederzuſchreiben, ſah durchaus nicht mit zufriedenen Blicken auf die zärtliche Neigung ſeiner Tochter, die ihm nur für romanhafte Uebertreibung galt, und als eifriger Proteſtant war ihm ein katholiſcher Schwiegerſohn, und der Marquis war Katholik, keineswegs genehm, und Honoré, dem es nicht entging, wie ſehr die religiöſen Scrupel des Vaters ſeiner Geliebten ſeine Liebe gefährdeten, nahm zu einer ziemlich nahe liegenden Liſt ſeine Zuflucht. Suſanna von Mercey, ein junges blondes Mädchen von noch nicht zwanzig Jahren, die das nahegelegene Schloß von Meillecourt bewohnte, pflegte den Schloßherrn von Marcilly und ſeine Tochter oft zu beſuchen. Honoré gab ſich den Anſchein, ſich viel um dieſe junge Dame zu bemühen, und ſetzte Louiſe von Vaucernay von dieſer ſeiner verliebten Liſt in Kenntniß, und ſie, die viel Vertrauen in ihren vielgeliebten Vetter ſetzte, glaubte anfangs auch ſeinen Verſicherungen, die Bewerbungen um die Erbin von Meillecourt geſchehen nur zum Schein. Aber ein gewiſſer Graf von Caſtelbernard, auf den Louiſens Schönheit gleichfalls viel Eindruck gemacht hatte, glaubte in dieſem Umſtande ein Mittel zu finden, ſeine eigenen Wünſche befriedigt zu ſehen, und die Wittwe, die er liebte, dem Manne ihrer

Digitized by Google

Wahl zu entfremden. Er wußte Louiſe zu dem Glauben zu bringen, Honoré betrüge ſie, die Huldigungen, die er Suſanna von Meillecourt beweiſe, ſeyen ernſt und aufrichtig; und die Liebe, die ſich unter der Maske der Verſtellung berge, bleibe nicht unbelohnt, und ſie, die ſich, da der Geliebte im Einverſtändniß mit ihr gehandelt hatte, nicht einmal beklagen konnte, glaubte ſich getäuſcht und verrathen. Bittere Schmerzen quälten ſie, gegen Honoré aber benahm ſie ſich mit ſo abſtoßender Kälte, daß dieſer um jeden Preis Gelegenheit ſuchte, eine Unterredung mit ihr zu erhalten, in der er ſeine Schuldloſigkeit darlegen konnte; indeſſen ſuchte er dieſe Gelegenheit vergeblich, Louiſens Stolz, ihre Empfindſamkeit, ihre Eitelkeit waren tödtlich verletzt. Einſt, da ſie ihn noch härter, als die Tage zuvor behandelt hatte, gerieth der arme Jüngling ganz außer ſich; er irrte lange Zeit in den benachbarten Waldungen umher, dann erkletterte er in ſeiner Verzweiflung den Gipfel eines hohen Berges, und ſtürzte ſich von da hinab, in einen jener wilden Gießbäche, die hoch oben, von den Pyrenäen herabſprudeln. Das ſchnelle Fortſtrömen des Waſſers rettete ihn, er wurde eine weite Strecke fortgeriſſen, ging aber nicht unter, ſondern wurde in weiter Entfernung von dem Felſen, von dem er ſich hinabgeſtürzt hatte, ſechs Lieues von Marcilly, halb todt an das Ufer geworfen, deſſen ſandige Fläche im Sonnenſtrahle glänzte.

Honoré Bléhaut war zwei und zwanzig Jahre alt, und von hoher Schönheit. Sein ſchönes Geſicht mit den ſchmachtend blauen Augen, das todtenbleich auf dem Sande des Ufers ruhte, ſeine edlen und anmuthigen Züge, die der Tod mit eiſigem Hauche berührt und verklärt zu haben ſchien, ſo daß alles Leichenhafte und Widrige von ihnen fern geblieben war, erregten in zwei jungen Mädchen, die dort ihren Morgenſpaziergang machten, Mitleid und Bewunderung. Tereſa degli Angeli, Tochter eines, dem Hofe Catharina von Medicis zugetheilten Italiäners, die ein benachbartes Gut bewohnte, während ihr Vater in Paris nicht müde ward, um Gunſtbezeugungen und Ehrenſtellen ſich zu bemühen, hatte friſche Luft ſchöpfen wollen; mit ihr war ihre Zofe Ninette Morion. Ninette Morion war ein hübſches, luſtiges Bauernmädchen mit braunem Haar und feurigen Augen, die junge Männer keineswegs bitterer haßte, als ihre Gebieterin Tereſa. Die beiden Mädchen näherten ſich dem beſinnungslos Daliegenden, überzeugten ſich, daß er noch lebe, erweckten ihn aus ſeiner Betäubung, riefen ein Paar rüſtige Bauern, die eben vorübergingen, um Hilfe an, und brachten ihn, von dieſen unterſtützt, in das Schloß Bregis, deſſen Herr Tereſas Vater war. Nach Verlauf von acht

Digitized by Google

Tagen fühlte ſich Honoré ganz wieder hergeſtellt; Herrin und Zoſe waren von heißer Liebe zu dem fremden, ſchönen Jüngling ergriffen, deſſen Gedanken nur bei Louiſe weilten, und der Beider Liebe nicht erwiderte: Müde endlich dieſes einſamen Lebens, da er der, die ihm das Leben gerettet hatte, doch nur ſeine Dankbarkeit, nicht ſeine Liebe beweiſen konnte, nahm er zu der freundlichen Sorge Ninette Morions ſeine Zuflucht, um der Gefangenſchaft zu entgehen, in der ihn die ſchöne Tochter Italiens hielt. An einem Feſttage verkleidete ihn Ninon als Bäuerin, er miſchte ſich im Tanz unter die andern Bauernmädchen, und floh auf und davon. Die böſe Ninette war ſehr zufrieden, daß ihre Herrin bei dem ſchönen Flüchtling nicht glücklicher geweſen war, als ſie ſelbſt, und hatte gern eine Flucht begünſtigt, die ihrer Eiferſucht einige Genugthuung gewährte.

Louiſe von Vaucernay, in der Meinung, ihr Geliebter habe ſich in Verzweiflung den Tod gegeben, wovon ſie ſich die Schuld beimaß, war aus Gram und tiefem Kummer in ſchwere Krankheit gefallen. Honoré von Biéhaut der Welt und des Lebens überdrüſſig, voll jenes bittern Menſchenhaſſes, den getäuſchte Leidenſchaft wohl entſtehen läßt, und tief verwundet von dem ſchnöden Mißtrauen derjenigen, die er noch immer liebte, hatte ſich ſchwärmeriſcher Andacht und den ſtrengſten Bußübungen ergeben. Eine Höhle war ſeine Wohnung, eine nahe Quelle löſchte ſeinen Durſt, unzugänglich und allen unbekannt, galt er in der Gegend für einen Einſiedler, der aus fernen Thälern gekommen war. Der gute Canonikus von Pau, Jakob Millot entdeckte zuletzt ſeine Verſteck. Louiſens Krankheit ward indeſſen immer gefährlicher, ihre Angehörigen fürchteten für ihr Leben, die Leiche Honoré's ward nicht wieder geſehen, nur ſeinen Hut hatte man aufgefunden, der auf dem Felſen lag, von dem er ſich herab geſtürzt hatte. Aus dieſen beiden Anzeichen ſchloß der Canonikus, der junge Tollkopf lebe noch. Er betrog ſich auch nicht; ſeinen Kundſchaftern gelang es, Honoré's Verweilen bei Tereſa, ſeine Flucht von dort und ſeinen jetzigen Aufenthalt in der ſtillen Klauſe zu erſpähen, die ſeine Verzweiflung aller Menſchen Blicken entziehen ſollte. Der gute Prieſter machte ſich auf den Weg, und ſuchte, wie der Bruder Lorenz bei Shakeſpeare, den verzweiflungsvollen Liebhaber in ſeiner Höhle auf.

„Nun," ſprach er zu ihm, „was habe ich Euch prophezeit? Alle dieſe ſchönen Hirngeſpenſte von überirdiſcher Liebe haben Euer Unglück und das Unglück Louiſens zu Wege gebracht. Gewiß, es wäre wohl beſſer geweſen, Ihr hättet Euch ganz offen erklärt, gewartet, bis der Wille des Herrn von Marcilly Eurer Liebe nachgegeben oder er in

Digitized by Google

der Gruft ſeiner Ahnen zur Ruhe gegangen wäre, und Euch auf der ſichern Landſtraße des Lebens gehalten, ſtatt daß ihr auf dem Meere höchſt ſchwärmeriſcher Phantasmata herumſtreiftet. Louiſe liebt Euch, ſie liebt Euch noch immer, und iſt gefährlich erkrankt. Der Arzt behauptet, es könne ihr ſchaden, und ihren Zuſtand verſchlimmern, wolltet Ihr Euch der Dame Eures Herzens ganz unerwartet zeigen. Ich will Euch einen guten Rath ertheilen.

Der gute Rath des Canonicus war etwas im Style des ſechszehnten Jahrhunderts und beſtand darin, der Freund ſolle ſein härenes Gewand ablegen, ſich in Frauenkleider hüllen und ſich in dieſer Tracht als Jakob Millots Nichte in das Schloß Marcilly einführen, ſonach zuerſt ſeine Geliebte ſehen, und ſich dann ſpäter mit ihr verſöhnen. Honoré fand dieſe Liſt trefflich, ſchon einmal hatte er, um den Liebesverlangen Tereſa's zu entfliehen, ſich in die Tracht einer Bäuerin geworfen, es mußte ihm alſo leicht werden, auch dieſe neue Rolle zu ſpielen. Man hoffte, die Aehnlichkeit der falſchen Nichte des Canonicus mit dem angebeteten und verlorenen Geliebten werde auf Louiſe einen wohlthätigen Eindruck machen und ihre Heilung ſo beſchleunigen, daß es nicht mehr lange anſtehen dürfe, bis ſie die volle Wahrheit erfahre. So wurde denn Honoré friſch und blühend in Rock und Kragen geſteckt und von dem ſchlauen Canonicus unter dem Namen eines Fräuleins Françoiſe Millot, das in dem Kloſter der Viſitandinerinnen in Tours erzogen worden ſey, im Schloſſe Marcilly eingeführt. Louiſe bewunderte die überraſchende Aehnlichkeit der jungen Françoiſe mit dem Marquis von Bléhaut, eine wahre Leidenſchaft für die junge Fremde, die ihr ein ſo getreues Bild des verlorenen Geliebten bietet, ergreift ſie, nach und nach kehren ihr Geſundheit und Lebensmuth wieder und Honoré, ſchon auf dem Punkte, ſich insgeheim der Geliebten ſeines Herzens zu erkennen zu geben, ſieht ſich noch einmal durch die mitleidsloſe Welle des Unglücks von dem Ziele fortſchleudert, das er ſchon zu erfaſſen gewähnt hatte.

Der Canonicus Jakob Millot trieb, wie die meiſten höheren Geiſtlichen ſeiner Zeit, nebenher etwas Politik und miſchte ſich in die Partheiſtreitigkeiten, die damals in Frankreich ausgefochten wurden; er hielt es übrigens nicht mit der Ligue, ſondern war ein eifriger Anhänger der Autorität des Königs. Als er erfuhr, der berühmte Herzog von Epernon fange den Krieg wieder an und verſchanze ſich in ſeinem Schloſſe Irvaude, um ſich etwas theurer verkaufen zu können, ſo beeilte er ſich, des Königs Räthe davon zu benachrichtigen, worauf eiligſt Truppen abgeſendet und die Plane des ehrgeizigen Herzogs in der Hauptſache ver-

ttelt wurden. Wenn er auch noch das Feld hielt und ſeine Reitres *) und Plünderer umherſtreifen ließ, ſo konnte er ſich doch weder des Schloſſes von Marcilly, das er gern in ſeine Gewalt bekommen hätte, noch der militäriſchen Stellungen von Wichtigkeit in der ganzen Gegend ringsum bemächtigen; ſein Haß gegen den Canonieus war alſo nicht gering. „Zum Teufel auch," ſagte er zu ſeinem Hauptmanne Franguet, „du könnteſt mir wohl dieſen ſchlechten Katholiken, den verdammten Canonicus, herbringen; kannſt Du ihn nicht fangen, ſo hole mir ſeine Nichte! ſie ſoll ein hübſches Frauenbild ſeyn, freilich ein bischen männliche Züge haben, aber einerlei, hole mir den verdammten Oheim oder ſeine Nichte, ich werde dann Rache nehmen können, und zufrieden ſeyn." Der Hauptmann Franguet beeilte ſich, dieſem Auftrage zu entſprechen, und ſtreifte mit einem ſtarken Trupp Soldaten in der nächſten Umgebung vom Schloß Marcilly umher, während ſein Herr, der Herzog, die kleine Stadt Dar belagerte. Ein junges Mädchen luſtwandelte friedlich, ein Buch in der Hand, an einem Gehölze hin, das nur etwa eine Schußweite vom Schloſſe lag, da wurde ſie von dem Hauptmann Franguet und ſeinen Leuten überfallen. „Seyd Ihr das Fräulein Françoiſe Millot," fragte er ſie; ſie antwortete: „ja," und kaum hatte ſie es ausgeſprochen, ſo umſchlang ſie ein kräftiger Arm, und hob ſie leicht, wie man eine Feder aufhebt, auf ein Pferd, und hart ging es mit ihr im geſtreckten Galopp gen Dar hin. Louiſe von Baucernay aber, und nicht Françoiſe Millot. war es, die ſie genommen hatten. Kaum hörte der Marquis von Bléhaut von dieſer Entführung, die eigentlich ihm gegolten hatte, ſo ſetzte er ſich zu Pferde, und ſprengte, ohne ſich nur Zeit zu nehmen, ſeine weibliche Tracht zu ändern, nach dem Lager des Herzogs von Epernon hin. Jetzt ward die Lage der Dinge höchlichſt verwickelt. Hätte der Herzog erfahren, die Tochter des proteſtantiſchen Schloßherrn von Marcilly befinde ſich in ſeinen Händen, ſo würde er ſich unſtreitig die Gelegenheit nicht haben entgehen laſſen, ſich an einem Manne zu rächen, den er ſowohl perſönlich haßte, als weil er einer Religion zugethan war, die er verabſcheute. Das Beſte, was Honoré, ſeiner Meinung nach, alſo thun konnte, war, Tracht und Verkleidung beizubehalten, ſich als Nichte Millots zu offenbaren, ſo die Freiheit Louiſens zu erwirken, und in den Händen des Herzogs zu bleiben, entſtehe auch daraus, was da wolle.

*) Reitres nannte man in den franzöſiſchen Heeren von damals, die in Deutſchland angeworbenen, reiſigen Reiter, die ſowohl im königlichen Heere, als unter den Truppen der Ligue dienten.

Das war freilich von Seiten Honoré's eben ſo großmüthig als klug berechnet gehandelt, aber als Louiſe von Baucernay bemerkte, daß die Nichte des Canonicus, die Freundin, welche ſie ſo ſehr liebte, ſich derſelben Gefahr ausſetzen wollte, in der ſie ſchon ſchwebte, da entſpann ſich zwiſchen ihnen beiden ein Streit der Großmuth, der das harte Gemüth des Herzogs keineswegs rührte, vielmehr ward es ihm langweilig, als jede von beiden beſtändig behauptete, ſie ſey Françoiſe Millot, und ihrer Gefährtin müſſe man Leben und Freiheit laſſen. „Wohlan denn," rief der wilde Feldherr, „da denn doch dieſe beiden Meerkatzen durchaus die Heldinnen ſpielen wollen, ſo laßt ihnen Gelegenheit dazu. Bindet ſie zuſammen, dieſes ſchlechte Neſt, dieſes Dar leiſtet uns hartnäckigen Widerſtand. Führt die beiden Gefangenen vor einen Trupp von zehn Mann, gebt jeder ein Bündel brennendes Reisholz, und wollen ſie nicht vorwärts, ſo kitzelt ſie fein, mit den Spitzen Eurer Lanzen. So von Euch geführt, ſollen ſie ſich nach dem weſtlich gelegenen Ausfallthore wenden, und es anzünden; will ſich der Feind das nicht gefallen laſſen, und ihnen Kugeln entgegenſchicken, ſo iſt das freilich ſchlimm für ſie."

Dieſer grauſame Befehl, der indeſſen zu jener Zeit der zügelloſeſten religiöſen Verfolgung, wo viele Feldherren, vor allen Montluc, der ſich nicht minder durch ſeine Verachtung aller göttlichen und menſchlichen Geſetze, als durch ſeine hohen, kriegeriſchen Talente einen Namen gemacht hat, alles, was Sitte und Menſchlichkeit gebot, mit Füßen traten, nicht viel Auffallendes hatte, wurde alsbald vollzogen. Tiefe Stille herrſchte im Lager der Angreifenden, wie bei den Belagerten, die ihr Geſchütz nicht mehr ſpielen zu laſſen wagten, aus Furcht, die beiden armen Frauen zu treffen, die, von Pikeniren getrieben, mit brennenden Bündeln dem Ausfallthore ſich nahten.

„Halt!" rief der Hauptmann, der die Pikenire commandirte.

Sie waren nahe am Ausfallthore. Auf Befehl des Hauptmannes, der ein junger, ſchöner Mann war, deſſen Züge Spuren ſchmerzlicher Begebniſſe trugen, löſte ein Soldat die Stricke, mit denen Honoré und Louiſe zuſammen gebunden waren. „Gnädige Frau," ſprach der Officier darauf, „ich habe Euch wohl erkannt, Ihr ſeyd Louiſe von Baucernay, ich bin der Graf von Caſtelbernard, der Euch liebt, und lieber tauſendfachen Todes ſterben möchte, als hinſichtlich Eurer, dem Befehle gehorchen, den der wilde Herzog mir gegeben hat. Euch aber, wandte er ſich leiſer noch an Honoré, Euch habe ich auch erkannt, Ihr ſeyd der Marquis von Bléhaut, da ſind ein Schwerdt und zwei gute Piſtolen, vertheidigt Euch, und zeigt, wer Ihr ſeyd, da ſich

während dieſer Worte des jungen Hauptmanns an ſeine Gefangenen, das Ausfallsthor ſich geöffnet, und gleich wieder geſchloſſen hatte, ſo war die junge Wittwe, und gleich nach ihr, der Marquis ſelbſt bebende hineingeſchlüpft. Die Belagerten machten gleich darauf einen kräftigen Ausfall, zugleich waren der alte Marcilly und der Canonikus Millot mit zahlreicher Mannſchaft herbeigeeilt, und griffen die Soldaten des Herzogs von Epernon in der Flanke an; der Herzog wurde vollſtändig auf's Haupt geſchlagen, und mußte um Frieden bitten. Das Gefecht war noch nicht ganz entſchieden, da ſtarb der Graf von Caſtelbernard, von einer Kugel auf den Tod verwundet, nachdem er der Wittwe von Baucernay das Geſtändniß abgelegt hatte, er habe zu einer ſchmählichen Lüge ſeine Zuflucht genommen, um ſie von dem zu trennen, den ſie liebte. Es iſt wohl kaum nöthig, Euch noch weiter zu erzählen, daß der biedere Canonikus Millot die Liebenden einſegnete, und das alles mit einer fröhlichen Hochzeit zu einem glücklichen Ende kam.

Was ſagt Ihr nun zu meiner Geſchichte, iſt ſie nicht gut erfunden, voll gut durchgeführter Charaktere, voll Leben und Handlung?

„O ja, aber, was für eine Geſchichte iſt es eigentlich?"

„Ihr habt Aſtrea geleſen?"

„Wie Aſtrea, von Honoré Durfé?"

„Ja; oder ich habe Euch vielmehr in groben Umriſſen dieſen Roman in nicht weniger als acht Bänden erzählt, der in früheren Jahrhunderten das Entzücken ſo Vieler geweſen iſt. Ich habe ihm nur alles genommen, was man vor Zeiten liebte, ich habe ihn der ſentimentalen Verzierungen, ſeines Schmuckes von ſchönen Reden und hochklingenden Phraſen, ſeines Ballaſts von langen Abhandlungen entkleidet, ich habe Euch Seladon und ſein Schmachten, den großen Druiden Adamas, die Nymphen, ſo in Feld und Wald wohnen, die Ausrufungen beglückter und verzweifelnder Liebe, von nicht weniger als ſechs Seiten im Umſang, erlaſſen, das alles würde Euch auch ſchwerlich anders als tödtlich langweilig erſchienen ſeyn; Ihr hättet gelacht, hättet Ihr galliſche Männer und Frauen etwa aus dem fünften Jahrhundert chriſtlicher Zeitrechnung nur ſchwärmeriſche Liebe träumen ſehen, und Ihr wäret vor Lachen und Spotten nicht dazu gekommen, das dahinter verborgene Talent anzuerkennen, jenes große Talent, das zwei wohl competente Richter Lafontaine und Jean Jacques Rouſſeau ſo ſehr bewunderten. Ich habe Begebenheiten und Menſchen aus Aſtrea in ihre wahre Zeit, in das ſechszehnte Jahrhundert verſetzt, dem ſie angehören. Louiſe von Baucernay iſt Aſtrea, der ſchöne Semires iſt der Graf von Caſtelbernard, der Marquis von Bléhaut heißt im Buche Seladon

Der ſelige Herzog von Epernon möge mir verzeihen, ich habe ihn in einen Aufruhr verwickelt, deſſen ſich der große Polemas, ein, von Durfé lediglich erfundener Krieger, allein ſchuldig gemacht hat. Mein Canonikus iſt im Buche der Druide Adamas. Uebrigens habe ich Euch kaum den hundertſten Theil des Romans, ſondern nur die leichteſten Umriſſe von der Aſtrea zunächſt berührenden Geſchichte erzählt, mehr als vierzig Epiſoden und nebenherlaufende Hiſtorien knüpfen ſich an die Entwicklung der Schickſale Louiſens und Honoré's, und ſie ſind oft nicht minder intereſſant als dieſe.

Ihr ſeht, hätte ich das ganze Buch unter meine Fittiche nehmen wollen, es wäre mir leicht geweſen, es in zwei Bänden, etwa unter dem Titel: „eine Epiſode aus dem Jahre 1605," oder auch: „der Marquis von Bléhaut," herauszugeben, und niemand in unſerer gelehrten Zeit hätte eine Ahnung davon gehabt, daß ich den alten Herrn Durfé beſtohlen. Ehrlichkeit iſt mitunter eine recht komiſche Gewohnheit.

Feuilleton.

I.

Literatur.

Geſchichte Kaiſer Sigmunds,

von

Dr. Joſeph Aſchbach,

Profeſſor in Frankfurt a. M.

Erſter und zweiter Band.

Hamburg, bei Friedrich Perthes.

1838 und 1839.

Der erſte Band umfaßt die frühere Geſchichte Sigmunds bis auf die Eröffnung des Conſtanzer Conciliums; der zweite dagegen die Zeit dieſes Concils bis zum Anfange der Huſſitenkriege; der dritte, noch unerſchienene, ſoll den Schluß der Regierung Sigmunds beſchreiben. Was den Beruf des Verfaſſers zum Specialhiſtoriker anbelangt, ſo hat er denſelben ſchon früher bewährt durch eine Geſchichte Spaniens und Portugals zur Zeit der Almoraviden und Almohaden, welche im Jahr 1833 zu Frankfurt a. M. bei J. D. Sauerländer erſchien.

Die Zeit Kaiſer Sigmunds iſt eine der wichtigſten, intereſſanteſten und gräuelvollſten für Deutſchland. Huſſiten und Zigeuner durchzogen ſeine Gauen unter ihm, jene verheerend, mordend, ſengend und brennend, dieſe als verdächtiges Geſindel, unſtät und unhold bürgerlicher Geſittung.

Deutſchland ſah unter Sigmund zuerſt die reelle Macht einer religiöſen Idee gleich einer furchtbaren Lawine über ſich hereinbrechen, und kein Wunder war es, daß die deutſchen Heere, unbekannt mit der ungeahnten Energie eines

Digitized by Google

fanatiſchen und über den Tod eines geliebten Prieſters zur Wuth und Rache entflammten Volkes, oftmals vor deſſen Kriegsſchaaren die Flucht ergriffen.

Dr. Aſchbach benützte zur Ausarbeitung ſeines verdienſtvollen Werkes die im hiſtoriſchen Fache ſo reiche Frankfurter Stadtbibliothek und das dortige Stadt-Archiv. Die daſelbſt befindlichen Wahltagacta, Reichstagsverhandlungen, Urkunden, Briefe und andere für die Geſchichte wichtigen Aktenſtücke, welche größtentheils durch den Druck noch nicht bekannt geworden, ſetzten ihn in den Stand, über Sigmunds Geſchichte manches Neue zu geben, und viele dunkle und unſichere Punkte derſelben zu erläutern oder aufzuhellen. Als wichtigſte Quelle über die Geſchichte Sigmunds benützte der Verf. des Mainzers Eberhard Windeck „Leben dieſes Kaiſers", und zwar von dieſem Werke drei Handſchriften, welche, nach den Reſultaten ſeiner vergleichenden Forſchungen, einander gegenſeitig ergänzen. Dem Schluſſe des ganzen Werkes ſoll eine ausführliche Kritik Eberhard Windecks und ſeiner Biographie Kaiſer Sigmunds angehängt werden.

Die Oekonomie des ganzen Werkes, ſo weit es bis jetzt im Buchhandel erſchienen iſt, gründet ſich auf folgende Dispoſition: Das erſte Buch umfaßt in Einem Bande, 458 Seiten, 20 Kapiteln und einem Anhange, die frühere Geſchichte des ungariſchen und römiſchen Königs Sigmund bis auf die Eröffnung des Conſtanzer Concils. Die drei erſten Kapitel ſchildern Sigmund als Markgrafen von Brandenburg und Kronprätendenten des Königreichs Polen, ſeine Kämpfe um die Königskrone Ungarns, ſeine Krönung in Stuhlweißenburg, ſeine Verhältniſſe zu ſeinem Bruder, dem römiſchen und böhmiſchen Könige Wenzel, bis zu ſeiner Ernennung zum deutſchen Reichsverweſer, ſeine Kämpfe gegen die horwathiſche Faction, gegen Bosnien, die Moldau, Wallachei und gegen die Türken, endlich ſeine Niederlage bei Nicopolis — Data, welche ſich in den Zeitraum von 1368 bis 1396 zuſammendränger. Hierauf werden in neun andern Kapiteln die Unruhen in Ungarn bis zur Befreiung Sigmunds aus der Gefangenſchaft, Wenzels Abſetzung, Sigmunds Reichsverweſeramt in Böhmen, ſeine ferneren Kriege und ſeine Friedensvermittlungen zwiſchen dem Deutſchorden und Polen berichtet, zugleich auch Blicke auf die inneren Einrichtungen in Ungarn und die Kirchen- und deutſchen Reichs-Angelegenheiten geworfen, wodurch der Zeitraum von 1396 — 1410 ausgefüllt iſt. In den letzten ſechs Kapiteln erfahren wir Sigmunds Wahl zum deutſchen König, ſeine neuen Friedens-Vermittlungen zwiſchen dem Deutſchorden und Polen, ſeinen Krieg gegen Venedig, ſeinen Aufenthalt in Tyrol, wo er in Gefahr kömmt, vergiftet zu werden, in Graubünden, Italien und den weſtlichen Schweizerkantonen, endlich ſeine Reiſe zur römiſchen Königskrönung nach Aachen und zum Coſtnitzer Concil — eine fünf Jahre umfaſſende Periode. Der Anhang beſteht aus achtzehn ſehr intereſſanten Documenten, worunter mehre Schreiben Sigmunds an Privatperſonen, die deutſchen Reichsſtände, die wetterauiſchen Städte ꝛc. ſich befinden. Die achtzehnte Beilage enthält, nach dem in der Vorrede ausgeſprochenen Plane des Verfaſſers, ſechs ungedruckte Kapitel aus dem Anfange der Biographie Kaiſer Sigmunds von Eberhard Windeck.

Das zweite, die Zeit des Conſtanzer Concils bis zum Anfange der Huſſitenkriege umfaſſende, Buch wird mit einem Vorberichte über die vorzüglichſten Quellen und Schriften zur Geſchichte des Conſtanzer Concils eröffnet. Hier werden die wichtigſten Diarien, z. B. von dem Conſtanzer Canonicus Ulrich Reichenthal, von Gebhard Dacher ꝛc., und die Akten der Kirchenverſammlung kritiſch beleuchtet. Zugleich wird die dritte Claſſe der nach des Verfaſſers Anſicht eingetheilten Quellen,

nämlich die Berichte und der Briefwechſel von geſandtſchaftlichen Perſonen, wie auch von Königen und Fürſten, über das Conſtanzer Concilium, kurz berührt, die in Deutſchland geſchriebenen Chroniken genannt, endlich der für jene Kirchen-Verſammlung wichtigſten gleichzeitigen franzöſiſchen Chroniken und Geſchichtſchreiber Erwähnung gethan. Nach Anführung der Biographen von Sigmund, gleichzeitigen Päbſten und andern merkwürdigen Perſonen jener Periode, folgt eine Literaturgeſchichte des Concils, wobei als letzte Bearbeitung einer Geſchichte deſſelben die von Caſpar Royko verfaßte: „Geſchichte der Kirchenverſammlung zu Coſtniz (Prag, 1796)“ genannt wird.

Man muß den Fleiß des Verfaſſers bewundern, der von den vielen, in dieſem Vorberichte genannten Quellen und Hilfsmitteln, außer mehren andern Schriften und Büchern, unmittelbaren Nutzen geſchöpft hat, und daraus den Schluß ziehen, daß ſich ſein Werk unter die beſten hiſtoriſchen Specialwerke reiht, zugleich aber den Wunſch mitfühlen, daß ihm bald die Gelegenheit zu Theil werden möge, aus den kaiſerlichen Reichs-Regiſtratur-Büchern im geh. Haus-, Hof- und Staats-Archiv zu Wien Nachträge zu ſeinem, vorliegenden Gegenſtand ſo tief erſchöpfenden, Werke zu erhalten. Wohl mag noch manches ſtädtiſche oder fürſtliche Archiv die koſtbarſten hiſtoriſchen Schätze in ſeinem Schooße bergen, Manches aber auch noch unter der Erde ruhen, was uns wieder zu ſchenken vielleicht bäuriſche Einfalt berufen iſt.

Des zweiten Buches Inhalt umfaßt auf 483 Seiten 24 Kapitel, nebſt einem Anhange. Die erſten ſieben Kapitel beſprechen die Eröffnung des Concils, die Geſchichte des Johannes Huß bis zu ſeiner Gefangenſetzung in Coſtniz, die Abdankung, Flucht und Abſetzung des Pabſtes Johann XXIII., nebſt der Demüthigung des Herzogs Friedrich von Oeſterreich, und die Verurtheilung des Huß, vom Jahre 1414 — 1415. Seite 130 wird in Betreff der Sage; als ſeyen von Huß mehre Prophezeihungen der Lutherſchen Reformation ausgegangen, Folgendes von dem Verfaſſer darüber geäußert: „In Huß war das Vorgefühl, daß bald nach ihm neue Reformatoren kommen würden, die weiter gingen, als er; daher ſagte er, mit Anſpielung auf ſeinen Namen Huß, der im Böhmiſchen „Gans“ bedeutet: „Die Gans iſt ein zahmes Thier, das als Hausthier ſich nicht weit entfernt und hoch fliegt, aber es werden andere Vögel kommen, welche mit hohem Fluge alle Schlingen der Feinde durchbrechen (Epist. Huss. Vt. p. 129).““ In den nächſten fünf Kapiteln werden die weiteren Verhandlungen des Concils, Sigmunds Reiſe nach Paris und London, um den Frieden zwiſchen England und Frankreich zu vermitteln, Hieronymus von Prag und die Huſſiten bis zur Abſetzung Benedicts XIII. geſchildert, vom Jahre 1415 1417. Die folgenden fünf Kapitel bilden eine Fortſetzung der Kirchen-Verſammlungs-Negocien bis zur Erhebung Martins auf den päbſtlichen Stuhl. Die letzten ſieben Kapitel umfaſſen die unter Martins Auſpicien vorgenommenen und von Conſtanz ausgehenden Kirchenreformen, Sigmunds Vergleich mit Herzog Friedrich, den Schluß des Concils, Rückblicke auf deutſche Zuſtände und Sigmunds Kriege gegen Türken und Venetianer, vom Jahre 1418 — 1419. Der Anhang enthält dreißig ſchätzenswerthe Originaldocumente, ferner eine Sammlung bisher ungedruckter Kapitel aus der ſchon genannten Biographie Sigmunds durch Eberhard Windeck, eine kurze Liſte über die Anzahl der Fremden und den Preis der Lebensmittel während des Concils, wobei ſich intereſſante Vergleichungen mit der Jetztzeit anſtellen ließen, endlich die Regeſten und das Itinerar Sigmunds vom 1. Juli 1414 bis zum Schluſſe des Jahres 1419, wodurch die Ueberſicht über dieſen Lebensabſchnitt des Kaiſers ſehr

Digitized by Google

erleichtert wird, der während deſſen ſeinen Aufenthalt um der mannigfachſten und verſchiedenſten Gründe willen ſehr oft wechſelte.

Aus den unter den Text geſetzten Noten iſt erſichtlich, daß der Verfaſſer ſein Werk auf gründliches Quellenſtudium baſirte, und ſich ſomit der möglichſten Vollſtändigkeit, Vielſeitigkeit und Genauigkeit in der wiſſenſchaftlichen Begründung des erzählten Stoffes befliß. Jedem Freunde der Geſchichte iſt es daher ſowohl zur formellen Ausbildung im Fache der Hiſtorie, als auch nach ſeinem reichen Inhalte, welcher einer höchſt wichtigen Epoche hinſichtlich der Entwickelung des Kirchen- und Staatslebens angehört, zur Lectüre mit Recht zu empfehlen.

-

Gedichte

von

Wilhelm Zimmermann.

Zweite, ſehr bereicherte und verbeſſerte Auflage.

Stuttgart, J. Scheible's Buchhandlung. 1839.

In dieſem, 422 Octavſeiten ſtarken, Buche wird dem Leſer ein ſinniger Kranz von Dichterblüthen gewunden. Der Verfaſſer hat in ſeinem Liederſchatze ein innig fühlendes Dichtergemüth ausgeprägt, und ſeinen Poeſien den Geiſt der Anmuth, Zartheit und Schönheit eingehaucht. Nur will es uns ſcheinen, als ob er hinſichtlich der Reimfreiheit manchmal zu weit ginge. So finden wir z. B. in dem Liede: „Deutſchlands Dichter bei der Enthüllung der Schiller-Statue," die weiblichen Reime „Antike, Wiege" gepaart, welche ſehr hart klingen; ferner in demſelben Gedichte die männlichen Reime „Plafond, Sohn," zuſammengeſtellt, wo wir entweder das erſtere Wort halb franzöſiſch, halb deutſch, oder das letztere im ſchwäbiſchen Provinzialismus auszuſprechen genöthigt ſind. Wir meinen, daß es der Freiheit genug ſey, Umlaute und einfache Selbſtlaute als gültige Reime zu dulden, die in vorliegendem Buche dem Auge begegnen, ungeachtet ſelbſt dieß vor dem Richterſtuhle ſtrenger Kritik verworfen werden muß. Eben ſo hart klingt es, wenn man lieſt, Seite 284:

„Durch den Wald kommt Luna leiſe,
Bückt ſich durch den Blätter k r a n z,
Küſſet ſtill die träumend weiße
Stirn des todten Reiters m a n n s."

Der allegoriſche Sinn der Zueignung widerklingt an jedem jugendlich fühlenden Herzen, das, gleich dem des Dichters, aus der Nacht der Proſa zu dem Lichte der Poeſie hindurchdrang. Die Endſtrophen dieſer Dedication:

Wuchs meiner nicht im beſten Jahre,
Schenk' ich doch aus dem Herzen ein.

überzeugen uns von der anſpruchsloſen Beſcheidenheit des Sängers, welcher ſo am beſten den Kerngehalt ſeiner Leiſtungen beurkundet, und die Wahrheit ſeiner Gefühle an den Tag legt.

Zu den ſchönſten Gedichten der Sammlung ſind folgende zu zählen: „Sprache der Liebe," „der Gondolier". Auch hiſtoriſche Stoffe ſind benützt, z. B. „König Roger," „der Ritter von Ronceval," „Oberſt Guſtavſon," „Kaiſer Friedrich und Napoleon" ꝛc. Vaterländiſche Lieder ſind: „Herzog Ulrichs Hochzeit," „Graf Eberhard der Erlauchte, im Bart." Das hiſtoriſche Material iſt meiſt zu Romanzen oder Balladen ver-

arbeitet. Der „Lorbeer der Schiller-Statue“ ruft uns den feſtlichen 8. Mai ins Gedächtniß zurück. Das Lied „Hölderlin“ iſt wohl eines der gelungenſten und gefühlreichſten zu nennen; es mahnte uns an Schubarts Kraftgenius, der in dieſer Poeſie ſtark ausgeprägt zu ſeyn ſcheint, namentlich im Eingange:

Es gehet im Thurm um geiſterweis,
Das iſt der Sänger, der hohe Greis,
Er gehet im Wahnſinn auf und ab,
Er wohnet im Thurm, wie ein Todter im
Grab;

Wie ein Todter, im Sarg ſchon Tag und Jahr,
Mit Geiſterfingern pocht an die Bahr,
Und wendet ſich hin und wendet ſich her,
Ob's noch nicht Zeit zum Aufſteh'n wär?

Die typographiſche Ausſtattung wird den Leſer ſehr befriedigen; der Druck iſt gelungen zu nennen, und das Papier feinſtes Maſchinenpapier.

E. K—r.

Miscellen.

Von Sporſchills großer Chronik oder „Geſchichte des Weltkampfes in den Jahren 1813, 1814 und 1815,“ iſt die vierzehnte Lieferung erſchienen. Es freut uns, mit jeder neuen Lieferung der tüchtigen Arbeit, dem fleißigen Quellenſtudium des Verfaſſers, der Gewandtheit und dem ſichern, hiſtoriſchen Takte, mit dem er die Reſultate ſeiner Studien darzulegen verſteht, neues Lob ſpenden zu können. Man ſcheint aber auch ſelbſt in höheren Kreiſen den ganzen Werth der Sporſchill'ſchen Arbeit zu würdigen, und er iſt in den Stand geſetzt worden, handſchriftliche Mittheilungen benutzen zu dürfen, die ihm von gewiß hochgeſtellten Männern kamen.

Der erſte der beigegebenen Stahlſtiche: „Lager der Koſaken in den Elyſeiſchen Feldern in Paris, April 1814,“ iſt ſehr gelungen, Tracht und Phyſiognomien der von den Pariſern ſo ſehr angeſtaunten Bewohner des Don prägnant wiedergegeben. Der zweite Stahlſtich dagegen iſt wieder eben ſo hart und ſteif, als wir das ſchon hie und da bei den andern, dem Werke beigegebenen artiſtiſchen Beilagen zu rügen Veranlaſſung fanden.

— Das eleganteſte **Keepsake** iſt unſtreitig „**le livre d'or,**“ das ſo eben in Paris erſchienen iſt; es kommt in Lieferungen heraus, und enthält Novellen und Poeſien von vorzüglichen Schriftſtellern, herrlich geätzte Blätter, und die Ausſtattung iſt, wie ſich von ſelbſt verſteht, ſo prächtig, als man ſie nur denken kann.

— Die Gräfin Bleſſington, die unter den neueſten Schriftſtellerinnen Englands oft genannt wird, hat Aphorismen und Sprüche unter dem Titel: „**Desultory thoughts and reflections,**“ herausgegeben, die manches Treffende enthalten; ſo die folgenden Sätze:

Man nimmt oft die Schwächen des Genie's für ſeine Vorrechte.

Des Glaubens Schrecken iſt der Aberglaube, ſeine Hoffnung die wahre Frömmigkeit.

Den Styl eines Schriftſtellers mehr loben, als ſeine Gedanken, heißt den Anzug einer Frau auf Koſten ihrer Schönheit erheben. Wie die äußere Tracht, ſo darf der Styl nur ein Zubehör ſeyn, und nicht die Aufmerkſamkeit von dem ablenken, was es nur ſchmücken ſoll.

Die Geſellſchaft lehrt uns Andere, die Einſamkeit uns ſelbſt kennen.

Man läßt ſich mehr durch Verleitung der Zunge, als durch wahres, herzinniges Gefühl, zu Vertraulichkeiten hinreißen. Es werden mehr Geheimniſſe aus Unachtſamkeit, als aus durchdachter Treuloſigkeit verrathen.

— Unter den neuen engliſchen Romanen, die im Lauf des verfloſſenen Som-

mers erſchienen ſind, werden empfohlen: „Fair Rosamond or the Days of King Henry II.," von Miller, der ſchon in früheren Arbeiten ein ſchönes Talent bewährte, und unter den Nachahmern Walter Scotts wohl ſeinem Vorbilde am nächſten ſteht, und „The manner of Glenmore or the Irish Peasant; by a Member of the Irish Bar," ein herrlicher, ächt romantiſcher Stoff, den der Verfaſſer nur nicht kraftvoll und würdig genug zu behandeln gewußt hat.

II.

Bildende Kunſt.

Berliner Kunſtausſtellung.

I.

Am Sonntag, 15. September, hat die einunddreißigſte Berliner Kunſt-Ausſtellung begonnen. Der Katalog zählt 1320 Nummern, iſt alſo um ein Bedeutendes ſchwächer, als der vorjährige, der 1506 Gegenſtände der bildenden Künſte enthielt. Leſſing, der noch mit ſeinem großen Bilde: „Huß in Conſtanz," beſchäftigt iſt, das man ſich für die nächſte Ausſtellung verſpricht, Sohn, Julius Hübner, Schadow, Bendemann, Kaulbach und die Erſten der Münchener Maler haben nichts eingeſendet. Auch Hildebrands großartig angelegtes Bild: „der Cardinal Wolſey," iſt nicht weit genug gediehen, um die Ausſtellung ſchmücken zu können; nur zwei vortrefflich behandelte Porträts ſind von ihm ausgeſtellt. Porträts wiegen überhaupt auf der Ausſtellung mehr als billig vor, und predigen den alten, troſtloſen Refrain von der Kunſt, die „nach Brod" geht. Landſchaften ſind gleichfalls in großer Anzahl vorhanden; gelungene Bilder der Art haben die Düſſeldorfer, W. Schirmer, Poſe, Happel, Hilpers, Schenren, Achenbach, geliefert, mit denen franzöſiſche und italieniſche Künſtler, Alexandre Calame, Giroux, Wattelet, Roqueplan, Agricola, Aleſſandro Caſtelli, in die Schranken getreten ſind. — Franz Krüger, der in Darſtellungen militäriſcher Feſte vielen Ruf hat, hat eine Parade ausgeſtellt, auf der mehr als ſechshundert Porträts angebracht ſind; vor dieſem Bilde drängt ſich beſtändig eine große Maſſe von Zuſchauern, die begierig iſt, Freunde und Verwandte auf dem Bilde begrüßen zu können. Werthvolle Schlachtſtücke haben L. Elsholz, Rechlin, G. Schwarz geliefert. Zwei Künſtler, Elsholz und Raymond de Vaux oder Vaux (der Katalog begeht immer die Ungerechtigkeit, den Namen dieſes Meiſters mit einer zweideutigen Initiale anzufangen, die kein ganzes V und kein ganzes B iſt), haben ſich das Gefecht von Möckern, in dem der verſtorbene Herzog Carl von Mecklenburg im Sturm auf feindliche Batterien an der Spitze ſeiner Brigade verwundet ward, zum Vorwurf gewählt. Elsholz's Bild macht einen guten Eindruck; der trübe Ton, der über das Ganze ausgebreitet werden muß — es ſtrömte bekanntlich ein heftiger Regen — iſt gut gehalten. Die Hauptgruppe, der verwundete herzogliche Führer mit Officieren ſeines Stabes, um ihn bemüht, und daneben ein Diplomat, der nicht ohne Furcht für ſeine geſunden Gliedmaßen dem ernſten Spiele

zuſchaut, tritt lebendig hervor, nur erſcheint der Herzog ſchon zu alt. Auf Raymond de Vaux's Bild ſieht man auch, daß es ſtark regnen muß, haben ja doch Soldaten und Officiere Mäntel an, und am Himmel hängen ſchwere, aſchgraue Wolken, und noch außerdem iſt Mancherlei an Menſchen und Pferden in oft gar ſchöner und ſeltſamer Stellung zu ſchauen. In einem gut gemalten Bilde von C. Rechlin: „Moment aus der Schlacht bei Goldberg," tritt Herzog Carl von Mecklenburg wieder an der Spitze ſeiner Brigade vor, wie er die feindliche Cavallerie durch einen glänzenden Bajonett-Angriff zerſtreut. Von demſelben Maler iſt noch ein anderes, hübſch ausgeführtes Bildchen, in dem gleichfalls Soldaten die Hauptrolle ſpielen, „die Geduldprobe," ausgeſtellt. Ein Cuiraſſier und ein Huſar ſitzen zechend in einer Bauernſtube; ein blondes, hübſches Mädchen verſucht die Geduld des ſchweren Reiters allerdings etwas ſtark: er muß ihr das Garn halten, das ſie abwickelt. Von G. Schwarz ſind drei militäriſche Genrebilder und ein Porträt ausgeſtellt. Alle vier Arbeiten ſind fleißig ausgeführt, und das Steife, Puppenmäßige, was leicht in die Haltung moderner Soldaten kommt, mit Glück vermieden.

August von Renzels Spazierfahrt in Töplitz, mit den Porträts des Kaiſers und der Kaiſerin von Rußland und der Prinzeſſin Friedrich der Niederlande, iſt recht gut gemalt. Ein Bild des Profeſſors Bürck: „ein Moment aus der Schlacht von Groß-Görſchen," iſt, wie es ſcheint, nur der Pferde wegen auf die Leinwand gekommen.

Miscellen.

Eine Trödlerin in Paris kaufte kürzlich ein altes Bild, das einen Ritter in kriegeriſcher Rüſtung, den Helm auf dem Haupte und das Schwert in der Hand, darſtellte. Da das Bild von Rauch und Staub ganz geſchwärzt war, ſo wuſch ſie es mit Eſſig und kochendem Waſſer. In ihrem großen Erſtaunen verſchwand aber durch ihr Waſchen das Bild des Ritters, und ein zweites Bild, von dem früher keine Spur vorhanden geweſen, ward ſichtbar, das man bald als ein auf Holz gemaltes und höchſt werthvolles Stück erkannte. Die halb verwiſchte Jahreszahl und das bekannte Malerzeichen Pouſſins ließen bald in dem Bilde jene verloren gegangene „Roſenjungfrau" erkennen, von der der Künſtler in einem Briefe ſpricht, und die ihm auf Befehl des Marquis von Pardaillan geſtohlen wurde. Viele Maler und Kunſtfreunde beſuchen täglich die Trödlerin, um dieſes ſo werthvolle Kunſtwerk zu ſehen; ein reicher Fremder hat ſchon fünfzig tauſend Franken dafür geboten, die glückliche Finderin denkt aber noch höhere Gebote zu erhalten. Es fehlt nicht an Vermuthungen, weßhalb das Bild noch einmal übermalt ſey; am wahrſcheinlichſten ſcheint, daß der Marquis von Pardaillan, um ſich an Pouſſin zu rächen, ihm ſein Gemälde habe ſtehlen und es hinter ein zweites Bild in ſo ſchlauer Weiſe verſtecken laſſen, daß es dem Maler unmöglich werden mußte, es je wieder zu erkennen.

— Am 28. September ward in München die coloſſale Reiterſtatue Churfürſts Maximilian I. auf das Poſtament auf dem Wittelsbacher Platze gebracht. Die Aufſtellung der Statue ging leicht und glücklich von ſtatten; ſie bleibt bis zum 12. October verdeckt; an jenem Tage wird ſie feierlich eingeweiht werden.

— Eine intereſſante Lithographie iſt ſo eben erſchienen: Die Königin von England, begleitet von den höchſten Perſonen ihres Hofes, in van Amburgh's Menagerie, im Augenblick der Fütterung der Thiere.

III.

Theater.

Miscellen.

In Hamburg ſollen faſt jeden Abend zwei oder drei Gäſte auftreten. Der alte Glanz dieſes Theaters ſchwindet immer mehr und mehr. Die Schröder'ſche Zeit wird bald nur noch der Sage angehören.

— Das Unweſen mit der Theaterkritik in Deutſchland hat jetzt, nach vielen eingegangenen mündlichen und ſchriftlichen Berichten, eine wirklich ſchauderhafte Höhe erreicht. Es gibt förmliche Bureau's, wo die Schauſpieler einen Preis nach Uebereinkunft bezahlen, um in dieſem oder jenem Blatte gelobt zu werden. Einer Schauſpielerin wurden in einem ſolchen Bureau für Kränze und Gedichte ſechs Friedrichsd'or abgefordert. Für ſechs Gallerie- und acht Parterre-Billets kann man ſich mit Eclat herausrufen laſſen u. ſ. w. Ein Recenſent ſagte kürzlich ganz unumwunden: „Warum ſollte ich wohl die X. loben? ſo lange ſie hier iſt, habe ich noch keinen Pfennig von ihr gehabt!"

— Emil Devrient hat jetzt im Ganzen fünfundzwanzig Mal in Frankfurt geſpielt, und der Enthuſiasmus ſteigerte ſich fortwährend. Ein Erfolg, der ſeit Ifflands beſſen Zeiten wohl nicht mehr da war. Als dritte Benefizvorſtellung gab Devrient „Romeo und Julie"; das Orcheſter mußte geräumt werden. Der Schluß der Gaſtrollen war „die eiſerne Maske". Auf einen Cyclus von neuen zwölf Rollen konnte er nicht eingehen, da er am 1. October in Dresden eintreffen muß.

Devrient wurde auch in ſeiner letzten Rolle von dem überfüllten Hauſe empfangen, und mit Sturm nach jedem Akt gerufen.

— Der Hamburger Freiſchütz, der, beſonders ſeiner nicht gewöhnlichen Theater-Referate wegen, ein größeres, als ein Localintereſſe anſprechen darf, enthält folgende Aeußerung des großen Schröder: „Wenn in ernſthaften Rollen die Gallerie über eine meiner Reden lacht, ſo iſt mir das Beweis, daß ich dafür den rechten Ton nicht getroffen habe."

— Herr Meaubert aus Dresden iſt in Hamburg als Batel und Truffaldino complett durchgefallen. Am Schluſſe entſchuldigte Herr Meaubert das Mißlingen durch Unpäßlichkeit; Einer aus dem Publikum rief ihm darauf zu: „Da hätten Sie nicht auftreten ſollen!" Man verlangte die Direction, und dieſe gab die beruhigende Verſicherung, daß dieſer Gaſt nicht mehr vor dem Publikum erſcheinen werde. Einer aus dem Publikum erinnerte hierauf: „man möchte doch keine ſchlechten Gäſte mehr auftreten laſſen," worauf der Director erwiderte: „das ſolle auch nicht geſchehen!" — Herr Meaubert war lange von Dresden aus als guter Schauſpieler bekannt, und nur Krankheit ſcheint ſeine geiſtigen Fähigkeiten gedrückt zu haben; dann iſt es aber eben nicht mehr Zeit, als Gaſt glänzen zu wollen. Wir entnehmen obige Notiz dem Freiſchützen.

— Jemand macht halb im Scherz den Vorſchlag, daß ſich alle Theater-Directionen in Paris verbinden ſollten, um ein General-Abonnement in den auf ſolche Weiſe aſſociirten Theatern zu be-

werkſtelligen. Für vorausbezahlte fünfhundert Franken ſoll man das Recht erhalten, den ganzen Abend von einem Theater ins andere, und zwar auf alle Plätze, gehen zu können.

— Der Berliner Komiker, Herr L. Schneider, gibt eine Reihe von Gaſtrollen auf dem Mannheimer Theater mit Anerkennung.

— In Leipzig hat eine neue Oper von Lorzing: „Caramo, oder das Fiſcherſtechen," eine ſehr beifällige Aufnahme gefunden. Seine früheren Werke: „Czar und Zimmermann" und „die beiden Schützen," werden ebenfalls ſehr gelobt. Wie lange Zeit braucht es jedoch, bis dieſe deutſchen Werke ſich die Bahn zu allen Theatern brechen, während Adams leichte Arbeit mit Blitzesſchnelle überall hindringt!

— Die Perſonen, welche in der franzöſiſchen Bearbeitung des „Don Carlos" auftreten, ſind: Philipp, Don Carlos, Poſa, Alba, ein Arzt, ein Inquiſitor, Eliſabeth, Prinzeſſin Eboli, ein Page.

— „Kaiſer Otto," Trauerſpiel von J. Moſen, iſt in Dresden einſtudirt worden.

— Marggraff's „Täubchen von Amſterdam" wird nächſtens in München aufgeführt.

— Von dem jungen, talentvollen Dichter Kuranda aus Wien iſt ein Drama: „die letzte weiße Roſe," in Stuttgart und Carlsruhe zur Aufführung angenommen worden.

— Döring iſt von ſeiner Kunſtreiſe zurückgekehrt, und im „Pflegevater" am 3. October in Stuttgart wieder aufgetreten.

— Eine Nebenbuhlerſchaft ganz eigener Art exiſtirt in dieſem Augenblicke unter den franzöſiſchen Theaterdichtern. Es gilt, wer der Dem. Rachel eine Rolle zu dem Debut nach ihrer Wiedergeneſung liefern wird. Delavigne, ſelbſt Lamartine ſtehen auf der Liſte, und die Entſcheidung wird ihre Schwierigkeiten in ſo mancher Beziehung haben.

— Einſt, als Talma in der Rolle des Nero herrlicher als je geſpielt hatte, ließ Napoleon ihn nach dem Schluſſe der Tragödie zu ſich rufen. Der Künſtler erſchien noch im Coſtüme ſeiner Rolle in der kaiſerlichen Loge. „Talma," fragte ihn der Kaiſer, „woher haben Sie den mit goldenen Sternen beſäten, blauen Mantel genommen?"

„Sire, aus dem Sueton; David und Denon haben wir ihn aus dem Muſeum der Antiken, nach der Darſtellung Nero's als Sieger in den Spielen der Griechen, zugeſchnitten."

„Zum Teufel auch, Talma, Sie ſind ſehr glücklich. Das ſind Schneider, wie nicht alle Kaiſer ſie haben."

„Talma," fragte Joſephine, „iſt der reiche Cothurn, den Sie tragen, auch hiſtoriſch?"

„Ja, Ew. Majeſtät, und wieder eine Anleihe aus dem Muſeum; er iſt der Kaiſer-Statue des Titus entnommen."

„Sie haben ſich heute ſelbſt übertroffen," wandte ſich Napoleon wieder an ihn, „nie ſah ich die Zuſchauer ſo begeiſtert, nie haben Sie tiefere Wirkung hervorgebracht." Und mit dieſen Worten überreichte er dem Künſtler eine antike Camee, die er aus dem Schmucke Joſephinens loshäkelte, mit würdevoller Anmuth; es war ein lorbeergeſchmückter Kopf des Nero von der trefflichſten Arbeit.

Gleich darauf ward auch Michot zum Kaiſer berufen, der ihm in der Rolle des Antonius im „Philoſophen, ohne es zu wiſſen," ſehr gefallen hatte, und auch er empfing, wiederum auf Unkoſten von Joſephinens Schmuck, eine prachtvolle Camee, Marcus Aurelius darſtellend. Als Joſephine aufſtand, um fortzugehen, warf ſie einen flüchtigen Blick auf ihre geſtörte Toilette: „Ich hätte nie gedacht," ſagte ſie lächelnd, „daß in Gegenwart zweier Kaiſer der Schmuck einer Frau

ſo hart mitgenommen werden könne. Doch bin ich darüber nicht böſe. Nero, beſuchen Sie uns morgen."

— Die Eröffnung der italieniſchen Oper in Paris iſt immer ein bedeutendes Ereigniß für die Pariſer faſhionable Welt. Sie fand dießmal am 1. October ſtatt. Lucia di Lammermoor wurde gegeben. Der Beifall war außerordentlich. Tamburini, Rubini und die Perſiani errangen den Sieg des Abends.

— Von den Dem. Bertha und Clara Stich, die jetzt in Breslau mit ihrer berühmten Mutter eine lange Reihe von Gaſtrollen geben, ſagt ein dortiger Kunſtrichter: „Sie ſprechen, aber declamiren nicht, und möchten eher dem Vorwurfe einer zu frei und leicht ſich hingebenden Natürlichkeit, als einer nach Effect haſchenden, ſtark markirten Theater-Manier Raum geben." Sehr erfreulich, wenn ſich's wirklich ſo verhält. Das Declamiren hat ſo manchen Schauſpieler von unläugbarer Befähigung unausſtehlich gemacht.

— Das fünfzigjährige Jubiläum der Frau von Weißenthurn auf dem k. k. Burgtheater in Wien war ſehr glänzend. Der kaiſerliche Hof war gegenwärtig, und an mannigfachen Beweiſen der Gnade und Auszeichnung fehlte es nicht, welchr die Jubilarin auch wegen ihrer Beſtrebungen in hohem Grade verdient.

— Im Laufe des Septembers wurden in Paris nur auffallend wenig Neuigkeiten, nämlich drei Opern, drei Dramen und vierzehn Vaudeville's, von ſechsunddreißig Schriftſtellern, gegeben. Die Opern waren: „der Sherif," von Adam, „die Königin eines Tages," und „die Vendetta;" alle drei werden wohl kaum den Schluß des Jahres erleben. — Van Amburgh und ſeine Thiere ſind noch immer ſehr en vogue.

— Shakeſpeare's „der Liebe Mühe iſt umſonſt," das ſeit den Zeiten der Könige aus dem Hauſe der Stuart in England nicht mehr gegeben wurde, wird mit großer Pracht für Covent-Garden vorbereitet. Mad. Veſtris wird darin zum erſten Male auftreten.

(Berliner Nachrichten.)

— Becks Kamäleon, einſt ein Lieblingsſtück, wurde im Königsſtädtiſchen Theater in Berlin gegeben, und hat nicht angeſprochen. Die Schuld ſoll die Darſtellerin der Hauptrolle tragen, welche von einer Mlle. Berger aus Münſter gegeben wurde.

IV.

Geſellſchaft.

Der Dandy.

Sir Eduard L. war einer der liebenswürdigſten jener jungen Männer, für welche die Engländer den nur ihnen eigenthümlichen Ausdruck Dandy haben, einer der ſchönſten und aimabelſten Pflaſtertreter der Hauptſtadt Englands. Sir Eduard war jung, ſchön, voll Anmuth, keck; er durchſchritt heitern Sinnes eine von Freuden und Eroberungen anmuthig durchwebte Bahn. Unter den Herzen, die ſeiner Liebenswürdigkeit ſich unterthan fühlten, war auch das ſchwärmeriſche Herz der Miß Anna G... Ihre Liebe ward nicht erwidert. Sir Eduard, dem Eroberungen ſchon ſo ſehr zur Gewohnheit geworden, hatte dem zarten Entgegen-

kommen der jungen Dame, die ihn liebte, wie nur ein Mädchen mit neunzehn Jahren lieben kann, nur halb und halb und aus beſonderer Gnade hie und da durch einen wohlwollenden Blick und einige Zeilen in halb höflicher, halb ironiſcher Weiſe geantwortet.

Indeſſen machte Sir Eduard weniger Glück bei ſeinen Glä bigern, als bei der Damenwelt; er war von Haus aus arm, und hatte, um ſich mit dem Glanze der äußern Erſcheinung umgeben zu können, den die Mode auch von dem Liebenswürdigſten erheiſche, Schulden gemacht, die ihm bald keine andere Wahl als Schuldthurm oder Flucht ließen. — Sir Eduard entſchloß ſich ſchnell, lieber nach Alexandrien als nach Kingsbench zu wandern.

Im Augenblicke, da das Fahrzeug die Anker lichtete, auf dem der an Schulden Reiche ſich eingeſchifft hatte, fühlte er, wie ſeine Hand gedrückt und feſt, recht feſt gehalten wurde. Miß Anna ſtand neben ihm.

„Ich wollte," ſprach ſie mit bewegter Stimme, „Dein Unglück theilen. Deinetwegen habe ich die Meinigen verlaſſen, all meinen Hoffnungen entſagt. Wäre ich reich, ich würde Dir all mein Gold geopfert haben. Doch ich kann Dir nichts als meine Liebe, meine unbegränzte Hingebung ſchenken, und ſie bringe ich Dir dar."

Was ſollte Sir Eduard antworten? Alle Segel waren aufgeſpannt, raſch wie eine Möve durchſchnitt das Schiff die Fluthen, und ſchon waren die Thürme Londons am fernſten Horizonte verſchwunden. So mußte er, er mochte wollen oder nicht, ſich in Miß Anna's Liebe und Hingebung ergeben, und behielt ſich nur ſtillſchweigend das Recht vor, ſeines Glückes mit Maß zu genießen.

Die beiden Reiſenden kamen glücklich in Egypten an, dann bereisten ſie die Türkei. Miß Anna, die ſchon zu Hauſe viele Reiſebeſchreibungen zu leſen pflegte, hatte aus ſehr lobenswerther Vorſicht Männerkleidung angelegt. Ich weiß nicht in welcher Stadt Sir Eduard einmal allein ins Caffeehaus ging, wo ſich viele Fremde zu verſammeln pflegten; er traf dort einen Sclaoenhändler und hatte mit ihm eine lange Unterredung. Abends führte er Miß Anna ſpazieren und ſchlug einen ziemlich einſamen Weg mit ihr ein; als beide unter dem Schatten eines Palmbaumes ausruhten, überfielen ſie vier wohlbewaffnete Männer und ſchleppten die junge Engländerin, ihres verzweifelten Widerſtandes nicht achtend, fort. Eine Stunde darauf empfing Sir Eduard von dem Sclaoenhändler, der ein ſehr ehrlicher Mann war, die runde Summe von tauſend Piaſtern.

Am folgenden Morgen war der junge Engländer der Türkei überdrüſſig geworden und reiste nach Wien ab, er hatte jedoch bald wieder Sehnſucht nach ſeinem lieben Freunde, dem ehrlichen Sclavenhändler, und kam nach Verlauf eines Vierteljahres mit einer ſchönen deutſchen Baronin wieder. Auch die deutſche Baronin wurde von den vier bewaffneten Männern, trotz ihres Geſchrei's und ihrer Thränen, geraubt, und eine Stunde nachher war Sir Eduard wieder um tauſend Zechinen reicher.

Sir Eduard entführte noch zehn Jahre lang Mädchen aus allen Ländern, die ſich in ihn verliebten, Frankreich, Italien, Rußland und Spanien lieferten ihm noch ihre Contingente. Als er in dem mühſamen Geſchäfte, den Liebenswürdigen mit Erfolg zu ſpielen, grau geworden war, kehrte er nach England zurück; er hatte ſich ein ſehr bedeutendes Vermögen geſammelt, mit dem er dann minder anſtrengende Geſchäfte trieb, auch war ihm, trotz ſeines vorgerückten Alters, noch ſo viel Lirbenswürdigkeit geblieben, daß ſich eine reiche Erbin in ihn verliebte, die dieſes Mal ihn zu ihrem Sclaven machte; das heißt, er heirathete ſie.

Digitized by Google

Sir Eduard iſt kürzlich ins Parlament gewählt worden, und wenn die orientaliſche Frage im Unterhauſe verhandelt wird, legen die Männer aller politiſchen Farben viel Gewicht auf ſeine Meinung über dieſen Gegenſtand.

Miscellen.

— Die Wittwe Mozarts erhielt von Sr. Maj. dem Könige von Baiern eine Einladung, der am 25. October in München ſtattfindenden Aufführung des „Don Juan,“ zu Ehren des unſterblichen Meiſters, beizuwohnen, deren Ertrag für das Denkmal beſtimmt werden ſoll.

— Wir haben die Verſe mitgetheilt, die der gelehrte Arago an die liebenswürdige Sängerin Anna Thillon richtete, wie ſie verſchiedene Pariſer Blätter enthalten haben. Jetzt ſchreibt derſelbe Gelehrte einen Brief an jene Redactionen, den wir unmöglich unſern Leſern vorenthalten können. Er lautet:

Monsieur,

Grace à votre indiscrète amitié, on a répété un quatrain adressé au suave rossignol à qui vous savez si bien rendre toute justice. Mais il ne faut pas que Mme. Anna Thillon prenne à la lettre les rimes du poète, et s'envole, ingrate et étourdie, vers le Bengale.

Je ne veux point sur ma tête d'anathèmes parisiens; et quoique je n'écoute plus, hélas! avec les yeux, j'ai aussi ma part de plaisir à entendre.

Serez-vous assez bon pour publier la contre-partie d'une pensée jetée à l'air avec trop de précipitation! Voyez pourtant à quoi vous expose une première faute?

„Ne partez point, Anna! La mer a trop d'orages,
Et l'on a tort souvent de tenter son courroux.
N'avons-nous pas, d'ailleurs, comme en d'autres parages,
Les bouquets les plus frais, les parfums les plus doux,
Et la rose et l'iris croissant ici pour vous?
La route sous vos pieds est assez élargie;
Croyez-moi, près de nous fixez enfin vos pas;
Loin du sol paternel le ciel est sans magie
Et l'exilé ne chante pas.“

Agréez mes salutations empressées.

Jacques Arago.

Welche Galanterie eines ſo gelehrten Mannes! Welcher unſerer Gelehrten würde ſo etwas mit ſeinem vollſtändigen Namen unterzeichnen, und welch einen Lärm erhöben nicht die Tageblätter über ſo etwas? Aber in Paris ſchweigen ſelbſt die loſeſten Vögel, die Gamins der Literatur. Es iſt ſo natürlich, daß man gelehrt und dabei doch geiſtreich, artig und galant ſeyn kann.

— Unlängſt ſpielten in Straßburg Kinder auf dem Quai der Kornhalle, ein kleines Mädchen beugte ſich über den Rand des Quais, fiel in den Kanal und hätte rettungslos ertrinken müſſen, wenn ſich nicht ein kleiner Knabe von höchſtens zwölf Jahren an einem Seile, an dem ein Kahn an die Steinplatten des Quai's befeſtigt war, hinabgelaſſen und ſich an den äußerſten Rand eines großen Fahrzeuges, das dort gerade lag, mit den Händen geklammert und dem Mädchen zugerufen hätte, es möge ſich an ſeine Füße hängen. Das Mädchen that das, und beide Kinder blieben mehre Minuten lang in dieſer gefahrvollen Lage, bis einige Arbeiter auf das Hilfsgeſchrei des Knaben herbeieilten und ihn durch ein

Brett, das ſie vom Ufer aus auf den Nachen hinüber warfen, aus ſeiner peinlichen Lage retteten. Es war die höchſte Zeit, denn der wackere Knabe, ſchon bleich wie eine Leiche, war ſo matt, daß er binnen wenig Augenblicken losgelaſſen, und ſeinen Edelmuth vielleicht mit ſeinem Leben hätte bezahlen müſſen. Der Name des Knaben iſt übrigens unbekannt geblieben, ſeinem Anzuge nach gehöet er der arbeitenden Claſſe an; er hat ſich mit der edelſten Beſcheidenheit dem jauchzenden Beifall der Menge entzogen.

— Noch einmal Talleyrand. Napoleon ſagte einſt in ſehr guter Laune zu Talleyrand: „Sie ſind in Europa der König der Converſation. Worin beſteht denn eigentlich Ihr Geheimniß?"

„Sire, ich will ihnen ganz offen antworten und will meine Antwort in eine Vergleichung kleiden, die ich ihrem Handwerke entnehme. Wenn Sie Krieg führen, würden Sie nicht gern die Schlachtfelder wählen?"

„Allerdings," antwortete Napoleon lächelnd, „es wäre gewiß eben ſo bequem als nützlich, könnte ich dem feindlichen General ſagen: „Gehen Sie etwas weiter vor, da in die Schlucht hinein oder deployiren Sie auf dieſe Ebene." Aber das kann man dem Feinde nicht befehlen. Wo hinaus wollen Sie mit dieſem Vergleiche?"

„Nun denn, Sire, was Sie nicht im Felde können, kann ich in der Converſation. Ich nehme nur da das Geſpräch auf, wo ich etwas ſagen kann. Sonſt antworte ich nie und laſſe mich von Niemanden, außer von Ihnen, lange ſeagen; oder fragt man mich ja, ſo habe ich gewöhnlich unvermerkt die Frage veranlaßt. Früher, da ich noch auf die Jagd ging, ſchoß ich immer nur auf ſechs Schritte und erlegte daher wenig Wild. Die andern ſchoßen auf weitere Entfernung, fehlten aber öfter als ich, während ich immer ſicher ging. In einer Converſation laſſe ich tauſend Dinge vorübergehen, die mir ferner liegen und auf die ich nur gewöhnliche Antworten geben könnte, aber was mir dicht vor den Schuß kommt, pflege ich niemals zu fehlen."

— Zwei junge Leute in Paris erboten ſich, durch öffentliche Blätter, zu folgender Wette: ſie wollen van Amburghs Stelle in dem Käfig der wilden Thiere verſehen, und Alles unteenehmen, wie Jener, wenn Jemand die Summe von Zweimalhunderttauſend Franken dagegen ſetzen will. Ziehen ſie ſich aus Angſt zurück, ſo haben ſie verloren, eben ſo, wenn ſie zerriſſen werden.

— In Havre iſt die berühmteſte Menagerie aus New-York angekommen. Ein ungeheurer Löwe, deſſen Wildheit bis jetzt noch allen Verſuchen trotzte, iſt mit einer Schnellfuhre nach Paris geſandt worden, um van Amburgh's Erziehung übergeben zu werden.

— Van Amburgh ſchifft ſich am 7. October mit ſeinen Thieren in Havre nach St. Petersburg ein.

Nekrolog.

Der berühmte Verfaſſer der Theorie der Tonſetzkunſt, Gottfried Weber, iſt am 21. Sept. im neunundfünfzigſten Jahre in Kreuznach geſtorben. Er war General-Staatsanwait in Darmſtadt, und hat auch mehre juridiſche Schriften verfaßt.

— Der franzöſiſche Gelehrte Michaud, Verfaſſer einer Geſchichte der Kreuzzüge und anderer Werke, Mitglied der Pariſer Academie der Wiſſenſchaften, iſt, zweiundſiebenzig Jahre alt, in Paſſy geſtorben.

Die artiſtiſchen Beilagen.

Wir übergeben unſern Leſern:

1) Die Tageszeiten eines Hageſtolzen. Vier Blätter.

Auf dem erſten Bilde erblicken wir die Morgenſtunde des Herrn Egoiſten, der um ſeiner lieben Ruhe willen Junggeſelle geblieben. Er frühſtückt in Geſellſchaft ſeiner zwei liebenswürdigen Stubengenoſſen, die voll Gier ſind, die Milchſuppe zu theilen, die ihm die Frau des Portiers gekocht hat. Welche anmuthige Ordnung herrſcht doch bei dieſem Frühſtücke! Wie appetitlich Alles! wie reizend das Negligé der Hauptfigur!

Auf dem zweiten Bilde blickt unſer Freund in den Spiegel. Er hat am vorigen Abende die Bekanntſchaft mit einer ſehr liebenswürdigen Dame erneuert, welcher er ſo glücklich war, am 12. Mai 1804 eine Roſe zu offeriren, wie dieß in ſeinem Tagebuche zu leſen iſt. Sie hat ihm zur Morgenpromenade ein Rendezvous bewilligt, und er zieht eben ein Paar Handſchuhe an, um ſich an den beſtimmten Ort des Zuſammentreffens zu begeben. Er fühlt, daß es Noth thut, etwas mehr auf ſein Aeußeres bedacht zu ſeyn. Die Handſchuhe ſind ja ſchon ein Beträchtliches — und er zweifelt nicht, daß ihm der Sieg gelingen werde.

Das dritte Bild zeigt uns unſern Freund zur Mittagsſtunde, beſorgt, den Hunger ſeines einzigen Getreuen zu ſtillen. Ein Bettler ſpricht ihn um eine Gabe an. „Was wollt Ihr?“ ſchnauzt ihn der Hageſtolz an; „dieß arme Thier hat Niemanden, als mich; Ihr, Ihr habt alle Welt. Packt Euch!“ und der Hund erſchnappt den fetten Biſſen im Angeſichte des hungrigen Bettlers.

Er hat ſein Rendezvous verfehlt, die Schöne nicht getroffen. Schon will er Abends betrübt ſeiner einſamen Wohnung zueilen, um mit Hund und Katze zur Ruhe zu gehen. Da ſieht er plötzlich ſeine Schöne. Er reißt ſich von dem ſarcaſtiſchen Freunde los, der ihn vergeblich zurückhalten will. „Auf, Seele!“ flüſtert er, „da iſt ſie! aber ganz in Ehren — eine noch ziemlich junge Nachbarin, nicht älter als fünfundvierzig Jahre, eine kleine, ſehr angenehme Wittwe und ein Herz — na — von Herzen, und von den andern Eigenſchaften will ich gar nicht einmal ſprechen! Ich verſuch's! wahrhaftig! ich verſuch's!“ —

Guter Freund! wer's zur rechten Zeit nicht verſucht, für den iſt nichts mehr zu verſuchen! —

2) Hans und Verene, von Hebel, Muſik von Julius Benedict.

August Lewald.

Anzeige.

Wir ſind im Laufe der letzten Monate mit ſo vielen Zuſendungen neuer Bücher beehrt worden, daß es uns nicht möglich wurde, alle Neuigkeiten ſo ſchnell anzuzeigen, als wir es gern wünſchten. Die Herren Mitarbeiter unſerer Zeitſchrift, welche ſich der Beſprechung der neueſten literariſchen Erſcheinungen widmen, werden indeſſen bemüht ſeyn, ihre Referate über Alles, in den Kreis unſerer literariſchen Ueberſichten und Miscellen Paſſende zu liefern, ſo daß wir nicht lange mehr im Rückſtande bleiben werden. Neuigkeiten, die der Tendenz unſeres Blattes nicht angemeſſen ſind, werden wir den reſpectiven Verlagshandlungen zurückzuſenden nicht ermangeln.

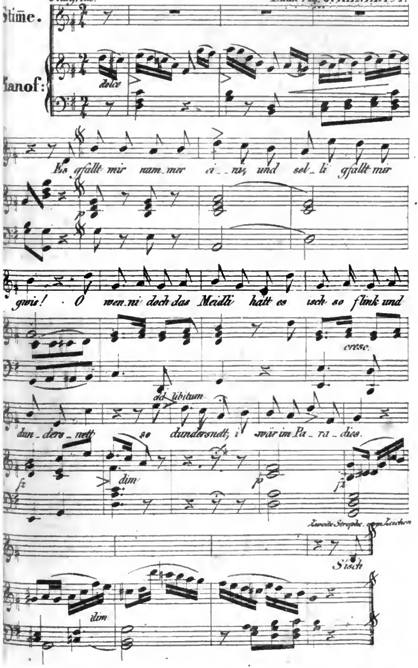
Redaction der Europa.

Digitized by Google

Hans und Verene.

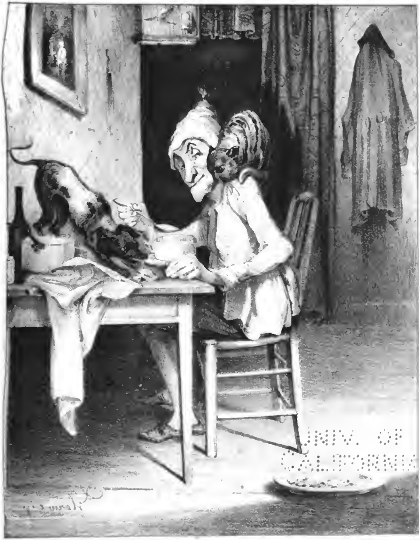
von Hebel.

Musik von J. BENEDICT.



Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

TAGESZEITEN EI

Digitized by Google

Digitized by Google

AGESTOLZEN.

Digitized by Google

Digitized by Google

Beſuch eines Ruſſen bei Schelling.

Mitgetheilt

von

H. König.

„Nikolaus Melgunoff aus Moskau, dem wir die ſo intereſſanten Mittheilungen in den von mir herausgegebenen „„literariſchen Bildern aus Rußland““ verdanken, iſt ein großer Verehrer Schellings. Nachfolgenden, ruſſiſch geſchriebenen Bericht über eine Wallfahrt zu unſerem großen Philoſophen, — ein Fragment aus ſeinen Reiſe-Skizzen — hat er mir auf meinen Wunſch mündlich überſetzt, und ich habe denſelben dem Ruſſiſchen möglichſt treu, abgefaßt. — Ueber Melgunoff ſelbſt findet man Nachricht in meinem Aufſatze: „„Die Ruſſen in Deutſchland““ im vierten Heft des Freihafen von 1839.

H. K.“

Während meines ganzen Aufenthalts in München war Schelling abweſend. Ueberhaupt war mein Aufenthalt in dieſer Stadt nicht ſehr begünſtigt: nachdem ich faſt den ganzen Herbſt 1836 dort zugebracht,

hatte ich weder die Pinakothek, noch Eßlair und Schelling geſehen. Auch konnte ich keiner Vorleſung an der Univerſität beiwohnen. Die Pinakothek war noch im Aufbau begriffen, Eßlair lag ſterbenskrank, die Univerſität hatte Ferien. Die Profeſſoren, und Schelling unter ihnen, hatten ſich, um ihre freie Zeit zu benutzen, nach allen Seiten zerſtreut. Schubert war auf der Reiſe nach Syrien und Egypten, Thierſch in Paris; Andere hatten ihre Landſitze bezogen, Schelling war verſchwunden, — buchſtäblich verſchwunden: Niemand wußte, wo er ſteckte. Erſt vor meiner Abreiſe wurde mir vergönnt, wenigſtens einen flüchtigen Blick in's Innere der Pinakothek zu werfen. Eben ſo gelang es mir, den geneſenen, wiewohl noch ſchwachen Eßlair einmal auf der Bühne zu ſehen, als Abbé de l'Epée, wo aber dieſer früher ſo genannte deutſche Löwe als echter Hammel erſchien. Und endlich, kurz vor meiner Abreiſe, erfuhr ich auch noch, wo Schelling ſich verborgen hielt. Ein junger Literat, eben aus Stuttgart angekommen, erzählte mir, daß er auf der Fahrt durch Augsburg gehört habe, Schelling ſey dort, und wohne in einem entlegenen Gaſthauſe, ſehr zurückgezogen und an etwas ſchreibend. — Ich war damals im Begriff, über Stuttgart und Straßburg nach Paris zu gehen; Augsburg war mir alſo gelegen. Wie paſſend, Schelling zu beſuchen! Ich eile mit meiner Kunde zu einem der nächſten Bekannten Schellings — zu Sulpiz Boiſſerée. Boiſſerée kommt mir mit derſelben Nachricht entgegen: auch ihm war es gelungen, auszumitteln, wo ſich der berühmte Philoſoph verborgen hielt. — Aber, was iſt da zu thun? Der Aufenthalt Schellings in Augsburg iſt ein Geheimniß: nicht einmal ſeinen Freunden hat er etwas davon geſagt. In ganz München wußte nur Frau v. Schelling darum. Dieſe aber verſichert allen, ihr Mann ſey auf's Land gereiſt; ſie gibt Niemanden ſeine Addreſſe, und erbittet ſich von denen, die an ihn ſchreiben wollen, die Briefe zur Beſorgung. — „Schelling vereinſamt ſich gern," ſagte mir Boiſſerée: „er ſchreibt an ſeinem Syſtem, iſt aber ſelten mit dem Geſchriebenen zufrieden, und vernichtet immer wieder ſeine Handſchriften. Vor etwa ſechs Jahren hatte er den erſten Band ſeines Werkes, die drei Weltalter, bei Cotta drucken laſſen; aber die ganze Auflage liegt bis jetzt in Cotta's Magazin, von Schelling ſelbſt verſiegelt, ſo daß Niemand, nicht einmal der Verleger, hinein blicken darf. Glauben Sie aber nicht," fuhr Boiſſerée fort, „daß dieſe Unentſchloſſenheit und Wankelmüthigkeit aus der Unreife ſeines Syſtems und aus dem Schwanken der Hauptgrundſätze deſſelben herrühren. Keineswegs. Seine academiſchen Vorleſungen ſind während einer langen Reihe von Jahren beinahe immer dieſelben; er ändert ſie höch-

ſtens etwa in Einzelnheiten. Nein, nicht mit dem Inhalte, ſondern mit der Form ſeines Syſtems iſt er unzufrieden. So möchte er daſſelbe möglichſt faßlich niederſchreiben, weil er nicht bloß die Deutſchen, ſondern auch die Franzoſen und Engländer dabei im Auge hat; ſeine Philoſophie allen gebildeten Völkern zugänglich zu machen, iſt ſein Lieblingsgedanke, den er in der Vorrede zur Ueberſetzung eines Werkes von Couſin *) angedeutet hat. Schelling iſt längſt von der Meinung abgekommen, die Lehren der Weisheit müßten ein ausſchließendes Eigenthum einer nicht zahlreichen Kaſte bleiben, und in einer conventionellen Sprache, nur für Wenige verſtändlich, mitgetheilt werden. Die hiſtoriſche Methode, die er für einige Theile ſeines Syſtems angenommen hat, muß natürlicher Weiſe auch ſeiner Sprache mehr Objectivität geben. Vor etwa zwei Jahren hat er ſich abermals an die Auseinanderſetzung ſeines Syſtems gemacht, und — wie er mir vorigen Winter erzählte — die Philoſophie der Mythologie bereits beendigt. Jetzt iſt er wahrſcheinlich mit der Vollendung der übrigen Theile ſeines Gebäudes beſchäftigt." —

In Deutſchland wirft man dem Schelling zuweilen vor, er wiſſe nur zu philoſophiren, ohne im Stande zu ſeyn, ein vollſtändiges, philoſophiſches Syſtem zu errichten. Indeß beweiſen ſeine Vorleſungen das Gegentheil. Und verräth nicht dieſes Unvollendetbleiben ſeines Syſtems, dieſe ſeine Unzufriedenheit mit der ausgewählten Form vielmehr eine Gewiſſenhaftigkeit, ein uneigennütziges Forſchen nach Wahrheit? Zeigt ſich in beidem nicht, daß Schelling gerade das Weſen der Wahrheit recht begriffen hat, indem er, anſtatt ſein Syſtem als letzten Ring in der Kette der philoſophiſchen Syſteme zu betrachten, vielmehr an die Unendlichkeit des Weges zur Erkenntniß glaubt, weit entfernt von dem anmaßlichen Gedanken, die Menſchheit habe nun ihre geiſtige Aufgabe erfüllt? Er hat eingeſehen, daß wir nur Wahrheiten auffinden können, die Wahrheit aber unzugänglich ſey. Selbſt Hegel, dieſer ſtolze Syſtematiker, bekannte, nicht lange vor ſeinem Tode, dem Franz von Baader unter vier Augen, daß er eigentlich noch kein Syſtem habe, und noch nicht dazu gekommen ſey, ein harmoniſches Ganzes zu bilden. Dieſe Unvollkommenheit machte, wie mir Baader verſicherte, die Qual ſeines Lebens aus. Wahrſcheinlich legte aber Hegel ein ſolches Bekenntniß vor ſeinen Schülern nicht ab, ſondern gab vielmehr ſein Syſtem für geſchloſſen und beendigt. — Wenn

*) Ueber franzöſiſche und deutſche Philoſophie, überſetzt von Beckers.

man Hegel um ſeiner dialectiſchen Kraft und ſtrengen Analyſe willen nicht unrichtig mit Ariſtoteles — und Schelling wegen der Erhabenheit ſeiner Gedanken und wegen des poetiſchen Schwunges ſeiner philoſophirenden Phantaſie mit Plato vergleicht: ſo kann man dieſe Vergleichung noch dadurch verſtärken, daß Hegel, wie Ariſtoteles, Werke hinterlaſſen hat, die in ſich etwas, einem Ganzen Aehnliches ausmachen, Schelling aber, wie Plato, nur Bruchſtücke, ohne ſichtlichen Zuſammenhang unter ſich, niedergeſchrieben hat, und nur ſeinen Eingeweihten das Geheimniß ſeines Syſtems, — ſein letztes Wort anvertraut.

— Iſt denn, fragte ich Boiſſerée, Schelling in der That ſo ſchwankend im Suchen nach einer Form für ſein Syſtem, daß er einſt nahe daran geweſen, es metriſch, in der Weiſe eines Gedichtes, zu entfalten? —

„Das iſt eben ſo unwahr, als daß er katholiſch geworden ſey, oder noch manches Andere, was ihm nachgeſagt wird,“ antwortete Boiſſerée. „Schelling ſchrieb einmal in ſeiner Jugend Verſe, aber er dachte nie daran, ſein Syſtem metriſch darzuſtellen; Schelling neigt ſich ſehr zum urſprünglichen Chriſtenthum, iſt aber damit weit vom Katholizismus entfernt, und ich verſichere Sie, er iſt bis jetzt der proteſtantiſchen Kirche treu geblieben, in welcher er erwachſen und erzogen iſt.“ —

Dem iſt leicht zu glauben. Man liebt jetzt in Deutſchland der Philoſophie und den Philoſophen etwas anzuhängen. Lewald erzählt irgendwo, daß der Wohnung Schellings gegenüber an einem Hauſe ein großes Schild mit der Inſchrift: „Reale Bierbrauerei“ angebracht ſey; und in der That wäre es komiſch genug, wenn dem Hauſe eines ideellen, deutſchen Philoſophen gegenüber eine reelle, deutſche Bierbrauerei ſtände. Man könnte auch die Straße, in welcher ſo Idealismus und Realismus einander gegenüber hausten, mit gutem Fug — Identitätsſtraße nennen, und wer weiß, was ſonſt noch Drolliges erfinden: zum Unglück aber wohnt Schelling im erſten Stock des, in der ganzen Stadt bekannten Hauſes des Freiherrn v. Cotta, und ihm gegenüber exiſtirt weder eine reale, noch eine triviale Bierbrauerei. Vermuthlich war Lewalds Bierbrauerei eine rein ideale, die ſich nur in ſeiner ſcherzenden Einbildungskraft befand. *) — Iſt es nun zu wundern, wenn neben ſolchen unſchuldigen Nachreden auch größere und

*) Es ſey mir erlaubt, hierauf zu bemerken, daß im Jahre 1833, dieſe „reale Biergerechtigkeit,“ nicht Brauerei, ſich wirklich der Wohnung Schelling's gegenüber befunden. Lewald.

wichtigere gegen Schelling vorgebracht werden? Bekanntlich wird Schelling nicht ſelten des Obſcurantismus, Jeſuitismus u. d. gl. beſchuldigt. Man hat ihm ohne weiteres die Abſicht zugeſchrieben, durch ſein Syſtem der Wiederherſtellung der ſinkenden, katholiſchen Kirche und dem Papſtthume zu dienen, und man betrachtet daſſelbe als Fortſetzung der Lehre der Jeſuiten. — Zu ſolchen, durchaus ungerechten Beſchuldigungen hat eine beſondere Lage Schellings in München hauptſächlich Anlaß gegeben. Ein junger Schriftſteller, Guſtav Schleſier, deſſen Meinung wir in keinerlei Hinſicht für parteiiſch zu halten, Urſache haben, ſchrieb neulich: „Schelling ſteht in München vollkommen iſolirt, und iſt faſt unwillkürlich zum Mittelpunkte der katholiſchen Bewegung geworden.“ — Ueberhaupt muß ich aus Allem, was ich über Schellings Verhältniſſe gehört habe, ſchließen, daß er im Zuſammentreffen verſchiedener, zufälliger Umſtände nicht Haupt und Hand, ſondern nur Werkzeug der retrograden Bewegung geworden iſt; daß er ſein Syſtem keiner temporären Richtung und keinen Parteizwecken unterworfen hat, daß aber Andere ſein Syſtem für ihre Abſichten benutzt, ſich auf ſein Syſtem, als auf eine Macht der Zeit, geſtützt haben, im Wahne, auf dieſem zeitgemäßen Grunde die Vergangenheit wieder herzuſtellen. Schelling hat aus Lenkſamkeit hierin nachgegeben, und ſein Syſtem zum Mittel herabwürdigen laſſen, während er ſelber allen jeſuitiſchen Intriguen und Machinationen fremd geblieben iſt. Er ſteht, wie Schleſier ſich ausdrückt, ganz iſolirt in München, und hat weder eine zahlreiche Schule, noch eine große Anhängerſchaſt. Er hat ſich in ſeine Ideenwelt, in ſein Reich der Abſtraction, ſo vertieft, daß er bei keiner Partei oder Sekte, weder politiſch noch religiös, thätigen Antheil nehmen kann.

Aber — ſo iſt einmal Schellings Geſchick! Um dieſelbe Zeit, als man in Deutſchland ſeine Lehre des Jeſuitismus und des Rückſchrittes beſchuldigt, finden einige ruſſiſche Zeitſchriften in dem philoſophiſchen Syſteme Schellings, ſo wie überhaupt in der deutſchen Philoſophie, einen geheimen Zweck, eine myſteriöſe Richtung, eine politiſche Abſicht und dergleichen. Ich weiß recht wohl, daß jene Schreier mit ihren Beſchuldigungen nicht eigentlich auf Schelling und die philoſophiſchen Syſteme Deutſchlands zielen, daß ſie ſich eben ſo wenig um Schelling bekümmern, als dieſer ſich um ſie. Nein! Ueberdieß ſteht der berühmte Gründer des Identitäts-Syſtems mit ſeinem Genie zu hoch für jene niedrigen Beſchuldiger, ſo daß ihre giftigen Pfeile ihn nicht erreichen. Jene falſchen Behauptungen zielen vielmehr auf diejenigen ruſſiſchen Literaten, die das Glück hatten, jenen wohlgeſinnten Journaliſten zu

mißfallen, und die dafür bekannt ſind, daß ſie ſich mit deutſcher Philoſophie beſchäftigen.

Indeß iſt immer nicht einzuſehen, warum Schelling und die deutſche Philoſophie, die Ungunſt jener Journaliſten theilen ſollen. Beſchuldigt doch eure Gegner direct oder indirect; laßt aber nur den großen Mann in Ruhe, der euch nichts gethan, und die deutſche Philoſophie, die ihr nicht verſteht!

Es geht Schellingen ſonderbar mit ſeinem Syſtem! Wie viele Umſtände ſind nicht gegen ihn! Man kann ſich nicht verhehlen, daß er, ſeit einiger Zeit, den alten Ruhm nicht mehr genießt. Und zwar aus mehr als einer Urſache. Sein philoſophiſcher Credit iſt einer Seits ſchon dadurch geſunken, daß Schelling in den letzten fünf und zwanzig Jahren ſeine ganze, literariſche Thätigkeit auf Vorleſungen beſchränkt, und faſt nichts herausgegeben hat, anderer Seits aber auch durch den Erfolg des neuen Syſtems ſeines ehemaligen Geſellen, Freundes und zuletzt Nebenbuhlers Hegel, der, obwohl von denſelben Prinzipien ausgehend, durch Originalität und Kühnheit der Abſchlüſſe, und noch mehr durch unermüdliche, literariſche Thätigkeit den Ruhm ſeines Vorgängers beeinträchtigt, und die philoſophiſchen Geiſter auf ſeine Seite gezogen hat. Außer den wenigen Zuhörern, meiſt Baiern und Würtemberger, welche die Münchner Univerſität beſuchen, kennt faſt Niemand das jetzige Syſtem Schellings; die wenigen Schüler, die ihres Meiſters Lehre auf andere hohe Schulen übertragen haben, zeichnen ſich entweder nicht durch glänzende Talente aus, oder lehren auf weniger beſuchten Academien des ſüdlichen und weſtlichen Deutſchlands, während die philoſophiſchen Lehrſtühle an faſt allen preußiſchen Univerſitäten, die dermal ohne Zweifel die beſten und beſuchteſten in Deutſchland ſind, meiſt von Schülern oder Bekennern Hegels eingenommen werden. Man muß noch hinzu fügen, daß Schellings früheres, zu einem harmoniſchen Ganzen noch nicht verbundenes Syſtem gänzlich in Bruchſtücke zerfiel, und, in partiellen Anwendungen erſchöpft, durch Formalismus entſtellt, und den Erforderniſſen der Zeit nicht mehr genügend, ſeine Lebenskraft verlor; das neuere, wenn auch nicht in ſeiner Grundlage, doch in ſeiner Richtung, Form und Methode, wie es ſcheint gänzlich umgebildete Syſtem aber durch die ſonderbare Myſterioſität, womit es ſein Schöpfer umhüllt, noch keine Bekanntſchaft und Anerkennung gewinnen konnte; während das Syſtem Hegels, von dem Meiſter ſelbſt bedeutend entwickelt, und in größere Einheit und Abrundung gebracht, dabei durch zahlreiche und talentvolle Schüler in allen Zweigen der Wiſſenſchaft angewendet, durch Neuheit bevorzugt, und reich an kühnen und ſcharfen

Reſultaten, die Geiſter durch die Anmaßung, man möchte ſagen — Verwegenheit ſeiner Sätze verlockt, und ſich raſch und ſiegreich durch Deutſchland verbreitet hat. Indeß Schellings neueres Syſtem im Stillen reifte, und einem weniger zahlreichen Kreiſe von Freunden und Zuhörern vorgetragen wurde, die ſich faſt eidlich verpflichten mußten, die Lehren des Meiſters nicht über die academiſche Schwelle hinaus zu verbreiten, und vor Uneingeweihten als Geheimniß für ſich allein zu bewahren, pflanzte das Syſtem Hegels ſtolz ſeine Fahne auf, bildete eine Schule, faſt eine Sekte, bemächtigte ſich der Zeitſchriften, ſchwang ſich auf hundert Lehrſtühle, und überſtreute das leſende Deutſchland mit unzähligen Schriften. So ſehr hat es alle äußeren Vortheile auf ſeiner Seite! —

Bei ſo viel Unentſchloſſenheit und Veränderlichkeit Schellings, zweifeln ſeine Freunde, ob er je ſeine Arbeit beendigen werde. So lange aber eine vollſtändige Darſtellung ſeines jetzigen Syſtems fehlt, kann die neue Lehre ſchwerlich, wie ſie es verdient, bekannt werden, und ſich in Deutſchland verbreiten. Diejenigen, die Schelling genauer kennen, ſind nicht gewiß, daß er ſich je entſchließen werde, ſein Syſtem ſelbſt heraus zu geben. Nach ſeinem Tode möchte es aber für jeden Andern ſchwer ſeyn, es darzuſtellen. Denn Schelling, wie man mir verſichert, ſchreibt ſeine Vorleſungen nie vollſtändig auf. Ein oder ein halb Stündchen, ehe er nach der Univerſität geht, tritt er, zum Schreiben niemals aufgelegt, an ſeinen Pult, und entwirft haſtig das Thema oder die Umriſſe der Vorleſung, nach denen er ſich hernach richtet. Dieſe Umriſſe verändert er dann mit jedem neuen Curſus, ſo daß, nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe, ein Anderer, der mittelſt derſelben das Syſtem darſtellen wollte, ſchwerlich das Weſentliche heraus finden würde. Freilich, wenn die Hefte der Zuhörer in großer Zahl und aus verſchiedenen Jahren geſammelt und ſorgfältig verglichen würden, wie man es mit einigen Curſen Kants und Hegels gemacht hat, könnten ſie nach Schellings Tode als wichtige Beihilfe zu einer vollſtändigen und zuſammenhängenden Auseinanderſetzung des Syſtems dienen. Aber die früheren Beiſpiele ſolcher Zuſammenträge z. B. der phyſiſchen Geographie Kants, der Geſchichte der Philoſophie von Hegel u. a. beweiſen hinreichend, wie unbefriedigend, farb- und leblos ſolche Herſtellungen oder Moſaiken ſind, wie ungenügend und ſchwach ſie das lebendige Wort des Meiſters erſetzen. Die Liebhaber und Gönner der Philoſophie müſſen dem Schelling Beharrlichkeit und Erfolg in der, von ihm unternommenen Arbeit wünſchen. Und ſollte man nicht an der, wie es ſcheint, für ihn ſo ſchwierigen Leiſtung, ſein

Digitized by Google

Syſtem ſchriftlich darzuſtellen, den lebhafteſten Antheil nehmen, da, wenn ſein Werk unbeendigt verlaſſen werden ſollte, ſo viel große und genielle Gedanken vielleicht auf immer erlöſchen, und mit ſeinem Tode ſo viel Unſchätzbares unwiderruflich verſchwinden würde? Der Verluſt wäre unermeßlich! *)

Ohne Zweifel iſt die geringe Kundbarkeit des Schelling'ſchen Syſtems hauptſächlich ſchuld, daß, ſo wie es ſelbſt, auch ſein Begründer zum Gegenſtand einander widerſprechender Nachreden wird. Es ward Uebelgeſinnten leicht, ganz abgeſchmackte Gerüchte über eine Lehre zu verbreiten, die ſich in ein entferntes Auditorium verbarg, ohne ſich durch die Publicität zu ſchirmen. Ich bemerkte dieß gegen Boiſſerée, und er mußte mir zugeben, daß Schelling durch ſolche Verheimlichung Anlaß zu allen über ihn erzählten Mährchen gibt.

„Er dehnt die Sorge für die Unantaſtbarkeit ſeines Syſtems ſo weit aus," ſagte Boiſſerée, „daß er ſeinen Schülern auf's Strengſte verbietet, ihre akademiſchen Hefte Fremden mitzutheilen. Verſteht ſich nur aus Furcht irgend einer Entſtellung ſeiner Lehre durch Abſchriften. Sogar Freunden gibt er ſeine Manuſcripte nicht gern."

„Wenn Schelling," bemerkte ich, zum frühern Geſpräche zurückkehrend, „ſeinen Aufenthalt in Augsburg eben ſo, wie ſein Syſtem verbirgt, ſo wird es doch nicht angehen, daß ich in ſein Geheimniß und in ſeine Einſamkeit eindringe. Wie meinen Sie?"

„Verſuchen Sie es, gehen Sie zu ihm," antwortete Boiſſerée, „vielleicht nimmt er Sie an. Und wenn nicht, ſo wird wenigſtens doch Ihr Reiſegewiſſen beruhigt: Sie haben dann gethan, was Sie

*) Die Zweifel und Beſorgniſſe der Freunde Schellings beſtätigen ſich. Nach den letzten Nachrichten, die (1838) an mich gelangten, hat Schelling die Abſicht, ſein Syſtem zu ſchreiben, wieder aufgegeben, weil es ihm doch weit leichter wäre, es mündlich, als ſchriftlich mitzutheilen. Zur Abhilfe hätte hierauf der König von Baiern einen geſchickten und erfahrenen Sekretär angewieſen, einen vollſtändigen Curſus der Schelling'ſchen Philoſophie unter Aufſicht des Meiſters anzufertigen. Beſondere Stenographen müſſen alle Vorleſungen niederſchreiben, die von dem Sekretär durchgeſehen, verglichen, und verbeſſert dem Schelling vorgelegt werden. Durch dieſes Mittel wird hoffentlich der Nachkommenſchaft eine Lehre bewahrt werden, der ſonſt eine unverdiente Vergeſſenheit droht.

Nach Ausſage der Freunde Schellings iſt deſſen Lehre bis jetzt am treueſten enthalten in „Stahls Philoſophie des Rechts nach geſchichtlicher Anſicht. Heidelberg Mohr 1830 u. f." und in „Chalybäus hiſtor. Entwicklung der ſpeculativen Philoſophie von Kant bis Hegel 2. Aufl. Dresden. Arnold 1839.

konnten. Um ſolch' einen Mann, wie Schelling, kann man ſich ſchon der kleinen Unannehmlichkeit ausſetzen, abgewieſen zu werden. Gehen Sie zu ihm; wenn er Sie annimmt, bürge ich auch dafür, daß er Sie mit herzlicher Freundlichkeit empfängt, und Ihre Mühe wird Sie nicht reuen. Ich gäbe Ihnen gern einen Brief an ihn mit; allein ich darf eben nicht wiſſen, wo er iſt. Doch grüßen Sie ihn von mir, ſagen Sie ihm, hier in München gehe das Gerücht, er ſey in Augsburg, und darauf hin ſendete ich ihm meinen Gruß."

Da ich alſo aus dieſem Grunde keinen Brief an Schelling bekommen konnte, mußte ich mich mit Boiſſerée's Gruße begnügen, zu welchem noch zwei andere kamen, von dem nun verſtorbenen ruſſiſchen Geſandten, Fürſten Gagarin, nämlich und von dem damaligen Geſandtſchaftsſekretäre, dem ruſſiſchen Dichter Tütſchef, — zwei Freunden Schellings, wiewohl von verſchiedener Art und Stufe der Freundſchaft. Mit dieſen drei Grüßen verſehen, reiste ich nach Augsburg ab, entſchloſſen, Schelling aufzuſuchen, und wenn er mich annähme, ihm die drei Grüße in drei Takten zuzunicken.

Tags nach meiner Ankunft in Augsburg ſchickte ich in der Frühe den Lohnbedienten auf Erforſchung Schellings in einer mir unbekannten Wohnung, mit meiner Viſitenkarte, und der Anfrage aus, um welche Zeit ich ihn beſuchen dürfe. Nach etwa anderthalb Stunden kam er zurück, mit der Antwort, der Herr Geheimerath von Schelling könne mich in ſeiner zu engen und entfernten Wohnung nicht empfangen, wolle aber um vier Uhr Nachmittags zu mir kommen.

„Der hat ſich einmal in einen Winkel verſteckt!" ſagte mir der geſprächige Lohndiener. „In der ganzen Stadt bin ich umhergelaufen, ehe ich ſein Gaſthaus finden konnte. Es liegt auch ganz am Ende, faſt am Ausgang der Stadt. Da bewohnt er eine kleine Stube, und als ihm die Magd Ihre Karte abgegeben hatte, kam er ſelbſt mit der Antwort zu mir heraus. Iſt der Herr Geheimerath aus München?"

„Ja, er iſt dort Profeſſor und Präſident der Academie der Wiſſenſchaften."

„Präſident? So?"

Nach dieſer Erklärung, aus welcher der Diener den Schluß zog, daß ich doch nichts Geringes ſeyn müſſe, da ich mich mit einem königlichen Präſidenten befaßte und von ihm beſucht wurde, verließ er mich rücklings, weitere Befehle erwartend.

Digitized by Google

Und nun werde ich Schelling ſehen! — Boiſſerée hatte Recht: ein Empfehlungsſchreiben war faſt überflüſſig. — Doch warum bezeigt Schelling mir, den er ja nicht kennt, ſo viel Ehre, und übertritt nicht nur ſein Gelübde der Einſamkeit, ſondern macht ſelbſt einen Gang zu mir? Ich ſuchte die Erklärung in meiner Viſitenkarte. Ich bin ein Ruſſe, und wir Ruſſen ſind in Deutſchland ſehr geſchätzt, man nimmt uns gern auf Credit, man erkennt mit Achtung unſer politiſches Gewicht, man folgt mit Neugier und oft mit Neigung dem Gang unſerer Civiliſation und intellectuellen Entwicklung. Ich weiß, daß Schelling, im Gegentheil von Görres, einen hohen Begriff von Rußland hat, von dem er noch große Verdienſte um die Menſchheit erwartet. — Außer dieſem wichtigen Grunde des mir von Schelling bewieſenen Vorzugs, fand ich noch zwei andere. Einen in einer unbedeutenden, im Ruſſiſchen ſogar unüberſetzbaren, in Deutſchland aber nicht unwichtigen Partikel „von", die auf der Viſitenkarte vor meinem Namen ſtand; den andern in den Worten der Karte: „aus Moskau," einmal weil er dieſe Stadt als wahre Stellvertreterin Rußlands anſieht, und dann, weil er weiß, daß man ſich dort ſehr mit ſeinem Syſtem beſchäftigt. — Dennoch darf ich bei all' dieſer aus meiner Viſitenkarte entnommenen Erklärung nicht überſehen, daß, wie ich vom Lohnbedienten erfuhr, Schelling ſeinen Sohn aus Tübingen erwartete, und in der Unruhe dieſer Erwartung den Tag ohnehin als einen für ſeine Beſchäftigung verlorenen anſehen mochte. Endlich wußte er auch noch, daß ich gerade aus München angekommen war, wo man damals mit Furcht einen noch nie da geweſenen Gaſt erwartete, — die Cholera, und wo Schellings Familie zurück geblieben war. — Bei dieſer Erklärung der mir unerwartet zugedachten Ehre, legte ſich die augenblicklich erwachte Eitelkeit, und in vollkommener Demuth ſah ich dem hohen Gaſt entgegen. —

Fünf Minuten nach vier, auf meiner Uhr (ſie ging wahrſcheinlich fünf Minuten vor, denn die Deutſchen ſind pünktlich), ſtürzte athemlos der Lohnbediente, und nach ihm der Kellner mit der Nachricht herein, der Herr Geheimerath von Schelling frage nach mir, und wünſche mich zu ſehen. —

„Verſteht ſich, ſehr angenehm!" — Gleich darauf öffnete ſich die Thüre, und ein Sechziger von mittlerer Statur, unterſetzt, trat mit den Manieren eines alten deutſchen Hofmanns herein. In ſeinem ganzen Aeußern war etwas ſehr Reſpectables, Leutſeliges, aber, wie es

ſchien — Angenommenes, — eine Art Miſchung aus Gelehrtem und Höfling.

Dieß war Schelling. Wir gingen einander mit gegenſeitigen Entſchuldigungen entgegen: ich wegen der ihm gemachten Mühe, er wegen meines nicht angenommenen Beſuches.

Wir ſetzten uns nieder. Ich lud den berühmten Gaſt auf's Sopha ein, und ſetzte mich ihm gegenüber. Während er mir wiederholte, warum er mich nicht habe empfangen können, betrachtete ich aufmerkſam ſeine Geſichtszüge.

Das Aeußere und die Geſichtszüge Schellings ſind von denen, die beim erſten Anblicke nicht auffallen. Sie gehören einem deutſchen Gelehrten, und zwar einem aus einer ältern Generation. Bei tieferem Einblick wird man aber keine gemeinen Züge entdecken. Beſonders wird man von der Form ſeiner Stirne betroffen, die weniger hoch als ungewöhnlich breit iſt. Ohne Nebenbeziehung könnte man ſie mit einem Vergleich, der Schellings Stirne am beſten malt, — eine Ochſenſtirne nennen, in welcher ſich nicht blos eine intellectuelle, ſondern auch eine phyſiſche Kraft offenbart. Graue, etwas gilbende, und noch dichte Haare umgeben dieſe mächtige Stirne, über welche weder das Alter, noch beſtändiges, tiefes Denken Furchen gezogen haben. Sie iſt ſo glatt, als die Stirne eines Sechszigers ſeyn kann; man findet keine Spuren der Anſtrengung und kopfbrechender Arbeit. Ohne Zweifel entſtehen die Ideen in dieſem genialen Kopfe leicht und frei, wie ja im Gegenſatze auf Hegel's Stirne die tiefen Furchen im Einklang mit der großen Anſtrengung ſtanden, die dieſen Philoſophen das Denken koſtete. Die Augen Schellings ſind beim erſten Anblicke eben ſo wenig bedeutend, als ſeine ganze Phyſiognomie, es ſind graue Augen, mittlerer Größe, ohne beſonderen Ausdruck. Allein man wird von ihrer ungemeinen Klarheit betroffen, die, nach der Ausſage eines alten Freundes von Schelling, in ſeiner Jugend ſo groß war, daß man ſich darin ſpiegeln konnte. Jetzt ſind ſie allerdings von Alter und Arbeit nicht ungetrübt geblieben, indeß immer noch ungewöhnlich klar. — Man hat mir früher viel von Schelling's ſokratiſcher Naſe geſprochen. Und wirklich, wenn man ſein Geſicht von der Seite betrachtet, ſo erſcheint die unten ziemlich breite, und etwas platt gedrückte Naſe auch aufgeſtülpt, und die ganze Phyſiognomie Schelling's nimmt einen feinen Ausdruck an, der durch eine krankhafte, gallige Geſichtsfarbe, und durch auf- und ausgeſchweifte Mundwinkel noch erhöht wird. Aber von vorn angeſehen,

hat weder die Naſe noch die Phyſiognomie überhaupt dieſen Ausdruck, und das breite, runde Geſicht Schelling's erſcheint mehr gutmüthig, als ſpöttiſch.

Noch in München hatte ich das, im Auftrage des Kronprinzen von Baiern, von dem bekannten Stieler gemalte, und auch litographirt erſchienene Bildniß Schellings geſehen. Nun ja, es iſt nicht unähnlich: als Schelling bei mir eintrat, habe ich ihn darnach erkannt; allein im Ganzen genommen, iſt die Aehnlichkeit doch nicht groß. Schelling iſt unter andern als Weltmann, ja faſt als Elegant dargeſtellt. Seine Haare ſind lockenartig gehalten, das Halstuch iſt mit Sorgfalt umgelegt, der Frack modiſch, und der maleriſch drappirte Mantel, die läßige Haltung des Körpers, ſtellen eher einen Höfling, als einen deutſchen Profeſſor und Philoſophen dar; während bei dem wirklichen Schelling Alles dieſes fehlt, die einfache, nicht einmal hübſche Kleidung, die zerſtreuten Haare, das weiße, ſchmal umgewickelte Halstuch, und die Haltung des Körpers nichts vom Weltmann haben.

Im Anfang unſerer Unterhaltung blieb Schelling auf dem Sopha zurückgelehnt, auf ſeinen kleinen Stock geſtützt; nachher, als das Geſpräch lebhafter wurde, ſtellte er den Stock bei Seite, rückte gegen den Tiſch hervor, und legte die Arme, mit den in die weiten Aermel des Kleides eingeſteckten Händen, auf den Tiſch, wie auf einen Lehnſtuhl, um eine Vorleſung zu halten. Freilich mag Schelling, in Gegenwart eines Kronprinzen, eine andere Lage einnehmen, und ſich nicht ſo einfach kleiden: doch glaube ich nicht, daß er ſich jemals als Stutzer angezogen hat, und die ganze Sünde jener bildlichen Darſtellung bleibt auf Stieler's Seele haften.

Schelling erklärte mir, daß er gegen Abend ſeinen Sohn aus Tübingen erwarte; dieſer ſollte den Abend mit dem Vater zubringen, und ſich des andern Tages nach München zur Mutter begeben.

„Gern hätte ich Ihnen einen Theil des Abends gewidmet, ſagte mir Schelling, wenn ich nicht meinen Sohn erwartete. Wir haben uns lange nicht geſehen, und viel miteinander zu reden.“

Darauf fragte er mich, ob ich in München nichts von der Cholera gehört hätte, und erklärte, daß er, wenn ſie dort erſcheine, unverzüglich zu ſeiner Familie abreiſen werde, im entgegengeſetzten Falle aber, dächte er bis zum Schluß der Ferien in Augsburg zu bleiben.

Ich entledigte mich der Grüße Gagarin's, Tütſchef's und Boiſſerée's.

Er ließ ſich umſtändlich über Letzteren aus, nannte ihn einen der ausgezeichnetſten Männer Münchens, und fragte, ob ich die Sammlung der Glasgemälde der Herren Bertrand, und Melchior Boiſſerée, eines Bruders von Sulpiz, und die beide zuſammen wohnen, geſehen habe. Auf meine bejahende Antwort, äußerte Schelling gutmüthig, ja mit Naivetät: „wenn ich reich wäre, ſo hätte ich mir ein ganzes Zimmer mit ſolchen Gemälden geſchmückt, und mich in gewiſſen Stunden des Tages dahin zurückgezogen. Nichts ladet ſo zum Nachdenken ein, als ſolche Luftmalerei.“

Unverkennbar ein langgehegter und inniger Wunſch Schellings! Er hatte ihn mit ſo ungeheuchelter Aufrichtigkeit ausgeſprochen, daß ich unwillkürlich bei mir dachte: Wenn es mir nur möglich wäre, ſolche Gemälde zu kaufen, und Schelling's Cabinet damit zu ſchmücken! Wie würde er heimkehrend ſich darüber gefreut haben! —

Nach dieſer naiven Herzensergießung kam Schelling — ich erinnere mich der Wendung nicht mehr — auf die Politik, und ſprach über die portugieſiſchen Angelegenheiten, von denen damals alle Zeitungen voll waren. Ich hatte Schelling zu ſehen geſucht, aber gewiß nicht, um über Politik mit ihm zu verhandeln. Doch darf ich verſichern, daß ſeine politiſchen Anſichten ſchnurgerade jenen entgegengeſetzt ſind, die einige ruſſiſche Journaliſten ihm und ſeiner Schule beilegen.

Ich ſprach nun von Rußland, von Moskau, von der Liebe unſerer ſtudierenden Jugend zur deutſchen Philoſophie, und namentlich zu ſeinem frühern Syſtem, indem ich zugleich das Bedauern ausdrückte, daß ſein neues Syſtem bei uns noch ſo wenig bekannt ſey.— Schelling erwiderte, daß es ihm ſehr willkommen ſeyn würde, mit Rußland in ein intellectuelles Bündniß zu treten; er habe immer gewünſcht, die Ruſſen möchten ſeine Vorleſungen mehr und mehr beſuchen. — Ich bedaure, ſagte er unter andern, nachdem er mich über ein Werk des Profeſſors Pogodin über die Philoſophie der Geſchichte befragt hatte, daß ich kein Ruſſiſch leſe; es wäre mir intereſſant, dem Gange ihrer jungen und friſchen Cultur zu folgen.

Er ſprach von Turgeneff, mit welchem er vor einigen Jahren eine Reiſe nach Venedig gemacht hatte, und von andern ruſſiſchen Bekannten. Man ſah wohl, wie angenehm es ihm war, die Theilnahme zu erfahren, die bei uns ſeine philoſophiſchen Leiſtungen finden. Als ich ihm ſagte, wie ſeine Lehre von einem petersburger Journaliſten in's

Lächerliche gezogen worden ſey, und wie ſolche unſtatthafte Spöttereien bei allen einen lebhaften Unwillen erregt hätten, denen, wenigſtens vom Hörenſagen, das Syſtem des münchner Philoſophen bekannt geweſen: ſo ſchien ihm eine ſolche Theilnahme ſehr angenehm zu ſeyn, und er verſetzte lächelnd: Ich bin gewiß, daß ſich unter Ihnen auch Verthei- diger finden werden werden; unſchickliche Angriffe aber bin ich ſchon in Deutſchland gewohnt.

Als Schellings Nachfragen über Rußland ſich erſchöpften, entſchloß ich mich, mit kurzer Wendung das Geſpräch auf den Gegenſtand ſeiner jetzigen Beſchäftigung, auf die Philoſophie, zu lenken. — „In München geht das Gerücht, ſagte ich, daß Sie Ihrer literariſchen Arbeiten wegen hierher gereist wären, Sie werden hoffentlich die unbeſcheidene Neu- gier eines Reiſenden verzeihen, und mir zu fragen erlauben, ob es wahr ſey."

„Ja, antwortete Schelling, ich habe mich hierher zurückgezogen, um eine Darſtellung meines Syſtems niederzuſchreiben. In München iſt es nicht möglich: dort bin ich mit Geſchäften der Univerſität und der Academie überhäuft; jene Stadt iſt nicht für gelehrte Arbeiten; man erfährt fortwährend Störungen von außen."

Zu dieſen Störungen konnte man wohl auch rechnen, daß Schel- ling den bevorſtehenden Winter außer ſeinen academiſchen Vorleſungen, noch beſondere, für den Kronprinzen von Baiern, halten mußte, der den Wunſch hatte, einen vollſtändigen Curſus der Schelling'ſchen Philoſophie zu hören.

„Allerdings, bemerkte Schelling, erfordert es eine beſondere Bear- beitung, weil ich doch während eines Winterſemeſters ein ganzes philo- ſophiſches Syſtem nicht in demſelben Maßſtabe vortragen kann, wie ich es meinen academiſchen Zuhörern vortrage. Dieß wird mir viel Zeit rauben; allein — es iſt nicht zu ändern. In meinem Leben fand ich oft genug Störungen; ich bin in beſtändiger Abhängigkeit von den Umſtänden geweſen, ich komme nie dazu, mein Werk ruhig zu beendigen. So iſt es auch jetzt: ich hatte mir vorgenommen, die gan- zen Ferien hier zuzubringen, und eine Abtheilung meines Syſtems zu beſchließen; kommt nun aber die Cholera nach München, ſo muß ich alles liegen laſſen, und zu meiner Familie eilen.

Die Befürchtungen Schelling's trafen ein. Eine Woche nach mei- ner Zuſammenkunft mit ihm, erfuhr ich in Stuttgart, daß die Cholera

in München wirklich eingedrungen war. Die Arbeit Schelling's wurde wahrſcheinlich auch dießmal wieder unterbrochen.

„Worin beſteht," fragte ich, „der Theil Ihres Syſtems, der Sie jetzt beſchäftigt?"

„Es iſt das Syſtem der poſitiven Philoſophie," antwortete Schelling, indem er alsbald die Stellung eines Profeſſors auf dem Lehrſtuhle annahm. „Mein geſammtes Syſtem wird aus vier Abtheilungen beſtehen. Der erſte Theil iſt eine Einleitung, in Form einer Geſchichte der Philoſophie, ſeit Carteſius: hier wird natürlich auch die wahre Methode der Philoſophie beſtimmt. Dieſer Theil iſt bereits fertig. Nun bin ich, wie geſagt, am Syſteme der poſitiven Philoſophie, die den zweiten Theil ausmachen wird. Hier werden die Grundlagen meines ganzen Syſtems dargeſtellt."

„Aber — was nennen Sie „„poſitive"" Philoſophie?"

„Ich will durch dieſen Ausdruck andeuten, daß mein philoſophiſches Syſtem kein rein ideales, logiſch-conſtruirtes, wie etwa das Hegel'ſche, und daher mehr oder weniger hypothetiſches iſt; daß es im Gegentheil ſeine Wurzel in der lebendigen Wirklichkeit hat, daß es auf die Natur der Dinge ſelbſt begründet iſt. Dieſen zwei Theilen wird dann eine Philoſophie der Mythologie, und eine Philoſophie der Offenbarung folgen. Dieſe beiden machen nur die Rückſeite der poſitiven Philoſophie aus. Jeder derſelben wird ein beſonderes Werk bilden; ich werde ſie aber nicht anders als zu gleicher Zeit herausgeben, damit das gelehrte Publikum mein Syſtem von allen Seiten beſchauen könne, und die Verbindung erkenne, in der alle Theile unter einander ſtehen."

„Sie ſprachen noch nicht von der Naturphiloſophie: wird ſie aus Ihrem neuen Syſtem ausgeſchloſſen?"

„Ganz und gar nicht! Ueber die Natur habe ich durchaus neue Ideen; allein ich werde ſolche bei meiner Lebzeit nicht veröffentlichen, da ſie noch von der Erfahrung beſtätigt werden müſſen, ſo feſt ich von ihrer Wahrheit im Voraus überzeugt bin. Sie werden in einem Werke nach meinem Tode erſcheinen."

„Warum wollen Sie aber dieſe Gedanken nicht lieber den deutſchen oder franzöſiſchen Naturforſchern mittheilen, um ſie ihren Experimenten zu unterwerfen?"

„Die Naturwiſſenſchaften in ihrer Geſammtheit werden nirgends mit ſolchem Erfolg betrieben, als in Frankreich. Dort, ich bin deſſen gewiß, würden meine Ideen über die Natur eine baldige Beſtätigung finden. Wenn es mir nur möglich wäre, hierzu eine Reiſe nach Paris zu machen, und mich eine längere Zeit dort aufzuhalten! Durch Correſpondenz iſt nichts zu machen. Uebrigens greift die Philoſophie der Natur in alle andern Theile meines Syſtems ein, wird aber eigentlich einen beſondern Theil, — ſeine fünfte Abtheilung, ausmachen."

„Und worin beſteht der weſentliche Unterſchied Ihres jetzigen von dem früheren Syſteme?"

„Eigentlich iſt es daſſelbe; die Hauptprinzipien ſind nicht verändert, es iſt nur zu einer höhern Potenz erhoben. Sie verſtehen mich wohl! Die Grundlage, die mich trägt, iſt noch dieſelbe, aber ich ſtehe höher."

Ich dachte jetzt einige ſpecielle Fragen an Schelling zu thun, und mit der Frage über die Freiheit des menſchlichen Willens, dem bekanntlich Schelling in ſeinem jetzigen Syſteme mehr Raum widmet, als im früheren, — den Anfang zu machen; allein Schelling ſah auf die Uhr, und erhob ſich mit den Worten:

„Ich erwarte meinen Sohn. Sie werden mir verzeihen. Wohin reiſen Sie von hier?"

Ich antwortete, daß ich nach Paris reiſe, und fragte, ob er etwa Aufträge habe.

„Dießmal nicht," war die Antwort: „Sehen Sie Couſin, ſo grüßen Sie ihn von mir. Wie ſchreibt man an Sie nach Paris?"

„Poste restante."

„Leben Sie wohl! Ich hoffe, auf Wiederſehen! —"

Hier drückten wir einander die Hände und ſchieden.

Wie ungelegen für mich mußte ſich Schelling an ſeinen Sohn erinnern! In dem Momente wegzugehen, als das Geſpräch ſich belebte, als wir über die Philoſophie zu ſprechen anfingen! — Die Leſer werden begreifen, wie ſchwer es mir fiel, mich von Schelling zu trennen, ſo unerwartet bald.

Ich hatte früher gehört, daß er gut franzöſiſch ſpreche, und fing daher die Unterhaltung mit ihm in dieſer Sprache an. Er ſpricht

Digitized by Google

geläufig und richtig, wiewohl mit ziemlich deutſchem Accent. Als wir auf Philoſophie zu reden kamen, mußte er unwillkürlich zu deutſchen Ausdrücken greifen. — Wenn Sie meine Werke leſen, ſagte er, wie zur Entſchuldigung, ſo verſtehen Sie auch deutſch.

Im Laufe unſeres Geſprächs wurde Schelling immer einfacher in ſeinen Worten, wie in ſeinen Manieren. Denn, wie geſagt, erſchien er anfangs mit dem Anſtrich eines deutſchen Höflings, mit dem Aufwande verfeinerter Weltmanier und Artigkeit. Aber ſchon nach fünf Minuten löste ſich allmählig dieſe Hülle, und Schelling erſchien endlich vor mir in ſeiner ganzen geniellen Einfachheit.

Unſer Geſpräch dauerte beinahe eine Stunde. Sobald er fort war, ſchrieb ich es nieder. Am Abende desſelben Tages war ich ſchon fort von Augsburg.

Digitized by Google

Choſrew - Paſcha.

(Wir entnehmen dieſe Züge zu dem Bilde eines merkwürdigen, in der jüngſten Vergangenheit vielfach genannten Mannes, dem Berichte eines Franzoſen, der lange in Conſtantinopel verweilte; er beurtheilt den ergrauten Krieger und Staatsmann günſtiger als es die meiſten Reiſenden thun, welche unſer Publikum von ihm unterhalten.)

Choſrew-Paſcha war im chriſtlichen Europa bis jetzt nur wenig bekannt, und wurde ſehr ſchlecht beurtheilt; die häufigen Beziehungen, die ich theils zu ihm perſönlich, theils zu den ihm naheſtehenden Beamten und Officieren, während meines Aufenthaltes in der Türkei, im Jahre 1837 hatte, machen es mir möglich, viele Irrthümer zu berichtigen, die über dieſen merkwürdigen Mann ziemlich allgemein ſind, und ihn mehr in ſeinem wahren Charakter erſcheinen zu laſſen. Da ich ſelbſt einige Zeit in Dienſten der Pforte ſtand, ſo ward mir mehrfach

Gelegenheit, die Anſichten Chosrew-Paſcha's und ſeine Handlungsweiſe zu beachten.

Chosrew-Paſcha hat ſeinem Lande wahrhaft große Dienſte erwieſen; nur ſeiner Fähigkeit und ſeinen Verdienſten hat er ſeine hohe Stellung, die höchſte, die je einem Unterthan des Sultans zu Theil wurde, zu danken. Nach der Expedition der Franzoſen nach Egypten ward er zum Gouverneur dieſer Provinz ernannt, aber ein Militärbefehlshaber, der damals anfing, ſich eine nicht gemeine Laufbahn zu eröffnen, kam bald zur Einſicht, der neue Gouverneur ſey zu intelligent und ſcharfſichtig, als daß er nicht ſeine ehrgeizigen Pläne durchſchauen ſollte. Er benutzte daher den Einfluß, welchen er auf die Truppen übte, um ſie gegen Chosrew aufzubringen. Als die Gemüther ihm genugſam aufgeregt ſchienen, ſtellte er ſich an die Spitze der Meuterer, und zwang den Gouverneur des Großherrn, Egypten zu räumen. Sobald Chosrew in Conſtantinopel angekommen war, reichte er eine Anklage gegen den aufrühreriſchen Befehlshaber ein; dieſer, der ſeinerſeits ſein Benehmen zu beſchönigen und zu entſchuldigen ſuchte, indem er mit den ſchwärzeſten Farben die im Lande, im Namen und auf Geheiß des Gouverneurs, begangenen Erpreſſungen ſchilderte, ließ, um Zutrauen einzuflößen, und die Ausführung großer Entwürfe, mit denen er ſich trug, und die er ſpäter mit ſeltenem Glücke ausführte, in Ruhe vorbereiten zu können, dem Divan erklären, er und die ihm untergebenen Truppen würden bereitwillig jede andere Autorität, als die Chosrew's, anerkennen. Der aufrühreriſche Befehlshaber von damals war Mehemet-Ali, jetzt Vicekönig von Egypten.

Seit jenem Ereigniſſe ward Chosrew nacheinander Gouverneur verſchiedener andern Provinzen, und Capudan-Paſcha; er bekleidete die wichtigen Poſten des Gouverneurs von Conſtantinopel, des Polizeiminiſters, des Seraskiers oder Generalcommandanten aller regulären Truppen, dann noch die Stelle eines Präſidenten des großen Staatsrathes des Reiches; jetzt iſt er Großvezier. Mehre Male führte er Heere gegen den Feind, doch war er im Felde niemals glücklich, indeſſen ſchadeten die Niederlagen, die er erlitt, ihm in der Achtung des Sultans nicht, im Gegentheil folgten denſelben immer neue Gunſtbezeigungen ſeines Gebieters, der ihn als den fähigſten Mann betrachtete, zu den Reformen mitzuwirken, die er in ſeinen Staaten einführen wollte. In den Rachegedanken Mahmuds, gegen ſeinen übermüthigen

Vaſallen von Egypten, war Chosrew-Paſcha Vertrauter ſeines Gebieters, doch hielt er, wie ſehr er auch gleichfalls Mehemed-Ali haßte, mit dem er ſeit 1825 in einer Feindſchaft lebte, die keiner von Beiden noch ferner zu verbergen für der Mühe werth hielt, den Sultan zum Oeſtern von übereilten Schritten gegen dieſen ab. Aus Chosrew's eigener Erzählung weiß ich, daß er 1825 mit einem Theile der Flotte, die er commandirte, die Streitkräfte des Vicekönigs überflügelnd, in den Hafen von Alexandrien drang, und beſtimmt die Schiffe Mehemeds, die dort vor Anker lagen, verbrannt haben würde, hätten ihn nicht die ernſteſten Vorſtellungen der Conſuln Frankreichs und Englands davon zurückgehalten. Als mir der alte Seraskier dieſe Thatſache erzählte, ſchien er es noch lebhaft zu bedauern, daß er ſeinem alten Feinde dieſen ſchweren Verluſt nicht habe beibringen können.

Es iſt bekannt, wie Chosrew-Paſcha alles aufbot, was in ſeiner Macht ſtand, um die Schlacht von Navarin, die Kriege gegen Rußland und den Vicekönig, und mithin die drückenden Verträge von Unkiar Skeleſſi und Kutaïeh, ſo wie die Schlacht von Nezib zu verhindern, und daß er die Gunſt des Sultan, die er ſo lange genoſſen, eben ſeiner friedfertigen Rathſchläge wegen, für eine Zeitlang mindeſtens, verlor. Chosrew hat indeſſen wohl zur Annahme der von den Siegern gebotenen Bedingungen rathen können, um ſeinem Lande größere Unfälle noch zu erſparen, nie aber den Frieden um jeden Preis gewollt. Seine kurze Entfernung von den Staatsgeſchäften, geſchah indeſſen nicht einmal ganz in Folge der Ungnade des Sultans, und einige Umſtände, die ich darüber anführen will, und für deren Authenticität ich mich verbürgen kann, beweiſen das. Indem Chosrew-Paſcha ſeinen Adoptivſöhnen Halil und Saïd-Paſcha die Hand der beiden älteſten Töchter des Sultans verſchaffte, hatte er unmittelbar am Throne ſeines Herrn zwei Wachen aufgeſtellt, denen Dankbarkeit zur Pflicht machen mußte, von allem ihn in Kenntniß zu ſetzen, was auf ſeine Intereſſen und ſeine Stellung ſich bezog. Ebenſo durfte er darauf rechnen, daß die beiden Sultaninnen, die mit ſeinen Söhnen verbunden waren, ihm eintretenden Falles ihren mächtigen Einfluß leihen würden; aber Umſtände, die er nicht vorauszuſehen vermocht hatte, täuſchten ſeine kluge Berechnung. Halil-Paſcha mißfiel dem Großherrn durch ſeine gänzliche Unfähigkeit und Trägheit in ſo hohem Grade, daß er endlich in Ungnade fiel. Die zweite Tochter des Sultans, mit Saïd-Paſcha vermählt, den ſie durchaus nicht liebte, klagte Chosrew an, Urſache einer Verbin-

dung zu ſeyn, die ſie beklagte. Die Feinde des alten Staatsmannes benützten dieſe Verhältniſſe, und gaben ſich alle erſinnliche Mühe, ihn zu ſtürzen. Es traf ſich, daß einige Umſtände ihre Machinationen begünſtigten: der Sultan hatte ſein Bildniß unter großen Feierlichkeiten in den Caſernen von Conſtantinopel und der Umgegend, ſowie in dem Saale des Divans aufſtellen laſſen. Das war eine Verletzung des Gebotes des Propheten, welche die religiöſe Anſchauungsweiſe der Moslim ſchwer verletzte. Man murrte, aufrühreriſche Drohungen wurden laut, und es brachen mehre Feuersbrünſte in verſchiedenen Theilen der Hauptſtadt aus. Nicht genug damit, der Finanzminiſter ward in der Sophienmoſchee erſchlagen, während Sultan Mahmud dort ſein Gebet verrichtete; der Beherrſcher der Gläubigen ſelbſt ward im Vorhof dieſer Moſchee von einem Iman beſchimpft, und endlich brach ein Aufſtand der Kaidji (Bootsleute) aus, weil eine Brücke Pera mit Conſtantinopel verbinden ſollte. Dieſe Ereigniſſe und die Mißſtimmung des Volkes nun waren Chosrew's Feinde bemüht, dieſem als Gouverneur der Hauptſtadt und ſeinem Mangel an Umſicht zuzuſchreiben, und ſie äußerten laut: größeres Unglück könne nur verhütet werden, wenn man die Amtsgeſchäfte des alten Paſchas jüngern und fähigern Männern anvertraue.

Zu derſelben Zeit beſtimmte Mahmuds älteſte Tochter dieſen, Halil-Paſcha, ihrem Gatten, zu verzeihen, ohne daß der alte Seraskier darum wußte. Mit ſeinen hohen Aemtern wurden nun Halil-Paſcha und Saïd-Paſcha bekleidet. In dem Firman, der dieſe Veränderung ausſprach, erklärte der Sultan, Chosrew-Paſcha werde ſich in einen Palaſt am Bosphorus, vier Meilen von Conſtantinopel, mit einem Ruhegehalte von ſechstauſend Piaſtern monatlich, zurückziehen. Dieſe Beſtimmung ſeines Aufenthaltes ließ das Publicum, wie den Seraskier ſelbſt vermuthen, er ſey in Ungnade gefallen, und dieſer Schlag war ihm um ſo empfindlicher, da er erſt acht Monate zuvor, als bei Gelegenheit der Hochzeit Saïd-Paſcha's, dem Sultan vorgeſchlagen hatte, er wolle alle ſeine Aemter zu Gunſten ſeiner beiden Adoptivſöhne niederlegen. Damals antwortete ihm der Sultan: „um dich für deine Dienſte und deine Treue zu belohnen, habe ich dich zum Seraskier ernannt, und mein Wille iſt, du ſollſt Seraskier bleiben, bis es Gott gefällt, dich zu ſich zu rufen."

Diejenigen, welche noch kurz zuvor, eifrigſt um das Wohlwollen

Chosrew-Paſcha's bemüht waren, Halil-Paſcha, der ihm Alles zu verdanken hatte, mit ihnen, verließen ihn jetzt ganz. Doch ſollte er ſchnell gerächt werden. Der Großherr, bald davon unterrichtet, wie man ſich über die Urſachen, die ſeinem Firman zu Grunde lägen, täuſche, und wie ſein Befehl an Chosrew irrig ausgelegt werde, gab eine Erklärung, die Entfernung des alten Paſcha's von den Geſchäften ſey durchaus keine Ungnade, und er ſolle auch fortan noch, wie zur Zeit, wo er Miniſter war, eine Ehrenwache von vierzig Gardiſten um ſeine Perſon haben; ferner ſollen alle, in Conſtantinopel anweſenden Großen des Reiches, ſeine beiden Schwiegerſöhne nicht ausgenommen, gehalten ſeyn, an beſtimmten Tagen, die Beweiſe ihrer hochachtungsvollen Ergebenheit zu den Füßen ſeines älteſten und treuſten Freundes niederzulegen. Als bei Gelegenheit des Beiramfeſtes Chosrew, den, ihm angewieſenen Ruheſitz verlaſſen hatte, und nach Conſtantinopel gekommen war, um dem Großherrn ſeine Aufwartung zu machen, ging dieſer, der ihn in den Palaſt hatte treten ſehen, ihm bis an den Eingang ſeiner Gemächer entgegen, und erwies ihm dadurch eine Ehre, die, wie die Türken ſagen, von Seiten ihrer Sultane noch niemals einem Unterthan zu Theil geworden war. Kurze Zeit nachher rief Mahmud einen oberſten Staatsrath des Reiches in's Leben, und übertrug den Vorſitz darin Chosrew-Paſcha. Was die Zeitungen über die letzten Augenblicke des kürzlich verſtorbenen Sultans erzählt haben, liefert gleichfalls Beweiſe, mit welchem Vertrauen er den jetzigen Großvezier bis zu ſeinem Tode beehrte. — Die beiden folgenden Anekdoten liefern nicht unweſentliche Züge zu dem Charakterbilde Chosrew's. Es iſt viel von dem tragiſchen Ende des berühmten Kiatib Zabé, des Bey von Smyrna, eines vertrauten Freundes von Chosrew, die Rede geweſen, und man hat den letzteren dabei in ſehr gehäſſigem Lichte dargeſtellt; nach einer allgemein verbreiteten Angabe ſoll er den Bey am Bord ſeines Admiralſchiffes haben enthaupten laſſen, wohin er ihn zu einem Feſte mit der ausdrücklichen Verſicherung eingeladen, die Freundſchaft, die ſie für einander hegten, ſey ihm ja eine ſichere Bürgſchaft. Jene, höchſt entſtellte Thatſache verhält ſich nun aber ſo: der Sultan, der zu der Ueberzeugung gelangt war, zur Regeneration ſeines Reiches ſey es unumgänglich nothwendig, den Einfluß und die Macht der Beys zu ſchwächen, die in ihren Gouvernements eine faſt unumſchränkte Gewalt übten, hatte Chosrew Paſcha mit Vollziehung der dahin abzielenden Verfügungen beauftragt. Kiatib Zabé, Paſcha der Provinz Aïdin, weigerte ſich nun, den Befehlen des Sultans zu entſprechen; er ſetzte

ihnen vielmehr offenen Widerſtand entgegen. Mehre Male waren von Mahmud vergeblich Agenten ausgeſandt worden, die das, gegen den ungehorſamen Paſcha ausgeſprochene Urtheil zur Ausführung bringen ſollten; ja, ſie verloren ſogar ſelbſt ihr Leben über den Verſuchen dazu; Chosrew bemühte ſich, ſeinen Freund zum Gehorſam zurückzuführen, und hatte den Muth, im verſammelten Divan ſeine Vertheidigung zu übernehmen, allein vergeblich. Mahmud wollte mit ſeinem aufrühreriſchen Diener endlich endigen, und ſandte Chosrew, der ſich mit der Flotte in dem Meerbuſen von Egypten befand, den gemeſſenſten Befehl, nach Conſtantinopel zurückzukehren, jedoch nicht ohne zuvor in Smyrna verweilt zu haben, woher er ihm den Kopf Kiatib Zabés holen ſollte. Der Capudan-Paſcha konnte nun nichts mehr für ſeinen Freund thun als ihn vor der drohenden Gefahr warnen, die über ihn hereinbrechen mußte. Er nahm deßhalb ſeine Maßregeln in der Art, daß er erſt am Abend auf der Rhede von Smyrna ankam, damit er zuvor ganz insgeheim einen vertrauten Boten an den abſenden könne, den er hinrichten zu laſſen, Befehl hatte. Durch dieſen Boten ſandte er Kiatib ein Pferd, einen Säbel und einen Brief, der folgende Worte enthielt: „Nimm' dieſes Pferd und dieſen Säbel, in Deinen Ställen ſteht kein ſo ſchnelles Roß; Du haſt keine beſſere Waffe, als dieſe, Dich gegen Deine Feinde zu vertheidigen.“ — In der Meinung, der Bey habe den Sinn ſeiner Botſchaft verſtanden, und ſich beeilt, durch die Flucht einem nur zu gewiſſen Tode zu entgehen, machte er am andern Morgen ſeinen Officieren, den ihm ſo peinlichen Auftrag, welchen er empfangen hatte, bekannt, und ſandte zugleich in den Palaſt des Beys, um dieſen zu einem Mittagsmahl an Bord ſeines Admiralſchiffes einladen zu laſſen, während er Vorbereitungen zur Hinrichtung traf, die, wie er beſtimmt hoffte, nicht ſtattfinden würde. Sein Schmerz und ſein Erſtaunen waren daher groß, als er das reich beflaggte Fahrzeug des Beys den Hafen durchſchneiden, und auf das Admiralſchiff zuſteuern ſah. Den Mangel an Scharfſinn, oder das zu große Vertrauen ſeines Freundes verfluchend, eilte er, ein anderes Schiff zu erreichen, damit er wenigſtens nicht Zeuge der Hinrichtung ſeyn müſſe, die jetzt nur noch eine Stunde aufzuſchieben, nicht mehr in ſeiner Macht lag. Der unglückliche Kiatib Zabé fand da Tod und Henker, wo er einen Freund und Stunden froher Feſtlichkeit zu finden gehofft hatte.

Als Mahmud die Janitſcharen in Conſtantinopel getödtet oder verſprengt hatte, hielt er ſein Werk noch nicht für vollendet, ſo lange nicht

auch die Janitſcharen ausgerottet ſeyen, welche auf der Flotte dienten, die damals Chosrew-Paſcha befehligte. Er überſandte alſo dieſem Nachricht von allen Einzelnheiten jenes folgenſchweren Ereigniſſes, und befahl ihm zugleich in einem Firman, die unter ſeinem Befehle ſich befindlichen Janitſcharen gleichfalls hinrichten zu laſſen. Der Capudan-Paſcha war beſtürzt, da es ihm, weil ſich unter etwa achttauſend Matroſen und Officieren, mit denen die Flotte bemannt war, ſiebentauſend Janitſcharen befanden, ganz unmöglich ward, dem Befehle des Großherrn zu entſprechen. Um daher einem Aufruhr vorzubeugen, und ſeinem Herrn gute Seeleute zu ſparen, nahm er zur Liſt ſeine Zuflucht. Nachdem er den Brief Seiner Hoheit wieder in die ſeidene Hülle geſteckt hatte, gab er ihn dem Palaſtofficier, welcher ihm denſelben überbracht hatte, und bat ihn, er möge ihn ihm noch einmal in Gegenwart ſämmtlicher Officiere der Flotte, die er in einem Kriegsrathe verſammeln wolle, überreichen. Einige Minuten ſpäter verſammelte ſich der Kriegsrath unter Chosrew's Vorſitz, der Abgeſandte des Großherrn wird angekündigt, der Admiral empfängt ihn mit den Formen der höchſten Ergebenheit, entnimmt den Firman der Hülle in Gegenwart der verſammelten Officiere, denen er alsbald die Nachricht von der Vernichtung der Janitſcharen mittheilt. Und mit kluger Berechnung der Furcht, die dieſe unerwartete Botſchaft auf den größten Theil von ihnen machte, fügte er hinzu: „Der Sultan, unſer aller Herr über Leben und Tod, hat mich beauftragt, Euch ſeine Zufriedenheit mit Euern treuen Dienſten, von denen ich ihm Rechenſchaft gegeben habe, zu bezeugen. Es macht ihn die Ueberzeugung glücklich, daß unter ſeinen Seetruppen keine Böſewichter und Verräther ſich befinden. Mein Wille iſt nun, daß wir durch eine demüthige Botſchaft an ihn, ihn unſerer Verehrung und unwandelbaren Treue verſichern, denn ihm gehört ja unſere Habe und unſer Leben an." Dieſe Rede verfehlte die gewünſchte Wirkung nicht. Da Chosrew aber fürchtete, es möge nach einiger Zeit der Geiſt des Aufruhrs wieder kehren, der ſich unter ſeinen Truppen ſchon mehrſach geäußert hatte, ſo bezeichnete er drei Janitſcharenführer, die ihm am gefährlichſten ſchienen, um dem Sultan die Geſinnungsäußerungen der Seetruppen zu Füßen zu legen. Dieſe nahmen, von dem anſcheinenden Wohlwollen ihres Paſcha's getäuſcht, den Auftrag in der feſten Hoffnung an, ſelbſt wieder dadurch zu Gnaden zu kommen, und ſich von dem Zuſtande der Dinge in Conſtantinopel mit eigenen Augen zu überzeugen.

In der Hauptſtadt angekommen, werden ſie bei dem Sultan

vorgelaſſen, ihm ihren Auftrag auszurichten; das Schreiben, welches ſie überreichten, enthielt aber zugleich, von Seiten Chosrew's, die mit vielen Gründen belegte Bitte, ſie hinrichten zu laſſen, und einige Minuten ſpäter waren ihre Köpfe in einem der Höfe des Serails ausgeſtellt.

Digitized by Google

Rubens bei Velasquez.

An einem ſchönen Herbſtmorgen des Jahres 1629 herrſchte in einem freundlichen Hauſe in Madrid ſehr reges Leben. Mägde beſtreuten den Hof mit ſeinem weißen Sande, Teppiche wurden auf den Treppen und Gängen ausgebreitet, beſonders verwandte man alle mögliche Sorgfalt auf ein großes Maleratelier; dort wurden alle Gemälde in ihr günſtigſtes Licht gehängt, war es ja doch das Haus des jungen und berühmten Malers Diego Velasquez, das ſo feſtlich geſchmückt wurde, und ſein Beſitzer erwartete einen feierlichen und ehrenvollen Beſuch.

Obgleich Velasquez nicht älter als vier und dreißig Jahre war, ſo hatte er ſich doch in Spanien ſchon einen Namen gemacht, deſſen

Digitized by Google

Glanz ſich von Tage zu Tage weiter verbreitete; Schüler ſammelten ſich in großer Zahl in ſeinem Atelier, und Philipp IV. von Spanien, Freund und Beſchützer der Künſte, beehrte daſſelbe mitunter mit ſeiner Gegenwart, und verſuchte ſich unter den Augen des Malers in leichten Skizzen. Diego Velasquez hatte Italien, Holland und Flandern bereiſt, dort Rubens beſucht, und von ſeinen, mit vielem Nutzen gemachten Reiſen, wiſſenſchaftliche Ausbeute zurückgebracht, die der Kunſt von nicht geringerem Werthe ſind, als Weltkenntniß dem Leben.

In Velasquez's Hauſe lebte ein Weſen ſeltſamer Art, ein Mulatte, ein blöder, ſchüchterner Sclave, dem der Maler gewogen war, der aber, kehrte dieſer nur den Rücken, der Spielball und Sündenbock ſeiner muthwilligen Schüler, und die Zielſcheibe jener kindiſchen Bosheit war, welche erſt genauere Bekanntſchaft mit allem Ernſte der Welt zunichte werden läßt. Die Geſchichte jenes Sclaven iſt kurz; der Admiral Paréja hatte ihn in Indien gekauft, auf Philipp's IV. Wunſch hatte Velasquez das Bild dieſes Seemannes gemalt; Paréja, hoch erfreut, daß der Künſtler ihn ſo ſprechend ähnlich wieder gegeben hatte, kam zu ihm, gefolgt von einem jungen Sclaven, der eine für Velasquez beſtimmte, prachtvolle, goldene Kette trug. Als der Admiral wieder fortging, ſchickte ſich der Sclave an, ihm, ſeiner Pflicht gemäß, zu folgen, aber der rohe Seefahrer ſtieß ihn mit dem Fuße zurück: „glaubſt du," rief er ihm zu, „wenn ich eine goldene Kette verſchenke, ſey der ſchlechte Schrein, der ſie trägt, nicht mit in das Geſchenk einbegriffen? Von dieſem Augenblick an, erkenne in Señor Velasquez deinen Herrn."

Der arme Sclave, mit dem ſchüchternen, linkiſchen Weſen, das Bedrückung dem Menſchen faſt immer gibt, mit ſeiner fremdländiſchen Geſichtsbildung, ſchien den jungen Schülern des Velasquez ein dummer Tölpel, auf deſſen Koſten ſie ſchon ihre Späße treiben könnten. Daß er durch einen Fußtritt in's Atelier eingeführt worden, war die unerſchöpfliche Quelle, aus der alle ihre Scherze über ihn ſtammten. Sie fanden es köſtlich, ihn mit dem ſtolzen Namen ſeines vorigen Herrn zu nennen, und hießen ihn Juan de Paréja, welchen Namen er dann für immer behielt. Velasquez erbarmte ſich ſeiner, er hatte ihm die Aufräumung und Reinigung des Ateliers übergeben, das war keine beſchwerliche Arbeit, ſondern ſie erforderte nur ſeine beſtändige Anweſenheit. So lange Velasquez malte, war Juan ganz glücklich, entfernte er ſich aber, ſo hatte der arme Sclave einen wahren Hagel von

Digitized by Google

Neckereien, die niemals enden wollten, von den muthwilligen Schülern zu erleiden. Lange ertrug er dieſe Neckereien mit wahrhaft großartiger Seelenruhe.

Endlich ward er ihrer müde, und faßte den Entſchluß, ſich ihnen, ſoviel er nur konnte zu entziehen; ſobald Velasquez ſein Wamms anzog, um auszugehen, kroch Juan in irgend einen Winkel, wo er vor allem Schabernak ſicher war. Der Menſch iſt, ſeiner ganzen Natur nach, zur Nachahmung geneigt, Fleiß weckt wiederum Fleiß, und die Kunſt verbreitet ſich unter alle, die mit ihr in engere Berührung kommen. Juan hatte länger als ein Jahr, tagtäglich von Künſtlern, als den erſten Menſchen auf dieſer Welt, reden, die Malerei bis in den Himmel erheben hören; war es nicht natürlich, daß auch er zu Farben und Pinſel griff? Um ſich die langen, einſamen Stunden, wo er auf ſeinen Herrn wartete, zu verkürzen, verſuchte Juan bald ſich auch täglich im Malen. Er hatte dazu nur von den Schülern weggeworfene Pinſel, und Reſte von Farben, die er ſorgſam überall auflas. Er fühlte wohl, es ſeyen nur Schmierereien, die er auf die Leinwand werfe, aber es verkürzte ihm doch die Zeit, und vier Jahre lang malte er täglich mehre Stunden, ohne daß Jemand nur etwas davon ahnte.

An jenem Morgen, wo im Hauſe von Velasquez alles aufs höchſte geſchmückt wurde, war der arme Sclave mit Geſchäften überhäuft, Jeder befahl ihm etwas anderes, denn man erwartete zwei berühmte Gäſte; der eine war Philipp IV., der freilich auch ſonſt oft in das Atelier zu kommen pflegte, und mit dem man nicht viel Umſtände zu machen gewohnt war; aber der andere hieß Peter Paul Rubens, und der Antwerpner Bürger ſtand in Velasquez und ſeiner Schüler Augen viel höher als der König von Spanien, der Herrſcher der halben Welt; Ruben's war ihr Herr, der König der Malerei, aller Kunſt Großmeiſter. Damals ward überall in Europa nur mit ehrfurchtsvoller Begeiſterung der große Name Rubens ausgeſprochen. In Flandern, das ſtolz war, ſein Vaterland zu heißen, in Holland, im deutſchen Reiche, in Frankreich und Italien, in England und Spanien, überall ward Rubens ſo ſehr verehrt, als er es verdiente; er war mit allen Fürſten befreundet; Maria von Medicis liebte ihn, Philipp IV. hatte ihn mit Ehrenſtellen überhäuft, der König von England, der unglückliche Carolus I., hatte ihn vor dem verſammelten Parlament zur Ritterwürde erhoben, die Infantin Iſabella ſaß gern an ſeiner Staffelei.

Bilder von ihm hingen in allen Gallerien Europa's, er hatte Schulen der Malerei und Kupferſtecherkunſt gegründet, die Europa anſtaunte. Sein eigener Baumeiſter, hatte er ſich einen, ſeiner würdigen Palaſt erbaut; nach ſeiner Angabe war die prachtvolle Jeſuitenkirche in Antwerpen aufgeführt worden; als Staatsmann hatte er Friedensverträge abgeſchloſſen, während er die Bildniſſe der Herrſcher malte; als Schriftſteller ſtand er mit den erſten Gelehrten ſeiner Zeit in Verbindung.

Seine Charaktergröße entſprach ſeinem hohen Genie. Auf ſeine Koſten verweilten junge Maler Jahre lang in Rom, ſeinen Feinden antwortete er durch Wohlthaten; Cornelius Schott, der ihm immerdar in gehäſſiger Weiſe entgegengetreten war, befand ſich ohne Beſchäftigung, Rubens verſchaffte ihm auf der Stelle Arbeit. Durch Van Uden, und andere ſeiner Schüler, ließ er Thiere und Landſchaften auf ſeinen Gemälden machen; es ward ihm vorgeworfen, er verſtehe Thiere und Landſchaften nicht zu zeichnen, bald darauf ſtellte er Jagdſtücke voll kühner Wahrheit, und die herrlichſten Landſchaften aus, die ganz allein von ſeiner Hand gemalt waren. Man tadelte den Ausdruck in ſeinen Köpfen, und er malte die herrliche Kreuzesabnahme. Der Critik antwortete er, indem er ſie entwaffnete, das heißt, indem er das leiſtete, was, wie ſie verkündete, ihm unmöglich fallen würde zu leiſten. Er führte gern das ſpaniſche Sprüchwort an: „Leiſtet Gutes, und ihr werdet Neider wecken, leiſtet noch Beſſeres, und ihr werdet ſie beſchämen.“

Velasquez war mächtig bewegt von dem Gedanken, er ſolle heute das Urtheil des berühmteſten Künſtlers ſeiner Zeit über ſeine Arbeiten hören. — „Mein Ruhm iſt nichtig, wiederholte er ſich oft, ſo lange mir die Anerkennung Rubens fehlt.“

Er wollte ſich ihm nur mit dem Beſten zeigen, was er geſchaffen, und hatte deßhalb eigens zu dieſer Zuſammenkunft ſein berühmtes Bild „das Gewand Joſephs“ gemalt, das die Franzoſen 1800 fort, und mit nach dem Louvre nahmen, und das ſpäter, in Folge der Ereigniſſe, welche der Herrſchaft Napoleons ein Ende machten, wieder nach Spanien zurückkehrte. Velasquez verſprach ſich viel von der Wirkung dieſes ſeines Bildes, denn zwei Jahre früher hatte Rubens

bei einem Beſuche in Madrid dort herrliche Schöpfungen ſeines Pinſels hinterlaſſen; ihnen hatte der ſpaniſche Künſtler ein eifriges Studium geſchenkt, und vieles ſich angeeignet, auf dem vorzüglich der Werth der Rubens'ſchen Bilder beruhte.

Um die Mittagsſtunde kamen, faſt zu gleicher Zeit, zwei glänzende Züge in den Hof des Hauſes, das Diego Velasquez bewohnte. Der eine Zug hielt ehrerbietig ſtille, um Don Philipp IV., mit ſeinem reichen Gefolge der erſten Granden von Spanien, den Vortritt zu laſſen. Dann ritt auch der zweite Zug ein, es war Rubens, mit ihm ſeine Schüler und Genoſſen van Dyk, Sneyders, van Uden, Gaſpard Graeyer, Widens und andere Künſtler mehr, die ihn auf Geſandtſchaften und Reiſen zu begleiten pflegten, wie denn auch ſeine zweite Reiſe nach Spanien eine geſandtſchaftliche Sendung war.

Sobald der flanderiſche Maler den König kommen ſah, ſtieg er vom Pferde ab, und verneigte ſich tief vor dem kunſtliebenden Fürſten. Aber Philipp IV. begehrte keine Huldigungen von ihm. — „Wir treffen uns im Hauſe eines Malers," ſagte er ihm mit verbindlichem Lächeln; „und Ihr ſeyd hier Monarch." Damit nahm er ſeine Hand, und Arm in Arm gingen der König von Spanien und der König der Malerei, von ihren Höfen gefolgt, in Velasquez's Atelier.

Velasquez und ſeine Schüler erwieſen Philipp IV. alle Ehren, Rubens ſtaunten ſie, wie einen Halbgott, an. Vor allen ſchien Juan de Paréja, der Mulattenſclave, ganz bezaubert; ſeine funkelnden Augen hingen mit heißer Verehrung an dem großen Manne; wie gern wäre er zu ſeinen Füßen niedergeſtürzt.

Rubens zählte damals zwei und fünfzig Jahre, ſein Kopf war ſchön und majeſtätiſch, ſeine Züge edel, ſeine Haltung ernſt und würdig; gewöhnt, an Höfen zu leben, verband er mit der Majeſtät eines großen Genies, die gewandte Sicherheit des welterfahrenen Edelmannes.

Die Herzen Aller ſchlugen höher, als das Haupt der flanderiſchen Schule ſchweigend die Arbeiten des Hauptes der ſpaniſchen Schule muſterte. Als er „das Gewand Joſephs" ſah, drückte er in den

ſchmeichelhafteſten Worten, ſeine Anerkennung und Bewunderung aus, und reichte Velasquez die Hand; dieſer fiel ihm, von Freude und Rührung überwältigt, um den Hals — „heute iſt,“ rief er, „der ſchönſte Tag meines Lebens. Wollet meinem Glücke und meinem Ruhme die Krone aufſetzen, Señor, und geruhet, mein Atelier dadurch für immerdar zu ehren, daß Ihr in ihm einige Pinſelſtriche malet.“

Mit dieſen Worten wies er mit der Hand auf die Hauptgemälde, die rings umher ſtanden, und überreichte Rubens Pinſel und Palette, in der Hoffnung, der große Maler wolle auf einige Parthien in einem ſeiner Bilder einen Strahl ſeiner hehren Flammen werfen.

„Alles, was ich ſehe, iſt vollendet,“ ſprach Rubens, und bückte ſich, eine Leinwandtafel aufzunehmen, die verkehrt an der Mauer lehnte, und die, wie er glaubte, noch weiß ſey. Es entſchlüpfte ihm ein Laut der Ueberraſchung, denn dieſe Leinwand war das Gemälde, das ſpäter unter dem Namen „das Begräbniß“ bekannt geworden iſt.

Der Mulattenſclave zitterte vor Schrecken, als er in dieſen Händen das Bild ſah, das er in irgend einem Winkel verſteckt glaubte, wo er es insgeheim und in einſamen Stunden gemalt hatte. Es war ihm wie einem Verbrecher zu Muthe, er fürchtete den Tadel ſeines Herrn, und den Spott der muthwilligen Schüler. Rubens betrachtete indeſſen noch immer das Bild mit aufmerkſamen Blicken. — „Ich hatte zuerſt geglaubt,“ ſprach er dann endlich, „das Bild ſey von Euch, Velasquez . . . “

Der Sclave horchte hoch auf, kaum konnte er glauben, was er hörte, es ſchien ihm ein roſiger Traum, der ſeine kühnſten Wünſche weit, weit überflügelte.

„Wenn ich es mir aber näher betrachte,“ fuhr Rubens fort, „ſo wird mir klar, das Bild muß von einem Eurer Schüler herrühren. Wer er aber auch ſey, er darf ſich von jetzt an Meiſter nennen, denn wahrlich in dieſem Bilde hat er ſich als Maler erſten Ranges gezeigt.

Wie himmliſche Muſik klang jedes ſeiner Worte dem armen Mulattenſclaven Juan.

„Ich weiß nicht,“ nahm Velasquez das Wort, der das Bild nun auch genau prüfte, „ich weiß nicht, wer dieſes Bild gemalt hat, es war mir gar nicht bekannt, daß es ſich in meinem Atelier befinde.

Er warf einen fragenden Blick auf ſeine Schüler, die ihn im Kreiſe umſtanden. — Wer von Euch, Ihr Herrn, hat dieſes Bild gemalt?

Niemand antwortete, noch einmal ſah Velasquez fragend und verwundert rings umher, da traf ſein Blick den Sclaven; Juan de Paréja fiel in unbeſchreiblicher Gemüthsbewegung auf die Knie nieder: „ich habe es gemalt,“ rief er aus.

Van Dyk mußte ihn halten, der Schwarze weinte wie ein Kind, und war keines Wortes weiter mächtig. Philipp IV., Zeuge dieſes großartigen Auftrittes, näherte ſich ihm und legte ſeine königliche Rechte auf des Sclaven Schulter, „ein Maler wie Du,“ ſprach er zu ihm, „darf nicht Sclave ſeyn; erhebe Deine Stirne und ſey frei. Dein Herr ſoll alsbald zweihundert Unzen Gold als Löſegeld für Dich empfangen.“

„Und dieſe zweihundert Unzen Gold gehören Dir, Juan,“ nahm Velasquez das Wort. „Ich habe ſchon viel gewonnen, da ich in Dir ſtatt eines Sclaven, einen Maler und einen Freund finde.“

„Ach immer noch einen Sclaven,“ rief Juan de Paréja, und umfaßte weinend die Knie ſeines Herrn, „ja, ich will Euer Sclave ſeyn für immerdar.“

Rubens, zu ſehr gerührt von dem was er ſo eben geſehen, hatte Pinſel und Palette niedergelegt, und verſchob auf Morgen die Gunſt, er möge in ſeinem Atelier ein Andenken ſeiner Gegenwart hinterlaſſen, welche Velasquez von ihm erbeten. Er mit ſeinem Gefolge und Philipp der IV. mit dem ſeinigen, entfernten ſich wieder.

Am andern Morgen kam Rubens wieder, ſein Verſprechen zu löſen, malte in Velasquez's Atelier anderthalb Stunden, und hinterließ dort eine Skizze. Juan, jetzt wie ein freier Mann gekleidet, bediente ihn dabei. Rubens umarmte, bevor er ſchied, ſeinen Mitbruder in der Kunſt, der ihn, wie ein höheres Weſen anbetete.

* * *

Juan de Paréja vergaß nie, wie wohlwollend und menſchlich ihn Velasquez behandelt hatte, als er noch deſſen Sclave geweſen war, und mochte ſich nie von ihm trennen. Er begleitete ihn überall auf ſeinen Reiſen, und wurde zu Rom am ſelben Tage, wie ſein Meiſter, in die Malerakademie zu St. Lucas aufgenommen, die damals Dominichino, Guido, Pouſſin, Pietro da Cortone, Guercino und Sandrart zu ihren Mitgliedern zählte. Velasquez ſtarb im Jahre 1660 in Madrid, an einer, damals herrſchenden, ſehr verheerenden Krankheit; Juan verließ ſein Sterbebette nur, um ſeine Pflege der Wittwe des Malers zu widmen. Auch ſie ſah er nach Verlauf einer Woche an derſelben Krankheit ſterben, und dann ging er zur Tochter ſeines verewigten Herrn, die ſeit kurzem mit dem Landſchaftsmaler Martinez del Mazo verheirathet war. „Señora," ſprach er zu dieſer, „Ihr ſeyd die einzige Erbin Velasquez's, nehmt mich in Euern Dienſt, wenn Ihr nicht wollt, daß ich ſterbe."

„Tritt ein, Du gehörſt zu den Unſrigen," antwortete ihm Mazo. Und von jenem Tage an, verließ Juan de Paréja ihn nicht mehr. Mazo hatte ihm das Leben zu danken; denn 1670 wollte ſich ein vornehmer Mann in Madrid an dieſem, wegen eines ſehr ſatyriſchen Bildes, das noch jetzt im Schloſſe zu Aranjuez gezeigt wird, und durch das er ſich beleidigt fühlte, rächen, und hatte einen Banditen aufgeſtellt, der den ſatyriſchen Künſtler erdolchen ſollte. Aber Juan de Paréja, der ſich ihm gewidmet hatte, warf ſich dem Dolche des Mörders entgegen, jener ſtieß nach ihm, und der Mulatte ſtürzte zu Tode getroffen nieder.

Das Muſeum zu Madrid hat von dem edlen Künſtler mehre trefflich gemalte Portraits aufzuweiſen. Die, in Paris neuerdings zuſammengebrachte, unter dem Namen Musée espagnol bekannte Sammlung

lung von Bildern der ſpaniſchen Schule zählt zwei ſeiner trefflichſten Werke „die heiligen Frauen, am Grabe des Heilands weinend,“ und jenes „Begräbniß,“ jenen verborgenen Schatz, welchen Rubens zu Tage förderte. „Die Berufung des heiligen Mathäus,“ die von Kunſtkennern für die beſte Arbeit Juan de Paréja's gehalten wird, befindet ſich im Palaſte von Aranjuez.

Digitized by Google

Feuilleton.

I.

Literatur.

Die Badegäſte zu Baden-Baden.

Eine Federzeichnung
aus
dem Skizzenbuche eines Weltmanns.
Erſtes Heft:
Die deutſchen Gäſte.
Carlsruhe, Creuzbauer'ſche Buch- und Kunſthandlung.

Die Schilderungen des beſuchteſten Badeortes in ganz Deutſchland, wo alle Nationen und Stände zuſammentreffen, gewähren ſicherlich in einem Punkte, in der Darſtellung der Geſellſchaft, dasſelbe Intereſſe, wie die Beſchreibungen der Hauptſtädte, welche den Mittelpunkt größerer Reiche bilden. Sie zeigen wenigſtens eine Seite des höheren und ausgedehnteren Lebens, die Verhältniſſe, welche durch geſellige Bildung hervorgerufen ſind. Die berühmteren deutſchen Badeorte haben hier auch den Vorzug vor den fremden. In den engliſchen und franzöſiſchen ſieht man beide nur **en miniature** wieder; die Fremden finden ſich dort nie in ſolcher Maſſe ein, daß ſie ihre Eigenthümlichkeit ſich bewahren könnten. In größeren deutſchen Badeorten iſt letzteres um ſo mehr der Fall, da der Zwang, welcher wenigſtens

in England vorherrſcht, durch die Sitte wegfallen muß. Die dadurch hervorgebrachte gegenſeitige Berührung iſt hier ohnehin um ſo bemerkbarer, da dieſelbe auf dem engeren Raume, und an beſtimmten Plätzen, leichter in die Augen fällt. Somit würde eine gute Schilderung von Baden-Baden dem Publikum eben ſo willkommen ſeyn, wie eine Darſtellung der Verhältniſſe von Paris und London.

Letzterem Anſpruche ſcheint vorliegendes Buch vollkommen zu genügen. Ref. hat nur die erſte, bis jetzt herausgegebene Lieferung zu Geſicht bekommen, welche die deutſchen Badegäſte ſchildert, aber auch noch nicht vollendet zu ſeyn ſcheint. Es ſind eine Menge Erſcheinungen an eine Novelle angereiht, die noch keinen vollkommenen Schluß darbietet. Jene ſkizzenartig hingeworfenen Bilder ſind zweckmäßig ausgewählt, und mit dem Humor dargeſtellt, wie er für ſolche Dinge erforderlich iſt. Es ſind offenbar wirkliche Erſcheinungen, die der Verfaſſer beobachtete; die Namen ſind jedoch natürlich verſchwiegen, und die Perſönlichkeiten verſteckt, ſo daß man die wirklichen Perſonen ſchwerlich ahnen wird. Am ergötzlichſten iſt die Ankunft einer Familie aus einer kleinen Reſidenzſtadt geſchildert. — Wahrſcheinlich werden Franzoſen, Engländer und Amerikaner nachfolgen, für die ja Baden-Baden als ein allgemeines Stelldichein gilt. Das meiſte komiſche Intereſſe möchten hier die Engländer gewähren, ſowohl wegen ihres Eigenſinnes, die britiſchen Eigenthümlichkeiten im Auslande feſtzuhalten, und dann auch wegen der vielen Verlegenheiten, in die ſie unter ſich ſelbſt gerathen, weil in einem deutſchen Badeorte die Abſchließung der Stände, wie ſie in Großbritannien ſtattfindet, nun einmal nicht möglich iſt. Sobald die Sammlung der Hefte vollſtändiger iſt, wird Ref. hierüber Weiteres berichten.

Geſchichte der inductiven Wiſſenſchaften

(Naturwiſſenſchaften)
von der früheſten bis zu unſerer Zeit.
Nach dem Engliſchen
des
W. Whewell,
mit Anmerkungen von Littrow.
Erſter Theil.
Stuttgart, bei Hoffmann.

Eine Geſchichte der Naturwiſſenſchaften, in gegenwärtiger Zeit geſchrieben, wo dieſer Zweig des Wiſſens eine erſtaunenswerthe Höhe erreicht hat, von der man alles Frühere mit ſicherem und genauem Blicke betrachten kann, würde eine Lücke der Geſchichtſchreibung ausfüllen, im Fall ſie den Anſprüchen genügte, die auf ein bedeutendes Geſchichtswerk gemacht werden können. Natürlich wäre Vollſtändigkeit und Genauigkeit dabei zuerſt erforderlich; alsdann eine Nachweiſung des Zuſammenhanges der verſchiedenen Zweige mit der allgemeinen Bildung einer Zeitperiode, wobei letztere, zugleich der Vollſtändigkeit wegen, mit kurzen Worten angegeben werden könnte; endlich auch die Anwendung der naturwiſſenſchaftlichen Kenntniſſe aufs Leben, auf Arzneikunde u. ſ. w. Vorliegendes Werk erfüllt aber auf keine Weiſe dieſe Anſprüche. Der Verfaſſer iſt, wie ſo viele Engländer, höchſt einſeitig, und entbehrt der allgemeinen hiſtoriſchen Anſchauung. Der als Aſtronom berühmte Herausgeber hat ebenfalls durch Noten gezeigt, welche indeſſen hin und wieder ihrer Vollſtändigkeit wegen zu rühmen ſind, daß hiſtoriſches Urtheil ihm gänzlich mangelt, ſobald er ſich irgend wie in ein Raiſonnement einläßt.

Die Darſtellung in Betreff des Alterthums umfaßt zuerſt die Naturphiloſophie und Phyſik der alten Griechen, die freilich nicht viel Stoff zur Ausbeute, und ausſchließlich unbegründeten, a priori conſtruirten Theorien bieten kann; alsdann auch einen Theil der Wiſſenſchaften, welche man mit dem Namen *angewandte Mathematik* bezeichnet, *Hydraulik*, *Mechanik* u. ſ. w. Dagegen ſcheint es nicht in dem Plane des Verfaſſers zu liegen, andere bedeutende Zweige der Naturwiſſenſchaften, *Zoologie* und *Botanik*, zu berühren. Dadurch wird das Werk unvollſtändig. Der Verfaſſer übergeht hiermit auch zugleich einen Zweig, worin die Alten viel geleiſtet haben; des Ariſtoteles Zoologie ſteht ja jetzt noch immer im höchſten Anſehen bei den Naturforſchern, und bildet in der Hauptſache die Grundlage aller ſpäteren Syſteme, eben ſo wie die Beobachtungen des Stagiriten als Autorität gelten. Hinſichtlich der Mechanik iſt ſogar ein hiſtoriſcher Fehler begangen. Sie wird auf Archimedes zurückgeführt, welcher nur den Gipfelpunkt alles griechiſchen Wiſſens in dieſem Zweige bildet, der ſchon weit früher unter den erſten Ptolomäern in Alexandrien ausgebildet wurde, nebſt der Geographie, Mathematik und den damit zuſammenhängenden Wiſſenſchaften — das einzige Gebiet, worin die Alexandriner ſelbſtſtändig auftraten. Rom wird in Betreff der Anwendung griechiſcher Erfindungen auf Krieg, Staat und Leben kaum berührt. Bei dieſer Gelegenheit gibt Littrow, deſſen Verdienſt als Aſtronom gewiß Niemand verkleinern wird, eine ſonderbare und lange Anmerkung, worin er zu beweiſen ſucht, die Römer hätten beſſer gethan, ſich ſelbſtſtändig auszubilden, als die Bildung der Griechen in ſich aufzunehmen. Dergleichen würde ſchwerlich ein Hiſtoriker, auch nicht der unbedeutendſte, geſchrieben haben, da Jeder, welcher nur eben mit römiſcher Geſchichte bekannt iſt, ſehr wohl bemerkt haben muß, wie die Eigenthümlichkeit der Römer ſeit Gründung der Stadt eben darin beſtanden, alles Fremde für ihren beſtimmten Staatszweck zu verarbeiten, in ſich aufzunehmen, und ihm eine beſondere Farbe zu geben. Der Herausgeber ſcheint nicht zu wiſſen, daß die griechiſche Bildung ſeit den Scipionen eben ein Mittel war, die Ueberlegenheit der Ariſtokratie über der Volksmaſſe zu erhalten. Wer hiſtoriſches Urtheil ſich anmaßen will, muß ferner wiſſen, daß jenes Volk von jeher ſeine beſtimmte Richtung, die mit dem Allgemeinen zuſammenfällt, verfolgt hat. Die genannte Schulmeiſterei iſt nur für die Gegenwart erträglich, deren Ausgang Niemand wiſſen kann; für die Vergangenheit, deren Reſultate klar am Tage liegen, iſt dieß durchaus unpaſſend.

Das Mittelalter wird bei den Engländern noch immer die *barbariſche Zeit* (**the barbarous agen**) genannt. Somit hat ſich der Verfaſſer Mühe gegeben, ſeit der Völkerwanderung eine Menge Gräuel an einander zu reihen, welche dieß beweiſen ſollen. In dem Zeitraume von tauſend Jahren iſt dieß natürlich ſehr leicht; man braucht nur alles Andere zu übergehen. Nur hätte ein deutſcher Schriftſteller, bei dem gegenwärtigen Stande der hiſtoriſchen Studien, das Mittelalter beſſer kennen, und dergleichen nicht nachſchreiben, überſetzen und erläutern ſollen. In Betreff der Naturwiſſenſchaften läßt ſich allerdings Barbarei genug gewahren; jedoch dieſe bieten nur eine Seite der ſämmtlichen Zuſtände.

Die Geſchichte der Aſtronomie bei Griechen, Arabern, in neueſter Zeit bis nach Keppler, iſt am beſten behandelt und gewährt Intereſſe. Wahrſcheinlich iſt der berühmte Aſtronom durch dieſen Abſchnitt des Buches verleitet worden, daſſelbe für Deutſchland zu bearbeiten.

K — p.

Franzöſiſche Literatur.

Théâtre français au Moyen-âge, publié d'après les manuscrits de la bibliothèque du roi par L. J. N. Monmerqué et Francisque Michel. (XI — XIV siècles.)

— Melchior, par Madame Camille Bodin (Jenny Bastide). 2 volumes.

— Schobri, chef de Brigands, d'après les manuscrits hongrois de son compatriote Holicz-Szekkeli.

— Les Trouvères de la Flandre et du Tournaisis, par Arthur Dinaux.

— Le Fashion, guide-journal des gens du monde. Edition des élégans, paraissant le 20 de chaque mois.

Miſcellen.

Jakob Grimm wendet die Muße, die ihm durch ſeine Vertreibung aus Göttingen zu Theil geworden iſt, auf das herrlichſte an; nächſtens wird von ihm eine Ausgabe zweier noch ſehr wenig bekannter, angelſächſiſcher Gedichte aus dem neunten Jahrhundert, Andreas und Elene, erſcheinen; der thätige Buchhändler Fiſcher in Caſſel iſt Verleger derſelben.

— Als nächſtens erſcheinend wird ferner verſprochen: Chamiſſo's Leben und Briefwechſel, von J. E. Hitzig; von Heinſius Friedrich II. und ſein Jahrhundert, in Beziehung auf deutſche Literatur und Volksbildung; von Preuß Friedrichs des Großen Jugend und Thronbeſteigung, beide Schriften zur Feier des Jubiläums des Königs, dem Preußen ſeine jetzige Stellung unter den europäiſchen Mächten verdankt. Dann will Streckfuß eine Ausgabe letzter Hand ſeiner gelungenen Ueberſetzungen italieniſcher Dichter veranſtalten, und Loebell eine umfaſſende Arbeit über Gregor von Tours und ſeine Zeit, vornehmlich in Bezug auf die Entſtehung und Entwickelung romaniſch-germaniſcher Verhältniſſe, veröffentlichen.

— Als eine gewiß in mehrfacher Beziehung intereſſante Neuigkeit darf bezeichnet werden: „Briefe aus Paris, von Eduard Devrient, k. preuß. Hofſchauſpieler und Sänger."

— Balzac und Victor Hugo ſtehen auf der Candidatenliſte für die durch den Tod Michauds erledigte Stelle in der Academie françaiſe.

II.

Bildende Kunſt.

Berliner Kunſtausſtellung.

II.

Otto Mengelbergs „Erzengel Michael, der den Satan beſiegt," vom Düſſeldorfer Kunſtverein angekauft, um einer Kirche als paſſendes Altarbild geſchenkt zu werden, erfüllte nicht ganz die Hoffnungen, die man nach einem Bilde auf der Ausſtellung des vorigen Jahres, das viele Theilnahme fand, an den Künſtler ſtellen durfte. In Mengelbergs „Judith" lag eine großartige Auffaſſung, ein dramatiſcher Schwung, welche ſeine neueſte Arbeit vermiſſen laſſen; zum

Lobe des jetzt ausgeſtellten Bildes kann man nur ſagen, daß es fehlerfrei ſey, und in Zeichnung und Colorit nicht gegen die Regeln der Kunſt verſtoße. Jene Freiheit von Fehlern iſt auch das einzige Verdienſt, was einigen andern Gemälden aus der heiligen Geſchichte, namentlich der heiligen Agnes von J. Kehren, der heiligen Eliſabeth von N. Schall, der Flucht nach Aegypten von A. Zimmermann zugeſprochen werden kann.

Eine der größten Zierden der Ausſtellung iſt Schorns großes hiſtoriſches Bild, „Pabſt Paul III. vor dem Bildniſſe Martin Luthers." Der Fürſt der Kirche ſitzt in einem reich geſchmückten Gemache an einem Tiſche, auf dem Wein in einem Pokale, deſſen Deckel eine Leda mit dem Schwane bildet, und ſaftige Südfrüchte aufgeſtellt ſind. Ein Chorknabe hält dem Pabſte das Bildniß des armen, deutſchen Mönches vor, deſſen kräftige, von Lucas Cranachs Hand aufgefaßte Züge einen gar eigenen Gegenſatz zu dem nicht eben ſehr canoniſchen Glanze im Zimmer des Pabſtes bilden. Ein alter Geiſtlicher, der nicht recht zu wiſſen ſcheint, wie das Bild des Mönches nur den Pabſt beſchäftigen könne, und zwei jüngere, deren Köpfe beide muſterhaft behandelt ſind, ſtehen hinter dem Stuhle Pauls III.

Profeſſor Begas hat neben ſeinem großen Bilde: „ein König aus dem Mittelalter, in ſeinen letzten Tagen," von dem ſchon zu Anfang des Jahres in der Europa ausführlich die Rede war, vier Portraits ausgeſtellt. Sein größeres Bild findet, gleich den Portraits, viel Freunde. Friedrich Bouterweck, aus Schleſien gebürtig, in Paris lebend, hat zwei ſchöne Bilder eingeſandt; ſein „Abend auf dem Capo di Sorrento," und ſein „Abraham, die Engel ſpeiſend," erinnern lebhaft, indeſſen zu ihrem Vortheile, an die beſſern Hervorbringungen der neuern franzöſiſchen Schule; namentlich ſcheint, was das Colorit betrifft, Ingres ſein Vorbild zu ſeyn.

Kindels „neapolitaniſche Fiſcherfamilie," durch Lautenſpiel ſich unterhaltend, iſt ſehr anmuthig behandelt. Am Ufer des Meeres ſitzt ein brauner, kräftiger Mann auf einem Korbe, die Laute ſchlagend; ein ſchönes Mädchen, halb Kind noch, halb Jungfrau, und neben ihr ein kleineres, horchen mit freudiger Aufmerkſamkeit dem Spiele des Vaters. Die Zeichnung auf dem hübſchen Bilde iſt bei aller Leichtigkeit in den Umriſſen doch ſehr ſtreng; das Colorit könnte etwas ſaftiger, feuriger für ein in Neapel ſpielendes Bild ſeyn.

Derſelbe Fehler einer zu kalten und nüchternen Färbung läßt ſich auch einem andern, übrigens ſehr ſchönen Gemälde, dem italieniſchen Genrebilde von Eduard Magnus machen. Der Vorwurf dieſes Bildes iſt ſehr zierlich erfunden, auf der Leiter an einem früchtereichen Apfelbaume ſteht ein hübſches Mädchen und reicht einer ſchönen Freundin einen Apfel, den dieſe wieder mit grazlöſer Schlauheit einem jungen, ziemlich blöde ausſehenden Manne zuſteckt, der ziemlich bornirt ſie anſchaut. Weibliche Geſtalten, wie der Künſtler ſie ſchafft, würden freilich auch Klügere, als den jungen Sohn Italiens in einige Verlegenheit bringen.

(Nach Berliner Blättern.)

Miscellen.

Aus Wien wird ſehr rühmend der neuen, höchſt zweckmäßigen Weiſe gedacht, wie dort in der herrlichen Bilderſammlung im Belvedere durch die Bemühungen des auch als bildender Künſtler vortheilhaft bekannten Galleriedirectors Krafft die verſchiedenen Malerſchulen in ihren Abſtufungen geordnet ſind. Die Werke jedes einzelnen Meiſters

hängen ſo viel, als nur durch den Raum und die Art der Bilder es möglich iſt, zuſammen, ſo daß man leicht einen Ueberblick über alle in der Sammlung befindlichen Arbeiten eines und deſſelben Meiſters erhält.

— Bei Horace Vernet iſt das Bild der Schlacht von Nezib beſtellt worden. Der berühmte Künſtler will die Staffage an Ort und Stelle beſichtigen und ſich deßhalb nach Klein-Aſien begeben, zuerſt wird er jedoch nach Alexandrien reiſen, um den Paſcha von Egypten zu beſuchen. Das Bild ſelbſt gedenkt er nach der Skizze während der Quarantäne bei ſeiner Rückkehr in Marſeille zu vollenden und will es dann gleich Mehemet Ali überſenden.

— Conquy, einer der beſten jetzt lebenden franzöſiſchen Kupferſtecher, hat die Platten zweier hübſcher Bilder von Steuben und Horace Vernet „die junge franzöſiſche Mutter“ und „die junge italiäniſche Mutter“ vollendet. Ausführung und Feinheit des Stiches dieſer Bilder werden ſehr gelobt.

III.

Muſik.

Die Muſik in Spanien.

Jene ſpaniſchen Lieder, die in ganz Europa ſo bekannt und beliebt ſind, nennen die Spanier **canciones**, **romanzes** und **coplas**.

Zu Anfang des ſiebenzehnten Jahrhunderts führte Lopez de Vega zuerſt das Melodrama in Spanien ein. Damals trugen Sänger vom Publikum ungeſehen Romanzen ohne Inſtrumental-Begleitung vor. Navarro von Toledo führte es zuerſt ein, daß die Sänger hinter den Couliſſen hervortraten. Berrio, einer von denen, welche die ſpaniſche Nationalbühne mit dem beſten Erfolge hoben, vermehrte das Orcheſter um einige Inſtrumente, und vergrößerte die Zahl der Muſiker.

Die eigentliche Oper im modernen Sinne ward erſt unter Carl II. in Spanien heimiſch; zur Feier der Vermählung dieſes Königs mit Anna von Neuburg wurde „Armida,“ von Lulli, zum erſten Male gegeben. Kurze Zeit nachher wurden italieniſche Sänger von Mailand und Neapel berufen; die Muſik ihres Heimathlandes ward von da an bis zu unſern Tagen in Spanien ſehr beliebt.

Die ſpaniſche Nationalmuſik beſteht, außer den Romanzen, noch in Fandangos, Boleros, Seguedillas, Tonadillas und Tiranas. Die beiden letztern werden nicht zum Tanze geſungen, bei allen andern aber wird unter Guitarren- und Caſtagnetten-Begleitung getanzt. Eine Spanien eigenthümliche Muſikgattung iſt die **Zarzuela**, eine Art lyriſcher Comödie, die unſern alten Singſpielen gleicht.

Auf Kirchenmuſik werden in Spanien unermeßliche Summen verwendet; ſie iſt aber dort auch vortrefflicher, als in irgend einem andern Lande.

Die beſten jetzt lebenden ſpaniſchen Componiſten ſind wohl Doyagne (aus Salamanca gebürtig), Nielfa (von Madrid), Gomes und Cornicer, welche allein unter ihren Zeitgenoſſen und

Landsleuten ſich der Oper zugewendet haben, Sar, Aguada und Ochoa, ſind als Guitarre-Lehrer ſehr ausgezeichnet.

Geſang ſcheint van der Natur des Spaniers durchaus unzertrennlich. Er beſitzt ein feines Gehör, und die Lieder ſeines Landes ſind in ihrer Einfachheit doch höchſt ausdrucksvoll. Man trifft nur ſehr wenig Leute in Spanien, die nicht Guitarre ſpielen. In Madrid und den andern ſpaniſchen Städten erklingen Abends in allen Straßen Lieder zur Guitarre. Der einfachſte Arbeitsmann, der ſich den Tag über müde gearbeitet hat, geht Abends auf den Markt und erhatt ſich, indem er Baleros und Sequedillas ſpielt.

Die Muſik der Portugieſen, die derſelben Quelle entſpringt, theilt alle Vorzüge und Fehler der ſpaniſchen. Die Portugieſen haben großen Reichthum an ſchönen und alten Volksliedern, die ſie **Cadunas** und **Modinbas** nennen. Die Melodie derſelben iſt höchſt eigenthümlich, aber ſehr edel und ausdrucksvoll.

Miscellen.

Das Concert, welches Herr von Beriat im Schauſpielhauſe in Stuttgart veranſtaltete, war eines der glänzendſten ſeit langer Zeit. Der königliche Hof war anweſend und ein zahlreiches Publikum verſammelt. Der graße Virtuoſe erhielt den rauſchendſten Beifall, und wurde nach jedem Stücke geruſen. Das Tremolo erregte einen Enthuſiasmus, wie er hier ſelten iſt. Molique ſelbſt konnte ſich nicht enthalten, ſeine Bewunderung über die Vollendung im Vortrage dieſer Piece zu erkennen zu geben. Leider hatte Herr von Beriat alle Anſtalten zur Abreiſe ſchon getroffen, und ein zweites Concert mußte daher für dieſesmal unterbleiben; man hofft jedoch, den Künſtler bald wieder zu ſehen.

Mit ihm hörten wir zugleich Herrn Kapellmeiſter Julius Benedict aus London, in einem Concertante auf dem Piano, deſſen Oper: „der Zigeunerin Warnung" (**the Gipsy's Warning**), nunmehr auf dem hieſigen Theater im Laufe dieſes Winters zur Aufführung kammen ſoll. — Auch Lindpaintners „Genueſerin" wird einſtudirt.

— Dem. Henriette Reichmann aus Stuttgart, die Dem. Clara Wieck nach Paris mitnahm, um ihr Talent auszubilden, gab nach ihrer Rückkunſt in die Vaterſtadt ein Concert, in dem ſie ſchöne Proben ihrer erlangten Fertigkeit vor einer zahlreichen Verſammlung ablegte.

— Nach den Angaben der allgemeinen muſikaliſchen Zeitung ſind im zweiten Viertel des laufenden Jahres von Muſikalien in Deutſchland erſchienen:

Für Orcheſter	26
„ Violine	48
„ Violoncell	10
„ Contrabaß	1
„ Flöte	24
„ die übrigen Blasinſtrumente .	11
„ Guitarre	7
„ Harfe	5
„ Pianoforte	334
„ Orgel	6
„ Kirchengeſang	28
„ Concertgeſang	6
„ mehrſtimmigen Geſang . . .	30
„ Opernmuſik mit Geſang . .	23
„ einſtimmigen Geſang, Lieder ꝛc.	111
„ Singübungen	4
„ Thearie ꝛc.	6
Summa:	680

— In Frankreich iſt ein Contrabaß mit Claviatur erfunden worden. Während die eine Hand den Bagen führt, berührt die andere die Taſten. Man ſagt, daß es hierdurch möglich wird, früher unmögliche Paſſagen auf dieſem Inſtrumente auszuführen.

IV.

Theater.

Miscellen.

Dem. Baſſe d. j., Schweſter der an der Stuttgarter Hofbühne angeſtellten Sängerin, trat kürzlich als Benjamin im „Joſeph“ von Mehul auf. Eine ſchöne Stimme ſcheint das Erbtheil der Familie zu ſeyn; es wäre nur zu wünſchen, daß beiden Schweſtern Gelegenheit zu Theil würde, auch eine höhere Ausbildung derſelben zu erlangen.

— Man ſollte den „Joſeph“ von Mehul fortan noch als Oratorium geben, und den Kunſtfreunden recht oft den Genuß verſchaffen, dieſes Meiſterwerk zu hören; für die Scene paßt es nicht mehr. Dieſe hohlen, pathetiſchen Reden, dieſe Einförmigkeit, endlich der Mangel an dem erforderlichen äußern Glanze, der die Handlung begleiten ſollte, die geringe Sorgfalt, die man jetzt nur noch auf das hier vor Allem ſo nothwendige Arrangement verwendet — Alles dieß verkümmert den Genuß bedeutend, den Mehul durch ſeine erhabene Einfachheit uns bereitet. — Es iſt unbegreiflich, daß nicht ſchon längſt dieſe treffliche Partitur den Concerten überwieſen iſt, während ächt dramatiſche Opern, voll pulſirenden Lebens und ergreifender Momente, auf die Scene gebracht werden ſollten, wie Armida, Lodoiska, Axur u. ſ. w. Es wäre unbegreiflich, wollte ich eigentlich ſagen; wie die Sachen ſtehen, begreift man's wohl.

— Im Theater françaiſ iſt eine neue Tragödie Empedocles dem Leſe-Comité zur Annahme vorgelegt worden; im Fall das Urtheil deſſelben günſtig ausfällt, wird ſie bald gegeben, und die Hauptrollen von Ligier, Beauvallet, Maillard und Mademoiſelle Dubois dargeſtellt werden. Mlle. Dubois iſt eine noch ſehr junge Schauſpielerin im Fache tragiſcher Heldinnen, auf welche die Adminiſtration große Hoffnungen baut.

— Lablache, der von ſeinen Ausflügen wieder nach Paris zurückgekehrt iſt, wohnte während ſeiner Anweſenheit in Neapel einer Vorſtellung im Theater San Carlo bei; die Direction ehrte die Anweſenheit des berühmten Sängers dadurch, daß ſie die beſten Mitglieder ihrer Oper vor ihm auftreten ließ; auch vom Publikum wurde Lablache auf das Ehrenvollſte empfangen.

— Das neueſte Werk der hohen Verfaſſerin von Lüge und Wahrheit: „die Stiefstochter,“ iſt auf dem Stuttgarter Theater mit vielem Beifall gegeben worden.

— Von der Hagen läßt in den Berliner Nachrichten ſeine Anzeige über die erſte Vorſtellung der „Veſtalin“ im Jahre 1811, nach der vor Kurzem ſtattgefundenen hundertſten Vorſtellung dieſer Oper in Berlin, noch einmal abdrucken, und was er damals im jugendlichen Feuer der Begeiſterung über die neue Erſcheinung niedergeſchrieben, findet noch die vollſtändigſte Anwendung darauf. Ein Prüfſtein, den manches gerühmte Werk nicht aushalten würde.

V.

Geſellſchaft.

Moden.

Negligé zum Ausgehen. Taffetkleid von Strohfarbe, mit braunen Punkten; halbweite Aermel, mit kleinen Bouillons an den Schultern. Shawl von grünem Cachemir. Stiefel von Glanzleder. Fächer.

Toilette zum Ausgehen. Ueberrock von kirſchfarbenem, ſtaubfarbenem und ſchwarzem, glacirtem Taffet, mit drei Volans. Kragen und Manſchetten von Spitzen. Shawl von violettem Taffet. Weißſeidener Hut, deſſen Form noch immer klein iſt. Schnupftuch mit geſtickten Einfaſſungen.

Abend-Negligé. Kleid von perlenfarbigem Taffet, mit reich garnirtem Mieder und zwei großen Volans. Schwarzſammtner Spencer. Kleiner Kragen von Point d'Alençon. Spitzenhaube mit ponceaurothen Blumen. Geſticktes Schnupftuch. Schuhe von ſchwarzer Seide.

Abend-Toilette. Kleid von Organdi, vorn halb offen, darunter ein goldgelbes, ſeidenes Unterkleid; kurze Aermel. Kleiner Hut à l'espagnole, am Rande mit Spitzen und Roſen eingefaßt. Reich mit Spitzen beſetztes Schnupftuch. Weiße Schuhe. Fächer.

Eine Geſchichte, zu der man viele Titel wählen kann.

Julius von Mauroy war ſterblich verliebt in die Gräfin Diane von Chatigniers, die er oft in den glänzenden Geſellſchaften, welche Beide beſuchten, geſehen und bewundert hatte. Der junge Mann, der von ſeiner Liebenswürdigkeit keinen allzu geringen Begriff hatte, ward es bald überdrüſſig, im Stillen zu ſeufzen, und wagte, in einem zierlichen Billette der Gräfin ſeine Liebe zu erklären.

Am andern Morgen, als Julius von Mauroy noch ſchlief, trat ſein Kammerdiener an das Bett und meldete ihm, der Herr Graf von Chatigniers wünſche ihn zu ſprechen. Hoch erfreut über den Beſuch eines Mannes, deſſen Wohlwollen zu gewinnen ihm von höchſter Wichtigkeit war, ſprang der junge Liebenswürdige aus dem Bette, machte ſchnell die nothwendigſte Toilette, und ging in das Zimmer, wo der Beſuch ſeiner wartete. Nach den erſten Begrüßungen ſagte der Graf kaltblütig:

„Herr Baron, Sie machen meiner Frau die Cour.“

„Herr Graf . . .“

„Ohne Umſchweiſe, wenn ich bitten darf. Sie machen ihr allen Ernſtes und nach allen Regeln die Cour.“

„Herr Graf, ich bitte Sie, glauben zu wollen . . .“

„Sie werden es läugnen, ich kenne das, das iſt in ſolchen Fällen gebräuchlich; aber bemühen Sie ſich nicht weiter, ich habe Beweiſe meiner Behauptung; Sie haben meiner Frau geſchrieben, und hier iſt Ihr Brief, Sie werden ja doch Ihre Handſchrift wieder erkennen.“ Und damit reichte er Herrn von Mauroy ſeine eigenen, auf zartes Roſapapier geſchriebenen Exclamationen wieder hin. „Sie

werden es billig finden, mein Herr Baron," fuhr er dann fort, „daß ich wegen dieſer Beleidigung Rechenſchaft von Ihnen ſoedere."

„Det, Zeit und Waffen? wenn ich bitten darf," antwoetete Julius von Manroy.

„Nicht ſo raſch, ich bin der Beleidigte und habe die Wahl der Art, wie ich Genugthuung ſoedere."

„Wie verſtehen Sie das, Herr Graf?"

„Das ſollen Sie höeen. Ein gewöhnliches Duell auf Degen und Piſtolen genügt mir keineswegs; ich könnte das Unglück haben, Sie nur zu verwunden, und Sie wiſſen ſehr gut, welchen Antheil ein verwundetee Liebhaber erweckt. Wir wollen unſere Namen in einen Hut werſen und looſen; weſſen Name gezogen wird, der jagt ſich morgen früh neun Uhr eine Kugel duech den Kopf."

„Wie, Herr Geaf, alſo ein Spiel auf Leben und Tod?"

„Ja, ſo nur ſtehen wir Beide auf gleichem Terrain. Ich will lieber ſterben, als mit dem Aegwahn, mit den bittern Zweifeln leben, deren Urſache Ihre Liebe iſt. Ich bin dreißig Jahre alt, Sie erſt vieeundzwanzig; es iſt wahr, ich bin ein ziemlich ſchöner Mann, aber Sie ſind viel ſchöner, als ich, Sie haben Vorzüge vor mir voraus, vor denen ich zittere. Uebeigens verſteht es ſich von ſelbſt, daß der von uns, der ſich eeſchießen muß, einen Zettel hinterläßt, auf dem er in einigen Byron'ſchen Phraſen, wie ſie jetzt Made ſind, ſagt, das Leben ſey ihm zur Laſt, er habe keine Erwartungen in dieſer Welt mehr, weder Fucht noch Hoffnungen über ſie hinaus. Iſt das Loos Ihnen ungünſtig, ſo ſteht es Ihnen natüelich feei, in Verſen Abſchied vom Leben zu nehmen; ich werde in dieſem Falle mich kurzer und bündiger Proſa bedienen. Nun, Herr Baeon, ſind Sie bereit, auf meinen Vorſchlag einzugehen?"

Julius van Manroy war ein Mann von Ehre im ſteengſten Sinne des Wortes, er glaubte nicht, daß es ihm zieme, noch einen Angenblick länger zu zögern. Der Geaf von Chatigniers ſchrieb ſeinen Namen und den ſeines Gegners auf zwei kleine Zettel, die er ſehr ſorgfältig zuſammenwickelte, warf ſie in einen Hut, ſchüttelte ſie mehre Male durcheinander, und reichte dann den Hut Herrn von Maneoy. Dieſer nahm einen der Zettel und reichte ihn ſeinem Gegner hin. Der Geaf entfaltete ihn langſam und zeigte ihm dann ſeinen Namen: „Sie, Herr Baron, hat das Schickſal anserleſen; Ihre Uhr zeigt halb neun: morgen, zur ſelben Stunde, werden Sie Ihr Wort löſen..." Damit verbeugte er ſich tief, und verließ das Zimmer.

„Das Leben iſt doch ſchön," ſagt Maeqnis Poſa der königlichen Gemahlin Philipps II. Der deutſche Erzähler dieſer merkwürdigen Begebenheit weiß nicht mehr ganz genau, ob Herr von Mauroy literaeiſche Bildung genng beſaß, unſern Schiller zu kennen; gewiß iſt indeſſen, daß er den Freuden dieſer Welt ſo ſehe ergeben war, als man es nur mit vierundzwanzig Jahren ſeyn kann. Indeſſen aednete er mit männlicher Ergebung in ſein Schickſal ſeine Angelegenheiten, und am andern Morgen, zehn Minuten vor halb neun Uhe, lud er ſeine Piſtalen. Er ward in dieſer ſehr ernſten Beſchäftigung durch ſeinen Kammerdiener unterbrochen, der ihm ein Billet brachte.

Es war vom Grafen von Chatigniers. „Herr Baeon," ſchrieb dieſer, „Sie können ſich von der Beepflichtung, die wir geſtern eingingen, als frei betrachten, voeausgeſetzt, daß Sie gefälligſt Frankreich oerlaſſen, und binnen drei Monaten, vam heutigen Datum an, heirathen wollen."

„Germain, geſchwind Poſtpferde, ich reiſe auf der Stelle nach London!“

Drei Monate ſpäter fand der Graf von Chatigniers unter den Zeitſchriften und Flugblättern auf dem Tiſche ſeines Salons folgendes Billet, das er laut verlas: „Julius von Mauroy hat die Ehre, Ihnen ſeine Vermählung mit Miß Clara Templeton anzuzeigen.

London, den ...“

„Ach, Herr von Mauroy verheirathet ſich!“ rief die Gräfin; „das freut mich recht ſehr. Weißt Du, lieber Freund, daß er Dein Nebenbuhler ganze drei Monate lang war? Zuletzt hat er mir in einem Briefe eine lange Liebeserklärung gemacht, ſeitdem habe ich aber nichts mehr von ihm gehört. Ich muß Dir doch ſeinen Liebesbrief zeigen.“

„Laß nur, liebe Frau, Du weißt, ich habe es mir zum Geſetz gemacht, mich niemals um Deine Geheimniſſe zu kümmern.“

Aphorismen von Dummköpfen und geſcheiten Leuten.

Ein geſcheiter Mann muß, wenn er es in der Welt zu etwas bringen will, ſich zur Sühne ſeiner geiſtigen Ueberlegenheit einige tüchtige Laſter anſchaffen.

Wenn man Dummköpfen zuhört, ſo ſind Männer von Geiſt nur gut, Verſe, Gedichte, Comödien zu ſchreiben. Stellen, Ehren, hoher Rang in der Geſellſchaft — Alles das gehört von Rechtswegen den Unfähigen.

Es iſt eben ſo gewagt und verwegen, ſich einen Ruf als geiſtvoll machen zu wollen, als ſich an einem Schlachttage in glänzendem Waffenſchmucke zu zeigen.

Die Dummköpfe bekümmern ſich, wenn ſie Alles an ſich geriſſen haben, wenig um die Leute von Geiſt; höchſtens rufen ſie ihnen zu: „Ei, unterhaltet uns doch!“

Von allen Gütern, welche Menſchen bieten können, iſt Ruhm bei der Nachwelt das Einzige, was die Dummköpfe ihren natürlichen Feinden, den Männern von Genie, gern und willig überlaſſen.

Seine Armuth kränkt einen dummen Menſchen tief, aber ob ſeiner Dummheit wird er gewiß niemals erröthen.

Die Anſprüche der Dummen, die ſich geboren glauben, es weit zu bringen, ſind eben ſo widerwärtig, als die häßlicher und mürriſcher Frauen, die mit aller Gewalt geliebt ſeyn wollen.

Dumm und boshaft iſt ſynonym.

Boshaft wird man in Folge eines Anfalles von Dummheit.

Ein Sprüchwort ſagt: der Menſch iſt ein Eſel bis zum Heuſeeſſen; man ſollte auch ſagen: ein Dummkopf bis zum Bluttrinken.

Einen Dummen zur Macht gelangen laſſen, heißt eine ſcharfe Waffe einem Trunkenbolde oder einem Wahnſinnigen in die Hand drücken.

Je thätiger ein Dummkopf iſt, um ſo gefährlicher wird er.

Man hat geiſtvollen und talentvollen Leuten bis zum Ueberdruſſe wiederholt: Ihr könnt Mißbrauch mit dem Worte und dem Gedanken treiben, und deßhalb hat man das Wort erſtickt, den Gedanken unterdrückt; aber nie hat man es für nöthig gehalten, den Dummen und Boshaften zuzurufen: Ihr könnt mit Macht und Meſſern Mißbrauch treiben.

Der große Mißgriff geiſtvoller Männer iſt, daß ſie die Dummköpfe niemals für ſo dumm halten, als ſie es wirklich ſind.

Die Dummen fliehen eben ſo vorſichtig die geiſtvollen Männer, als häßliche Mädchen die Spiegel vermeiden.

Macht und Reichthum ſind ſteile Berge. Die Männer von Geiſt, ſtolzen Rennern gleich, wollen ſchnellen Laufes

Digitized by Google

zum Gipfel gelangen, und ſtürzen und fallen deßhalb ſo oft; die Dummen dagegen gehen ſichern Fußes und langſamen Schrittes, und kommen ohne Hinderniß an, wie ſie, wären ſie vierbeinig geboren, vor die Thüre einer Mühle kommen würden.

An Nichts glaubt der Dummkopf ſo feſt, als an ſein Ich.

Wenn ein Dummer an etwas zweifelt, ſo zweifelt er gewiß am Schönen und Wahren.

Dummköpfe ihrer hohen Stellung wegen achten, heißt den Schaum, der oben aufſchwimmt, dem Zucker vorziehen.

Die Dummen pflegen in der Regel ſehr hochmüthig zu ſeyn und alle Leute zu verachten; nur Ihresgleichen thun ſie die Ehre an, ſie zu fürchten.

Ränke erſetzen Dummköpfen den Geiſt.

Wenn Dumme geſcheite Leute betrügen, ſo kömmt das daher, daß ſie ſtatt *einer* Dummheit, wie jene erwarten, deren gleich drei oder vier begehen.

Ein Dummkopf, der einen ganzen Tag verſtreichen läßt, ohne eine Dummheit zu begehen, iſt weit merkwürdiger, als ein Geſcheiter, der ſich in einem Monate dreißig Dummheiten zu Schulden kommen läßt.

Könnten die geſcheiten Leute nicht ſo oft über die Dummköpfe ſpotten und lachen — wahrlich, ſie wären gar ſehr die Geprellten.

* . *

Der Verfaſſer dieſer, aus dem Franzöſiſchen übertragenen, Aphorismen iſt St. Agurt, deſſen Novelle, „das goldene Kreuz," vor einigen Jahren ſo viel Glück machte, daß nicht weniger als drei Vaudevilles und zwei komiſche Opern daraus ihren Stoff entnahmen.

Miscellen.

Dem wackern deutſchen Manne und trefflichen Arzte, Herrn Dr. **Schlagintweit** in München, ward, in Anerkennung ſeiner, durch die Gründung und Leitung der ſeit Jahren beſtehenden Privat-Heilanſtalt für Augenkranke wohlerworbenen Verdienſte, der Titel und Rang eines k. Rathes verliehen.

— Die *deutſchen Thrrblätter* erſcheinen noch fortwährend in München. Man hatte ſie ſchon längſt todt geſagt.

— Wir haben im dritten Bande der Europa die Verhandlungen über den Proceß *Peytels*, des Notars von Belley, gegeben, der, des Mordes ſeiner Frau und ſeines Bedienten angeklagt, von den Aſſiſen zu Bourges zum Tode verurtheilt worden iſt. Peytels Vertheidiger war, auf einige Formfehler, die im Laufe der Verhandlungen vorgefallen ſeyn ſollen, ſich ſtützend, um Nichtigkeitserklärung des Urtheils bei dem oberſten Gerichtshofe Frankreichs eingekommen; dieſer hatte jedoch die Formfehler für unerheblich erachtet und das Urtheil der Aſſiſen, das auf Todesſtrafe lautet, beſtätigt. Wenn nicht die Gnade des Königs die Todesſtrafe in lebenslängliches Gefängniß verwandelt, was nach der Art des Verbrechens und der furchtbaren Ruchloſigkeit, mit der es ausgeführt wurde, nicht ſehr wahrſcheinlich iſt, wird Peytel unrettbar der Guillotine verfallen.

Balzac hatte in einem größern Aufſatze eine Vertheidigung Peytels verſucht, iſt jedoch nicht über das Spiel rhetoriſcher Phraſen hinausgekommen und hat keine der gegen Peytel geltend gemachten Thatſachen zu widerlegen gewußt.

— *Adolph Henſelt* iſt zum Pianiſten der Kaiſerin von Rußland ernannt worden. Er iſt aus Schwabach in Baiern gebürtig.

— In Kopenhagen iſt eine ausgezeichnete Blumenausſtellung geweſen. Der Zudrang war enorm; 1200 Billete wurden an einem Tage verkauft. 1600 Blumen und Gewächſe waren in 1000 Bouquets geordnet. Unter andern zählte man 300 verſchiedene, zum Theil ganz neue Georginen.

— Der Ankündigungszettel des Improviſators Langenſchwarz in Berlin, brachte die Neuerung, daß er durch ſtatt des gewöhnlichen von enthielt, als: Arie von Mozart durch die K. Kammerſängerin, Dem. Löwe, Doppelconcert für Flöte durch die Damen Dlles. Döge u. ſ. w. Sicher ein neuer Fortſchritt!

— Der Eigenthümer eines Caffeehauſes in London hat in eine zerbrochene Fenſterſcheibe ſeines Gaſtzimmers folgende Inſchriſt ſetzen laſſen: „Durch dieſe Oeffnung iſt eine Taſſe und ihre Untertaſſe geſtohlen worden. Da das Porcellain-Service, zu dem ſie gehört, dadurch unvollſtändig geworden iſt, ſo wird der Dieb höflichſt erſucht, die übrigen Taſſen, nebſt der Kaffeekanne und dem Milchtopfe, kaufen zu wollen; der Eigenthümer iſt geneigt, ihm Alles zu einem ſehr billigen Preiſe zu überlaſſen.“

— Roſſini wird nicht — wie wir nach franzöſiſchen Berichten anzeigten — ſchon jetzt nach Frankreich zurückkehren, ſondern ſeiner Geſundheit wegen noch einige Monate in ſeinem Vaterlande bleiben. Die Seebäder in Neapel haben die gehoffte Wirkung nicht hervorgebracht.

— Der Pariſer Charivari läßt noch immer den Herrn Präſidenten der Deputirtenkammer, Sanzet, und ſeinen Vorgänger, Dupin, ſich gegenſeitig in Calembourgs und Witzworten üben, die mitunter ſehr alt und oft dageweſen, wie die Frage: weßhalb Medea die geſchwätzigſte Dame des Alterthums und ihr Gemahl ein fauler Mann geweſen ſey? — weil ſie ihm immer **Jason** (**jasons**) zugerufen und er ſie immer gebeten hätte: **viens Médée** (**m'aider**); oft aber auch neu und voll pikanter Bosheit ſind. So beſonders zwei auf Argout, der bekanntlich der neuen Ordnung der Dinge mit regem — wie ſeine Feinde behaupten, nicht allzu uneigennützigem — Dienſteifer ergeben iſt, und deſſen ganze Perſönlichkeit, deſſen große Naſe beſonders, die ſtete Zielſcheibe der Witze der kleinern Oppoſitionsblätter iſt.

„**Que manque-t-il,**“ läßt der Charivari Herrn Dupin fragen, „**à Monsieur d'Argout pour être un bel oiseau?**“ — „**Il faudrait,**“ lautet Sanzet's Antwort, „**qu'il fut sansonnet** (**sans son nez**).“

Darauf fragt Sanzet ſeinerſeits wieder: „**Pourquoi d'Argout sans son nez aurait-il toujours l'air effaré?**“ — „**Parcequ'il serait un éperdu** (**un nez perdu**).“

— Dem Brüſſeler Polizei-Director wurde kürzlich im Theater, wo er, mit einem reich verzierten Stocke in der Hand, die er gedankenvoll auf dem Rücken hielt, im Parquet ſtand, dieſer von einem Diebe entriſſen. Die Untergebenen des Herrn Polizei-Directors haben des Stockes ſammt des Diebes bis jetzt noch nicht wieder habhaft werden können.

— Die Koſten der Armenpflege in Berlin betrugen im Jahre 1838 nicht weniger als die Summe von 366,531 Thaler 14 Silbergroſchen und 2 Pfennigen, die der Armenverwaltung zugewieſenen Einnahmen durch freiwillige Beiträge u. ſ. w. nicht mehr als 127,886 Thaler 29 Silbergroſchen und 8 Pfennige; das Deficit mußte aus ſtädtiſchen Mitteln gedeckt werden.

— Die Zeitungen erzählten vor Kurzem, es ſey van Amburgh ein neuer, noch ſehr wilder Löwe aus Nordamerika überſandt worden, der ſo eben in einer eigenen Eilfuhre den Weg von Havre nach Paris zurückgelegt habe. Nachdem

ſich van Amburgh vier Tage lang mit dem neuen Ankömmling beſchäftigt, ließ er ihn ſchon dem Pariſer Publikum ſehen. Dieſer Löwe ward vom Kaiſer von Marocco dem Präſidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika zum Geſchenk gemacht; da aber die Landesgeſetze, nicht ganz unzweckmäßiger Weiſe, jedem Staatsdiener verbieten, von einem fremden Herrſcher Geſchenke irgend einer Art anzunehmen, ſo verkaufte der Präſident ſeinen Löwen an Titus, den Beſitzer der größten Menagerie, die vielleicht jetzt beſteht, und von der die van Amburghs nur einen Theil bildet, für die Summe von 120 Pfund Sterling, welche der Armenkaſſe in New-York anheimfiel.

— Nach Pariſer Blättern der letzten Tage ſoll Amburgh verwundet, gebiſſen worden ſeyn. Jetzt wird offiziel bekannt gemacht, daß ihn ſeine Löwin nur ein wenig gekratzt habe und daß er nach einer Ruhe von achtundvierzig Stunden ſeine Exercitien wieder beginnen werde.

— Mögen Spötter immerhin darüber ſagen, was ſie wollen, ich will es doch nicht unterlaſſen, nachfolgendes Rezept zu einer neuen Schüſſel mitzutheilen, das ich dem neuen Pariſer Blatte la Gastronomie entnahm. Man lege ein ſehr dünnes Netz von Speck auf eine ſilberne Schüſſel, und Stückchen Kalbshirn von der Dicke eines halben Zolles darauf. Dieſe werden leicht mit Pfeffer, Salz und Muskatblüthe beſtreut. Auf dieſe Grundlage kommt nun eine Schichte aus Ochſenmark, das mit einigen Trüffeln zuſammengehackt wird. Dies wird dann mit einem Löffel feinen Oels angefeuchtet. Das Ganze wird nun wiederholt und oben mit einer letzten Schichte aus Hirn beſchloſſen. Mit Hülfe einiger Eidotter wird es vergoldet und zuletzt mit feinen Kräutern und geriebenem Brode beſtreut. Jetzt den Deckel darüber und die Schüſſel auf einem gelinden Feuer bis zu einem bedeutenden Grade der Erhitzung erhalten. Sobald das Hirn gebräunt erſcheint, wird die Schüſſel aufgetragen. Dies heißt **Cervelles à la moëlle**, kann aus Erfahrung empfohlen werden und wird Feinſchmecker befriedigen, die mir das Recept danken werden.

Nekrolog.

Der als Componiſt mehrer Opern bekannte Bürgermeiſter von Teplitz, Herr Wolfram, iſt im fünfzigſten Jahre daſelbſt geſtorben.

Die artiſtiſchen Beilagen.

Wir übergeben unſern Leſern:

1) Bildniß von Horace Vernet.

2) Original-Mode-Bild aus Paris.

August Lewald.

UNIV. OF
CALIFORNIA

HORACE VERNET.

Digitized by Google

Modes de Paris.

Petit Courrier des Dames.

Digitized by Google

Digitized by Google

Cosmus I. von Medicis und ſeine jüngſten Söhne.

Hiſtoriſches Bild aus dem ſechszehnten Jahrhundert.

Das ſechszehnte Jahrhundert an großen Heerführern, an großen Rechtsgelehrten, an großen Staatsmännern, Künſtlern und Königen ſo reich, brachte vielleicht keinen eigenthümlichern Charakter hervor, als Cosmus von Medicis, den Sohn des berühmten Johann von Medicis, des Befehlshabers der ſchwarzen Banden. Cosmus eroberte in einem Alter von noch nicht vollen zwanzig Jahren durch Standhaftigkeit, ſchlaue Politik und geſchickte Benützung aller Umſtände, den Herzogsſitz von Florenz wieder, den ſich ſeine Ahnen Cosmus, der Vater des Volkes, und Lorenzo, der Vater der Wiſſenſchaften errungen hatten. Cosmus I. ward im Jahre 1537 Herzog von Florenz, 1555 Herzog von Siena, und endlich 1569 Herzog von Toscana. Er verdankte dieſe faſt wunderbare Vergrößerung ſeiner Macht ſeiner perſönlichen Tapferkeit, ſeiner Willenskraft, und vor Allem dem Gefühle der Nationalität, das mächtig in ihm lebte, und alle andern weit überragte. Cosmus wollte niemals den Einfluß einer fremden Nation auf ſein Vaterland dulden.

Er wies entſchieden und zu wiederholten Malen, die Allianz mit Frankreich zurück, trotz der günſtigen Bedingungen, welche die Königin Catharina von Medicis, die Wittwe Heinrich's II., und ſeine nahe Verwandte ihm bot, und verband ſich vielmehr mit dem Kaiſer gegen die Franzoſen, da er überzeugt war, dieſer, dem keine Seemacht zu Gebote ſtand, könne um ſo weniger ſich durch Gewalt der Waffen in ſeinem Vaterlande erhalten, das zum Bollwerk die Alpen hat, zur Fahne das Panier Conſtantins des Großen, und als Erinnerung aus der Vorzeit den Tempel des Ruhmes in der Stadt der ſieben Hügel.

Neben großartigen Vorzügen fehlte es Cosmus I. auch an eben ſo verwerflichen Laſtern nicht, und die Geſchichte hat ſtrenge über ihn gerichtet. Er war mißtrauiſch, heuchleriſch, grauſam, geizig und habſüchtig. Aber, derſelbe Mann, der durch Dolch und Gift ſich ſeiner perſönlichen Feinde entledigte, wo er konnte, der in allen vier Richtungen ſeiner Hauptſtadt Galgen errichten ließ, der ſich nicht ſchämte, zu ſeinen Gunſten ein, ſeinen Mitbürgern nachtheiliges Monopol einzuführen, ließ dagegen auch glänzende Gebäude aufführen, die er förderlichen Zwecken des Gemeinwohls beſtimmte, beſchützte Gelehrte, Dichter und Künſtler, gründete die Univerſität Piſa, und zeigte ſich als ein ächter Freund des Vaterlandes eifrig in Allem, was die Freiheit und Nationalehre Italiens betraf. Er war tapfer, wie ein Löwe, liſtig, wie ein Fuchs, und pflegte oft mit dem Lacedämonier Lyſander zu ſagen: „Kinder ergötzt man mit Klappern, und Männer mit Worten."

Cosmus hatte aus ſeiner Ehe mit Eleonore von Toledo vier Söhne. Die älteſten Beiden dienten im kaiſerlichen Heere, und zeichneten ſich gleich ſehr durch ihre ritterliche Tapferkeit, wie durch die herzinnige, brüderliche Liebe aus, mit der ſie einander zugethan waren. Don Garcias und der Cardinal Johann von Medicis, die beiden jüngſten dagegen, die beſtändig am Hofe von Florenz verweilt hatten, trugen tödtlichen Haß gegen einander, ſie verurſachten dadurch dem Großherzog, ihrem Vater, nicht geringen Kummer, da der wilde und finſtere Charakter Don Garcias ihn ſtets einen verhängnißvollen Ausbruch dieſes Haſſes befürchten ließ.

Der Großherzog hatte, um das Andenken zweier folgenreichen Siege, die er über den Marſchall von Strozzi davongetragen, um die Schlachten von Montemurlo und Scanagallo, welche ſeiner Herrſchaft erſt rechten Beſtand gegeben hatten, zu feiern, am 15. März 1562 den Orden des heiligen Stephan geſtiftet; der Pabſt Pius IV. hatte ihn zum Großmeiſter deſſelben erklärt, und Cosmus ſich es darauf angelegen ſeyn laſſen, die bedeutendſten Männer Italiens unter die Zahl

Digitized by Google

der Ordensglieder aufzunehmen. Seine beiden Söhne Franz und Peter, die beide im Dienſte des Kaiſers abweſend waren, wurden gleichfalls zu Rittern, und der Cardinal Johann von Medicis zum Groß-Prior des Ordens ernannt; Don Garcias allein blieb von der Ordenspromotion ausgeſchloſſen, worüber er den bitterſten Mißmuth empfand.

„Don Garcias," hatte ihm ſein Vater zu dieſer Zeit geſagt, „wenn Ihr fortfahrt, Eure Pflichten und Obliegenheiten zu meiner Zufriedenheit zu erfüllen, und vor Allem, wenn Ihr Euch, nach dem Beiſpiele Eures Bruders des Cardinals, bequemt, eine grundloſe und unnatürliche Abneigung zu bekämpfen, ſo verſpreche ich bei der nächſten Ordenspromotion auch Euch unter die Zahl der Ritter aufzunehmen.

„Herr," war Don Garcias Antwort, „es kommt mir nicht zu, ein Urtheil über die Handlungen Eurer Herrſchermacht auszuſprechen. Wenn Ihr nicht geruht habt, mich unter die Zahl der St. Stephansritter aufzunehmen, ſo thatet Ihr das wahrſcheinlich, weil Ihr mich deſſen nicht für würdig gehalten habt. Mein Benehmen gegen den Cardinal, meinen Bruder, iſt mir von jetzt an unabänderlich vorgeſchrieben, Eure Wünſche ſind Befehle für mich, und ich werde einen Ruhm darin ſuchen, ihnen meinen Willen unterzuordnen."

Don Garcias verwandte auch wirklich, von dieſem Tage an, alle Mühe auf die Sorge, ſich ſeinem Bruder zu nähern. Der junge Cardinal, deſſen Seele groß und edel war, ſtieß Don Garcias, da er dieſen befliſſen ſah, ſich mit ihm zu verſöhnen, nicht zurück, ſondern kam ihm vielmehr liebevoll entgegen, und der ganze Hof von Florenz, erſtaunt ob dieſer ſo plötzlichen Aenderung des bisherigen Verhältniſſes zwiſchen den beiden Brüdern, konnte ſich nicht genug über die Geſchwiſterliebe wundern, die an die Stelle ſchroffer Abneigung getreten war.

Nicht lange nach der Verſöhnung Don Garcias und Johanns, des Cardinals, begab es ſich, daß der Großherzog, ihr Vater, zum Schiedsrichter zwiſchen Soliman II., der Republik Genua und den Venetianern erwählt, Vorbereitungen traf, die Geſandten dieſer drei Mächte würdig zu empfangen. Maler, Bildhauer, Baukünſtler nahmen die Paläſte Piti, San Giovanni und Cappolini, die zur Beherbergung der drei fremden Geſandten beſtimmt waren, in Beſchlag. In dem Palaſt Cappolini allein, wo der türkiſche Geſandte ſein Abſteigequartier nehmen ſollte, ließ Cosmus Bäder von Porphyr und Marmor erbauen, für die mehr als vierzigtauſend Thaler verausgabt wurden. Mit nicht minderer Pracht wurden die Paläſte Piti

und San Giovanni ausgeſtattet. Florenz, das prachtvolle, das lange genug glänzender Feſte und öffentlicher Gaſtmähler entbehrt hatte, erwachte bei dieſen großartigen Vorbereitungen plötzlich aus ſeinem Schlummer; es wollte ſich nicht minder freigebig, nicht minder prachtliebend als ſein Herrſcher zeigen. Aus dem Schatze des Rathhauſes wurden die ſchweren Goldgeſchirre, die rieſenhaften, ſilbernen Leuchter mit eilf Armen, die kriſtallenen, mit Topaſen und Lapis lazuli eingelegten Trinkgefäße, die Schenktiſche von Ebenholz, die ſilbernen Schüſſeln, die Becher und reich gewirkten Teppiche hervorgeholt, zu denen die erſten Meiſter der venetianiſchen Schule die Zeichnungen geliefert hatten. Große Vorräthe von Honig, Blumen und Wohlgerüchen wurden angeſchafft, von Neapel wurden mit großen Koſten, Früchte und Trauben herbeigebracht, die am Fuße des Veſuvs gereift waren; die Fiſcher in ganz Sicilien erhielten Befehl, ausſchließlich für Florenz zu fiſchen, während die Jäger in der Lombardei und in Piemont ſich verpflichteten, ihr Wildprett dahin zu liefern. Griechiſche Feuerwerker arbeiteten noch außerdem im Zeughauſe der Stadt, und bereiteten Feuerwerke und Erleuchtungen vor. Nichts ſollte fehlen, den Empfang der fremden Geſandten zu einem ſo glänzenden zu machen, wie Italien ihn noch nicht oft geſehen.

Die Kunde von dieſen großartigen Vorbereitungen drang durch alle Landſchaften der Halbinſel. Die auserleſenſten des jungen Adels von Neapel, von Mailand, Rom, Piſa und Verona machten ſich auf den Weg nach Florenz. Alle Straßen, welche nach der Hauptſtadt von Toscana führten, waren von zahlreichen Reiterzügen, glänzenden Fuhrwerken und Caroſſen belebt. Nach Florenz, nach Florenz! erſcholl überall in Italien der Ruf, wie einſt Regulus bei einer Gelegenheit, welche einen feierlichen Charakter, ganz anderer Art, trug: nach Carthago, nach Carthago! gerufen hatte.

Cosmus, den Großherzog, ſchien der Luxus, der rings um ihn ſich entfaltete, ganz glücklich zu machen; als aufgeklärter Herrſcher, und als wohlerfahrener Geſchäftsmann, ſagte er ſich, daß die Opfer, die von Seiten ſeines Staates und ſeiner Unterthanen gebracht würden, dem Gemeinweſen reichliche Früchte tragen müſſen, und freute ſich, zuerſt Anlaß dazu gegeben zu haben. In der Fülle ſeiner Freude, verließ er oft den großherzoglichen Palaſt, und miſchte ſich unter die Arbeiter, welche die Zurüſtungen beendigten, ſeine Gegenwart wurde von dieſen ſtets durch laute Lebehoch's, und durch tauſendſtimmiges Freudengeſchrei gefeiert. — „Da hört Ihr,“ ſagte er dann wohl zu einigen ſeiner Räthe, welche die vielen Ausgaben, die er zum Empfange

der Geſandten gemacht, getadelt hatten; vox populi, vox dei. Ja Ihr Herrn, Pracht und Luxus richten ein armes Land, ein Land ohne Handel und Gewerbfleiß zu Grunde, aber ſie ſind das Höchſte für ein reiches und handeltreibendes Volk. Toscana iſt die erſte Wechſelſtube der Welt, wie Florenz das hehrſte Heiligthum der Kunſt iſt."

Das Eintreffen der Geſandten war auf den 15. November feſtgeſetzt. Am Morgen dieſes, von den Florentinern mit vieler Ungeduld erwarteten Tages, trat der Cardinal Johann von Medicis in das Gemach des Großherzogs. „Mein Vater," ſprach er, „ich möchte eine Bitte an Euch richten."

„Rede," antwortete ihm Cosmus, „wenn deine Bitte billig iſt, und ihre Gewährung in meiner Macht ſteht, ſey ſie Dir gern bewilligt."

„Ihr werdet heute viele Huldigungen, viele Glückwünſche empfangen," nahm Johann wieder das Wort, „Ihr ſeyd heute Schiedsrichter zwiſchen drei großen Mächten, und da wird der Vater dem Staatsmanne, dem weiſen Politiker weichen müſſen. Ihr könnt heute der Liebkoſungen Eurer Söhne entbehren, o Herr! Erlaubt mir daher, nach unſerem Schloſſe Roſſignano zu gehen, ich möchte dort in den Forſten gern einmal der Jagd mich ergeben. Schon lange hege ich dieſen Wunſch, mein Vater, konnte ihn aber noch nicht zur Ausführung bringen. Jetzt iſt die Zeit dazu günſtig. Außerdem würde meine Cardinalwürde meine Gegenwart bei den heutigen Feſtlichkeiten, bei dem feierlichen Empfange eines türkiſchen Geſandten mindeſtens überflüſſig machen; es iſt nicht ganz paſſend, wenn der Purpur eines Fürſten der Kirche, an das Kleid eines Bekenners Muhammeds, des Lügenpropheten, ſtreift."

„Johann," antwortete Cosmus, „du würdeſt im Fache der Politik ſehr beſchränkte Anſichten haben, entſpränge Dein Wunſch zu jagen blos daher. Aber ich durchſchaue Deine wahre Abſicht, Du willſt einen Tag allgemeiner Freude und Ungebundenheit benützen, um Dich, ohne Furcht vor läſtigen Zeugen, einem Vergnügen hinzugeben, das nicht allzuwohl zu der Würde paßt, welche Du bekleideſt."

„Ihr habt die Wahrheit getroffen, mein Vater."

„Deiner Freimüthigkeit zu Liebe, Johann, will ich Deinem Wunſche weiter kein Hinderniß entgegenſtellen. Reite nach Roſſignano, und vergnüge Dich wie Du kannſt." — Dann fuhr er nach einigen Minuten, während der er ſchweigend nachdachte, fort: „und wer ſind denn Deine Gefährten?"

„Don Garcias nur will ſo gütig ſeyn, mich zu begleiten. Der Graf von Navarra, die Marquis von Caſtelforte, Aldobrandi und

Chiſo, kurz alle meine jungen Freunde haben mir geſagt, ſie nehmen heute lieber Theil an den Feſten der Stadt, als an allen Freuden, welche Diana bietet."

„Don Garcias begleitet Dich," ſagte der Großherzog, und runzelte finſter die Stirne.

„Und ich weiß ihm ſehr großen Dank dafür," erwiderte der Cardinal, dem die Aufregung entging, in welche ſeine letzten Worte Cosmus verſetzt hatten. Dieſem drängten ſich finſtere Gedanken auf, er wollte faſt die Erlaubniß zurücknehmen, die er ſo eben ausgeſprochen hatte. Doch mochte er nicht auf's neue eine kaum verlöſchte Zwietracht unter ſeinen beiden Söhnen, durch das Ausſprechen eines beleidigenden Verdachtes gegen Garcias, anfachen, er hielt an ſich und entließ ſeinen Sohn mit den Worten: „ſo gehe denn mit Don Garcias."

Als der Cardinal ſich entfernte, rief Cosmus, von einem ſeltſamen Gefühle getrieben, ihn noch einmal zurück: „Johann, willſt Du nicht, bevor Du fortgehſt, Deinen Vater umarmen?"

„Doch, doch, gnädiger Vater, ich mochte nur nicht zwei Gunſtbezeigungen von Euch erbitten." Vater und Sohn hielten ſich lange umſchlungen, bevor ſie ſich trennten.

Kaum war der Cardinal die letzten Stufen der Palaſttreppe hinabgeſtiegen, ſo rief der Großherzog Alberico Caſtini, einen alten Condottiere, voll Umſicht und Muth, der ſchon lange in ſeinen Dienſten ſtand. „Steige zu Pferd Alberico," befahl er dieſem, „folge dem Cardinal überall hin, verlaſſe ihn ſo wenig, wie ſein Schatten ihn verläßt, und bringe ihn dieſen Abend wieder hierher in meinen Palaſt."

„Gut, wenn der Cardinal dieſen Abend nicht wieder bei Euch iſt, gnädiger Herr," antwortete der Condottiere, „ſo lebt auch Alberico nicht mehr."

„Dem Cardinal ſind Schlingen gelegt," ſchärfte der Großherzog ſeinem alten Diener noch einmal ein, „eile, fliege ihm nach, und komme wieder hierher zurück ... um Mitternacht."

„Um Mitternacht," wiederholte der Condottiere, und verließ eiligſt das Gemach.

Mittlerweile verkündete das Feuer der Geſchütze aus dem Fort, und das Geläute aller Glocken, das Einreiten der Geſandten in die Hauptſtadt. „Es iſt jetzt genügt der Vaterpflicht," rief der Großherzog aus, „ich muß wieder Herrſcher ſeyn;" und mit eigener Hand ſetzte er ſich die herzogliche Krone auf die hohe, ſorgenbelaſtete Stirne, und eilte, unter Vorausttritt ſeiner von Gold ſtrotzenden Leibwachen in den

Schlachtenſaal, wo er ſich auf den elfenbeinenen Thron, Lorenzo's von Medicis, ſetzte.

Der herzogliche Palaſt ſtrahlte im höchſten Glanze, das edle Florenz, damals die ebenbürtige Nebenbuhlerinn Rom's und Venedig's ſchien an jenem feſtlichen Tage die Wunder aus den Zaubergärten Armida's geerbt zu haben. Hier ſprudelten die Wellen des Arno in vielen Springbrunnen in die Luft empor, dort fiel ein Regen von Blumen auf die dunkeln Locken junger Mädchen hernieder, die in dem Amphitheater, das zum ewigen Andenken an Marius, den Beſieger der Cimbern einſt erbaut ward, anmuthige Tänze aufführten. An einem andern Orte wurden in einem improviſirten Theater dem Volke ſeine Lieblingsmasken: der Polichinello von Neapel, der Harlekin von Bergamo, der Pantalon von Siena, und der Scaramccio von Rom geboten. Kaufleute aus allen Theilen der Welt hatten in zierlichen Buden, die, wie durch einen Zauberſchlag längs der beiden Ufer des Arno entſtanden waren, ihre Waaren aufgeſtellt; Türken, Syrier und Südfranzoſen in ihren Nationaltrachten boten reiche Seidenſtoffe, feine Wollengewebe feil, während Spanier und Ungarn glänzende, ciſelirte Dolche von Toledo und Semlin, Arbeiten in Elfenbein und Ebenholz, Roſenkränze und Crucifixe von Corallen und Citronholz anprieſen. Portugieſiſche Handelsleute, die aus Indien gekommen, das erſt ſeit einem Jahrhundert entdeckt war, breiteten fremdländiſche Früchte, rieſenhafte Schildkröten, Papageyen mit buntfarbigem, ſchillerndem Gefieder, und Kleider von Straußfedern aus. Quackſalber und Gaukler aus Rom und Frankreich ſtanden auf einer Art von Karren, und feſſelten die Menge durch Erzählungen von erdichteten Reiſen, höchſt wunderbaren Kuren und nie gehörten Anſtrengungen menſchlicher Kunſt. Das Volk von Florenz, trunken vom Sonnenſchein, von Wohlgerüchen, Blumen und dem ſüßen Weine Siciliens, taumelte in Luſt, und vom Arno her ertönten aus den Fiſcherbarken melodiſche Geſänge.

Als von dem hohen Thurme der Cathedrale Mitternacht ſchlug, ward das Zeichen zum Feuerwerke gegeben, das auf dem großen, freien Platze, dem herzoglichen Palaſte gegenüber, abgebrannt werden ſollte. Cosmus von Medicis, dem zur Rechten der türkiſche Abgeſandte, zur Linken die Geſandten von Genua und Venedig gingen, wollte ſich eben auf die, mit reichen, perſiſchen Teppichen bedeckte Eſtrade ſetzen, als ein Mann raſch durch die Leibwachen gerade auf den Großherzog zuſchritt, und dieſem in's Ohr flüſterte: „Gnädiger Herr, der Cardinal Johann iſt todt im Forſte von Roſſignano gefunden worden.“

„Todt," murmelte Cosmus, ohne daß ſeine Züge einen anderen Ausdruck annahmen; „alſo ermordet! Alberico, ſo hältſt Du das Verſprechen, das Du mir dieſen Morgen gegeben!"

„Gnädiger Herr, der Cardinal und Don Garcias ſein Bruder haben, um nach Roſſignano zu gelangen, nicht den gewöhnlichen Weg eingeſchlagen; als ich endlich die Jagd erreichte, hatte ſich der Cardinal ſchon von ſeinem Gefolge entfernt, um nicht wieder zurückzukehren."

„Es iſt gut. Laſſe die Leiche des Cardinals ſo heimlich als möglich in mein Zimmer tragen, ſein Tod ſoll noch Allen verborgen bleiben. Reite wieder nach Roſſignano, und ſchaffe mir Don Garcias. Alberico, ſey verſchwiegen und ſchnell!"

Alberico eilte fort, und Cosmus, deſſen Schmerz nichts äußerlich verrieth, trat lächelnd vor, und grüßte zu drei Malen das Volk, deſſen Jubel den Donner des Geſchützes und das Krachen der Raketen übertönte.

Das Feuerwerk ward abgebrannt. In jenem Jahrhunderte war Alles allegoriſch, und ſo ſtellte denn auch die Schlußdecoration des Feuerwerkes den Tempel des Ruhms dar, in dem alle großen Männer des alten und neuen Italiens ihre Plätze gefunden hatten. Die Caeſaren und die Medicis, Raphael und Vitruvius, Cleomenes und Michel Angelo, die Scipione und Pallavicini ſah man darin; und aus einer nicht üblen Schmeichelei hatte man auch die beiden, türkiſchen Kaiſer Muhammed II. und Soliman darin nicht fehlen laſſen. Die Göttinn des Ruhmes ſelbſt, im Strahle ihrer Majeſtät, ſtieg vom Olymp herab, und vertheilte Siegespalmen, und unter Donner und Blitz öffnete ſich der Himmel, jene Halbgötter und Heroen aufzunehmen.

Dieſes glänzende und wohlerfundene Feuerwerk, der Lichterglanz überall, der die Dunkelheit beſchämte, und weithin im Arno wiederſtrahlte, die Töne zahlreicher Muſikbanden, das Wirbeln der Trommeln, das Freudengeſchrei einer, in Luſt ſchwelgenden Bevölkerung machten auf die Geſandten und die Fremden von Auszeichnung, die in großer Menge den Feſtlichkeiten beiwohnten, einen gar eigenen Ausdruck, faſt glaubten ſie, in einem ſchönen Traume befangen zu ſeyn. Sie wollten dem Großherzog den Tribut ihrer Bewunderung und ihres Dankes darbringen, da bemerkten ſie, daß er verſchwunden ſey.

Der unglückliche Vater war, von Niemand beachtet, ſo ſchnell er nur konnte, einem Gepränge enteilt, das ſein Herz mit Folterqualen erfüllte. So wie er vom Throne ſtieg, ward er wieder ganz Menſch, ganz der verzweifelnde, rachedürſtende Vater; allein und ohne Gefolge durchſchritt er ſchnellen Schrittes ſeine Gemächer, und warf ſich, ohne

ſich Zeit zu laſſen, Krone und Scepter abzulegen, auf den noch nicht ganz erkalteten Leichnam des jungen Cardinals, der zum Sterbetuch einen Teppich hatte, deſſen Stickereien und Gold ganz von Blut überſtrömt waren.

„Mein Sohn, theures Kind meines Herzens," ſchrie Cosmus, „weßhalb mußteſt Du mich ſo bald verlaſſen, weßhalb mußteſt Du in der Blüthe Deiner Tage unter dem Dolche eines gottverfluchten Mörders fallen. Johann, mein geliebter Sohn, Du ſollſt gerächt werden; ich, Dein beweinenswerther Vater, ich, Cosmus von Medicis ſchwöre es Dir, nichts ſoll meinen Arm aufhalten, nichts Gnade für den Mörder erwecken können. Mein Sohn, mein Sohn, ſchaue vom Himmel herab, und verzeihe Deinem unglücklichen Vater das blinde Vertrauen, deſſen Opfer Du geworden biſt!"

In dieſem Augenblicke klopfte es leiſe an die Thüre, dem Großherzog ein Zeichen, daß Alberico zurück ſey. — Der alte Condottiere trat ein.

„Gnädiger Herr," meldete er Cosmus, „Euer Befehl iſt vollſtreckt worden, Don Garcias befindet ſich in dem anſtoßenden Gemache, er iſt mir ohne Widerſtand gefolgt."

„Gut; führe ihn in mein Gemach, dann laſſe uns allein; erſt auf den Klang dieſer Goldkugel, die ich in das eherne Becken werfen werde, erſcheine wieder." —

Der Condottiere verbeugte ſich tief und ging. Der Großherzog warf den Teppich über Johann's Leiche, und ſetzte ſich, äußerlich ganz ruhig, in ſeinen Seſſel.

Don Garcias erſchien, er war bleich und ermattet, aber in ſeiner Haltung lag nichts von Furcht oder Demüthigung, nur ein leichtes, kaum bemerkbares Zittern ſeiner Geſichtsmuskeln verrieth die innere Seelenangſt. „Gnädiger Herr," näherte er ſich dem Großherzoge, und beugte das Knie, „ich erwarte die Befehle Eurer Hoheit."

Cosmus ſah ſeinen Sohn lange ſchweigend an, dieſer ertrug achtungsvoll, aber ſtolz und feſt ſeines Vaters Blicke.

„Don Garcias," begann der Großherzog nach dieſem feierlichen Schweigen, „habt Ihr eine gute Jagd in den Forſten von Roſſignano gehalten?"

„Ja, gnädiger Herr!"

„Habt Ihr Euch gut unterhalten?"

„Ja, gnädiger Herr."

„Don Garcias, was habt Ihr mit Eurem Bruder angefangen?"

„Gnädiger Herr, ich glaube der Cardinal..."

„Don Garcias, was habt Ihr mit Eurem Bruder angefangen?“ wiederholte Cosmus.

„Johann hat allein einen Eber verfolgt …“

„Don Garcias, was habt Ihr mit Eurem Bruder angefangen?“ fragte Cosmus zum dritten Male mit einer Stimme, die Mark und Bein erſchütterte.

„Was ich mit ihm angefangen habe, gnädiger Herr,“ ſtammelte Don Garcias, und ein krampfhaftes Zittern durchzuckte ſeine Glieder, „ich habe ihm nichts gethan … ein Eber …“

„Du weißt nicht, was Du Deinem Bruder gethan haſt, Elender,“ ſchrie der Herzog, und ſprang von ſeinem Seſſel auf, „ſo will ich es Dir denn ſagen, Du haſt ihn ermordet …“

„Ich! gnädiger Herr.“

„Ja Du, Du, und wenn Du Dich noch ſtellſt, als wiſſeſt Du nichts von dieſem ſchauderhaften Verbrechen, wenn Du noch wagſt, es zu leugnen, Du ruchloſer Brudermörder, ſo ſieh hin, blicke auf den Leichnam, ob er nicht blutige Anklage wieder Dich erhebt.“ Damit riß Cosmus den Teppich ab, der den Leichnam des Cardinals bedeckt hatte, und dieſer lag bloß da, Ströme von Blut floſſen aus den drei Todeswunden, die er empfangen *).

„Was ſagſt Du dazu, Don Garcias!“ rief der Herzog, und ſtützte ſeine ſchwere Fauſt auf ſeines Sohnes Schulter.

„Auf die Knie nieder! auf die Knie nieder, Don Garcias, und beichte mir kurz und ſchnell alle Umſtände Deines verabſcheuungswürdigen Mordes! Dein Richter, Dein Vater ſteht vor Dir.“

Don Garcias war, wie zu Boden geſchmettert, eine Marmorbüſte konnte nicht bleicher ſeyn, als die Züge ſeines Geſichtes, Schweißtropfen ſtanden auf ſeiner Stirn, ſein Athem war hörbar, und faſt dem Röcheln eines Sterbenden zu vergleichen.

„Wirſt Du reden?“ herrſchte Cosmus ihm zu.

„Weil Ihr mir denn befehlt, ein Verbrechen einzugeſtehen, das ich begangen habe, ſo muß ich mich vertheidigen, gnädiger Herr. Ja, ich habe den Cardinal getödtet, aber ich gehorchte, da ich ihn erſchlug, nur dem Geſetze einer gerechten Vertheidigung, Johann hat mich gereizt … Johann hat mich zuerſt geſchlagen … Er gab mir

*) In früherer Zeit war der Glaube allgemein verbreitet, die Wunden eines Ermordeten fingen wieder friſch an zu bluten, wenn der Mörder der Leiche nahe.

einen Backenſtreich ... Auch in meinen Adern, gnädiger Herr, fließt Euer Blut, ich vermochte es nicht, dieſen Schimpf zu ertragen."

Du läſterſt und Du lügſt, Gottverfluchter," ſchrie der Fürſt mit fürchterlicher Stimme. „Dein Bruder hat Dich nicht gereizt, Dein Bruder hat Dich nicht geſchlagen, Du warſt es, der ihn tückiſch in einen Hinterhalt verlockte, Du haſt ihn ermordet, Deinem Haß, den Du ſo lange und ſo nichtswürdig verbargeſt, ein Genüge zu thun. So erleide denn auch jetzt Du Ungeheuer, die Strafe, die Verräthern und Brudermördern beſtimmt iſt."

„Mein Vater, Erbarmen!" flehte Don Garcias händeringend, und fiel dem Großherzog zu Füßen.

„Dein Vater, ich; wehe Dir, daß ich es bin, jetzt ſieh' in mir nur Deinen Richter, Deinen Henker. Denn wähne nicht dem Zorne Gottes, noch meinem Zorne zu entrinnen; Du mußt ſterben. Ich gab Dir das Leben, ich will es Dir wieder nehmen; Dein Blut muß zur Sühne deſſen fließen, das Du vergoſſen haſt."

„Gnade, Gnade," ſchrie Don Garcias, und umfaßte Cosmus Knie. — „Weder Gnade, noch Erbarmen, befiehl Gott Deine Seele, und danke Deinem Herrſcher, daß er nicht den Scharfrichter heißt, Deine Tage zu verkürzen. Aber das Blut eines Medicis ſoll nicht die Bretter eines Schaffottes röthen."

„Noch einmal Gnade, mein Vater. Im Namen des Sohnes, den Ihr ſo liebtet, um Johanns willen, Gnade, Gnade!"

„Im Namen meines vielgeliebten Sohnes Johanns von Medicis verzeihe ich Dir," antwortete der Fürſt in feierlichem Tone, „in meinem Namen verdamme ich Dich, und nehme Dir das Leben. Stirb' Meuchelmörder!!" Und mit einem Dolchſtoße ſtreckte er ihn neben die Leiche Johanns nieder. Ein Blutſtrom entfloß der Bruſt Don Garcias, einige Athemzüge noch, und er hatte zu leben aufgehört.

Cosmus betrachtete einige Minuten lang ſchweigend beide Leichen. „Alles iſt vorbei," ſprach er dann ſeufzend. „Der Gerechtigkeit Gottes und der Gerechtigkeit des Herrſchers auf Erden iſt Genüge geleiſtet ..." Dann warf er die goldene Kugel in das eherne Becken. Der Condottiere erſchien.

„Alberico ſchaffe dieſe beiden Leichen fort, es ſind meine Söhne, begrab ſie in der Stille in den unterirdiſchen Gewölben unſeres Palaſtes, und verbreite das Gerücht in Florenz, der Cardinal Johann von Medicis liege an einem hitzigen Fieber rettungslos darnieder, Don

Garcias ſey mit einer eiligen Botſchaft an den Hof meiner Baſe Catharina und Carl's IX. geſendet."

Kaum hatte der alte Condottiere, mit den beiden Leichen belaſtet, das Gemach des Großherzog's verlaſſen, ſo warf Cosmus noch einmal die goldene Kugel in das eherne Becken. — Ein Hauptmann der Leibwache trat ein.

„Der Tag wird bald grauen," ſagte ihm Cosmus, „berufet meine Räthe zuſammen, wir haben uns mit der Wohlfahrt unſerer Verbündeten, mit der Erhaltung des Friedens in Europa zu beſchäftigen; ein langer Schlaf ziemt denen nicht, die in ihren Händen das Geſchick dieſer Welt halten. Geht."

Und der Großherzog beſtieg ſeinen fürſtlichen Seſſel, und nahm den Vorſitz im Rathe ein.

Die Naturforſcher zu Meinberg und bei den Externſteinen.

Detmold den 23. September 1839.

Die Naturforſcher, welche ihre dießjährige Verſammlung in Pyrmont gehalten haben, wurden von der Brunnencommiſſion in Meinberg eingeladen, auf den 22. September nach Meinberg und den Externſteinen herüber zu kommen, und dieſe beiden Merkwürdigkeiten unſeres Landes in Augenſchein zu nehmen, daneben am erſteren Orte ein déjeuner dinatoire einzunehmen. Am achtzehnten war eine eigene Deputation, beſtehend aus dem Chef der Rentkammer und einem der Kammermitglieder, nach Pyrmont gegangen, um die Einladung zu überbringen, und hatten das angenehme Verſprechen mitgebracht, daß ſich die Mitglieder der Verſammlung in reicher Zahl einfinden würden. Man war deßhalb allgemein neugierig auf dieß bevorſtehende Ereigniß, und als nun geſtern Morgen die Notabilitäten unſerer kleinen

Digitized by Google

Reſidenz hinausgefahren waren, um die Gäſte zu begrüßen, und als ſo mancher Wagen von Zuſchauern dahin rollte, ſetzte ich mich auch in den Wagen, und was ich da erfahren habe, will ich kurz berichten. Zuvor ſey aber für diejenigen, welche von Meinberg noch nichts gehört haben ſollten, bemerkt, daß dieß ein kleiner Brunnenort, neben einem Dorfe gleiches Namens, iſt, ſechs Stunden von Pyrmont und zwei Stunden von Detmold, der ebenſo, wie alle Brunnenörter, ſeine Alleen und Bosquets, ſeine Badehäuſer und Brunnenhäuſer, ſeinen Ballſaal und ſeine Pharobank hat. In neueren Zeiten ſind ſehr heilſam gewordene Schlammbäder angelegt, und ganz vor Kurzem haben neu angelegte Sprudelbäder, nicht nur manchen alten Junggeſellen, ſondern auch das Bad ſehr in die Höhe gebracht. Wer noch mehr über den Ort zu wiſſen wünſcht, der beliebe den Artikel über Meinberg, welchen der Brunnenarzt daſelbſt, der hieſige Hofrath Dr. Piderit, in der Zeitſchrift des Geheimenrath Gräfe in Berlin, über Brunnenorte, geliefert hat, gefälligſt nachzuleſen.

Ich kam gegen zwei Uhr in Meinberg an, und begab mich gleich nach dem Ballſaale, weil dort die Herren Naturforſcher an der Tafel verſammelt waren. Hinſichtlich ihrer Unterſuchung über das meinberger Waſſer kann ich nichts ſagen, das kann uns hier auch ziemlich einerlei ſeyn, da man bei etwaigem, günſtigem Urtheil doch nicht wiſſen könnte, wieviel der Höflichkeit beizumeſſen wäre. Die Entree zum Ballſaale war mit hohen Blumen, die auf Terraſſen ſtanden, ausgeputzt, und die Wände des Ballſaales waren mit Guirlanden geſchmückt. Indem ich dieß bemerkte, und den erſten Blick auf die große Verſammlung warf — es gingen nämlich drei Reihen Tiſche durch den langen Saal, und überall ſaß es gedrängt voll, es waren über zweihundert fünfzig Perſonen — wurde ich faſt überraſcht, und es durchflog mich beinahe eine feierliche Stimmung. Die wenigen Damen, und die honneurmachenden Herren abgerechnet, dachte ich mir lauter Berühmtheiten, lauter ausgezeichnete Köpfe, aus aller Welt zuſammen, welche Geiſter, wie viel Wiſſenſchaft! Dieſe Feierlichkeit machte aber bald einer ſehr heitern Stimmung Platz; denn im Saale herrſchte allgemeine Heiterkeit, ich war gerade auf dem Culminationspunkt der Fröhlichkeit dazu gekommen. Man war am Deſſert, die Marqueurs rannten mit Champagnerflaſchen, die Korke flogen, die ſchönen Damen bogen lachend aus vor dem Knall, und immer lebhafter wurden die Unterhaltungen und die Geſticulationen, ſo daß ein lautes Geſumme den Saal durchrauſchte. Dann ſtand am einen Ende des letztern ein Mann auf — ich habe nachher gehört, daß es Zeune war — er hob das

Champagnerglas in die Höhe, um einen Toaſt auszubringen. Er fing auch mit einem lateiniſchen Spruche an. Ich habe aber nicht verſtehen können, wie er lautete, denn ſo groß war das Getöſe, daß er ſich nur in ſeiner Nähe Gehör verſchaffen konnte, und daß mehre von den Entfernteren auf die Stühle ſpringen mußten, um ihn einigermaßen zu verſtehen. Hört, hört, rief man, Ruhe, Ruhe, ſelbſt das wollte nicht helfen. Der Spruch mußte indeſſen ſehr witzig ſeyn, denn die in des Redners Nähe lachten ſehr, und wenn auch die ganze Verſammlung ihn nicht verſtanden hatte, ſo ſtimmte ſie doch allgemein ein, in ein lautes Lebehoch. Hierauf gab ſich, am entgegengeſetzten Ende des Saales, ein kleiner Mann ungemeine Mühe, zu Worte zu kommen, er ſchrie mehrmals, meine Herrn, er wurde aber nicht gehört, man war vielmehr nach einem andern Ende des Saales hingerichtet, wo man aufrief, auf die Worte Nöggeraths zu achten, und dieſer brachte einen Trinkſpruch vor, in welchem er den Geiſt und das Gas des meinberger Brunnens, und noch viel mehr das Gas und den Geiſt, welchen die meinberger Brunnencommiſſion reichte, hoch leben ließ. Als dann dieſes Hoch etwas verklungen war, fing jener kleine Mann, der ſich eben Mühe gegeben hatte, zu Worte zu kommen, ſeinen Verſuch von Neuem an; er ſchrie nunmehr aus Leibeskräften, ſtellte ſich auf die Fußſpitzen und zog die Schultern in die Höhe, und es gelang ihm nun, auch gehört zu werden, denn die in ſeiner Nähe riefen, hört, hört, und dieſer Anruf zur Aufmerkſamkeit verbreitete ſich nun bald nach allen Seiten. Er ließ den Fürſten und das Land Lippe-Detmold hoch leben; überhaupt ſchien es, als ob das Land Lippe-Detmold den Fremden ſehr zuſagte; der kleine Mann war, wie ich hörte, Lichtenſtein. Hierauf wurden noch mehre andere Toaſts ausgebracht, unter andern auch der: „da hier alles einmal ſo im Brande iſt, ſo lebe der Herr Hofrath Brandes!" und dann wurde die Verſammlung eingeladen, ſich zu den Externſteinen zu begeben, und man brach auf.

Ich eilte voran zu den Externſteinen, wo Alles zu einem feſtlichen Empfange der Herren Naturforſcher vorbereitet war. Als hier nun die lange Reihe der Wagen, vierſpännige Equipagen und Leiterwagen, zu einer Art von Omnibus eingerichtet, Zweiſpänner und Einſpänner heran gefahren war, und der erſte Wagen das Chauſſeehaus erreicht hatte, da ſchmetterte die Hornmuſik des lippiſchen Militärs, von einem der Felſen, einen lebhaften Marſch herunter; und nachdem ſich die Gäſte aus den Wagen allmählig losgewickelt hatten, wurden ſie unter den hohen, alten Linden empfangen, und auf die grüne Raſenfläche vor den Felſen geführt, wo Tiſche und Stühle aufgeſtellt waren, und

Caffee und Thee ſervirt wurde. Die Externſteine ſind eine Reihe hoch aufragender Felſen, in der Schlucht zwiſchen zwei langen kahlen Bergrücken, die mit Haide bewachſen ſind, und nur hin und wieder einen einſamen Baum tragen. Die äußerſten Felſen links, hängen mit dem Abhange des Berges zuſammen, und lehnen ihre Rücken an dieſen, weiterhin rechts aber erheben ſich die Felſen frei in die Luft, wie ungeheure Säulen, und drängen ſich hier ſo dicht an einander, daß für die Chauſſee eine Spalte hat geſprengt werden müſſen, und ſie nun durch ein förmliches Felſenthor hindurch läuft. Die Felſen ſchließen indeſſen die Schlucht nicht ganz, ſie bleibt vielmehr rechtshin noch frei, und in der Tiefe, zu welcher der linke Bergabhang und der letzte Felſen plötzlich hinab fällt, ſchlängelt ſich ein klarer Bach durch grüne Wieſen. Der Anblick dieſer ſchroffen Felsmaſſen, mit ihren Zacken und Spitzen, mit dem grauen, alterthümlichen Anſehen, welches das friſch-grüne Laub der Sträucher und Bäumchen, die von oben keck herunter nicken, nur vergebens zu beleben trachtet, hier an dieſer Stelle, wo das Gefühl der Waldeinſamkeit aus den Schatten der Eichen, aus den Klüften und Schluchten und von den hohen Stirnen des teutoburger Waldes ſich herandrängt, iſt allerdings wunderbar und überraſchend. Die Gäſte entfalteten ſich alſo auf der Raſenfläche, und hatten hier vor ſich den Keller, der in einen der breiteſten Felſen hinein gehauen iſt, und vor dem Keller die Abnahme Chriſti vom Kreuze, eines der älteſten Denkmäler deutſcher Bildhauerei; ſie hatten vor ſich die Eingänge zu den ſteinernen Treppen, die an den Felſen hinauf führen, und ſahen oben die luftige Brücke, welche von einem Felſen zum Andern hinüber führt und gingen ſie durch die Felſenſpalten hindurch, ſo ſahen ſie hinter demſelben einen großen Teich, der den Fuß des Felſens beſpült, und dieſen ſich in ſeinen Wellen ſpiegeln läßt. Der Teich liegt in einem engen Thale, das gleich von einem Gebirgszuge, welcher ſich quer daher zieht, geſchloſſen wird. Der Maler Erola aus München hat, beiläufig geſagt, neulich ein ſehr ſchönes Gemälde von den Externſteinen verfertigt, und ſie zwar ſo aufgefaßt, daß der Teich den Vordergrund bildet. Er hat dieß Bild dem Comité für's Herrmannsdenkmal geſchenkt, und dieſes hat es für hundert Gulden, an die hieſige Reſſource, verkauft, wo es jetzt aufgehängt iſt. Man ſetzte ſich nun an die Tiſche und trank Caffee, man ging umher und beſah ſich Alles, man kletterte auf die Felſen und ſah von da hinab in das Waſſer, oder auf den Wald, oder auf die Ebene von Meinberg; man weckte das Echo mit Büchſenſchüſſen, oder luſtwandelte um den Teich und fuhr im Kahne, ein jeder ſuchte ſein Vergnügen. Auf dem Raſen vor dem Felſen ging

es beſonders laut durcheinander, man ſtellte ſich einander vor, und machte ſich Complimente; überall war Bewegung, und manchmal eine ſtürmiſche Bewegung, denn der Geiſt des Champagners war natürlich noch nicht ganz verflogen. Eine Menge von Zuſchauern war um dieſes Getreibe verſammelt, aus den benachbarten Orten war vieles Volk herbei geſtrömt, und Vornehm und Gering blickte auf dieſe Verſammlung voll Verwunderung herunter. Als ſich das nun ſo auf und ab drängte, ging ich näher, um mich nach den Berühmtheiten zu erkundigen, man ſieht doch gern den Mann, von dem man etwas gehört hat, und ſollte es nur auch deßhalb ſeyn, um einen beſſern Anhaltspunkt für ſeine Erfahrungen zu gewinnen. Es wurde mir Lichtenſtein, Nöggerath, v. Buch, Hoffmann, Zeune, Chauſſepié und Mädler gezeigt, auch bemerkte ich den Grafen Münſter aus Baireuth, und Oberpräſident von Vink aus Münſter. Viele andere Berühmtheiten waren nicht da, waren auch nicht in Pyrmont, denn was nach Pyrmont gekommen, war auch jetzt beim Externſteine, wenigſtens wurde mir das von einem Bekannten geſagt, der mit in Pyrmont geweſen, und mir manchen Aufſchluß gab. Glauben Sie doch ja nicht, daß ſo viele Berühmtheiten darunter wären, eigentliche Naturforſcher ſind kaum fünfzig, vielleicht nur dreißig nach Pyrmont gekommen. Ueberhaupt ſieht es mit der dießjährigen Verſammlung ſehr dünn aus, das ſüdliche Deutſchland hat faſt keinen Mann gegeben, woran es liegt, weiß ich nicht *). Pyrmont ſcheint übrigens der Ort nicht zu ſolch einer Verbindung; Pyrmonts Waſſer mag einzig ſeyn, der Brunnenort hat ſich aber überlebt, und zehrt wie ein herabgekommener Adelicher, nur noch vom alten Glanze, wenigſtens iſt er in der höheren Welt nicht mehr Mode, und nun beſonders zu jetziger Zeit, wo keine Badegäſte da ſind, und der Herbſtwind durch die leere Allee zieht, da iſt es dort ſo öde, daß Einem nicht heimlich werden kann. Zudem ſcheint wenig für die Bequemlichkeit und Beluſtigung der Gäſte dort gethan zu ſeyn, die Parthie hieher war offenbar der Glanzpunkt der dießjährigen Verſammlung.

Woraus beſteht denn aber meiſtentheils die Geſellſchaft, warf ich hier fragend ein. Meiſt aus Apothekern, riechen Sie nicht den Moſchus und den Rhabarber? Der Rath Brandes hat den norddeutſchen Apothekerverein in Pyrmont um ſich verſammelt, und der hat ſich mit den eigentlichen Naturforſchern verbunden. Es mögen dadurch manche Leute in die Geſellſchaft eingeführt ſeyn, die außer ihren

*) Einige dieſer Herren hat wohl die Verſammlung in Piſa mehr angezogen.
D. R.

Recepten und Rechnungen ſchwerlich etwas beſonderes geſchrieben haben, aber was thut's, die Notabilitäten können ſich wohl einmal mit den untern Parthien der Wiſſenſchaft abgeben, ich liebe es wenigſtens ſehr, daß ſich die Ariſtocratie bisweilen mit der Democratie paart, und nur das mag wahr ſeyn, daß der Zweck der Verſammlungen verfehlt würde, wenn man gar keine Geſetze über die Zulaſſungsfähigkeit machte, denn glauben Sie mir, dieſe wiſſenſchaftliche Democratie weiß ſich auf eine läſtige Weiſe breit zu machen. — Aber fragte ich wieder, waren Sie denn in Pyrmont in der Verſammlung? — Ja, ich war darin, o, es hatte keine Schwierigkeit, ich bin zwar nur ein ſimpler Lehrer, ich brauchte aber nur in ein Buch ein naturwiſſenſchaftliches Fach einzuſchreiben. Nun ſchrieb ich kurz weg: Botanik, und ſogleich ward ich zugelaſſen.

Es wurden manche hübſche Vorträge gehalten, wohin ich freilich nicht das Gedicht des Dr. Meyer im Mindner-Sonntagsblatte rechne; Mädler ſprach über den Mond und zwar ſehr verſtändlich; Chauffepié ſprach über den Häring; was mir aber am beſten gefallen hat, das war eine Rede von Schmidt aus Paderborn über das Eſſen; der Mann iſt witzig. In den Sectionen, fuhr mein Bekannter fort, bin ich natürlich nicht geweſen. Es ſoll aber auch da manche intereſſante Mittheilung vorgekommen ſeyn. Freilich mag der Gewinn an neuen Erfahrungen für die Einzelnen bei ſolchen Verſammlungen nicht gerade bedeutend ſeyn, was einer beſonders entdeckt, das verbreitet er ſchon ſogleich durch den Druck, und wartet damit nicht bis zur Verſammlung, indeſſen die perſönlichen Bekanntſchaften, die dort geknüpft werden, ſind gewiß für die Wiſſenſchaft von unberechenbarem Nutzen.

Hier trennte ich mich von meinen Bekannten.

Als ich auf den grünen Raſen vor den Felſen zurück gekehrt war, bemerkte ich, daß Haideblümchen und Hülſenzweige ausgetheilt wurden, und daß mancher Fremde dieß zartſinnige Geſchenk als ein koſtbares Denkzeichen dieſes Freudentags in ſein Knopfloch geſteckt hatte. Auch wurde ein Buch umher getragen, in welches die Gäſte ihre Namen zur Erinnerung an ihre Anweſenheit eintrugen. Ich ließ mir nachmals das Buch geben, und kann wohl ſagen, daß ich eine kleine Heiterkeit nicht unterdrücken konnte, als ich auch den Namen eines Franzoſen fand, der ſich eingeſchrieben hatte au nom de la France.

Es war nun mittlerweile Abend geworden, und die Geſellſchaft hatte ſich allmälig zum Abzug gerüſtet, da ſprang der Hofrath Brandes aus Uſeln auf einen ſteinernen Tiſch, und erinnerte die Geſellſchaft an den claſſiſchen Boden, auf welchem man ſtände, erinnerte an die Varus-

ſchlacht, erinnerte an das Denkmal, welches Herrmann ganz in der Nähe errichtet werde, und zugleich an deutſche Eichen und deutſche Kraft, und als er dieſen beiden ein Leb hoch ausbrachte, war die Zuſtimmung laut und allgemein. Dieſer Gedanke lag nahe. Nun wurde aber auch der Herr von Bandel, welcher anweſend war, ſehr geſucht, und es wurde ſehr viel unter den Fremden vom Herrmannsdenkmal geſprochen. — Darauf ſchritt der Oberpräſident von Vink zum Aufbruch, er empfahl ſich den hieſigen Regierungs- und Kammermitgliedern, ſetzte ſich in den Wagen, und fuhr davon. Es dauerte nicht lange, und das Zeichen zur allgemeinen Abfahrt wurde gegeben, die Wagen fuhren vor, man zog die Mäntel und Ueberröcke an, und Alles flog davon. Mit meinen Bekannten zog ich darauf nach Meinberg. Einen langen Nachklang hatte das Feſt an dem klingenden Gold und Silber — der grünen Wieſe. —

Ein Beſuch im Tower.

I.

Will ſich ein Fremder ein Urtheil über den Londoner Tower, nach den Erzählungen unſerer meiſten Schriftſteller bilden, ſo wird er, weit entfernt, nur eine ſehr feſte und alte Citadelle, die ein Zeughaus und den Ort umſchließt, wo die Kleinodien der Krone aufbewahrt werden, in ihr ſehen, vielmehr glauben, er werde von allen Engländern mit achtungsvoller Bewunderung angeſtaunt; dem iſt aber nicht ſo, es hat bei uns faſt jede Claſſe der Geſellſchaft ihre eigene Meinung, ihre eigene Vorſtellung von dem Tower. Wenn der Freund von Alterthümern ſich ihn als mittelalterliches Schloß, mit Thürmen und Zinnen, mit

Digitized by Google

tieſen Graben und Zugbrücken denkt, ſo erſcheint er den Bewohnern der umliegenden Quartiere, der Metropole und ſeinen eignen Einwohnern, unter einer minder maleriſchen Form. Die denken ganz gewiß bei ſeinem Anblick niemals an die Tage von Crécy und Poitiers, noch ſelbſt an die Zeiten Eliſabeths, der jungfräulichen Königin. Vielen Bewohnern jener Stadttheile iſt der Tower nur ein, wegen der Streitigkeiten, die hie und da mit den Soldaten vorfallen, oft ſehr unangenehmes Gebäude, das indeſſen für die Verkäufer von Ale und Genever, und für Fleiſcher und Bäcker auch ſeine gute Seiten hat; für die Beſatzung ſelbſt aber gilt der Tower, ganz einfach, als die troſtloſeſte und unbequemſte Caſerne, in den drei vereinigten Königreichen. Die übrigen Einwohner Londons betrachten den Tower wie eine der vielen Merkwürdigkeiten, die ihre Hauptſtadt umſchließt, und die ſie, weil ſie dieſelben jeden Tag ſehen können, niemals zu ſehen pflegen. In der Meinung der Provinzbewohner und der Köchinnen, hat der Tower viel von ſeinem Glanz verloren, ſeitdem er ſeine Menagerie nicht mehr beſitzt. Der Ingenieur endlich hat vor dem alten Staatsgefängniß keine ſehr große Achtung, weil es nach den Fortſchritten, welche die Kriegskunſt in neueren Zeiten gemacht hat, ſich nicht lange gegen gut combinirte Angriffe zu halten vermögen würde. Hört man endlich den Dandy aus dem Weſt-End, ſo iſt der Tower ein altes Neſt, das in unermeßlicher Entfernung von der Weſtſeite liegt, wohin Leute aus der guten Geſellſchaft niemals zu gelangen pflegen, und das jeder öffentlichen Beachtung als durchaus unwürdig erſchiene, wäre nicht dadurch die ſehr gut bezahlte Stelle ſeines Conſtables oder Gouverneurs bedingt.

Indeſſen iſt doch für Viele, die nicht gerade Liebhaber von Alterthümern, oder Ingenieure, oder Soldaten, oder Ale- und Geneververkäuſer, Fleiſcher und Bäcker, Köchinnen oder Dandys ſind, der Tower von London eines der merkwürdigſten und intereſſanteſten Denkmale, nicht nur England's, ſondern ganz Europa's. Welch eine Vergangenheit, welch eine Geſchichte hat nicht dieſer Tower, zu deſſen erſten Gründer die Sage Julius Cäſar macht, der an ſeinem alten Orte, von Wilhelm dem Eroberer, neu wieder aufgebaut wurde, und acht Jahrhunderte hindurch in ſeinen Mauern ſo viele und ſo große Schlachtopfer, auf Schaffoten oder in des Kerkers Dunkelheit, hat verbluten ſehen. Wie viele Mordthaten, wie viele Grauſamkeiten, jeglicher Art, begingen hier die Nachfolger des normänniſchen Eroberers, die Plantage-

nets, die Tudors und die Stuarts. Wie viel großartige, thränenreiche Tragödien wurden hier zum Schluſſe geführt; von den erſten Aufſtänden des, von den Normannen beſiegten Volkes an, bis zu der Verſchwörung von Cato-Street. Gewiß, im Hinblick auf die Annalen des Towers, durfte ein franzöſiſcher Schriftſteller mit Recht ausrufen: „Man muß geſtehen, daß, wenn die Engländer dafür bekannt ſind, wenig Werth auf das Leben zu legen, ihre Regierung ſie immer nach ihrem Geſchmacke behandelt hat; die Geſchichte Englands ſollte von dem Henker geſchrieben ſeyn.“

Abgeſehen übrigens von allen hiſtoriſchen Erinnerungen, welche ſich an ihn knüpfen, und von den Merkwürdigkeiten, die in ihm aufbewahrt werden, iſt der Tower, ſchon ſeiner Lage und ſeiner Ausdehnung wegen, eine eigene Art von Curioſität. Am nördlichen Ufer der Themſe, am äußerſten Ende der City gelegen, nimmt er einen Umfang von zwölf Morgen Landes ein. Mauern und Gräben, welche das Waſſer der Themſe immer füllt, umgeben ihn von allen Seiten. Vier Thore führen hinein; das große Thor der ſteinernen Brücke, im Südoſten des Gebäudes, das groß genug iſt, Fuhrwerke durchzulaſſen, zwei kleinere Thore, mit Zugbrücken verſehen, die auf den Quai der Themſe hinausgehen, und dann das Verrätherthor (Traitors Gate), oder das Waſſerthor, durch das man gewöhnlich auf Booten die Staatsgefangene einbrachte. Beim erſten Anblicke des Innern des Towers, glaubt man ſich noch immer in eine Feſtung verſetzt; der Wall, der durch den Quai hinaus läuft, iſt mit Kanonen beſetzt, deren ganz unſchuldige Beſchäftigung übrigens nur darin beſteht, bei feſtlichen Gelegenheiten etwas Feuer und Rauch zu verbreiten. Eine breite Straße, an beiden Seiten mit Caſernen und Wohnungen für die Officiere beſetzt, durchſchneidet den Tower ſeiner ganzen Länge nach. Inmitten der andern Gebäude, und gleich ihnen als Caſerne oder Zeughaus dienend, erhebt ſich dicht neben der alten Kapelle, die noch jetzt beſteht, vor einem mit Bäumen bepflanzten Platze, auf dem vor Zeiten die Hinrichtungen ſtattfanden, das von vier kleinen Thürmchen eingefaßte Gebäude, das als höchſtes und größtes unter den andern hervorragt, und deßhalb im engern Sinne der Tower, eigentlich der *weiße Thurm* genannt wird, und lange Jahre hindurch Englands Königen als Palaſt diente. Uebrigens zählt der ganze Tower eine Bevölkerung von ſiebenhundert Menſchen, außer der Garniſon von ungefähr achthundert Mann. Um eilf Uhr Abends werden die Thore eben ſo pünktlich als in einer Feſtung erſten Ranges

geſchloſſen, und in der Nacht, wie ſelbſt am Tage, werden in Bezug auf alle Wachen, auf Parole und dergleichen, eine Menge Anordnungen, wie beim Feſtungsdienſte, getroffen und mit bemerkenswerther Pünktlichkeit ausgeführt.

Die Ceremonien, die beim Oeffnen und Schließen der Thore vorgenommen werden, ſind merkwürdig genug, um eine Erzählung zu verdienen. Wenn der Yeoman-porter (Thorwart) die Schlüſſel aus dem Hauſe des Gouverneurs holt, oder dahin zurückbringt, was etwas vor ſechs Uhr Morgens und um eilf Uhr Abends geſchieht, ſo tritt die Thorwache, ihren Officier an der Spitze, unter das Gewehr. Der Officier ruft: „wer da?“

„Die Schlüſſel!“ antwortet der Thorwart.

„Die Schlüſſel können paſſiren!“ ruft der Officier wiederum und läßt die Soldaten das Gewehr abnehmen.

Dann ruft der Thorwart mit feierlicher Stimme: „Gott erhalte den König!“ worauf ein allgemeines „Amen“ erſchallt. Dieſer Gebrauch ſchreibt ſich höchſt wahrſcheinlich aus der Zeit her, wo die Könige noch den Tower bewohnten.

Der Oberbefehl und die Aufſicht über den Tower ſind einem high constable anvertraut, der zwei Stellvertreter, von denen der eine den Titel Gouverneur führt, einen Mayor, einen gentleman porter, einen yeoman porter, einen Schließer, der gleichfalls Gentleman betitelt iſt, vier Canoniere und vierzig warders (eine Art von Cicerone), deren Uniform dieſelbe, wie die der yeoman von der königlichen Garde iſt, und endlich ein Detaſchement Gardeſoldaten unter ſich hat. Das hohe Amt eines Conſtable des Towers, iſt gewöhnlich einem Manne aus einem der höchſtſtehenden Familien des Reichs anvertraut, und ſeine Stelle iſt ſehr wichtig, denn erſtens ſind ihm die Kleinodien der Krone anvertraut, und zweitens ſpielt er bei Krönungen und andern derartigen Feierlichkeiten eine Hauptrolle. Deßhalb hatten auch Philipp und Maria, im zweiten und dritten Jahre ihrer Regierung, in folgender Weiſe die jährlichen Einkünfte des constable of the Tower beſtimmt: zuerſt ſetzten ſie ihm als eigentlichen Gehalt hundert Pfund

Digitized by Google

Sterling, und dann noch hundert Pfund für Nahrungskoſten derjenigen Gefangenen aus, welche nicht im Stande waren, ſich ſelbſt zu ernähren. Fernere Einkünfte des Conſtables erwuchſen ihm aus den vornehmen Gefangenen, die er nicht ſelten zu beherbergen in den Fall kam. Ein Herzog, der nach dem gnädigen Willen der beiden Majeſtäten, im Tower eingekerkert wurde, hatte dem Conſtable zu zahlen:

1) für eine vollſtändige Garnitur von Ketten (suit of irons) zwanzig Pfund. Dieſe Summe mußte gleich beim Eintritt erlegt werden, und war ſtets dieſelbe, mochte der erlauchte Gefangene zehn Tage oder zehn Jahre im Tower verweilen. Vermöge dieſer einmal bezahlten zwanzig Pfund, genoß der Herzog ſelbſt das Recht, ſein Lebetag die Feſſeln ſeines Souverains zu tragen, und ſelbſt ſeine Kerkermeiſter zu zwingen, ihm, falls die alten abgenutzt waren, neue zu liefern, ohne daß ihm daraus nochmals Unkoſten erwachſen wären.

2) Für ſeine Tafel hatte der Herzog dem Conſtable wöchentlich drei Pfund zehn Schillinge zu zahlen, wofür er wahrſcheinlich ganz gute Speiſen erhielt.

3) Für den Unterhalt ſeines Kaplans, wöchentlich ſechs Schillinge und acht Pence.

4) Für den Unterhalt der Gentlemen, die ihm Geſellſchaft leiſteten, gleichfalls ſechs Schillinge und acht Pence.

5) Für den Unterhalt ſeiner Bedienten, fünf Schillinge wöchentlich für den Mann.

Der Marquis brauchte für den vollſtändigen Apparat ſeiner Feſſeln um ein Gutes weniger als der Herzog, und nur fünfzehn Pfund Sterling zu bezahlen; der Graf, der Viscount, der Lord oder Baron, der Ritter des Hoſenband-Ordens zahlten wiederum fünf Pfund weniger als der Marquis. Der Esquire und der einfache Gentleman hatten die Feſſeln um den in der That billigen Preis von fünf Pfund Sterling. Dieſelben Unterſchiede waren auch in dem Speiſetarif durchgeführt. Für ſechsundfünfzig Schillinge ward ein Graf gut oder ſchlecht genährt, wie es gerade kam. Einen Baron kam ſeine leibliche Atzung

nur auf fünfunddreißig Schillinge zu ſtehen. Ein Gentleman brauchte nur dreiundzwanzig Schillinge und ſechs Pence zu geben, und von denen die keine liegenden Güter beſaßen, ward nur die geringe Summe von dreizehn Schillingen und vier Pence verlangt.

Endlich wurden alle Kleider und Geräthſchaften, die der Gefangene zu ſeinem Gebrauche beſeſſen hatte, Eigenthum des Conſtable, ſobald jener zum Tode verurtheilt ward; aber, fügten Philipp und Marie im Schluſſe dieſes Erlaſſes wohlweislich hinzu, es darf der Conſtable nur ein Recht auf Kleider und Geräthſchaften der Gefangenen anſprechen, ihr Silberzeug und etwaige Kleinodien, die ſie mit in den Tower gebracht haben, ſind ſorgfältig für Ihre Majeſtäten aufzubewahren.

Wenn man aus Tower street oder den Minories hervorkömmt, macht ſich der Tower am beſten, dort iſt er von der Maſſe der umliegenden Häuſer durch einen großen Raum getrennt, und gleicht einer kleinen Stadt des Mittelalters, die wohl geeignet iſt, im überraſchten Beſchauer lebendige Erinnerungen an Lehenswesen und Ritterthum zu erwecken. Da liegt der tiefe und breite Graben, den man überſchreiten muß, um an den Rand der äußeren Mauern zu gelangen, da liegen dieſe Mauern ſelbſt, ſie ſind hoch, breit und wohlverſehen mit Zinnen, hinter dieſen Mauern ragen die alten Dächer einiger Häuſer hervor, und in deren Mitte erhebt ſich das alte Königsſchloß mit ſeinen vier Thürmchen. Gewiß wird ein Mann, der nicht viel auf hiſtoriſche Erinnerungen gibt, dieſes merkwürdige Gebäude mit weniger Intereſſe anſehen. Er wird keinen Augenblick vergeſſen, wie höchſt überflüſſig in unſern friedfertigen Zeiten Gräben und feſte Mauern ſeyen, daß übrigens dieſe Mauern Soldaten von Ihrer Majeſtät zehntem Infanterieregiment, und den Major Smith umſchließen, der an jedem ſchönen Tage ſeine Spazierfarth in einem hübſchen Gig zu machen pflegt, daß die alten Häuſer von Angeſtellten bewohnt ſind, daß endlich das alte Schloß nichts mehr und nichts weniger, als eine Art von Laterna magica, eine Rumpelkammer iſt, in die man den Eingang mit einigen Schillingen bezahlen muß. Aber tritt er dann ein, ſo wird er doch ſich dieſer Erinnerungen nicht erwehren können, unwillkührlich wird ihn ſeine Phantaſie in längſt verfloſſene Jahrhunderte tragen, und er wird der großen Männer gedenken müſſen, die in dieſem fürchterlichen Gefängniß einſt ihr Grab fanden. Die Schatten Raleighs, Eſſers,

und ſo vieler Männer, die in Großbritanniens Annalen ehrenvoll verzeichnet ſtehen, werden ihm vorſchweben.

Vor einigen Tagen wandte auch ich mich mit mehren Freunden durch Tower street nach dem Hauptthore des Towers; wir gingen über die ſteinerne Brücke, und gelangten, nachdem wir durch beide Eingangsthore gekommen waren, in eine Art von Wachtſtube, the Ticket office genannt, wo der Verkauf der Einlaßkarten ſtattfindet. Iſt man einmal mit ſeinem ticket verſehen, ſo geht man in den Warteſaal, (Waiting room), der neben dem *weißen Thurme* liegt, und von dieſem Warteſaale aus gehen von halber Stunde zu halber Stunde immer von einem der warder oder yeomen des Towers geführt, in kleinen Trupps, die Schauluſtigen aus. Sonſt koſtete ein Beſuch des Towers ſieben oder acht Schillinge, ganz neuerdings ſind aber die Preiſe ermäßigt, und man zahlt, um die verſchiedenen Muſeen und Waffenſäle (armouries) zu ſehen, nur *einen* Schilling. Zu der Ehre, einen Blick auf die Kleinodien und Juwelen der Krone (regalia) zu werfen, gelangt man freilich nur, wenn man dem Stellvertreter des erlauchten Conſtable des Towers noch einen Schilling gibt.

Sobald an uns die Reihe gekommen war, verließen wir den Warteſaal, und folgten, nachdem wir unſere Billets abgegeben hatten, dem warder, der beauftragt war, uns als Führer zu dienen. Er war, wie alle ſeine Kameraden, ein alter Soldat, deſſen gute Dienſte man dadurch belohnte, daß man ihm dieſe ſehr einträgliche Stelle gegeben hatte. Der warder war ganz in die Tracht aus der Zeit Heinrich's VIII. gekleidet, und ſah einem gelehrten Hunde, der als mittelalterlicher Troubadour gekleidet iſt, zum Erſchrecken ähnlich; könnte übrigens ein gelehrter Hund reden, ſo würde er etwa mit ähnlicher unerſchütterlicher Kaltblütigkeit, wie der warder, ſeine Lection herſagen, die er vielleicht zum zehntauſendſten Male wiederholte, ohne daß er deßhalb ein Jota mehr davon verſtanden hätte, als an dem erſten Tage, wo ein älterer Kamerad ſie ihm eingetrichtert hatte. Durch den Hof, der den waiting room vom weißen Thurme trennt, gelangten wir zuerſt in den großen Saal des, horse armoury genannten Muſeums der Artillerie.

„Dort ſtehen,“ ſo beſagt der Catalog, „in einem großen hundert und

fünfzig Fuß langen und drei und dreißig Fuß breiten Saale in chronologiſcher Ordnung ein und zwanzig Reiterſtatuen, welche die berühmteſten engliſchen Könige, Günſtlinge, Staatsmänner und Feldherrn darſtellen. Sie alle ſind mit alten Rüſtungen bekleidet, einige ſelbſt mit denen, welche ſie im Leben trugen. Mitten von der gothiſchen Wölbung herab, welche das Dach dieſes Saales bildet, hängt auf jede Statue ein Banner herab, auf dem mit goldenen Buchſtaben der Rang, Geburts- und Sterbetag des Königs oder großen Mannes ſteht, deſſen getreues Abbild dieſe Statue iſt. Die Pferde, auf denen die Herren reiten, ſtehen aufrecht, und ohne ſichtbare Verbindung neben einander, ſie ruhen auf einer Art niedrigem Tiſche, der nur einige Zoll über dem Boden erhoben iſt. Dieſe ſinnreiche Aufſtellung läßt einen weiten Raum im Saale übrig. Mauern und Dach des Saales ſind gleichfalls mit einer großen Zahl von Rüſtungen und Kriegswaffen behängt; danebenhängende Schilder erklären den Beſuchern, in welchen Zeitaltern alle dieſe verſchiedenen Waffen gedient haben. Nichts kann der Pracht und dem Intereſſanten dieſes Schauſpieles gleichkommen."

Ich muß geſtehen, der Catalog hat in dem, was er zum Lobe dieſer Ausſtellung geharniſchter Statuen ſagt, vollkommen Recht, und der jetzige Conſtable des Towers, der erlauchte Herzog von Wellington, der ſie veranſtaltete, und von dem die erſte Idee dazu ausging, wie der Dr. Meyrick, der ſie mit vielem Glücke ausführte, haben ſich bei den Freunden der Geſchichte Alt-Englands kein geringes Verdienſt dadurch erworben. Nur einen einzigen Vorwurf könnte man vielleicht dem Dr. Meyrick, dieſem berühmten Kenner engliſcher, hiſtoriſcher Zuſtände machen, daß nämlich die Geſichter der Statuen, den Portraits, welche man von den Perſonen, die ſie darſtellen ſollen, beſitzt, oft nicht im Mindeſten gleichen, und daß ferner einige der königlichen Reiter, wie Heinrich VI. und Jakob I. zum Beiſpiel, bei ihren Lebzeiten zu friedfertig und zu weichlich waren, als daß es nicht ein ſchlimmer Anachronismus wäre, ſie jetzt in kriegeriſche Rüſtung zu zwängen, und auf ein ſtattliches Schlachtroß zu ſchnallen. Aber, abgeſehen von dieſen Fehlern, die ohnehin ſehr leicht verbeſſert werden können, darf Dr. Meyrick, mit vollem Rechte auf hohe Anerkennung Anſpruch machen. Hier möge die Liſte der ein und zwanzig Reiterſtatuen in der Ordnung folgen, wie ſie in dem weiten Saale aufgeſtellt ſind, wo auch unſer Cicerone ſeinem kleinen Auditorium langſam, und mit

einförmiger, tonloſer Stimme den erſten Theil ſeiner Lection zum Beſten gab:

1) Eduard I. in der Rüſtung, die er im Leben getragen. Sie beſteht in einem Waffenrock, deſſen Ermel, Kappe und Beinſchienen, aus ſtählernen Schuppen beſtehen. Er ſteckt ſein Schwerdt in die Scheide, vielleicht, weil er es, ſo lange noch Blut in ſeinen Adern floß, allzuoft gezogen.

2) Heinrich VI. Dieſer König, der ſanfteſte und mindeſt kriegeriſche, den unſere Geſchichte kennt, er, der in Shakeſpeare's Tragödie ſo oft das Loos der Schäfer beneidet, paßt ſchlecht in eine ſolche Gallerie von Helden.

3) Eduard IV. Er trägt eine vollſtändige Turnierrüſtung. Auf die Schabracke ſeines Pferdes ſind ſeine Deviſen, eine weiße Roſe und die Sonne geſtickt.

4) Heinrich VII. Es wäre unbillig geweſen, dem Beſieger Richards III. die Ehre zu verſagen, neben Eduard VI. im kriegeriſchen Ehrenſchmucke ſtehen zu dürfen; aber unſere Einbildungskraft denkt ſich ihn mehr, wie er in einem dunklen Gemache ſitzt, und ſeine Schätze überzählt und immer wieder überzählt.

5) Heinrich VIII. in ſeiner eigenen Rüſtung; an ſeiner rechten Seite trägt er ein langes Schwerdt in einer Scheide von zimmetfarbenem Sammet. Man hat ſeiner Statue die ganze Breite und Plumpheit gegeben, die er beſaß, ſo daß man bei ihrem Anblick ausrufen könnte, was Prinz Heinrich vom Falſtaff ſagte: ein ungeheurer Fleiſchberg.

6) Charles Brandon, Herzog von Suffolk, Günſtling Heinrichs VIII. in ſeiner eigenen Rüſtung.

7) Eduard Clinton, Graf von Lincoln. Ein, vom Volke geliebter Kriegsmann und Höfling aus derſelben Zeit; er ward zuletzt Lord Groß-Admiral, und galt beſonders für ausgezeichnet in

ritterlichen Spielen aller Art. Er trägt eine vergoldete Rüſtung, und ſtützt ſich mit der Rechten auf einen ehernen Schild.

8) Eduard VI. Die Rüſtung dieſes jungen Fürſten iſt ganz von reicher Vergoldung überdeckt.

9) Franz Haſtings, Graf von Hutingdon.

10) Robert Dudley, Graf von Leiceſter. Der bekannte Günſtling der Königin Eliſabeth, in der Rüſtung, die er im Leben getragen.

11) Sir Henry Lee, Feldzeugmeiſter. Er hält in ſeiner Rechten eine Streitaxt, die auf ſeiner Schulter ruht. Sir Henry, beſagt der Catalog, ward in Ditchley in der Grafſchaft Oxford geboren; dort bewahrt man noch ſein Bildniß, und das ſeines Hundes auf. Obgleich er unter der Regierung der Königin Eliſabeth geſtorben iſt, führt ihn Walter Scott in ſeinem Roman Woodſtock auf.

12) Robert Devereux, Graf v. Eſſex, in einer prachtvollen, reich mit Gold ausgelegten Rüſtung. Das Holz ſeines Sattels iſt mit künſtlicher Schnitzarbeit verziert, und trefflich vergoldet. Er trägt in ſeiner Rechten ein kurzes Schwerdt, das ſehr merkwürdig gearbeitet iſt.

13) Jakob I. Wie war es nur möglich, dieſen pedantiſchen Mann, der beim Anblick eines bloßen Schwerdtes zitterte, in kriegeriſche Tracht zu kleiden?

14) Sir Horace Vere, Feldhauptmann, berühmt durch ſeine Erfolge in den Niederlanden und der Pfalz.

15) Thomas Howard: Graf von Arundel.

16) Heinrich Prinz von Wales, Sohn Jakobs I. In ſeiner eigenen Rüſtung. Dieſer junge Fürſt war es, der von Raleigh, welcher als Gefangener im Tower ſaß, ſagte: nur mein Vater kann einen ſolchen Vogel im Käfich halten.

17) Georg Villiers, Herzog von Buckingham. Der Günſtling Jakobs I. und Carls, der von Felton ermordet ward.

18) Carl, damals Prinz von Wales, ſpäter Carl I. der auf dem Schaffote ſtarb; in der Rüſtung, die er im Leben getragen.

19) Thomas Wentworth, Graf von Strafford. Seine Rüſtung geht nur bis auf die Knie hinab; von jener Zeit an, hörte man auf, den unteren Theil der Beine mit Schutzwaffen zu verſehen.

20) Carl I. als König in einer ganz vergoldeten Rüſtung, die er getragen; ſie hat ihn nicht vor ſeinem Parlamente geſchützt.

21) Jakob II. Sein Anzug, ſagt der Catalog, beſteht aus einem Sammetkleide, mit breiten, ſilberbeſchlagenen Knöpfen, und einer Weſte von hellblauem Sammet, reich mit Gold geſtickt. Er trägt eine lange, ſchwarze, gekräuſelte Perücke, deren Locken bis auf ſeine Schultern herniederfallen; eine große Krauſe umgibt ſeinen Hals, breite, hohe Stiefel bis an die Knie herauf, und goldene Sporen vollenden ſeine Tracht. Seine Rüſtung beſteht nur aus einem Bruſtharniſch, einem Stahlhandſchuh, der bis an den Ellbogen reicht, und einem zurückgeſchlagenen Helme mit kupfernen Verzierungen, auf deſſen Vorderſeite, die beiden Buchſtaben J. R. gravirt ſind. Er trägt ein Schwerdt an der Seite und einen Commandoſtab in der Hand. — Dieſe Statue bildet mit den andern einen ganz eigenen Contraſt, ſie ſteht da, wie am Eingange des Thores, das aus der letzten Zeit des Ritterthums die Zopfzeit, und die Tage der Cabinetsbefehle führt; die freilich England nur, was die Tracht anbelangte, in etwas berühren konnten.

Aus dem Horse armoury, das außer ſeinen einundzwanzig Statuen noch eine große Anzahl merkwürdiger Waffen und Rüſtungen enthält, unter denen ich beſonders die eines Kreuzfahrers der Beachtung werth fand, gingen wir auf einer kleinen Treppe, die auch an verſchiedenen Stellen mit merkwürdigen Antiquitäten geziert war, in das

Zeughaus der Königin Eliſabeth, das einen ziemlich bedeutenden Raum im weißen Thurme einnimmt. Dieſes Zeughaus ward früher auch das ſpaniſche Zeughaus (the spanish armoury) genannt, weil es, der Sage zufolge, die Beute aus dem Siege über die Flotte enthielt, welche nicht den Namen „die unbeſiegliche“ rechtfertigte, den ihr Don Philipp von Spanien gegeben hatte; da ſich indeſſen dieſe Sage durchaus nicht auf hiſtoriſche Gründe von Bedeutung ſtützte, ſo hielt der Herzog von Wellington es für angemeſſen, eine Benennung zu ändern, die das den Tower beſuchende Publikum zu Irrthümern und falſchen Anſichten verleitete.

Der große Saal, der jetzt nur noch das Zeughaus der Königin Eliſabeth genannt wird, ſoll Sir Walter Raleighs Gefängniß geweſen ſeyn; bekanntlich ward dieſer große Mann im Jahre 1603 unter der Beſchuldigung, er ſey ein Freund der Spanier geweſen, zum Tode verurtheilt, und 1618 hingerichtet, weil er den Spaniern feindlich geſinnt geweſen. Das Zeughaus iſt voll Waffen aller Art, voll Angriffs- und Schutzwaffen; jenes furchtbare Mordinſtrument, das unter dem Namen Morgenſtern (Morning star) in der Geſchichte bekannt iſt, findet ſich mehrfach; auch eine Streitart, faſt wie eine dreiläufige Flinte geſtaltet, wird gezeigt; man hatte ihr früher den ſcherzhaften Beinamen Weihwedel holy water sprinkle gegeben, und es diente, wie der Catalog verſichert, König Heinrich VIII. als Spazierſtock, wenn er Nachts in den Straßen ſeiner getreuen Hauptſtadt umherwandelte, wobei es ſich einſt begab, daß er, weil er ſich den Nachtwächtern nicht zu erkennen gab, in Poultry compter (das Polizeigefängniß in der Poultryſtraße) eingeſperrt wurde, und dort bis am andern Morgen bleiben mußte. Zuletzt zeigte uns unſer Führer nebſt den Beilen, unter denen Graf Eſſex und die unglückliche Anna Boulen fielen, noch die Marterwerkzeuge, vermittelſt deren man früher die Staatsgefangenen folterte. Die Halskrauſe, verſichert der Catalog, wurde beſtimmt aus Spanien 1588 eingeführt, die andern Folterwerkzeuge, das bilbao oder Joch, die thumb screw oder Daumenſchraube und die cravate, eine Maſchine, die zu gleicher Zeit Hände, Füße und Hals feſt zuſammenſchnürt, wurden gleichfalls aus Spanien eingeführt. Gewöhnlich laſſen ſich die Beſucher des Towers verſuchsweiſe die Cravatte umlegen, und von dem warder ſo lange drehen, bis ſie ein angenehmes Drücken in den Theilen des Körpers verſpüren, die ſie umſchließt.

Im Hintergrunde des Saales ſteht eine Statue der Königin Eliſabeth auf einem Roſſe, deſſen Farbe ganz dem Caffee mit Milch gleicht, ein kleiner Page hält das Roß am Zaume, die jungfräuliche Majeſtät iſt mit den prachtvollen Gewändern angethan, welche ſie an dem Tage trug, wo ſie ſich in feſtlichem Zuge in die Sankt Paulskirche begab, um dem Allmächtigen Dankgebete für die Zerſtörung der ſpaniſchen Armada darzubringen. Die Statuen der Königin und ihres Pagen ſind, wiewohl ihnen die Geſichter von Wachs einen gar ſonderbaren Anſtrich geben, doch intereſſant.

Die Mauern des weiten Zeughauſes der Eliſabeth ſind an mehren Stellen von Inſchriften bedeckt, welche Gefangene dort hinterließen. Die Fremden, die den Tower mit mir beſahen, laßen ſie mit theilnamloſer Gleichgültigkeit; ich konnte mich, da ich dieſe Inſchriften las, unter denen unbekannte und auch berühmte Namen ſtanden, tiefer Rührung nicht erwehren, da ich bedachte, welche Leiden der Seele und des Körpers wohl dieſe Unglücklichen erlitten, die jene Zeugniſſe ihrer Gefangenſchaft vielleicht mit ihren Nägeln eingekratzt hatten. Dicht neben einer Thüre, welche in ein kleines Loch ohne Fenſter führt, das zwölf Jahre lang, das Gefängniß Raleighs war, zeigte uns der Führer unter einem hölzernen Leiſten, der leicht weggeſchoben werden kann, die plebejiſchen Namen Wyatts und ſeiner hervorragendſten Genoſſen.

Wir gingen, wie es gebräuchlich iſt, aus dem Zeughauſe in das große Magazin (great store house), ein ſehr ſchön gebautes Waffenmagazin, das im Norden des weißen Thurmes liegt, und das große Artilleriemuſeum, die große Treppe und das ſogenannte kleine Arſenal enthält. Das Artilleriemuſeum iſt voller Geſchütze, Mörſer und Musketen aus allen Epochen, und man ſieht dort auch mehre nautiſche Merkwürdigkeiten, namentlich das Rad des Steuers von dem Schiffe der Sieg, an deſſen Bord Nelſon eine franzöſiſche Kugel tödtete. Von jeder Seite der großen Treppe, die übrigens dieſes ſtolze Beiwort keineswegs verdient, bemerkt man Ritterſtatuen und Lanzenknechte in voller Rüſtung. Der Eingangsthüre, die indeſſen nur durch einen Vorhang geſchloſſen iſt, gegenüber, ſind in einer Höhe von etwa zwanzig Fuß auf einem freien Raume, und da, wo ſich die Treppe in zwei Theile ſondert, auf, ziemlich in die Augen fallende Weiſe Pauken von Blenheim und Canonen von Waterloo als Trophäen aufgeſtellt.

Das kleine Zeughaus beſchreibt der Catalog folgendermaßen: Die Waffen, welche dieſer prachtvolle Saal enthält, ſind neuerdings ſo geordnet, daß man in weniger, als fünf Minuten eine Anzahl Flinten überſieht, mit denen auf der Stelle hundert tauſend Mann zu einem Feldzuge bewaffnet werden können.

Wenn man ſich an das Fenſter lehnt, das der Eingangsthür gerade gegenüber liegt, ſo ſieht man auf beiden Seiten vier viereckige Säulen, von denen jede zwei und zwanzig Fuß hoch iſt, dieſe Säulen ſind aus langen Piken aus der Zeit Carls II. errichtet, vier ähnliche Pfeiler ſind auch aus Piſtolen gebildet. Wirft man von jenem Fenſter einen Blick rechts oder links, ſo überſieht man die ganze Länge des Saales, die nicht weniger, als dreihundert fünf und vierzig Fuß beträgt. Von einem Standpunkte aus, ſieht man, wenn der Vorhang, der die Eingangsthür bedeckt, weggezogen iſt, die große Trophae, und über ſich einen herrlichen Plafond mit Verzierungen in Stukatur und Vergoldung. Wohin man längs den Wänden ſieht, begegnen lange Reihen von tauſenden von Flinten, Piken, Säbeln, Hellebarden und Bajonetten, Piſtolen und Reiterwaffen dem Auge, ſie ſind oft mit vieler Kunſt in ſymetriſche Figuren geordnet, und ſtellen Sterne, Schilde, die Sonne, das Wappen des britiſchen Königshauſes, das Haupt der Meduſen, Schlangen, die Hyder u. ſ. w. vor.

Mich intereſſirte in dieſem Zeughauſe vor Allem eine Arbeit, die wohl im beſten Sinne des Wortes ein Kunſtwerk genannt zu werden verdient, eine Kanone von Bronce nämlich, von herrlicher Arbeit, die in der Mitte des Saales ſteht. Sie iſt ſo ſchön, ſo zierlich, ſo trefflich gegoſſen, ſo glänzend ciſelirt, daß der ſtaunende Beſchauer ſich unmöglich ein ſolches Kunſtwerk, als Tod und Verderben ſchmetternd, denken kann. Dieſes Geſchütz, das ein italiäniſcher Künſtler Latterelli für den Großmeiſter des Maltheſerordens gemacht hatte, wurde auf Malta von Napoleon erobert, der es auf einem franzöſiſchen Schiffe in ſeine Heimath ſandte, und es für das Directorium beſtimmte. Das franzöſiſche Fahrzeug ward indeſſen von einem engliſchen Kriegsſchiffe unter dem Befehle des Capitain Fotte gekapert, und mit ihm die herrliche Canone, die der Capitain nach England brachte. Das ganze Rohr derſelben iſt mit Medaillons, mit Figuren en Relief und mit Laubwerk bedeckt, das Geſtell von einer edlen Holzart ſtellt die Furien dar, und die Mitte der Räder eine Sonne, als deren Strahlen die

Speichen auslaufen. Der Catalog hat Recht, wenn er von dieſer Kanone verſichert, ihres Gleichen gebe es in der Welt nicht noch einmal. Und ſo darf Italien, welche Niederlagen es auch auf anderen Gebieten erleiden mag, ſtets darauf rechnen, früher oder ſpäter über alle Völker durch ſeine Künſte zu triumphiren, wie es einſt in den Römerzeiten durch die Gewalt ſeiner Waffen triumphirte.

Feuilleton.

I.

Literatur.

König Saul.
Trauerſpiel in fünf Akten
von
Carl Gutzkow.
Hamburg, Hoffmann und Comp. 1839.

Gutzkow iſt doch nicht ſo ganz die kalte, kritiſche Natur, die man allein an ihm gelten laſſen wollte. Mit jedem neuen Werke zeigt er deutlicher, daß er auch Geſtalten zu ſchaffen vermag, und wenn auch bis hierher ſein dichteriſcher Beruf hinter ſeinem kritiſchen Talente zurückſteht, ſo erſetzt er dieſen Mangel durch ein ſo emſiges und unermüdliches Studium, daß es dem Wohlwollenden Achtung einflößen muß. Ich finde in ihm viel Aehnlichkeit mit Leſſing; wie bei dieſem, iſt der Verſtand das bei weitem vorherrſchende Element; aber durch das tiefe Begreifen aller Anforderungen an künſtleriſche Darſtellungen wird er ſo weit gefördert, daß er mit dem, wenn auch nicht ſo reichen Fond von Phantaſie ſich an dichteriſche Kunſtwerke getroſt wagen kann. Gutzkow hat in dem vorliegenden Trauerſpiele eine glückliche Wahl des Stoffes getroffen. Die Geſchichte Davids und Sauls bietet ſehr viele dramatiſche Momente dar, die Gutzkow glücklich benützt hat; ſelbſt die

Digitized by Google

Beziehung auf Ereigniſſe unſerer Zeit iſt nicht verabſäumt. Es iſt der Kampf der weltlichen Macht gegen die geiſtliche, der hier verhandelt wird. Saul gegen Samuel iſt nicht viel weniger, als ein hohenſtaufiſcher Friedrich gegen den Pabſt. Man darf Gutzkow um die ſcharfe Zeichnung ſeines Saul beneiden. Die Geſchichte bietet nur einzelne Beziehungen und Andeutungen dar, aus denen man ſich das Bild des Königs erſt ſelbſtthätig ausbilden muß. In ſeiner Tragödie iſt Saul ganz derſelbe, wie Jedermann ſich ihn dunkel vorſtellt; nur iſt er hier ganz klar und nach allen Seiten vor unſer Auge gerückt; — eine kräftige Natur, urſpeünglich offen und frei, hellen Verſtandes, der ſeine Stellung als König, obgleich unerwartet und plötzlich hineinverſetzt, ſogleich klar begreift, und mit Würde und Kraſt zu bekleiden ſtrebt. Aber er verdankt ſie dem Clerus, und mit aller Mühe will es ihm nicht gelingen, ſich von dieſer ihm unerträglichen Macht zu emancipiren. Die Liſt des Prieſters triumphirt ſtets über das urſpeünglich offene Weſen des Königs, und dieß macht ihn mißtrauiſch, finſter, wild und grauſam. David muß die Prieſterſchule durchmachen, um zur klaren Einſicht übrr das Verhältniß vom Königthum zur Geiſtlichkeit zu gelangen. Dem Saul iſt er verhaßt, weil dieſer ihn als Organ des ihm widerwärtigen Prieſters kennt; oft ſiegt die urſprünglich wohlwollende Natur des Königs über dieſen finſtern Widerwillen, er thut ſich Gewalt an, den Jungling, der ſeinen böſen Geiſt durch Harfenſpiel zu bannen vermag, zu lieben; aber zuletzt reißt die Eiferſucht gegen David, von dem er weiß, daß ihn der Peirſter zum König ſtatt ſeiner geſalbt hat, ihn wieder zu einer finſtern That hin. Im Tode bricht das Edle in ſeiner Natur vollkommen ſiegreich hervor; er ſpricht zu Abner:

Sieh', wie ſich Alles matter malt dem Auge,
Das Grün der Bäume bleicht ſich uns, der
Himmel,
Der unſers Jammers blau und harmlos
lächelt,
Verſchwimmt in hohles Grau, die Dinge fallen
Faſt wie aus ihrer Form heraus, die ſie
Begränzt — ſo geht's auch mit dem leid'gen
Troſt,
Dereinſt von Deiner Hand gerächt zu werden.
Des Menſchen Zorn liegt, ſcheint mir faſt, im
Blut;
Je mehr es ſchwindet, löſen ſich die Sinne
In friedenvolle Dämm'rung auf, und weichen
Dem guten Geiſt, der keine Rache kennt.

Doch ſetzt er ſogleich hinzu:

erzähle Niemand,
Wie ich verſöhnt geſtorben bin! Wenn Helden
Auf ihrem Todtenbett mit naſſen Augen
Ausathmen, kömmt Fraubaſerei und lügt,
Daß man den Feind geſegnet und vom Prieſter
Das letzte Wort des Troſts gefordert hätte.
Verdammte Lügen!

Samuel iſt ein durchaus abſtrakter Charakter, bei dem Alles auf die Ehre Gottes und, da er ſich für den Stellvertreter Gottes in ſichtlicher Verkörperung hält, auf die Ehre der geiſtlichen Gewalt abzielt. Er ſagt:

Seitdem iſt es von Gott erlaubt, zu Zwecken,
Die ſeines Namens Herrlichkeit berühren,
Sich ſchlangenkluger Mittel zu bedienen.

Man ſieht, Samuel iſt ganz Prieſter, aber als ſolcher edel, und wegen ſeiner Conſequenz achtbar. — Der liebliche Charakter Jonathans ſpricht in dieſem Gewebe von Liſt und Trug durch ſeine faſt übermenſchliche Reinheit und Aufopferung höchſt wohlthuend an. David, der zuletzt als unbeſtrittener König übrig bleibt, hat ſich in ſeinem kampfreichen Leben zu einer klaren Weltanſchauung entwickelt. Die Kirche in der Perſon Samuels flucht ihrem Schüler, der ſich von ihrem Einfluſſe frei gemacht, und weiſſagt das unmittelbare Einſchreiten Gottes. David aber ruft:

Fahr' hin! Wir folgen nur der Offenbarung,
Die aus dem menſchlichen Gemüthe ſpricht.
Die Sonne lächelt mild zu dieſen Worten,
Und löſcht ſie bald aus dem Gedächtniß aus.
— — — — — — — —
Vielleicht will Gott nicht Prieſter, will nicht Könige,
Nur Menſchen ſchuf er, die in Liebe ſich
Umfingen, leicht verſöhnt dem Feinde ſelbſt
Die Rechte ſchütteln.

D—l.

Skizzenbuch

von

Carl Gutzkow.

Caſſel und Leipzig, Krieger'ſche Verlagshandlung. (Th. Fiſcher.) 1839.

Es iſt keinem Schriftſteller zu verdenken, wenn er gern und oft ſammelt, was in Zeitſchriften, Almanachen von ſeinen Arbeiten zerſtreut umherirrt, wenn er immer gern durch Vergleichungen zwiſchen ſeinen einzelnen Arbeiten zeigen laſſen will, wie ſie alle auf einer Lebensanſchauung beruhen. Ob dieſe Sammlung Alles umfaſſen ſoll, was je der Schriftſteller hat drucken laſſen, was nur für den Augenblick beſtimmt, wohl mit dem Jahre hätte untergehen können, iſt eine andere Frage. Mehre dieſer Skizzen indeſſen ſind mit Fug und Recht noch einmal dem Publikum nahe gerückt; ich möchte darunter zunächſt die drei Guttenbergstage in Mainz rechnen, eine friſche, heitere Beſchreibung jenes großen Feſtes, das überall ſo rege als verdiente Theilnahme erweckt hatte. Ich finde darin eine Bemerkung, aus der das Selbſtgeſtändniß Gutzkows hervorzugehen ſcheint, er ſey kein guter Tänzer. „Die Frauen ſind meines Wiſſens nie unliebenswürdiger, als auf Bällen. Nichts verletzt die männliche Eitelkeit mehr, als wenn ſie mit Mehren tanzen, und doch thun ſie's." Wäre dieſes halbe Geſtändniß einige Jahre früher gekommen, ſo hätte es in dem langen Sündenverzeichniß gegen Gutzkow nicht die letzte Stelle eingenommen, denn wie darf in Deutſchland ein junger Mann ſich unterfangen, nicht regelrecht tanzen zu können? Auch die Criminalerinnerung iſt eine ſchöne Skizze. Zu flüchtig und offenbar für das Blatt geſchrieben, weil kein Manuſcript für den nächſten Telegraphenbogen da war, iſt der Beſuch bei Göthe; es iſt lieblos, in der Wohnung eines großen Todten umherzuſtöbern, und nichts finden zu wollen, als einige ſpöttiſche, halbwahre und gar nicht witzige Bemerkungen. Der jüngſte Anacharſis ſind ſehr liebenswürdig geſchriebene Briefe, Reiſeberichte von einer Fahrt von Stuttgart nach Berlin. Die literariſchen Elfen ſind ein ſchöner Schwank für Eingeweihte; wer indeſſen nicht mit allen Beziehungen der Literatur der neueſten Zeit vertraut iſt, wird oft den Witz und die graciöſe Schalkheit nicht verſtehen, die über das Mährchen ausgegoſſen ſind. Die beiden dramatiſchen Studien: Hamlet in Wittenberg und Marino Faliero ſind eben nur ſehr ſkizzenhaft hingeworfen. Die Sage von Marino Faliero verſpricht G. ſpäter zu einer Tragödie umarbeiten zu wollen; wir haben alle Urſache, ihn, der durch ſeinen Richard Savage und durch die Tragödie, deren ſchuldige Anzeige ein anderer Referent in dem heutigen Hefte der Europa übernommen hat, ſo ſehr zeigt, welche Hoffnungen das deutſche Theater auf ihn bauen darf, beim Worte zu halten, und als ungeſtüme Mahner auf die Erfüllung eines ſolchen Verſprechens zu dringen.

H...k.

Geſchichte
des
Gilblas von Santillana.

Aus dem Franzöſiſchen des Le Sage

von

G. Finck.

Illuſtrirt mit 600 feinen Holzſtichen.

Stuttgart, im Verlag von Dennig, Finck und Comp. 1839.

In ſechs Heften. — Erſtes bis fünftes Heft.

Le Sage's Gilblas iſt zwar bekanntlich keine ſelbſtſtändige Schöpfung, ſondern entſtand aus **vida y aventuras del escudero Marcos de Obregon**, von dem Freunde des Cervantes, Vicente Eſpinel, ferner aus **vida del Lazarillo de Tormes y sus fortunas y adversidades**, von Don Diego Hurtado de Mendoza, der ſich ſeinerſeits den drei Jahre zuvor (im Jahr 1535) erſchienenen Rabelais'ſchen Gargantua zum Vorbilde nahm. Allein Le Sage verſtand es, das koſtbare Metall aus der Fundgrube ſpaniſchen Humors, woraus Franzoſen, Deutſche, Engländer und Italiener ſeit Jahrhunderten ihren Bedarf größtentheils holen, in eine Münze von ſo allgemein gültigem Cours umzuſchmelzen, und dieſer ein ſo ſcharfes Gepräge aufzudrücken, daß ſich ihr Charakter gewiß immer und überall erkennen läßt, und dadurch Le Sage's Verdienſt dem des Erfinders ſehr nahe kommt.

Le Sage iſt leicht zu verſtehen und ſchwer zu überſetzen. Es liegen drei deutſche Bearbeitungen vor mir: eine vom Jahr 1826, aus der Bibliothek claſſiſcher Romane des Auslands, Leipzig, bei Brockhaus, eine vom Jahr 1834, aus der Bibliothek der Claſſiker, Stuttgart, bei Neff, und endlich die rubricirte. Letztere iſt unſtreitig die eleganteſte, und greift, wenn auch ziemlich frei, doch die Eigenthümlichkeit des Originals nicht an. Der Hauptvorzug jedoch der vorliegenden Ausgabe beſteht in den eingedruckten Holzſtichen nach Gigoux'ſchen Zeichnungen, die ſich, wie alle franzöſiſchen Clichés, vortheilhaft vor den engliſchen Federzeichnungen der Bozliteratur auszeichnen; denn während dieſe geiſtlos verzerren und Einem Eckel aufdringen, behandeln die franzöſiſchen ſelbſt die Häßlichkeit und das Elend mit Grazie, und doch wahr.

Sicher iſt es ein Fortſchritt, wenn auch ein Rückgriff zu den Chroniken des Mittelalters, ja noch früherer Zeit, daß wir anfangen, dem durch die ewige Einerleiheit des Textes ſich ermüdenden Auge eine Abwechſelung durch Bilder zu gönnen, und auf dieſe Art Situationen und Charaktere zu veranſchaulichen: bei dem intriguen- und farbenreichen Le Sage doppelt zweckmäßig.

Das Buch läßt ſich nach Inhalt und Ausſtattung mit Recht empfehlen.

—tt.

Miscellen.

Als in Paris nächſtens erſcheinend wird eine Ausgabe des bisher noch ungedruckten Briefwechſels Heinrichs IV. mit dem Landgrafen Moritz von Heſſen angekündigt, welche der Archiv-Director von Rommel in Caſſel, wo ſich die Originale dieſer Briefe befinden, herauszugeben beabſichtigt.

— Der erſte Inhaber des jetzt erledigten Sitzes in der franzöſiſchen Academie, um den ſich ſo viele literariſche Notabilitäten von Paris bewerben, und der die Nummer XXVII trägt, war Racan, † 1676. — Ihm folgten: Plurian de la Chambre, † 1693, — Labruyère, † 1696, — Fleury,

† 1720, — Adam, † 1735, — Ségupy, † 1761, — Rohan Guemenée, † 1803, — Cailhava, † 1813, und der kürzlich verſtorbene Michaud.

— Des Prinzen Louis Napoleon erſte politiſche Schrift: „Des idées Napoléoniennes,“ hat ſchon die vierte Auflage erlebt.

— Unlängſt fanden Maurer, die beſchäftigt waren, ein Haus in einem der älteſten Stadttheile von Paris abzubrechen, eine kleine, kupferne, auf allen Seiten verſchloſſene Kiſte, auf der die Inſchrift ſtand: Au syre d'Ortheyl. Dieſe Kiſte wurde geöffnet, und es fanden ſich darin einige noch ſehr gut erhaltene Blätter, auf denen einige Verſe in Form eines Geſprächs ſtanden. Eine ſorgſame Betrachtung dieſes Manuſcripts, welche ein in Diplomatik erfahrener Literat vornahm, ergab, daß es Bruchſtücke einer, griechiſchen Muſtern nachgebildeten Tragödie: „Caſſandra,“ ſeyen, und es liegen viele Gründe zu der Vermuthung vor, dieſe Bruchſtücke gehören einer noch nicht bekannten Arbeit Jodelle's an, der ſich, bitterem Mangel preisgegeben, zum Grafen von Ortheyl flüchtete, wo ſich auch Remy Belleau ſeiner annahm. Am Rande des aufgefundenen Fragments lieſt man die Jahreszahl 1459, die noch für die Annahme, es ſey eine Arbeit Jodelle's, ſpricht.

II.

Theater.

Lindpaintner's Genueſerin.

Faſt ein Jahr iſt nun verfloſſen, ſeit dieſes Werk in Wien den glänzendſten Succeß errang, und noch haben die übrigen Bühnen des Vaterlandes, die faſt auf jede Unbedeutenheit ſo recht eigentlich Jagd machen, ſich nicht an die Aufführung der Oper gewagt. Die natürliche Frage, die in uns bei dieſer Gelegenheit entſteht, mögen zum Theil folgende Zeilen zu löſen im Stande ſeyn, die wir einem Berliner politiſchen Blatte vom 11. October entnehmen. Das Werk iſt zu deutſch, zu grandios und zu ſchwer für unſere Zeit. Gott beſſer's! Doch ich laſſe die Mittheilung ſelbſt ſprechen.

„Geſtern habe ich im Kärnthner-Thor-Theater Lindpaintners Oper: „die Genueſerin“ (Text von C. P. Berger) gehört. Es iſt, wie ich gleich zum Voraus ſagen muß, ein grandioſes Werk, ausgeſtattet mit allen den Mitteln, welche dem kenntnißreichen und erfahrenen Tonſetzer zu Gebote ſtehen. Allein ich muß geſtehen, daß mich die Maſſen dieſer Muſik beinahe überwältigt haben, und es erfordert die größte und angeſtrengteſte Aufmerkſamkeit, dem Gange des Componiſten zu folgen. Die Aufführung iſt, von Seiten der Hauptperſonen, vollkommen. Mlle. Lutzer (Bianca) entfaltet, in ihrer ſchweren und anſtrengenden Partie, den ganzen Umfang ihrer ſchönen, wohlklingenden, metallreichen Stimme, und ihr edles Spiel, ſo wie ihre vortreffliche, deutliche Ausſprache vollenden den vortheilhaften Eindruck, den ihre Perſönlichkeit macht. Man glaubt, wenn man ſie, im zweiten Aufzuge, in dem ſchwarzen National-Anzuge der Venetianerinnen ſieht, eines jener großartigen

Bilder Tizians, Paul Veroneſe's oder Paris Bordoni's vor ſich zu erblicken, von denen man ſich im Belvedere umgeben ſieht. Staudigl ſingt ſeine Partie (Graf Adorni) mit ſeinem gewohnten Aplomb und der Ruhe, welche ihm das Bewußtſeyn der Gewalt über ſeine Stimme gibt. Erl's (Gr. Durazzo) weiche Tenorſtimme paßt ſich vortrefflich dem Organ der Dlle. L. an, und ſein Spiel, gegen das man in Berlin ſo Manches einzuwenden hatte, iſt bedeutend lebendiger geworden. Schunk iſt als Marino ſehr brav. Schober ſingt die Partie des Fregoſo mit aller Kraft ſeiner gewaltigen Stimme, doch ſcheint ſie ſelbſt ihm im Ganzen zu hoch zu liegen. Von den Chören iſt — was ihre Ausführung betrifft — nicht viel zu ſagen: wahrſcheinlich ſind ſie früher, wo die Oper öfter hintereinander gegeben wurde, beſſer gegangen. Die Balletſtücke (im erſten Act) ſind der ſchwächſte Theil des Ganzen: der Pas russe (von den Herren Laſina und Dudzinsky und den Damen Dingler und Weiß getanzt) hat eine unbedeutende Melodie und iſt wenig effectvoll inſtrumentirt; ungleich beſſer iſt das Quartett der Tyroler (die Herren Alexander und Campilli d. Jüng. und die Damen A. Mayer und Baſeg), obgleich auch nicht ſo pikant, als man es von Lindpaintner erwarten könnte. Die Hauptglanzpunkte der Oper ſind, meiner Meinung nach, im erſten Aufzuge die beiden Enſemble-Stücke a capella, das Terzett (A dur) „nicht der Strahl der Edelſteine", von Dlle. Lutzer und den Herren Erl und Staudigl, und das Quintett „was Paläſte nimmer bieten" (B dur), von den obengenannten und den Herren Ueß und Schunk vorgetragen. Das erſte mußte wiederholt werden. Im zweiten Aufzuge: die große Scene der Bianka: „o Gott! ich bin allein" (B dur und H moll), mit obligatem Cello, und die ſchöne, nur kurze preghiera der Bianka (G dur) „nicht Menſchenhände öffnen dieſe Thüren", von Mlle. L. ſehr ſchön und einfach vorgetragen. Das Finale des zweiten Aktes iſt kurz und nicht ſo bedeutend, als man es erwarten ſollte. Das Publikum rief, nach beendigter Oper, die Darſtellenden nicht weniger als drei Male heraus. Was die Darſtellung der Oper auf andern Bühnen betrifft, ſo dürfte ſie wohl nur dann ganz nach der Intention des Componiſten möglich ſeyn, wenn ſich eine Sängerin fände, die, wie Mlle. Lutzer, die Gabe einer ſchönen, klangvollen Stimme mit großer muſikaliſcher Kenntniß verbände, denn, wie wir ſchon oben geſagt, gehört die Genueſerin zu den ſchwierigſten Opern, die wir kennen, und gibt ſowohl dem Orcheſter, als den Sängern vollauf zu thun. Lindpaintner, der, als die Oper auf die Bühne gebracht wurde, die erſte Aufführung ſelbſt dirigirte, ſoll mit den hieſigen Leiſtungen außerordentlich zufrieden geweſen ſeyn."

Miscellen.

Londoner Theaternachrichten. Das Theater von Covent-Garden wird mit den Gaſtſpielen der Mademoiſelle Veſtris, die zugleich die Direction führt, eröffnet worden; es war anfangs eine Erhöhung des bisherigen Eingangspreiſes, namentlich für die letzten Plätze, beabſichtigt werden, doch ſchien es den Eigenthümern gar zu gefährlich. Das Gerücht, das verbreitet war, Aguado werde das Queens-Theater an ſich kaufen, hat ſich als unbegründet erwieſen; wahrſcheinlich wird Laporte die Direction für ſeine eigene Rechnung weiter fortführen.

Das Drurylane-Theater wird binnen Kurzem ſeine Vorſtellungen wieder beginnen; der Director Hammond, der um alles gern ein ſchönes Opernenſembel haben möchte, hat ſein Netz nach Ma-

dame Anna Thillon, die beim Pariſer Renaiſſance-Theater angeſtellt iſt, ausgeworfen. Er hat ihr glänzende Bedingungen geſtellt, und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß ſie darauf eingehen wird.

Die Engliſh-Opern hat ihre Thore der Menge, die begierig war, die Concerte Stück für Stück für einen Schilling zu hören, wieder geöffnet. Das Orcheſter iſt noch daſſelbe, welches im vorigen Jahre ſo allgemein gefiel. Dirigent iſt Laurent, der früher Orcheſter-Director in der italieniſchen Oper zu Paris war. Uebrigens ſteht den Concerten der Engliſh-Opera eine gefährliche Concurrenz bevor. Muſard will nämlich mit zwanzig ſeiner beſten Muſiker nach London kommen, und zwar auf Actien, die zum Theil ſchon untergebracht ſeyn ſollen.

— Morlacchi in Dresden ſoll für Venedig eine Oper ſchreiben, für die er zehntauſend Lire erhält. Dieß iſt für Italien nicht viel, allein, was ſoll man dazu ſagen, daß die italieniſchen Pächter des Kärnthner-Theaters in Wien einem deutſchen Tonſetzer dreihundert Gulden für eine Oper zahlten? Dieſer Tonſetzer war Lindpaintner. Man könnte ſie höchſtens damit entſchuldigen, daß ſie in Erfahrung gebracht, in der Heimath dieſes Tonſetzers werden Originalwerke deutſcher Dichter mit drei bis vier Louisd'ors ſogenannterweiſe honorirt!

— Eugen Aram, von Rellſtab, iſt in Homburg am 8. October zum ſechstenmale gegeben worden.

— Aus Dresden wird gemeldet, daß Moſens „Otto der Dritte" daſelbſt am 30. September gegeben worden ſey, und ſich des glänzendſten Erfolgs zu erfreuen gehabt habe. Das Haus war gedrängt voll, alle Darſteller wurden gerufen, und auch der Dichter mußte auf den begeiſterten Ruf der Zuſchauer erſcheinen; er richtete an ſie einige Worte des Dankes. Die Tragödie, deren würdige Ausſtattung ſich die Theaterverwaltung hatte angelegen ſeyn laſſen, ſollte noch im Laufe derſelben Woche wiederholt werden.

— Molière's „**Festin de Pierre**" iſt ſeit vielen Jahren endlich einmal wieder im **Théâtre français** gegeben worden. Menjaud gab „Don Juan" zum erſten Male, und Monroſe excellirte, wie immer, als Sganarelle.

— In dem Königſtädter Theater in Berlin hat man Delavigne's Don Juan von Oeſtreich, nach Bärmanns Uebertragung und, wie es ſcheint, zur Befriedigung des dortigen Publikums, aufgeführt.

— In der Pariſer komiſchen Oper wurde unlängſt eine neue Oper: „die Symphonie," mit Beifall gegeben. Der Text derſelben iſt von Saint Georges, die Muſik von Clapiſſon, der ſich ſchon durch einige gelungene kleine Opern vortheilhaft bekannt gemacht hat. Die Oper ſpielt in Deutſchland. Albert, ein moderner Rizzio, liebt Hermance, die Tochter ſeines ſouverainen Herrn — **Monsieur le grand-duc** heißt er auf dem Zettel — und die blonde Fürſtentochter erwiedert ſeine Leidenſchaft. Einſt iſt Hofconcert; es wird eine Symphonie von Albert aufgeführt, in der Jener Alles niedergelegt hat, was in Hoffnung, in Liebesfreude und Schmerz ſeine Seele bewegt. Da ſieht er ſeinen Nebenbuhler, einen Prinzen, mit Hermance leiſe reden; wie vom Blitze getroffen ſinkt er zu Boden — er iſt wahnſinnig geworden. Glücklicher Weiſe iſt ſein Wahnſinn nur ein komiſcher Opern-Wahnſinn, und Herr Saint Georges hat nicht für gerathen gehalten, ihn unheilbar ſeyn zu laſſen. Couſinen ſind ein ſchönes Geſchenk des Himmels; beiläufig geſagt, machte ein junger Mann dieſe Entdeckung hundert und fünfzig Jahre nach der Sündfluth, alſo ziemlich geraume Zeit vor allen deutſchen, engliſchen, franzöſiſchen und italieniſchen Theaterdichtern; auch dem mit

ſeinem Verſtande brouillirten Componiſten iſt eine Couſine zu Theil geworden; ſie heißt, gleich der ſentimentalen Schweizer-Jungfrau in Weigls ſchöner Oper, Emmeline. Albert findet ſie ſo liebenswürdig, daß er ſie mit ſeiner fürſtlichen Geliebten verwechſelt und heirathen will. Er kommt indeſſen zu ſpät; Emmeline hat ſchon einen Bräutigam. So bleibt nichts Anderes übrig, als den fürſtlichen oder vielmehr prinzlichen Gemahl der durchlauchtigen Hermance ſterben zu laſſen, damit Albert ſie wieder heirathen kann. Aber er iſt ja noch immer nicht wieder vernünftig geworden? Nur Geduld, iſt es denn nicht genug, wenn man am Ende vernünftig wird? Alberts Symphonie, deren er ſeit jenem verhängnißvollen Abende nicht mehr gedachte, wird noch einmal aufgeführt. Bei dieſen Tönen erwacht das Andenken der Vergangenheit in ſeiner Seele, er beſinnt ſich wieder, und ſein Wahnſinn ſchwindet wie ein böſer Traum; — Hermance wird mit ihm verbunden.

Clapiſſon's Muſik iſt weich und melodiſch, und ſchmiegt ſich dem Texte ſchön an; eine Romanze und ein Duo werden beſonders gelobt.

III.

Geſellſchaft.

Moden.

Negligé. Hauskleid von grünem Cachemir, mit chineſiſchem Taffet von perlengrauem Grunde mit Flammen von lebhaften Farben, mit einer roth, grün und violetten Schnur beſetzt. Haube von Organdi, mit Points de Paris beſetzt. Pantoffeln von braunem Maroquin.

Negligé zum Ausgehen. Ueberrock von chineſiſchem, halb ſeidenem, halb wollenem Mouſſelin, mit einem ſchlangenförmigen Bouillon garnirt. Mouſſelinkragen, mit Valenciennes garnirt. Brauner, ſeidener Hut, mit ſchwarzen Spitzen garnirt. Shawl von braunem Taffet.

Toilette zum Ausgehen. Kleid von geſtreiftem Taffet, mit hohen Volans. Capote von Crepp mit einem Spitzenſchleier. Shawl von ſchwarzen Spitzen. Schnupftuch mit geſtickter Einfaſſung.

Abend-Negligé. Kleid von glacirtem Taffet, mit zwei Volans beſetzt. Mantille von Points de Paris. Haube von Points de Paris. Schmuck; reicher Fächer; geſticktes Schnupftuch.

Kleider werden noch immer mit Volans, beſonders mit ſchlangenförmigen, und Garnituren getragen. Ihr Schnitt und ihr Stoff iſt in der letzten Zeit faſt unverändert derſelbe geblieben. Die Schleifen an den Miedern und unter den Mantillen ſind noch immer in der Mode; ſie laufen in zwei lange Enden aus. Dieſen Winter werden wahrſcheinlich die Luxusbänder wieder ſehr viel getragen werden; man ſieht ſchon Creppbänder, die auf Ballkleidern von ſehr ſchöner Wirkung ſeyn müſſen.

Blumenſträuße ſind noch ſehr in der Mode; viele Damen tragen ſelbſt in ihren Zimmern immer einen Strauß in der Hand.

Die zweimal begrabene Tante.

Das Antwerpner Tagblatt theilt Folgendes mit: Eine alte, mehr als achtzigjährige Frau ſtarb unlängſt in der Ortſchaft Lierre, in Folge einer langwierigen Krankheit, die ſie Jahrelang an ihr Krankenbett gefeſſelt hatte. Sie ſollte zwei Tage nach ihrem Tode beerdigt werden, und da ihre Hinterlaſſenſchaft nicht ſehr bedeutend war, ſo befliſſen ſich die liebenden Verwandten, welche ſie beerbten, der möglichſten Sparſamkeit. Statt alſo, wie es gebräuchlich, Todtenfrauen kommen zu laſſen, welche die Leiche in den Sarg legen ſollten, vertrauten ſie dieſen Dienſt dem Tiſchler an, welcher den Todtenſchrein gemacht hatte. Am Morgen des Begräbnißtages ward der Sarg in das Zimmer der Verſtorbenen getragen, und die zwei Lehrburſchen, die ihn getragen hatten, entfernten ſich bald wieder, ohne beim Fortgehen Jemand etwas zu ſagen.

Gegen zehn Uhr kamen die Geiſtlichkeit und die Leichenträger mit der Bahre, um die Leiche abzuholen, und ſie zunächſt in die Kirche zu tragen, wo die üblichen Gebete über den Sarg geſprochen werden ſollten. Einer der Träger bemerkt ſeinem Kameraden, er finde den Sarg ſo leicht, als enthalte er keinen Körper, worauf dieſer antwortet, das ſey ganz in der Ordnung, da die Todte mager, und durch lange Krankheit abgezehrt geweſen ſey. Beide Träger ſetzten darauf den Sarg auf die Bahre, die Geiſtlichen geleiten ihn in die Kirche, und dort wird die gebräuchliche Leichenfeier abgehalten. Nachdem ſie zu Ende iſt, wird der Sarg auf den Kirchhof gebracht, und dort dem Ritus gemäß beerdigt.

Indeſſen ſollte das Zimmer, wo die alte Tante gelegen hatte, gereinigt werden, und eine Frau, die man zu dieſem Behuf hatte kommen laſſen, machte ſich daran. Zuerſt will ſie das Bett in Ordnung bringen, aber kaum hat ſie die Vorhänge deſſelben zurückgezogen, ſo ſtößt ſie ein ſchreckliches Geſchrei aus, läuft davon, und macht, daß ſie Hals über Kopf die Treppe hinunter kommt. Das ganze Haus wird wach: die Tante iſt wieder aufgeſtanden, die Tante iſt wieder aufgeſtanden, ſchreit die Frau, ihre letzte Kraft zuſammenraffend, und ſinkt dann ohnmächtig auf ihren Stuhl nieder.

Der Muthigſte der Hausleute ſteigt klopfenden Herzens die Treppe hinauf; bald hört man unten wieder ein furchtbares Geſchrei; Niemand wagt mehr zu zweifeln, daß die Tante, wie ſie leibt und lebte, wieder aus ihrem Grabe aufgeſtanden ſey, und des Lärmens und Schreckens in der ganzen Nachbarſchaft iſt kein Ende mehr.

Zuletzt wirft man denn doch die Frage auf, ob wohl auch die Leiche wirklich in den Sarg gelegt ſey? Erkundigungen werden bei dem Tiſchler eingezogen, und deren Reſultat iſt, daß die beiden Lehrlinge deſſelben erröthend geſtehen, ſie hätten bei dem Anblick der entſtellten Leiche Furcht bekommen, und ſeyen fortgegangen, ohne daß ſie ihren Auftrag, die arme Tante in den Sarg zu legen, erfüllt hätten. Dieſes freimüthige Geſtändniß machte die Welt um eine höchſt intereſſante Geiſtergeſchichte ärmer, aber es blieb doch noch die Verlegenheit, die Todte zum zweiten Male beerdigen zu müſſen. Die geiſtliche Behörde des Ortes löste ſie auf eine höchſt vernünftige Art, indem ſie entſchied, da der Verſtorbenen ſchon alle kirchlichen Weihen widerfahren ſeyen, ſo brauche man nur noch den Sarg in aller Stille auszugraben, die Tante hineinzulegen, und dieſe am Abend noch einmal, ohne weitere Ceremonien, zu begraben.

Der vierfüßige Kinderfreund.

Ein großer Bär, Hauptmöbel einer jener beweglichen Truppen ſogenannter wilder Thiere, die von Ort zu Ort ziehen, die Straße zu ihrem Schauplatze haben, und unter den, dem öffentlichen Leben zugewandten, jungen Leuten, von der Ungerechtigkeit Aelterer Straßenjungen genannt, unter Rekruten, Dienſtmädchen, Taglöhnern, Waſchfrauen und alten Gevatterinnen naturgeſchichtliche Kenntniſſe verbreiten, kam unlängſt in eine der Hauptſtraßen der kleinen franzöſiſchen Stadt Digne. Natürlich ſammelte ſich gleich um ſie ein Trupp Wißbegieriger jeden Alters und Geſchlechts, und beluſtigte ſich an den etwas ſteifen Sprüngen des Haupt- und General-Acteurs, des Bären, an den ſchlauen Fratzen, welche die Affen ſchnitten, an den ſchwindſüchtigen Tönen der Clarinette und Dudelſäcke, die den Tanz begleiteten. Welcher Sterbliche, und wäre er auch Beſitzer einer ſo glänzenden Menagerie, empfände nicht zuweilen, Angeſichts eines Wirthshausſchildes, das irdiſche Bedürfniß von Speiſe und Trank? Der Herr Principal (das iſt der **terminus technicus** für herumziehende Beſitzer von Sehenswürdigkeiten) gebot alſo den Menſchen und Thieren, aus denen ſein Cortege beſtand, mit mächtiger Stimme Halt, und ging mit ſeinen Muſikanten in die nahe Schenke, um in aller Eile einen Labetrunk zu ſich zu nehmen; ſein Durſt und ſeine Eile ſcheinen ſogar ſo groß geweſen zu ſeyn, daß er die Kette, an welcher der Bär gehalten wurde, nicht feſt genug um einen Pfoſten ſchlang, denn wenige Augenblicke ſpäter, als eben die Aufmerkſamkeit des Publikums auf einen kleinen Affen gerichtet war, der mit vieler Geſchicklichkeit das grazlöſe Weſen der bekannten Marquiſe von Prétentaille nachahmte, fühlte ſich der Bär ſeiner unbeachteten Einſamkeit überdrüſſig, und machte ſich auf und davon.

Wäre ſeine Flucht darauf berechnet geweſen, die Aufmerkſamkeit eines verehrlichen Publikums wieder auf ſich zu ziehen, ſo wäre ihm das trefflich gelungen. — Allgemeine Verwirrung auf der Straße — verzweiflungsvolle Selbſtanklagen des Principals, der ſeinen Hang zum kühlen Weine verwünſcht, mit Accompagnement ſeiner Muſikanten, enden den erſten Akt des rührenden Drama's.

Der Bär war indeſſen ruhigen Schrittes, etwa einem geſetzten Familienvater, einem Manne bei der Stadt vergleichbar, die Straße hinuntergewandelt, hatte eine offene Thür gefunden, war ganz ruhig durch dieſe Thur gegangen, darauf eine Treppe hinaufgeſtiegen, wobei er gewiß ganz manierlich, wie ein zweibeiniger Menſch, ſich mit der rechten Vorderpfote an das Geländer der Treppe gehalten hatte. Als er auf dem Vorplatze des erſten Stockes angekommen war, lehnte ſich der ſonderbare Beſucher zufällig an eine Thüre; ſie war nicht zugemacht, wich ſeinen Pfoten, und der Herr Bär trat in ein hübſches, freundliches Zimmer, in dem drei Kinder ſpielten. Bei ſeinem Anblicke flüchteten die Kleinen zitternd und erſchrocken in einen verſteckten Winkel des Zimmers, und verfolgten mit geſpannter Aufmerkſamkeit alle Bewegungen des zottigen Fremden, der ſie in ihren luſtigen Spielen geſtört hatte. Aber bald durch ſein ſtilles, zutrauliches Weſen ſicher gemacht, wagten ſie ſich ihm zu nähern, und knüpften in der ganzen Unſchuld ihres kindiſchen Weſens eine recht genaue Bekanntſchaft mit ihm an, die bald ſo familiär wurde, daß ſie den Bären zausten, an ihm herumkletterten, und allerlei Späße mit ihm trieben, und in ihr Lachen und Jauchzen miſchte ſich das möglichſt zartgehaltene Brummen des Bewohners des Montblanc.

Den Eltern der Kinder, die in einem Stockwerke höher verweilten, fiel das laute Lachen derſelben auf; ſie wollten ſehen, was die Kleinen trieben, und gingen herunter zu ihnen. Das ſonderbarſte und erſchreckendſte Bild ſtellte ſich ihnen dar. Der Bär lag mitten im Zimmer, behaglich ſchnurrend, wie eine Katze, die man ſtreichelt; in ſeinen Tatzen hielt er die drei Kinder, deren blonde Locken gar ſeltſam mit ſeinem rauhen, braunen Fell contraſtirten. Es war eine Gruppe, eines tüchtigen Malers wohl würdig. Das Auge der Mutter ſah indeſſen nur die Gefahr, in der ihre Lieblinge ſchwebten; ſie ſtieß einen furchtbaren Schrei aus, und wollte, was es auch koſte, ihre Kinder aus den Klauen des Bären reißen; ihr Mann hielt ſie indeſſen zurück, er hatte ſchnell überblickt, daß den Kleinen nur dann Gefahr drohe, wenn das Thier durch plötzlichen Ueberfall aus ſeiner behaglichen Laune aufgeſtört werde.

Das Geſchrei der Mutter ſchien den Bären doch ſtutzig zu machen; nachdem er ſich noch ein Paar Mal mit den Kindern auf dem Boden umhergewälzt hatte, wandte er ſich ruhig nach der Thüre, zog ſeine raſſelnde Kette hinter ſich her, ging an den Eltern ſeiner kleinen Freunde vorüber, und eilte, ſich wieder unter die Befehle ſeines verzweifelnden Herrn zu ſtellen.

Ihr glaubt wohl, dieſe Geſchichte enthalte keine Moral? da irrt Ihr: man ſoll keine Bären anbinden.

Rache eines Zahnarztes.

Einer jener unermüdlichen Jäger nach Liebesabenteuern benutzte die Abweſenheit eines Zahnarztes, um ſich bei deſſen hübſcher Frau einzuführen, und ihr lange Beſuche zu machen, vor denen ſie ſich nicht zu ſchützen wußte. Die Frau klagte ihrem Manne die Zudringlichkeit des Fremden, und dieſer war um ein Mittel, den Läſtigen los zu werden, nicht lange in Verlegenheit.

Am folgenden Morgen iſt der junge Fremde kaum ins Zimmer getreten, ſo erſcheint auch der Zahnarzt; der Beſucher ſtutzt, und iſt ſichtbar verlegen, was indeſſen der Andere durchaus nicht zu bemerken ſcheint, vielmehr wendet er ſich höchſt verbindlich an ihn mit der Frage, ob er etwa ſeiner Dienſte bedürfe?

Der junge Liebenswürdige, hoch erfreut, ſo wohlfeilen Kaufes aus einer Verlegenheit befreit zu werden, zeigt ſchweigend auf ſeine Wange. Ein Stuhl wird herbeigerückt, und die Unterſuchung der kranken Zähne beginnt damit, daß der Zahnarzt den Mund des Patienten ſo weit öffnet, daß er ihm die Kinnladen faſt verrenkt.

„Sie müſſen ſehr viel Schmerzen gelitten haben, werther Herr, Ihre Zähne ſind faſt alle krank und ſchadhaft."

„Ja wohl, fürchterliche Schmerzen; ich glaube indeſſen, es iſt ein rheumatiſches Uebel, gegen das Ihre Kunſt keine Hilfe gewährt."

„Bitte um Entſchuldigung, der Schmerz rührt von hohlen Zähnen her, und es war die höchſte Zeit, daß Sie zu mir Ihre Zuflucht nahmen. Wiſſen Sie, daß Sie befürchten müſſen, binnen Kurzem alle Ihre Backenzähne zu verlieren. Fühlen Sie, wie der eine ſchon wackelt?"

„Wa — wahr — haftig!" ſtöhnt der Patient, dem die kräftige Fauſt des Zahnarztes, die auf ſeinen Sprachwerkzeugen laſtet, das Reden ſehr ſchwer macht, „wahrhaftig, Sie könnten eine Eiche umreißen."

„Laſſen Sie mich nur machen, zwei oder drei Zähne müſſen freilich fort, aber ich ſtehe Ihnen dagegen dafür, alle andern werden Sie noch lange erhalten..."

„Nein, nein, mein Herr, ich leide nimmermehr, daß Sie mir einen Zahn ausziehen.“

„Wollen Sie es denn morgen leiden?“

„Wir wollen noch warten.“

„Nein, nein, Herr; ſchämen Sie ſich nicht einer ſolchen Furcht? Einmal fort, würden Sie nie mehr den Fuß über meine Schwelle ſetzen.“ Damit nimmt er, alles Geſchrei's des Andern nicht achtend, ein Inſtrument, ſchabt damit das Zahnfleiſch ab, das einem herrlichen Backenzahn als Stütze dient, ſetzt dann die verhängnißvolle Zange an, ruckt ein Paar Mal tüchtig und — das Schlachtopfer ſchreit lauter noch auf als vorher, Blut entſtrömt ſeinem Munde, und Herr Adolph von *** iſt um einen Zahn ärmer, und um die Erfahrung reicher, daß in Friedenszeiten Aerzte, Apotheker und Alle, die ſonſt Heilkunde irgend einer Art treiben, die gefährlichſten Menſchen ſind.

Einige Wochen ſpäter war Gewerbe-Ausſtellung. Da bemerkte man unter andern einen herrlichen weißen Zahn unter Glas und Rahmen. Im Kataloge ſtand: „Nro. 83. Künſtlicher Vegetal-Zahn, erfunden von N. N., approbirtem Zahnarzte, Inhaber der ſilbernen Verdienſtmedaille, vieler gelehrten Geſellſchaften Ehrenmitglied und Correſpondent. — Zähne dieſer Art leiden weder durch die Luft, noch durch Einflüſſe irgend einer Art; den ausgeſtellten Zahn hat Herr Adolph von *** fünfundzwanzig Jahre getragen, und wird für ſeine Brauchbarkeit die beſten Zeugniſſe ablegen können.“

Herr Adolph von *** ſah jetzt klar ein, wie ſehr er in dem Handel mit dem Zahnarzte der Geſoppte geweſen; er machte gute Miene zum böſen Spiel, und ſöhnte ſich mit dem Entführer ſeines ſchönen Backenzahnes wieder aus. Dieſer ſetzte ihm ſeinen eigenen Zahn wieder ein, und bei einem Verſöhnungs-Diner, das der von der Sucht, nach unerlaubten Liebesabenteuern auszugehen, vollſtändigſt Geheilte dem Zahnarzte und ſeiner Frau gab, verſah der lange abweſend geweſene Backenzahn wieder ſeine alten Functionen.

Franzöſiſche Calembourgs.

Weßhalb dürfen wir als hiſtoriſch gewiß annehmen, daß Venus Pächter hatte? — **Elle était la déesse de six terres (de Cythère).**

Worin gleichen die Mitglieder des linken Centrums der Deputirtenkammer den Katzen? — **En ce qu'ils ont adopté les g o û t s Thiers (les gouttières).**

Welcher Unterſchied iſt zwiſchen einem gebratenen Apfel und einem Lügner? — **Tous les deux ne sont pas c r u s.**

Warum iſt ein talentvoller Sänger nothwendiger und rechtlicher Weiſe in Savoyen ſteuerpflichtig? — **Il a une fortune en S a v o i e (en sa voix).**

Quelle est la déesse la plus moelleuse? — Vénus, parcequ'elle est sortie d e s e a u x (des os).

Welcher Unterſchied iſt zwiſchen einem General und einem Windmüller? — **Le moulin a son tic-tac et le général sa tactique.**

Weßhalb lebt der deutſche Schneider Humann nicht in ſeinem Vaterlande? — **Parcequ'il e s t a i l l e u r s (tailleur).**

Weßhalb belaufen ſich die Ausgaben des Don Carlos in Bourges ſo hoch? — **Parcequ'il est dans le département du Cher.**

Welcher Wein gewährt dem Seeweſen den meiſten Nutzen? — **Le champagne, parceque c'est celui qui fournit le plus de mousse (d e m o u s s e s — mousses** nennt man bekanntlich die Schiffsjungen und angehenden Matroſen).

Weßhalb fallen die geſchickteſten Diebe der Polizei am erſten in die Hände? — Parceque la police connait leur adresse.

In welcher Stadt in Frankreich werden alle kleinen Kinder gleich majorenn? — In der Stadt Carentan (Quarante ans).

Welche Inſtrumente bringen Märtyrer-Qualen hervor? — Les cors.

Welches Land iſt das an muſikaliſchen Tönen reichſte? — L'Angleterre, elle a eu Milton (mille tons).

Was thut ein dramatiſcher Schriftſteller, der raſch ein Stück ſchreiben will? — Il prend une voiture pour Saint-Maur et trouve en chemin Vincennes (vingt scènes).

Welcher Buchſtabe iſt am meiſten zum Aufſtande geneigt? — La lettre X, parcequ'elle est toujours sous le V (soulevée).

Geſtern Abend warf ich — erzählt ein Journaliſt drei oder vier ſeiner Kameraden — ein Netz aus, und fing in der Seine zehn Fiſche. Das war mir noch zu wenig, und ich warf das Netz noch einmal die ganze Nacht hindurch aus. Am andern Morgen fand ich, ſtatt einiger Fiſche mehr, einige derſelben weniger, nur noch ſechs waren mir geblieben. Was iſt das nun für ein Trauerſpiel? Niemand konnte Antwort geben. Der Journaliſt, der die Frage aufgeworfen, löſte ſie auch mit den Worten: L'eau rend de mes dix, six (Laurent de Médicis — Titel eines Trauerſpiels, das im Laufe der letzten Woche im Theater français gegeben worden war).

Miscellen.

Van Amburgh, der berühmte amerikaniſche Thierbändiger, iſt von einem ſeiner Landsleute übertroffen worden. Ein Maſter Carter, der jetzt in Aſtley's Circus in London eine überaus vollſtändige und an ſchönen Exemplaren reiche Menagerie ſehen läßt, hat es in der Kunſt, ſich Löwen und Tiger unterthan zu machen, bis zu einem noch nie geſehenen Grade gebracht. Was die Morning-Poſt, der man in dieſem Punkte glauben darf, da Löwen und Tiger weder Whigs noch Radikale, alſo vor ihrer Verläumdung ſicher ſind, von Carters Experimenten mit ſeinen Zöglingen erzählt, gränzt an's Fabelhafte. So führt er einen Leoparden an einem Seile im Cirkus umher. Oft läßt er das Seil los, und dann ſpringt auf einen Wink ſeiner Hand das Thier an ihm herauf und umarmt und liebkoſt ihn. Mit einem Tiger veranſtaltet er eine Boxpartie, und dieſer Tiger gehört der in Bengalen heimiſchen Spielart an, die als die blutgierigſte und wildeſte gilt. Einen ungeheuern Löwen ſpannt er vor einen Tilbury, und läßt ſich von ihm umherfahren.

— In einem Berliner Blatte wird den Damen eine „noch nie exiſtirte Art Scheitel, die höchſt täuſchend, nicht ſitzen, noch drücken" angeboten. Der Mann, der ſie erfunden, heißt Carl Stützer, und wohnt Friedrichsſtraße 183, in einem halbweißen, halbſchwarzen Juste millieu, nämlich zwiſchen der Tauben- und Mohrenſtraße.

— In Silberberg, dem ſchleſiſchen Gibraltar, ſind die dort an Spalieren gezogenen Trauben ſchon Anfangs October auf einer Höhe von 1000—1200 Fuß vollkommen gezeitigt. An einem Stocke zählte man ſogar zweihundertfünfundſechszig vollkommen reife Trauben. In Silberberg gedeihten Trauben ſonſt in der Regel nur alle zehn Jahre.

— In London werden die längſt veralteten Geſetze, in denen eine lächerliche Strenge gegen Uebertretung alles deſſen herrſcht, was die Sonntagsfeier ſtören könnte, noch immer aufrecht

erhalten. So wurden ganz kürzlich von einem Polizeigerichte zu London mehre Tabakshändler zu einer Geldbuße von fünf Schillingen verurtheilt, weil ſie am Sonntage ihre Läden offen gehalten und ſich dadurch gegen ein unter Carl **II.** erlaſſenes Geſetz verfehlt hätten. Ein Caffeewirth, der in Folge derſelben Anklage gleichfalls nach demſelben Geſetze verurtheilt worden war, ſtellte in Abrede, daß es auch auf ihn anzuwenden ſey, da es zu einer Zeit erlaſſen worden wäre, wo es noch keine Caffeehäuſer gegeben habe. Indeſſen half ihn dieſe Einwendung nichts. Einer der Tabakshändler, der fünf Schillinge Strafe zahlen mußte, weil er um halb acht Uhr Abends eine Unze Tabak verkauft hatte, tröſtete ſich mit den Worten: „Ich werde von jetzt an meinen Laden an den Sonntagmorgen früher öffnen, damit ich ſo viel verdiene, um am Abend die Strafe erlegen zu können.“

— Der Baron Lionel von Rothſchild hat von Sir Ch. Shakerly eine berühmte Meute zu Fuchsjagden um fünfhundert Guineen gekauft.

— Horace Vernet iſt am 19ten October von Paris nach Aegypten abgereist, um, wie wir neulich mittheilten, an Ort und Stelle ein Gemälde der Schlacht von Nezib zu entwerfen. Er wird ſich in Marſeille einſchiffen. Er nimmt unter Anderem zwei große Malen mit, welche ein vollſtändiges Bett, einen Tiſch, zwei Stühle, zwei Schränke, und jede ein Zelt enthalten. Eines dieſer Zelte dient als **Camera Obscura** für den Daguerreotype.

— Man ſagt, daß J. M. die Königin von Schweden, ihrer Geſundheit wegen, das rauhe Clima von Stockholm verlaſſen und den Winter in Italien zubringen will.

Nekrolog.

Der unter dem Namen Victor Lenz bekannte Schriftſteller Aug. Traxel iſt am 7ten October zu Mannheim geſtorben. Er hatte große Reiſen gemacht und beſchrieben; Letzteres unter dem Namen Anacharſis-Germanicus.

— Der franzöſiſche Theaterdichter Fontan iſt am 11ten October bei Paris geſtorben.

Die artiſtiſchen Beilagen.

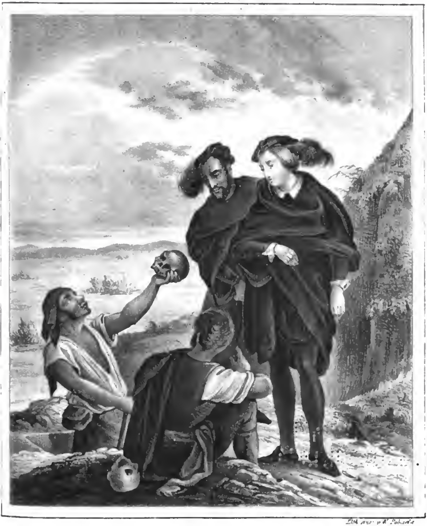
Wir übergeben unſern Leſern:

1) Die Todtengräber-Scene aus Hamlet.

2) Schmetterlingslied von Rückert und Eduard Freiherrn von Lannoy.

August Lewald.

Digitized by Google



Lith. Anst. v. E. Schmid's

HAMLET.

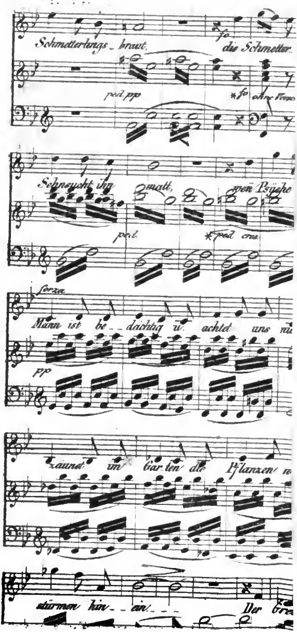
Stuttgart, literatur. Comptoir.

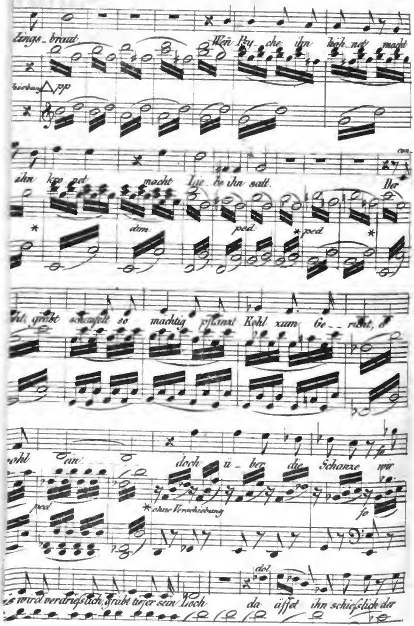
Digitized by Google

Digitized by Google

Stim

Pian


Schmetterlings _ braut, die Schmetter-
ped pp
fo
Sehnsucht ihn matt, wen Psyche
ped
ped cres
forza
Mann ist be_dächtig u. achtet uns
pp
zäunet um Gar_ten die Pflanzen
stürmen hin_ _ein. Der Gra



dings_braut.
Wen Ky_che ihn krö_net macht
pp
ihn krö_net macht Lie_be ihn satt. Der
dim.
ped.
gräbt schaufelt so mächtig pflanzt Kohl zum Ge_richt,
ein.
doch ü_ber die Schanze wir
ohne Verschiebung
wird verdrießlich, gräbt tiefer sein Loch
dol.
da äffet ihn schießlich der

Der Heirathszwang.

Novelle nach Urkunden des XIII. Jahrhunderts

von

Dr. W. Heſſe.

Der alten, freien Reichsſtadt Wetzlar gegenüber, erhob ſich die Burg Kalsmunt, wo der kaiſerliche Vogt mit ſeinen Caſtellanen, hinter finſtern Mauern, auf ſteiler Höhe wohnte. Sie liegt nun da in Trümmern, die ſtolze Burg, und kahle, verwitterte Mauern blicken geſpenſtiſch in die blühenden, von der Lahn und Dill durchſchlungenen Thäler, die heute noch ſo üppig und jugendlich den blauen Himmel grüßen, wie vor ſechshundert Jahren.

Da oben am Abhang, wo die herrlichſte Ausſicht ſich öffnet, und zerbrochene Wände, der Reſt prunkender Gemächer, den Einſturz drohen, wo keine Roſſe mehr wiehern, und keine Becher beim frohen Mahle ſchäumen, ſondern ein Hirte bedächtig, am Stabe gebogen, ſeine Heerde überſieht, da ſchaute an einem ſchönen Sommertage des Jahres 1257, ein junger, ſehnſüchtiger Knappe, aus dem kleinen Fenſter, und maß den Zug der Wolken, denen er näher war, als die Thalbewohner, und trug, wie junge Soldaten thun, der Zukunft Hoffnungen, Glück und Siege, in ſeiner muthigen Bruſt.

Es war der junge Otto von Wieſeck, aus ritterlichem, aber verarmtem Geſchlecht, und er hatte durch Empfehlungen, und verſprechendes Aeußeres kürzlich ein kleines Burgmannsleben auf dem Kalsmunt erhalten. Da mußte er nun ſitzen und die alte Feſte bewachen und hüten helfen, während ſein Herz von kühnen Zügen und ritterlichen Thaten träumte. Bald dachte er der herrlichen Kämpfer im Morgenlande, bald der tapfern deutſchen Ritter an der Oſtſee, bald des verworrenen Zuſtandes im deutſchen Reiche, das kein großer Kaiſer mehr mit Adlerblicken bewachte, deſſen eiſerne Schaaren nicht mehr unter Ottonen, Heinrichen und Friedrichen Ruhm und Glanz erfochten, ſondern das in kleinen Fehden, und unter der Geiſſel des Fauſtrechts ſich ſelbſt zerfleiſchte.

Er ſchaute hinüber und herüber, und bedachte ſein Leben, das ihm hier etwas langweilig dünkte, und er ſann nach, wie auch er es wohl zu etwas Höherem bringen, den Ritterſchlag verdienen, und das tapfere Schwert, wie ſo Mancher, zu einer Wünſchelruthe ſeines Glücks machen könne; da hörte er ein fröhliches Getöſe, tief herauf aus dem Thale erklingen, und ſah ein Gewühl von Menſchen auf dem Lindenplatze an der Lahn, unter ſchimmernden, von Wimpeln umwehten Zelten ſich ſammeln. Es waren die Bürger der Stadt Wetzlar, die da ein Armbruſtſchießen hielten. Er überſchaute den Weg nach der Stadt, aus deren dunkeln Thoren ſich geputztes Volk drängte, und mit etwas mürriſchem Blick maß er die hohen ſtolzen Mauern und Thürme, und die ſtattlich leuchtenden Häuſer, die den mächtigen Dom umgürteten, und ſich nach der Höhe des Berges aufwärts zogen.

Der Kriegerſtand ſah damals etwas ſtolz und neidiſch auf die in ſicherer Feſtigkeit, und in Gewerbthätigkeit aufblühenden, wohlhabenden deutſchen Städte und ihre Bürger, die ſich Macht und Reichthum erwarben, während die Ritter in tollen Fehden und ungebändigter Kriegs- und Waffenluſt verarmten und verdarben. Auch Wetzlar war damals ſo feſt und wohlhabend, und dabei muthig und kühn geſinnt. Es hatte erſt kürzlich mit den Wetterau'ſchen Städten ein Bündniß zu Schutz und Trutz geſchloſſen.

Der junge Knappe zog ſich unmuthig zurück und betrachtete ſein ärmliches Gemach. Er ſchritt hinaus auf den Corridor, und ſchaute in den geſchloſſenen Burghof hinab; es war ſo ſtill, ſo düſter in den alten Mauern; die hohen Wände und Thürme, um welche die Dohlen in Schaaren kreiſten, ſchienen ihn anzugrinſen. Die Tritte eines über den Hof ſchreitenden Kriegsmannes, klangen ſo hohl. Elendes Leben,

dachte er, einen ſolchen alten Mauerklumpen zu hüten, während Andere auf muthigem Roß, mit ihren glänzenden Waffen die Welt durchziehen!

Er ging wieder zurück nach ſeinem Fenſter, das ihm das freundlichere Panorama einer ſchönen, blühenden Welt eröffnete; da drang Muſik herauf vom heitern Lindenplatz, in luſtigen, fröhlichen Tanzweiſen, und das jungendlich leichtſinnige Herz warf ſogleich alle Sorgen und Aengſten des Lebens hinweg, und ſehnte ſich hinab zur Freude des Tages, denn ein liebliches Bild trat vor ſeine Phantaſie, dem er gar oft in den einſamen, langweiligen Stunden ſeines Burgmannslebens nachhing. Raſch war er entſchloſſen, und eilte, um einen jungen Geſellen, der mit ihm gleiche Langeweile und gleiche Leidenſchaften fühlte, den Burgmann Siegfried von Kleeberg, zum Spaziergang einzuladen. Beide rüſteten ſich ſogleich, und putzten ſich nach Knappenſitte ſo gut aus, als ſie nur konnten; und wie das glänzend üppige Haar hübſch in Locken geſcheitelt, und das geſchmückte Barett mit der nickenden Feder darauf gedrückt war, ſchritten ſie, Arm in Arm, ein Minnelied ſingend, den eng gewundenen Burgweg hinab.

In Wetzlar wohnte damals ein berühmter Waffenſchmied, der eine der größten Werkſtätten hatte, und die feſteſten Schwerter und glänzendſten Helme fertigte; ſo daß man weit und breit bei ihm ſich Waffen beſtellte, und Fürſten und Grafen zu ihm kamen, um die Pracht ſeiner Waffenkammer zu bewundern; denn was galt dem ritterlichen Adel damals höher als ſolcher Schmuck? Er hieß Waldſchmied, und führte dieſen Familiennamen vom erſten Vorfahr her, der zu jener Zeit, wo die Stadt nur wenige Straßen am Fuß des Berges zählte, und der Raum zwiſchen der Kirche und der alten königlichen Villa, Selhoben, nur ärmlich angebaut; wo die Höhe, die jetzt Felder zieren, und über welche eine Heerſtraße frei und offen gen Gießen und Frankfurt führt, noch mit dichtem Wald bedeckt war, ſeine Werkſtätte in dieſem Walde, unter den alten Eichen, neben der Straße hatte, um den vorbeiziehenden Rittern und Kaufleuten die Roſſe zu beſchlagen, wobei er für verletzte oder krank und matt gewordene Thiere manches Heilmittel wußte.

16 *

Wie aber die Stadt ſich erweiterte, bequem anbaute, und mit Wällen und Ringmauern umgürtete, wie ihre Bürger ſelbſtſtändig und ſtolz geworden, ſelbſt Waffen trugen, und das einſt ärmliche und verachtete Handwerk kunſtreich, und für Handel und Erwerb ergiebig wurde, da hatte auch die Familie des armen Schmiedes im Walde ſich erhoben, und der Urenkel war, wenn auch kein Patricier der Stadt, doch ein angeſehener, geachteter Bürger. Fleißig und gewerbſam, hatte ihn Gott geſegnet mit einem ſchönen Vermögen, mit hübſchen Gütern, und einem wohnlichen, wohleingerichteten Hauſe in der Schmiedgaſſe, die von ſeiner ausgedehnten Werkſtätte damals den Namen erhielt. Die ſchönſte Perle ſeines Beſitzthums war aber ein feines Töchterchen von achtzehn Jahren; es galt für das hübſcheſte Mädchen der Stadt, und hieß Irmentrud, ein etwas rauher Name, weßhalb man ſie lieber nur „Waldſchmied's ſchöne Maid" nannte *).

Natürlich durfte dieſe hübſche Jungfrau auch nicht bei dem Volksfeſt, des Vogelſchießens, fehlen, und das war das Ziel, was dem jungen Knappen, der auf dem Kalsmunt hauste, im Sinne lag. Er war nicht ſelten in der Werkſtätte des Meiſters geweſen, und hatte jede Gelegenheit geſucht, das hübſche Töchterchen zu ſehen, und ſich ihr zu nähern. Aber gering war die Gunſt, deren er ſich rühmen konnte; denn man hatte das ehrbare Bürgerskind von früh auf gewarnt vor den leichtſinnigen, kecken Junkern und ihren Schmeichelreden, mit denen es nimmer ernſtlich gemeint ſey. Doch ihr freundliches Auge, das jeden Menſchen mit ſeinem Glanz heiter erfreute, ihr natürlich wohlwollendes Weſen, hatte des jungen Knappen Leidenſchaft nur immer vermehrt, und wenn er auf ſeinem Pferd, in ſchmucker Reiterrüſtung, durch jene Gaſſe ritt, und nur den hübſchen Lockenkopf am Fenſter geſehen, oder gar eines zierlichen Grußes ſich erfreut hatte, ſo kehrte er beruhigt auf ſeine Burg zurück. Ja es war ihm ſo großer Ernſt mit dieſer Jugendneigung, daß er um das Mädchen zu werben die Abſicht hatte.

Der Bürgerſtand war damals hoch geachtet, und wenn er gleich aus verſchiedenen Claſſen zuſammengeſetzt war, ſo daß früher die Schöffen, die Patricier, die ſelbſt zum Theil aus dem Ritter= und Adelsſtand in den Bürgerſtand übertraten, noch einen ſcharfen Gegenſatz gegen die aus den Hörigen entſtehenden Handwerker und geringen

*) Oder wie die damalige Sprache lautete: **Schone mait vel schonegeburn.** Vergleiche wetzlar'ſcher Beiträge für Geſchichte I. S. 10.

Anſiedler bildeten, ſo hatte doch in dem Aufblühen der Gewerbe, in der Waffenfähigkeit, und in dem genoſſenſchaftlichen Band, das alle Bürger umſchlang, der Unterſchied ſich mehr und mehr verwiſcht; und hätte bei einem jungen Rittersmann noch ein Vorurtheil der Geburt vorwiegen können, ſo glich doch Schönheit und Leidenſchaft auf der einen, und der Gedanke an das reiche Erbe, das einſt dem einzigen Töchterchen lache, auf der andern Seite, die Bedenklichkeiten unſers Junker Otto um ſo mehr aus, als er ſelbſt arm, und ohne große Ausſichten und Anſprüche war.

Seinen Plänen ſtanden aber unüberſteigbare Hinderniſſe im Wege. Der alte Waffenſchmied war ein entſchloſſener, feſter Mann, der auf ſeinen Bürgerſtand und auf ſein friedliches Gewerbe mehr hielt, wie auf alle prunkende Flitter und Ritterkünſte des fehdeſüchtigen Adels. Er wollte ſein einziges Kind gern bei ſich behalten, und einen tüchtigen, kunſtreichen Bürgersſohn im Hauſe ſehen, der den Ruhm ſeiner Werkſtätte erhielte, und in ſeinem Alter ihm Troſt und Stütze ſeyn könne. Dem durfte man von ſolchen Dingen ſo wenig etwas ſagen, wie der Hausmutter, die mit ihm gleiche Geſinnungen hegte, und die ihr liebes Töchterchen auch nicht aus den Ringmauern der theuern, wohnlichen Vaterſtadt weggeben, vielmehr einſt die Enkelchen auf ihrem Schooße wiegen wollte.

Mit den Plänen der Alten ſtimmte gar freundlich die Geſinnung des Mädchens, das ſchlicht-einfach und bürgerlich-ſittig erzogen war überein. Sie mochte die traute Heimath nicht um alle ſtolzen Ritterburgen des römiſchen Reichs tauſchen, und ihr junges Herz hatte längſt einem friſchen Geſellen von Geſchick, Redlichkeit und Kunſtfertigkeit den Vorzug vor allen jungen Männern gegeben. Es war Heinrich Siegmund, ein entfernter Vetter von Mutterſeite, ein wohlhabender Bürgerſohn aus Friedberg, der einige Jahre bei Meiſter Waldſchmied gearbeitet, ſich ſtets ausgezeichnet, und die Gunſt der Alten, wie des Töchterchens, erworben hatte. Jene vermieden zwar von ihrer Willensmeinung und von ihren Abſichten zu ſprechen, weil ſie das Mädchen noch für zu jung hielten, um an das Heirathen zu denken; ſie hatten auch, weil ſie wohl merkten, wie innig die jungen Leute für einander geſinnt waren, den wackern Geſell bewogen. eine Zeitlang nach Hauſe zu gehen, und eine Reiſe in das Reich zu machen, um berühmte Waffenſchmiede und ihre Kunſt kennen zu lernen. Aber nun merkte man erſt, was man an ihm verloren hatte; und in ſüßer Schadenfreude hörte Irmentrud oft den Vater brummen: „Hätte ich meinen Heinrich wieder!“ Sie mußte

dann wohl einen Seufzer in der Bruſt erſticken, und unvermerkt ein Thränchen trocknen.

Den jungen Siegmund hielt es auch wie in einem Zauberkreiſe gebannt; er hatte keine Freude mehr, ſeit er das Haus ſeines Meiſters verlaſſen, und die Arbeit wollte ihm nicht mehr recht von der Hand. Hundertmal nahm er ſich vor, gen Frankfurt zu wandern, und dann die berühmteſten Städte des Reichs zu beſehen; aber immer verſchob er's wieder, um nur noch Einmal ſeine geliebte Irmentrud und ſeinen braven Meiſter zu beſuchen. Wer hätte es ihm verſagen können, heute am Schützenfeſt, auf Flügeln herüber zu eilen, da er ſelbſt einer der geübteſten Bogenſchützen war?

Alles was Lebensmuth und Frohſinn im Herzen hegte, war auf dem Schützenplatz, unter den Linden verſammelt. Die blühenden Mädchen, mit ihren Roſenwangen, waren Alle da, im zierlichſten Putz. Jung und hübſch, welch' Mädchen zeigt ſich da nicht gern, und ſchmückt ſich auf's ſchönſte, um Allen, dann aber dem Einzigen nur zu gefallen. Auch der Waffenſchmied ſaß da in einem großen Zelt, und führte ein heiteres Geſpräch mit Nachbarn und Freunden. Er freute ſich der ſchattigen Kühlung des anmuthigen Lüſtchens, das durch das geöffnete Zelt, von den klaren Fluthen der Lahn, herüber wehte, und des perlenden Weines, der ihm aus dem gefüllten Humpen entgegen lachte.

Das junge Volk ſaß an beſondern Tiſchen, an dem einen die Jungfrauen, unter denen Irmentrud vor allen lieblich hervorſtrahlte. Sie hatte ihren Heinrich nahe, und es ſchlug kein glücklicheres Herz. Er war heute ſo hübſch; das ſchwarze Sammetwamms, mit der ſilbernen Kette, kleidete ihn ſo gut, und die rothe Mütze mit der goldenen Troddel nicht minder. Er hatte die beſten Schüſſe gethan, und mit ihr ſo zierlich getanzt, und ihr ſo innig in's Ohr geflüſtert, daß er ohne ſie nicht leben könne, daß ſie ſein unabläſſiger Gedanke bei Tag und Nacht, und kein Mädchen in der Welt ſchöner ſey, wie ſie.

Aber ſie hatte ſich auch, um ſeinetwillen, heute geſchmückt, daß jedes Auge, das gern was Schönes ſieht, auf ihr ruhte; ſie hatte ihm auch mit verſtohlenem Händedruck geſagt, daß er ihr Eins und Alles

ſey, daß ſie nie einen Andern lieben werde, und daß die Eltern ihm gar ſehr gut ſeyen. Wenn er aufſtand, und zur Armbruſt griff, ſah ſie mit frohlockenden Augen ihm nach, und wenn er wiederkehrte, konnte er ſchon in der Ferne bemerken, wie der leuchtende Blick nur ihn mit Sehnſucht ſuche.

So hatten ſie heitere, fröhliche Stunden erlebt, als die Behaglichkeit des trauten Beiſammenſeyns durch jene Gäſte vom Kalsmunt eine kleine, aber in ihren Folgen ſehr bedenkliche Störung erlitt. Es hatten ſich noch zwei andere junge Knappen aus der Nachbarſchaft zu ihnen geſellt, und nun gingen ſie ſelbſtgefällig auf dem Schützenplatz umher, grüßten das Volk mit herablaſſender Miene, und benahmen ſich gar abenteuerlich; nicht wenig bemüht, den Stolz ihres Standes zu zeigen, der jedoch den verſammelten Bürgern wenig zuſagte. Plötzlich bemerkte Junker Otto die ſchöne Irmentrud im Zelt, und wie ein Habicht eilte er auf ſie zu, und drückte ihr mit zierlichen Worten die Freude aus, ſie hier zu ſehen. Jene grüßte ihn ſittig und erröthend, und er fuhr in ſeinen Schmeichelreden fort, lehnte ſich auch etwas traulich über ihren Sitz, und gab ſich große Mühe, ſie zu unterhalten und ſich im vortheilhafteſten Lichte zu zeigen. Aber als Heinrich zurückkam, und die Stirne finſter runzelte, und ihn, nach leichtem Gruße, mit bedeutenden Blicken maß, da hielt es der leichtfertige Knappe für gerathen, zu weichen; und ein Liedchen trillernd ſchritt er um die Zelte, wußte aber jede Gelegenheit wahrzunehmen, wo Heinrich ſich zum Schießen entfernte, um dem Mädchen wieder nahe zu kommen, und etwas Schönes zuzuflüſtern, was dieſe in immer größere Verlegenheit brachte, je mehr ſie bemerkte, daß es die gute Laune ihres Heinrich ſtöre, und dieſem das Blut in die Wangen trieb.

Er ließ auch in die Nähe des Zeltes einen Tiſch mit Stühlen bringen, und volle Becher ſich und ſeinen Gefährten reichen. Seine Augen waren nach Irmentrud gerichtet, und jemehr er das hübſche Mädchen anblickte, und den Wein in raſchern Zügen trank, deſto glühender erwachte die Leidenſchaft in ſeinem Herzen. Leider konnte er aber nur zu wohl bemerken, daß die Jungfrau ihn überſah, und zu dem ſchlanken Bürger viel zutraulicher ſich neigte, als zu ihm.

Inmittelſt hatten andere Knappen, vom Wein und der Luſt des Tages angeregt, auch hie und da ein kleines Abenteuer geſucht, und hübſche Bürgerstöchter auf das Korn genommen; ſie hatten ſich auch unter die Armbruſtſchützen gemiſcht, und es war ihnen mit freundlicher Willfährigkeit ein Schuß geſtattet worden. Sogleich hatten ſich aber einige Mißverhältniſſe erhoben, und die Uebermüthigen waren nicht auf

beſcheidene Weiſe, wie es Gäſten geziemt, aufgetreten. Manchem jungen Bürger kochte es im Buſen, und mit dieſem Gefühl kehrte auch Heinrich gerade zum Zelt zurück, als Junker Otto wieder traulich, über Irmentrud gebogen, mit ihr und ihren hübſchen Nachbarinnen ſcherzte. Da faßt ſich jener ein Herz und ſprach halbleiſe, aber mit flammenden Blicken zu ihm: „Junker, Ihr thut hier zu vertraut mit ehrbaren Jungfrauen, an denen Euch nimmer ein Recht gebührt. Tretet daher denen nicht zu nahe, die ein ſolches zu vertheidigen wiſſen möchten.“

Das Wort wurmte dem jungen Burgmann; er trat einen Schritt zurück, und maß den Bürger mit ſtolzem Blick von Kopf bis zu Fuß, die Arme untergeſchlagen, und das Haupt, mit nickenden Reiherfedern, verächtlich zur Seite bewegend. Doch ehe er noch eine Antwort gefunden hatte, erhob ſich in der Nähe ein toſender Lärm; er ſah, daß ſeine Freunde von einer Schaar junger Schützen umgeben waren, die etwas heftig den Knappen Siegfried anredeten, und eilte dahin. Heinrich war auch raſch in der Mitte der Verſammelten. Es hatte ſich beim Armbruſtſchießen ein Streit entſponnen, und Siegfried hatte ein Recht behauptet, das ihm die Bürger nicht einräumten.

Der junge, aufgeregte Waffenſchmied trat mit dem Ausruf dazwiſchen: „Hier gilt Schützenregel und Bürgerordnung!“ Aber Junker Otto ſchlug an den vergoldeten Kreuzgriff ſeines langen Degens, und erwiderte ihm: „Reſpect, Geſell, vor einem kaiſerlichen Burgmann!“ Da trat ihm Jener mit zornglühender Stirn nahe unter die Augen, und ſprach: „Junker, wir ſchmieden nicht blos ein Schwert, wir wiſſen es auch zu führen, wie den Bogen zu ſpannen. Ueberſpannt Ihr hier den Eurigen nicht.“

Kräftiger Beifall ertönte dieſen Worten von den Umſtehenden; der Junker aber überſchaute den Kreis ſtämmiger Jünglinge und Männer, die mit Falkenblicken ihn maßen, und wie auch Groll und Zorn in ſeiner Bruſt tobten, ſo wußte er doch mit Klugheit ſich zu mäßigen, und einzuſehen, daß es die Standeswürde ritterlicher Männer erfordere, ſich hier keinen Unannehmlichkeiten auszuſetzen. Mit Ruhe ſchritt er auf Siegfried von Kleeberg zu, und ſprach: „Laß uns die Sache zu einer andern Zeit ausmachen, wenn die Gemüther weniger erhitzt ſind. Wer hier Herr des Feſtes iſt, mag einſtweilen Recht behalten;“ und er faßte ſeinen Arm, und führte ihn zu dem Platz neben dem Zelt. Die übrigen folgten; man leerte die Becher, und entfernte ſich. Otto weilte jedoch noch einige Augenblicke am Zelt, bis Irmentrud's Blicke ihn trafen. Er neigte ſich dann vor ihr, und legte, mit einem bedeutenden Blick, die Hand auf die linke Seite ſeiner Bruſt. Aber bald

waren die Junker in den fröhlichen Reihen vergeſſen, und das Schützenfeſt nahm das heiterſte Ende.

Es war ſchon ſpät am Abend, als man mit Muſik und Geſang durch die ländlichen Höfe, die damals Selehoben hießen, nach der jetzt verſchwundenen Stockpforte, und dann nach dem Hauptthor ging. Heinrich führte ſeine liebe Irmentrud, und ſcherzte mit ihr über die vergeblichen Bemühungen des kecken Junker Otto. Ihnen folgten die Alten; und der Waffenſchmied ſprach mit ſeiner Hausfrau über das Töchterchen und das Verhältniß zu Heinrich. Er lobte ſein braves Benehmen am heutigen Tage, und wie er ſich vor allen jungen Geſellen in Kunſt, Anſtand und muthigem Weſen gar vortheilhaft ausgezeichnet habe. Er meinte, es ſey wohl Zeit, dem heimlichen Einverſtändniß, das ſich nun einmal nicht abläugnen laſſe, ein Ende zu machen, da ſich die Leutchen herzlich lieb hätten, und ſonſt auch gegen dieſe Verbindung nichts einzuwenden ſtehe. Wenn ſie heute, meinte er, als Verlobte aufgetreten wären, würde der Junker Otto wohl nicht ſo keck geweſen ſeyn, und ſich von der Braut eines Andern fern gehalten haben.

Die Mutter war hiemit ganz einverſtanden; und man ſprach gar Manches über die Pläne der Zukunft, und über die Hoffnungen, die ſie für das Glück des geliebten Kindes hegten, während die jungen Leute ſich in ſüßen Liebesträumen wiegten, und über der ſchönen Gegenwart eines ſo milden, duftenden Sommerabends gerne die Zukunft mit ihren Wettern und Stürmen vergaßen.

Sie kamen zu Hauſe an, in der trauten Familienſtube, wo ihnen Allen ſo wohl war. Die Glocke vom Dom ſchlug eilf Uhr, und man wollte ſich trennen, und zur Ruhe gehen; da faßte den jungen Geſellen eine ſo innige Sehnſucht nach der Gewißheit ſeines Lebensglückes, daß er Irmentruds Hand faßte, mit ihr vor den Alten trat, und zu ihm ſagte: „Lieber, beſter Meiſter, ich liebe Eure Tochter ſo innig, wie mein Leben, gebt Euer Jawort, und dann macht mit mir, was Ihr wollt. Ich bin glücklich, wenn ich nur die Gewißheit habe, daß dieſe edle Perle mir nicht entriſſen wird.“

Irmentrud erſchrack bei dieſen Worten, und verhüllte ihr Geſicht, während ihr Herz laut ſchlug. Die Alten ſahen ſich erſtaunt und fragend an. Aber nach einer Pauſe ſtummer Gefühle ſprach der Meiſter: Mein lieber Vetter, Heinrich Siegmund, Du biſt mir ein treuer, braver, fleißiger Gehülfe in meiner Werkſtätte geweſen; möchteſt Du mir auch wohl ein eben ſo treuer, redlicher Sohn werden, und das Glück unſers

Digitized by Google

einzigen Kindes, und die Freude der Eltern ſtets Dir zum Ziel des Lebens machen?

„O Meiſter, fragt das nicht. Ich liebe Euch und die gute Meiſterin längſt, wie meine Eltern, und an Eurer Tochter Hand blüht mir das höchſte Glück. Ich mag den Gedanken nicht denken, ſo undankbar ſeyn zu können, oder einen ſolchen Engel nicht wie mein Leben zu lieben.“

„Und Du, mein Kind,“ ſprach der Alte, zu Irmentrud gewendet, „haſt Du Dein Herz wohl geprüft, und liebſt Du den jungen Geſell eben ſo aufrichtig, wie er Dich zu lieben ſcheint?“

Irmentrud ſchluchzte ſtatt der Antwort, und ſank an ihrer Mutter Bruſt, die ſich ebenfalls eine Thräne trocknete.

Da verlobte der ehrenwerthe Meiſter, an dieſem ſchönen, freudig bewegten Abend, die zu ſeinen Füßen ſinkenden Kinder, und es waren keine glücklichere Menſchen in den Mauern Wetzlars, als dieſe.

Heinrich war am andern Morgen, nach ſchwerem Abſchied, aber doch frohen, leichten Herzens, aus der Stadt gewandert, um die glückliche Nachricht den Seinigen zu bringen, die kein ſchöneres Ereigniß wünſchen konnten, als ſeine Verbindung mit dem reichen und hochgeehrten Meiſter Waldſchmied. Sie hatten ſo herzlichen, ſo innigen Abſchied genommen, und baldiges Wiederſehen verabredet. Aber welcher Schrecken verbreitete ſich nach einigen Tagen im Hauſe, als ein Bote von Friedberg von Heinrich's Eltern kam, zu fragen, wo denn der Sohn bleibe, und warum er nicht zurückgekehrt ſey, andern Tags, wie er doch feſt verſprochen! Man wußte ja gewiß, daß er richtig am Tage nach dem Schützenfeſte gen Friedberg gewandert ſey. Was konnte ihn abgehalten haben, ſeinen Weg zu verfolgen; wohin konnte er gegangen ſeyn; was mochte ihn bewegen, dieß zu verheimlichen? Und wäre etwa ein Unglück ihm zugeſtoßen? — Das waren die Zweifel, die das ganze Haus bewegten, und während der Meiſter beſonnen nachdachte, mit dem Boten redete, und über die Möglichkeit des Zuſammenhangs forſchte, rang die arme Tochter troſtlos ihre Hände, und eine ſchwere Ahnung erfüllte ihr Herz, daß dem geliebten, treuen Jüngling etwas Böſes begegnet ſeyn könne. Dem Vater gelang

es endlich, dadurch ſie wieder etwas zu beruhigen, daß er ihr mit männlichem Gleichmuth verſicherte, die Sache ſolle ſich bald aufklären; er wolle morgen ſelbſt nach Friedberg reiten, das Nähere und Muthmaßliche erkunden, und dann ſich nach Frankfurt begeben, wohin ihn vielleicht Jugendmuth und Freude ſeines Herzens getrieben, um den dortigen Freunden ſein Glück zu verkünden, und einen hübſchen Brautſchmuck für ſeine Irmentrud bei Liebmund, dem Goldſchmied, der ſein Jugendgeſpiele war, zu beſtellen. Es glückte ihm, hiedurch das arme Mädchen, ſo wie die ängſtliche Mutter einigermaßen zu beſchwichtigen. Jene hatte aber doch eine gänzlich ſchlafloſe Nacht, und bat den Vater, als er frühmorgens auf ſeinen hohen Rappen ſtieg, mit vielen Thränen, ihr doch ihren theuern Heinrich wieder mitzubringen.

Wie nahe ſind doch Leid und Freud im Leben verſchwiſtert, und wie bald kann ein Gewitterſturm die Fluren unſeres Glückes überziehen, und finſteres Regengewölk den blauen Himmel bedecken! Das waren gar trübe Tage in dem Hauſe, wo kürzlich noch behagliches Glück und heiterer Frohſinn geherrſcht hatten. Irmentrud war in all' ihrem ruhigen, ſtillen Walten geſtört. Nur Ein Gedanke beherrſchte ihre Seele, *der* an ihren Geliebten. Bald machte ſie ſich die bänglichſten Vorſtellungen, bald faßte ſie frohe Hoffnung, und je näher die Stunde der Rückkehr des erſehnten Vaters kam, deſto unruhiger ſchlug das Herz des armen Mädchens. So war der dritte Tag erſchienen, an dem ſie ihn gewiß erwarten durfte. Sie flog tauſendmal an's Fenſter, wenn ſich nur ein Geräuſch, oder der Huf eines Roſſes hören ließ. — Endlich als der Abend nahte, und die ſehnſüchtige Unruhe des Herzens immer größer wurde, da beſchloß ſie, hinaus zu gehen vor das Oberthor, wo ſie einen Garten an der Heerſtraße beſaßen, und ſich da hinzuſetzen unter den alten Apfelbaum, und die Kommenden zu erwarten, und für ſie zu beten in ſtiller Abendruhe, wenn vom Thurme des Doms die Betglocke ertönen würde. Als ſie aber die Pforte öffnete, trat ihr eine ältliche Frau entgegen, die ſie gar freundlich und liebevoll begrüßte, ſie ſchön Trudchen und lieb Herzchen nannte, und ihr ſagte, daß ſie eine wichtige Entdeckung zu machen habe. Irmentrud ahnete gleich nichts Gutes, und führte die Alte in ihr Kämmerlein; ſie mußte ſich ſetzen, und Jene mit hochſchlagender Bruſt bat ſie, ihr doch ja nichts Schlimmes mitzutheilen.

„Wollte Gott, mein Kind, ich könnte Dir was Beſſeres ſagen, aber Du mußt es doch wiſſen, denn Du thuſt mir recht leid.“

Da rang die Arme ſchon verzweiflungsvoll ihre Hände, ehe ſie einmal wußte, was ſie erfahren ſollte; denn wer in einer bänglichen

Stimmung iſt, denkt ſich immer das Allerſchlimmſte in der Welt. Die Alte ſuchte ſie zu beruhigen und zu tröſten, und erzählte ihr dann, indem ſie des jungen, braven Geſellen aus Friedberg und ſeines Verhältniſſes zu dieſem Hauſe, vielleicht auch zum Herzen des Töchterchens, wie hievon ſeit dem Schützenfeſte beſonders viel geſprochen werde, gedachte, daß ihr Mann, welcher Wächter auf der Stockpforte vor dem Selehofer-Thor ſey, in vergangener Nacht die gewöhnliche Runde gemacht habe, bis unter die Thürme der Reichsfeſte Kalemunt. Es ſey ein ſchöner, mondheller Himmel geweſen, und ein Wächter der Burg, der ein guter Freund ihres Mannes ſey, habe ihn angeredet von der Ringmauer, und ſich mit ihm unterhalten. Zu ſeinem Erſtaunen habe ihm derſelbe erzählt, wie am Schützenfeſt ein junger, kecker Geſell aus Friedberg die Junker von Wieſeck und von Kleeberg gar ſehr beleidigt habe, um eine hübſche Maid, die der Erſtere ſelbſt gar gern ſehe. Sie hätten ihn aber angerannt auf der Straße nach ſeiner Heimath, ihn übermannt und niedergeworfen, und der Vogel ſitze jetzt wohlverwahrt im großen Thurm der Burg.

„Um Gotteswillen, unterbrach Irmentrud die Erzählende, lebt er denn wohl noch, iſt er nicht verwundet?“ Und Jene verſicherte, kein Haar ſey ihm gekrümmt, und das Ganze ſey, wie es bei ſolchen armen Kriegsleuten zu gehen pflege, ein mit Gewalt herbeigezogener Streit, um ein hohes Löſegeld zu erzwingen. Sie habe aber doch um Alles in der Welt dieß ihrem lieben Trudchen, und deren braven Eltern, die ihr manches Gute gethan, nicht verſchweigen dürfen.

„Ach, wenn ich mich nur darauf verlaſſen kann, daß er noch lebt, daß er noch geſund iſt, ſprach Jene, und ſank mit gefalteten Händen auf ihre Knie, und verſicherte, indem ihr die hellen Thränen über die Wangen liefen, ſie wolle all' ihren Schmuck, ihre Ketten und Ringe, und ihre ganze, kleine Habe gerne hergeben, wenn ſie den guten, frommen Heinrich aus den fürchterlichen Mauern jenes Thurmes retten könnte. Während ihr nun die Alte die beſten Verſicherungen gab, und erfreut über die wichtige Aufnahme ihrer Botſchaft, allerlei Pläne entwarf, tönte raſcher Hufſchlag auf der Straße, und die hinab eilende Tochter lag bald in den Armen des heimgekehrten Vaters. —

Natürlich kam er allein, und hatte vergebens den ſtarken Ritt gemacht. Er hörte mit wenigen Worten die Nachricht, die die Alte gebracht, und ſprach dann mit gerunzelter Stirn: „Sie hat Recht die Frau, es iſt ſo, wie ſie ſagt, und Gottlob, daß wir erſt nur wiſſen, wie wir d'ran ſind; kennen wir erſt das Uebel, ſo können wir auch auf Mittel dagegen denken.“ — Er erzählte ihnen dann, wie er gedan-

kenvoll und ſorgenſchweren Herzens der lieben Vaterſtadt zugeritten, und wie ihm unter dem Stoppelberg der Feldhüter Geibel, wie ein Kobold aufgeſtoßen ſey, und ihm erzählt habe, daß zwei Burgmänner mit zwei Knechten an jenem frühen Morgen ſich auf der Heerſtraße gezeigt, daß ſie einen jungen Wandersmann, wie er in der Ferne geſehen, niedergerannt, gefangen genommen, und mit ſich fort den Geiersberg hinab nach dem Schloſſe Kalsmunt geführt hätten. Das ſtimme genau mit der Angabe der Frau, und es ſey kein Zweifel, daß jene frechen Junker den Bubenſtreich verübt hätten, um Rache zu üben, und Nutzen zu ziehen.

Alle ſtimmten dem Meiſter bei, und die Sache ſchien außer Zweifel. Dieſer aber ging erbittert und zornig in der Stube auf und ab, und beklagte ſich über eine Zeit, wo Gewalt, und Anmaßung, Willkür und Raubſucht den Krieger- und Ritterſtand beherrſche, die kaiſerliche und obrigkeitliche Hilfe ſo ſchwach ſey, daß ſie die Land- und Heerſtraßen nicht zu ſichern, und die in Frieden und Gewerbthätigkeit aufblühenden Städte nicht zu ſchützen vermöge.

Die arme Irmentrud ſtand da und weinte recht bitterlich, und lehnte das Haupt an ihrer Mutter Bruſt, die auch Thräne um Thräne trocknete. — Das rührte den kräftigen Meiſter. Er trat auf ſie zu, und ſchloß Beide an ſein Herz. „Sey ruhig, mein Töchterchen,“ ſprach er, „ich laſſe den braven Jungen nicht im Stich. Der alte Waldſchmied hat noch Geld, um den Räubern, wenn es ſeyn muß, das Löſegeld, das ſie fordern werden, zu bezahlen.

Am andern Morgen ſtand der Meiſter auf, mit dem Vorſatz, nach dem Schloß ſich zu begeben, und beim Burgvogt ſeine Beſchwerde gegen die Burgmänner anzubringen, auch deſſen Vermittlung der Sache, da Güte wohl am erſten zum Ziel führe, in Anſpruch zu nehmen. Ehe er aber noch gekleidet war, fand ſich die Frau des Thurmwächters ſchon wieder ein, und erzählte mit großer Geläufigkeit, wie ſie in Erfahrung gebracht, daß Junker Otto, gleich, wie die Gefangennehmung geſchehen, ſich wohl gerüſtet wieder zu Pferde geſetzt habe, und wegge-

Digitized by Google

zogen ſey; man vermuthe, daß er zum kaiſerlichen Vogt der Burg und Stadt, dem Grafen von Mehrenberg, oder gar zum Kaiſer ſelbſt gereiſ't ſey, um jeder Beſchwerde zuvorzukommen, und ſeine That zu rechtfertigen. Uebrigens habe ihr Mann auch von ſeinem Freund, dem Burgwächter, gehört, daß der Gefangene wohl auf ſey, und gut gehalten, daß aber keine Seele zu ihm gelaſſen werde.

Der Meiſter rieb ſich die Stirn, und überlegte, was zu machen ſey, während die Frauen noch tauſend Fragen an die Bötin thaten; da erſchien ein Diener des Raths, und lud im Namen des Bürgermeiſters unſern Meiſter höflich ein, ſich doch unverweilt auf das Rathhaus zu verfügen.

Er vollendete ſogleich ſeinen Anzug und folgte der Einladung, während die Frauen, in vielen Sorgen ſich den Kopf zerbrachen, was wohl den Stadtrath ſo früh möge verſammelt haben, und ob wohl irgend eine Noth und Gefahr, wie es in dieſen wirren Zeiten ſo häufig der Fall war, der Stadt drohen könne.

Nach einer Stunde kehrte der ſehnlich Erwartete zurück. Entſchloſſen und heiter trat er in das Zimmer, und ſprach: „Kinder, nun wiſſen wir, was wir zu thun haben. So Gott will, ſoll Alles gut gehen.“

Mutter und Tochter beſtürmten ihn mit Fragen, und Jener fuhr fort: „Ihr wißt doch, daß in dieſem Jahr ein neuer Kaiſer im Reich iſt gewählt worden, und daß zuvor unſere Stadt mit Frankfurt, Friedberg und Gelnhauſen einen treuen Bund ſchloß, bei zweiſpältiger Wahl nicht auch zweiſpältig zu ſeyn, ſondern dem recht Gewählten treu anzuhangen, und ihn anzuerkennen, mit Gut und Blut, zu Heil und Frommen des Reichs. Da iſt denn Herr Richard von Cornwallis, des Königs von England Bruder, den Gott mit Kraft und Verſtand ſegnen möge, zu Frankfurt gewählt, und im Mai zu Aachen gekrönt worden. Das iſt ein willfähriger, freigebiger Herr, dem wir beiſtehen wollen, und der König Alphonſus, dem Einige ihre Stimme gegeben haben, mag in Caſtilien bleiben.

Die Städte des Reichs ſind nun darüber aus, den neuen Kaiſer zu bewillkommen, und für treue Anhänglichkeit, die ſie ſtets dem Oberhaupt des Reichs bewieſen, Beſtätigung ihrer Privilegien zu ſuchen. Da hat denn auch unſer Rath ganz weislich beſchloſſen, Abgeordnete nach Mainz, wo Seine Gnaden jetzt Hoflager hält, zu ſchicken, und ich bin mit dazu erwählt worden.

Mutter und Tochter waren erſtaunt und bewegt über die Ehre, die der Rath ſeinem Mitbürger, dem lieben Vater, erwies; hoffnungs-

Digitized by Google

reich und heiter wurde aber ihre Bruſt, als dieſer verſicherte, es werde ihm dies eine günſtige Gelegenheit ſeyn, Recht gegen den Junker Otto von Wieſeck zu erlangen, und die treue Stadt des königlichen Herrn vor ſolchen Anmaßungen und Gewaltthätigkeiten zu ſchützen.

Schon am folgenden Tage traten die Abgeordneten der Stadt ihre Reiſe an, von den Segenswünſchen und Gebeten aller Bürger begleitet; und während nun der Mann muthig handelnd in's Leben trat, und die Sorgen des Tages kräftig bekämpfte, war es wieder, wie ja gewöhnlich das im Leben der Fall iſt, der Frauen Schickſal, daheim zu ſitzen, zu harren und ſehnſuchtvoll auf guten Erfolg zu hoffen.

Aber, wie ſie ſich in der Stille dem ſchönen Gedanken hingaben, daß dieß Unglück recht bald glücklich überwunden ſeyn werde, und wie ſie in trautem Geſpräch überlegten, und ſchon anfingen, Tage und Stunden zu berechnen, wo gute Botſchaft eintreffen, oder der Vater heimkehren könne, ſo mußten ſie doch leider bald die Erfahrung machen, daß ſelten ein Unglück allein kommt, daß vielmehr die widrigen Ereigniſſe des Lebens, geſchaart wie die Geier, uns zu beſtürmen pflegen.

Kaum war ein Tag nach der Abreiſe des Meiſters verfloſſen, ſo kam um die Stunde, als eben die Mittagsglocke läutete, die alte Bötin ſchon wieder, raſchen Schrittes, und faſt athemlos in das Wohnzimmer geeilt. Die Meiſterin hätte beinahe die Suppe, die ſie eben auf den Tiſch ſetzen wollte, fallen laſſen, ſo erſchrack ſie, und frug: „Unglücksvogel, was bringt Ihr denn ſchon wieder böſes Neues? Dieſe aber, beide Hände in die Seite ſetzend, ſprach: „Denkt nur, liebe Frau, der Junker iſt eben angekommen, glänzend gewappnet, mit Helm und Federn; einen ſeidenen Mantel um die blanke Rüſtung geſchlagen, iſt er mit geckenhaft geputzten Dienern in der Herberge zum römiſchen Kaiſer abgeſtiegen, und hat Pfeifer mitgebracht, die gar luſtige Weiſen ſpielen; die ganze Jugend iſt am Kornrain verſammelt; Ihr kennt ja die Neugier unſerer Jungen. Weiß Gott, was er vor hat. Gewiß zieht er hier vorüber, und will unſerem lieben Trudchen in die Augen ſtechen.“

Kaum hatte ſie das geſagt, ſo hörte man fern die Flöten und Pfeifen, und ſchloß ganz recht, daß er ſich der Schmiedgaſſe nahe. Irmentrud, die ſprachlos auf ihrem Stuhl geſeſſen hatte, ſprang jetzt auf, und rief: „ich will vom Junker nichts hören und nichts ſehen;“ und ſie eilte davon, um ſich in ihrem Kämmerlein zu verbergen.

Die Mutter jedoch konnte es nicht unterlaſſen, das Fenſter zu öffnen, und den Zug zu ſehen. Wie erſchrack ſie aber, und war außer ſich vor Erſtaunen, als dieſer vor ihrem Hauſe ſtill hielt, und während

Digitized by Google

die Muſik eine heitere Hochzeitweiſe ſpielte, der junge Knappe von ſeinem Roß ſtieg, und begleitet von einem Herold, in das Haus trat.

Nach höflicher Begrüßung ſprach der Knappe zur Hausfrau, daß er etwas Wichtiges zu verkünden, und der Familie mitzutheilen habe. Er gab zugleich dem Herold einen Wink, welcher ein Pergament mit anhangendem Siegel entfaltete, und daraus feierlich Folgendes vorlas: „Kund und zu wiſſen männiglich, daß es des allerdurchlauchtigſten Königs Richard Wille, Befehl und Weiſung iſt, daß der Bürger und Waffenſchmied Waldſchmied zu Wetzlar ſeine eheliche Tochter Irmentrud dem Junker Otto von Wieſeck, Burgmann zu Kalsmunt, zum ehelichen Weibe gebe, und daß unweigerlich dieſe Heirath vollzogen werde. Es ſoll dieß eben ſolche Kraft und Gültigkeit haben, als ob der König in der Stadt allda Hof gehalten, und der Marſchall ſeinen Willen öffentlich verkündet hätte. Die Mutter ſchlug ihre Hände über dem Kopf zuſammen, und wußte nichts hervorzubringen, als: „Wie, Junker, der Kaiſer will das, der König befiehlt das?“

„Ganz recht, Mutter, ſo iſt es des Kaiſers Wille;“ erwiderte Jener, ſtolz die Arme untergeſchlagen, und ſie meſſend. „Aber, wo iſt denn meine liebe Braut?“ fragte er dann die Staunende, und machte Miene, ſeine ſchöne Beute, die er durch ſo liſtigen Streich errungen zu haben glaubte, aufzuſuchen. Die kluge Hausfrau war jedoch ſchnell entſchloſſen; ſie faßte ſich, und verſicherte ihm, daß die Tochter leider krank ſey, und zu Bette liege, was ihr ſehr leid thue. Der Hausherr aber ſey verreiſ't, und befinde ſich mit den Geſandten der Stadt zu Mainz. Der Junker möge deſſen Heimkehr abzuwarten, die Gnade haben. — Die Alte unterſtützte das mit Redſeligkeit, und der Bräutigam, wie wohl er zu dem Allen ein etwas verdrießliches Geſicht machte, ließ ſich doch um ſo mehr überreden, jetzt abzuziehen, als der Zuſammenlauf von Menſchen vor dem Hauſe immer größer wurde. Er verſprach, recht bald wieder zu kommen, und ſein Bräutchen zu begrüßen, und ſchwang ſich mit großem Geſchick, und ſtolz auf das Volk herab blickend, wieder auf ſein geſchmücktes und mit einer ſchimmernden Decke behangenes Roß.

Der Zug entfernte ſich; die ganze Stadt war in Allarm gerathen über dieß Ereigniß. Die Mutter aber ſtand da, wie vom Blitze getroffen, und hörte kaum auf die alte Bötin, die, nach Weiberart, geblendet von dem äußeren Schimmer, ſchon zu bereden ſuchte, man möge ſich in das Schickſal fügen; es ſey doch immer eine große Ehre für das liebe Kind, einen ſo ſtolzen Rittersmann, den der Kaiſer ſelbſt zu begünſtigen ſcheine, zu ehelichen.

Digitized by Google

Endlich, wie draußen alles Getöſe verſummt und verhallt war, kam Irmentrud lächelnd und gutes Muths von ihrem Kämmerlein herab, um zu hören, was denn der junge Fant eigentlich gewollt habe. Als ihr aber die Mutter erzählte, was ſich zugetragen, und was für einen Streich der Junker erſonnen hätte, da fiel ſie ohnmächtig in ihre Arme.

Wer möchte den Schmerz des armen Mädchens malen, als die Gefahr, ihren Liebſten zu verlieren, ſo rieſengroß ſich ihr zeigte! Großer Gott, ein Kaiſerwort, ein kaiſerlicher Befehl, was ließ ſich dagegen machen!

Nachdem Irmentrud ſich recht ausgeweint, und die mannigfachen Reden der Frauen ſtill, trauernd, angehört hatte, ging ſie wieder hinauf in ihr Gemach, kniete nieder, und betete zu Gott recht inbrünſtig, er möge doch ſolch Geſchick wenden, und ihren Heinrich ihr laſſen. Da fühlte ſie ſich geſtärkt und erleichtert, und als ob es ihr eingegeben ſey, durch überirdiſche Kraft, faßte ſie einen raſchen Entſchluß, erhob ſich, warf Mantel und Schleier über, und ſchlich an den Häuſern vorbei, über den Kirchplatz und Markt hinunter, nach dem Rathhauſe, wo, wie ſie wußte, der alte Rathsſchreiber bis ſpät am Abende zu arbeiten pflegte. Er war verwandt mit ihrer Familie, ein gutmüthiger, verſtändiger Mann, wohl erfahren in allen Angelegenheiten des Gemeinweſens, da er die Geſchichte der Stadt und ihre Rechte und Freiheiten genau kannte.

Sie trat in ſein Zimmer, mit ſchüchternem Gruß, und der Alte, der eben ein Pergamentblatt weglegte, auf dem er eine Kaufurkunde, mit ſchön verzierten Buchſtaben, ausgefertigt hatte, trat verwundert ihr entgegen, und ſprach: „Ey, ey, was führt denn ſo ſpät die junge Muhme Irmentrud auf das Rathhaus?“

Sie erzählte ihm unter manchem Seufzer, was ſich zugetragen habe, und wie der Junker dahin trachte, ihr und ihrer Familie Glück zu vernichten, indem er ihnen den braven Heinrich Siegmund geraubt habe. Sie bat ihn um Auskunft, wie wohl der Kaiſer ſo etwas thun

möge, was ſie noch nie erlebt habe, und auch gar nicht für Recht halten könne, und ob er wohl nicht einen guten Rath für ſie wiſſe.

Der Rathsſchreiber hörte ihr aufmerkſam zu, ging dann, mit den Händen fechtend, in der Stube auf und ab, und brummte ein Wort des Erſtaunens und der Verwunderung über das andere. „Nein, nein," ſagte er dann, „das iſt doch zu arg, das gute Mühmchen an ſo einen Wildfang und armen, leichtfertigen Knappen zu verkuppeln, da ein braver, fleißiger Bürgersſohn ſie und die Familie ſo glücklich machen könnte."

„Gewiß, guter Vetter," ſprach Irmentrud mit Thränen. „Aber erklärt mir nur die Sache, helft mir, gebt mir einen guten Rath. Ich bin ja ein gar zu unglückliches Mädchen. Ach, und wie wird es meinen guten Vater betrüben, der ein ſo braver, redlicher, ſchlichter Bürgersmann iſt, und den Junker in der Seele nicht leiden mag!"

Der Alte drückte ihr gerührt die Hand, und holte dann aus einem Schrank, wo die Gedenk- und Urkundenbücher der Stadt ſtanden, einen Band her, legte ihn auf den Platz, wo er zu ſchreiben pflegte, und ſetzte ſich. Die Muhme mußte ſich neben ihn ſetzen, und der erfahrene Stadtſchreiber erklärte ihr nun, wie der Kaiſer zu einem ſolchen Act ſeines Willens habe können bewogen werden.

„Sieh, mein liebes Kind," ſprach er, „wie es von uralten Zeiten her, auf den Bauernhöfen und an den Höfen der mächtigen Grafen und Lehnsherren Dienende gibt, die ihren Herren mit dem Leibe eigen ſind, und in ſolcher Abhängigkeit auch nicht ohne des Herren Willen heirathen, oder einem Andern ſich ergeben dürfen; ſo zogen auch bei Gründung der Städte, Manche, die einem Herrn gehörten, in ihre Ringmauern, halfen ſie befeſtigen und vertheidigen, und lebten rüſtig und fleißig in ihrem Gewerbe, neben den Reichen, die im Lande angeſeſſen und begütert waren. Aber der Kaiſer ſo wie die Fürſten, die die Herrſchaft über die Städte hatten, glaubten nun auch ein ſolches Recht über ihre gewerbtreibenden Bürger zu beſitzen, und betrachteten ſie als ihre Hörigen. Und wenn der Kaiſer Hoflager in einer Stadt hielt, und einem ſeiner angehörigen Diener ein hübſches Mädchen eines Bürgers wohl gefiel, gab er ſeine Einwilligung zur Heirath, ſtiftete auch wohl eine ſolche Verbindung ſelbſt, durch ſeinen unmittelbaren Befehl. Nachdem nun die Bürger frei, waffenfähig, und durch Fleiß und Gewerbſamkeit wohlhabend geworden waren, da ſuchte gar mancher junger Burſch unter der Hofdienerſchaft, durch das vermeinte alte Recht des Kaiſers, noch ein hübſches, reiches Bürgermädchen zu erhaſchen. Ja ſelbſt einem verarmten Junker ſteht wohl heut zu Tag der Sinn

nach einer ſolchen achtbaren Maid, da auf der andern Seite auch Ritter und große Herren es nicht unter ihrer Würde halten, das Bürgerrecht einer Stadt anzunehmen, um ihrer Vortheile ſich erfreuen zu können. Das paßt nun aber ſchlecht in unſere Zeit, hochzuachten die Bürger und zu ehren, ihre Aime und ihr Vermögen zu benutzen, und dann wieder ſie einer Gewalt zu unterwerfen, die aus den Zeiten der Leibeigenſchaft herrührt, von der die deutſchen Städte längſt nichts mehr wiſſen wollen."

Alſo ſprach der erfahrene Rathsſchreiber; und Irmentrud ſaß horchend und das Köpfchen zur Seite gebogen, legte ihre hübſchen Hände übereinander und ſprach: „Werther Herr Vetter, iſt denn da nun kein Mittel, dem Kaiſer das ſo klar und begreiflich zu machen?"

„Ruhig, mein Schätzchen," erwiderte Jener, und ſchlug einen großen Folioband auf. „Sieh, hier ſteht Alles von mir gehörig eingetragen und angemerkt. Es war Anno **1232**, als die Tochter eines treuen, und fleißigen Bürgers zu Frankfurt, er hieß Johann Goltſtein, gezwungen werden ſollte, ſich mit einem Diener des Kaiſers zu verbinden. Da traten die vier Städte der Wetterau zuſammen, und baten den römiſchen König, Herrn Heinrich, der damals bei der Abweſenheit ſeines kaiſerlichen Vaters, im Reiche waltete, ſolche ſchimpfliche Gewalt von treuen, ehrſamen Bürgern abzunehmen; und der junge Herrſcher gab in ſelbigem Jahre zu Nürnberg einen Freibrief, daß Keiner ihrer Bürger, weder arm noch reich, ſollte gezwungen werden, eine Tochter oder Enkelin gegen ſeinen Willen zu verheirathen, und auch dem Frankfurter Bürger Goltſtein wurde ſein Töchterchen gelaſſen, und alles Zwangs entbunden."

„Das war ja hübſch," ſprach Irmentrud, und klopfte in ihre Hände. „Da hätten wir ja unſer Recht."

„Ruhig," erwiderte der Alte, „das Ding kann doch ein böſes Häkchen haben. Der junge König Heinrich war mit ſeinen Freibriefen nicht ſparſam, und überſchritt nicht ſelten die Gewalt, die ihm ſein Herr Vater, der in Welſchland abweſend war, übertragen hatte. Ob man nun jetzt dieſe Urkunde nicht anerkennen will, oder ob der neue Kaiſer, als ein in deutſchen Landen fremder Herr, die Sache vielleicht nicht gewußt, und ſich hat überreden laſſen, das Alles iſt wohl zu erwägen. Wenn es ihm jedoch recht vorgeſtellt würde, wie ſich die Zeiten geändert haben, was die Städte und die ehrbaren Bürgersmänner jetzt bedeuten, und wie dem Kaiſer an der Treue, Anhänglichkeit und Wehrhaftigkeit ſeiner Städte ſo viel gelegen ſeyn müſſe, ſo möchte ich wohl nicht zweifeln — "

„Gewiß nicht,“ fiel Irmentrud ein, und ſprang freudig von ihrem Sitze auf. „Und ſo ein neu gewählter Kaiſer iſt immer willfähriger. Sicher hat er auch nicht geahnet, welchen Schelmſtreich der Junker im Sinne hatte. Nicht wahr, Herr Vetter?“

Dieſer rieb ſich die Stirne, und ſprach: „Ja, wenn man nur daran gedacht hätte. Man könnte ja unſere Abgeſandte beauftragen, dem Kaiſer auch dieſen Punkt unſerer Freiheiten vorzüglich an's Herz zu legen.“

„O könntet Ihr denn nicht mit dem großen Buch da hinreiſen gen Mainz, und dem Kaiſer Alles ſo hübſch erklären, wie Ihr es mir jetzt gethan habt!“

„Ei mein Kind, wie dürfte ich meinen Poſten verlaſſen, und mich in ſo hohe Dinge miſchen? Aber ſieh! ich könnte einen Brief fertigen, und ihn ſchnell durch einen Rathsboten unſern Herren vom Rath ſchicken, daß ſie die Erneuerung dieſer Freiheit fordern möchten, weil ſich inmittelſt ein ſo bedenklicher Fall zugetragen hätte. Dein Vater wüßte dann zugleich die Sache, und könnte kräftig wirken.“

„O vortrefflicher Vetter, was ſeyd Ihr gelehrt und klug! Was iſt doch das eine ſchöne Kunſt, ſo ſchreiben zu können, ſeine Gedanken auf ein Pergament zu bringen, als ob ſie geſprochen würden. Ich bitte Euch, fertigt doch heute noch das Schreiben aus.“

Der Alte verſprach das; ſie beredeten Alles, und voll Hoffnungen, Ausſichten und Plänen ſchlich ſich Irmentrud wieder nach Hauſe, um der Mutter mitzutheilen, was ſie Kluges mit dem Vetter Rathsſchreiber ausgeſonnen habe.

Vor lauter Gedanken konnte ſie aber nicht zum Schlafen kommen. Ein liebendes Herz iſt unabläßig thätig; die Furcht, den Theuerſten zu verlieren, gibt Muth, Erfindung und Unternehmungsgeiſt. Und ſo beſchloß denn unſere junge Maid, den Rathsboten ſelbſt gen Mainz zu begleiten, und wenn es ſeyn müſſe, ſogar zum Kaiſer zu gehen, und ihn fußfällig um ihren geliebten Heinrich zu bitten.

Mit dieſem Vorſatz ſchlummerte ſie endlich ein, und wachte auch geſtärkt und heiter mit demſelben wieder auf. Alle Bedenklichkeiten und Warnungen der Mutter waren vergebens; ſie beharrte bei ihrem Vorſatz, hüllte ſich in ein Pilgergewand, und ehe die Sonne noch den Thau des Morgens von den Blumen und Gräſern getrocknet hatte, ſchritt ſie ſchon mit dem Rathsboten durch die düſtern Pforten des Oberthores.

In's Freie und auf die Höhe gelangt, ſah ſie noch einmal hinab, nach der lieben, theuern Vaterſtadt, die die glänzenden Fluthen der

Lahn umſchlangen; ſie grüßte den ehrwürdigen Dom, von dem eben die Glocke in hehrem Geläute zur Andacht rief, und wandte dann die Blicke rechts, nach den Zinnen des Kalsmunts, wo der Störer ihres Friedens hauste, und ihr Geliebter hinter feſten Mauern ſchmachten mußte. Ein ſchwerer Seufzer entſtieg ihrer Bruſt, und in doppelter Eile trieb es ſie dem Ziele ihrer Wallfahrt entgegen.

Hätten nicht Liebe, Hoffnung und Sehnſucht nach dem theuren Vaterherzen dem armen Mädchen Kräfte verliehen, ſie wäre vor Müdigkeit und Ermattung, bei einem ſo weiten und ungewohnten Marſche, oft umgeſunken. Ein Freudenſtrahl fuhr durch ihr Herz, als am Abend des zweiten Tages ihr kräftiger Begleiter, an den ſie ſich oft geſtützt, der ſie getröſtet und mit ſeinen Erzählungen erheitert, mit dem ſie auch auf einſamen Wegen manch vertrautes Wort über ihr Schickſal geſprochen hatte, ihr die freudige Kunde gab, er ſehe die Thürme von Mainz, und ſie hätten nun bald das Ziel ihrer Wanderſchaft erreicht. Mit friſchen Kräften folgte ſie ihm, und hoch ſchlug ihre Bruſt vor ängſtlicher Erwartung ihres Geſchicks. Da lud ein Sitz am Wege, unter hohen, ſchattigen Linden, ſie freundlich zur Ruhe ein; und ſie bat den alten Gottfried, da noch einmal niederzuſitzen, und ſich zu ſammeln, auch ihre Kleidung ein wenig zu ordnen und vom Staub zu reinigen.

Der Rathsbote war gern dazu bereit, zog auch noch ein hübſches, weißes Brod, das er aus Frankfurt mitgenommen, hervor, und ein Fläſchchen rheingauer Wein, und ſie labten ſich, und ſprachen von der Freude und dem Erſtaunen des alten Meiſter Waldſchmied, wenn er ſo plötzlich vom lieben Töchterchen werde überraſcht werden.

Da ſie der angeſehenen und volkreichen Stadt Mainz ſo nahe waren, ſo fehlte es nicht, daß viele Wandersleute des Weges hin und her gingen. Irmentrud ſchlug immer ihre Augen beſcheiden nieder, und bog den großen Pilgerhut in ihr Geſicht. Wie war ſie aber erſtaunt und erſchrocken, als ein vornehmer und reichgekleideter Ritter, der des Wegs daher geſprengt kam, ſein Pferd in den Zügel faßte, nach ihr ſich wendete, und ſie lange betrachtete. Sie richtete verſtohlen die

leuchtenden Augen hinauf nach der ſchönen Geſtalt, und wäre beinahe vor Schrecken niedergeſunken, als der Rittersmann abſtieg, die Zügel einem ihm folgenden Diener gab, und ſich mit freundlichem Gruß ihr näherte.

Er fragte beſcheiden, woher denn die junge, hübſche Pilgerin komme, und wohin ſie zu wallfahren gedenke; ob ſie in ſo jugendlicher Blüthe vielleicht ſchon etwas zu büßen habe?

Irmentrud verſtummte erröthend, ſo ſehr war ſie von der Anrede überraſcht, und beugte ſich tief an ihrem Pilgerſtabe, den ſie in der zitternden Hand hielt. Der Bote Gottfried aber, ein kecker Geſell, der in der Welt viel herum kam, und ohne Furcht mit jedem ſprechen konnte, nahm das Wort, und ſagte: „Herr Ritter, die Heerſtraße iſt zwar frei, und es gebührt Keinem, uns zu fragen, woher wir des Weges kommen, und wohin wir wollen; aber Ihr könnt die Wahrheit wiſſen; wir reiſen in keiner andächtigen, wohl aber in einer redlichen, gerechten Abſicht. Wir wollen zu unſerem neuen Kaiſer, und haben ein Anliegen vorzubringen.“

„Ey,“ erwiderte der Rittersmann, „ich bin in den Dienſten des Kaiſers, und ſpreche ihn täglich; da könnt Ihr mir Euer Anliegen vertrauen, und ich werde nach Befinden ein gutes Wort für Euch einlegen.“

Als Irmentrud dieſe Rede hörte, faßte ſie ſogleich Vertrauen zu dem Fremden, und ſprach: „Ach thut das, Herr Ritter, Ihr gebt mir dann mein Glück und meine Ruhe wieder.“

Dieſer war erſtaunt und voll Neugier, wie ein Anliegen an den Kaiſer im Stande ſeyn ſolle, einer jungen, unſchuldigen Maid ihr Glück und ihre Ruhe wieder zu geben. Lächelnd ſetzte er ſich neben ſie auf die Steinbank, und ſagte: „Es wird Dir ſo heiß unter dem ſchweren Hut, mein Kind, leg' ihn doch ab.“

„Ja wohl iſt mir gar heiß,“ verſetzte Jene, und band ihren Hut los. Der Ritter ſah aber nun das lieblichſte Geſicht unverhüllt, ſpiegelte ſich in den dunkeln Augen, und bewunderte das braune Lockenhaar, das ſtolz über den Nacken floß.

„Nun erzähle mir, liebes Kind,“ ſprach er, und legte zutraulich ihre Hand in die ſeinige. Er war dabei ſo freundlich, mild und beſcheiden, daß Irmentrud leicht ihr kindliches Herz ihm eröffnete.

Sie erzählte ihre ganze Geſchichte von Anfang bis zu Ende, von ihrem lieben, braven Heinrich, von der Einwilligung der Eltern, vom Schützenfeſt, vom Junker Otto von Wieſeck, vom kaiſerlichen Befehl,

Digitized by Google

und von allem, was ihr der alte Vetter Stadtſchreiber entdeckt, eröffnet, und mit ihr berathen hatte.

Der Ritter hörte ſehr aufmerkſam zu, und hielt immer noch die hübſche Hand in der ſeinigen. Er konnte, ſo ſchien es, nicht aufhören, das Mädchen mit Wohlgefallen anzublicken, und in immer wachſender Theilnahme ſchloß er ſich recht nahe an ſie an.

Als Irmentrud geendet hatte, maß er ſie noch einmal mit einem tiefen Blick, und ſprach: „Das iſt freilich eine wunderliche Geſchichte, wo Du Hilfe und Recht anrufen mußt. Aber höre, ſchöne Jungfrau, der Junker verdient Dich freilich nicht; doch für einen Waffenſchmied biſt Du auch zu zart und zierlich. Wie wäre es, wenn Du ſie Beide fahren ließeſt, und bliebeſt bei uns in Mainz. Wer weiß, was Dir für ein Glück beſchieden iſt."

Da lachte Irmentrud laut. „O Herr Ritter," ſprach ſie, „was habt Ihr für wunderliche Gedanken. Ich ſollte mein liebes Wetzlar verlaſſen, meinem braven Heinrich untreu werden? Da kennt Ihr wahrlich nicht den Sinn einer ſchlichten Bürgerstochter."

„Haſt Du denn dieſen Heinrich ſo außerordentlich lieb?"

„O über Alles, gnädiger Herr, ich wüßte gar nicht, wie ich einen Andern in der Welt irgend noch lieb haben könnte, außer nur ihn."

„Wenn ich ſelbſt nun bekennte, daß ich Dich lieb hätte, und ſpräche: „Schöne Irmentrud, ich bin Ritter im Gefolge des Kaiſers, habe Güter und Burgen, Alles iſt Dein, wenn Du mir Dein Herz ſchenkeſt."

Irmentrud ſchlug erröthend die Augen nieder, und ſagte leiſe: „Ihr ſcherzt, Herr Ritter, fürwahr, wenn Ihr der Kaiſer ſelbſt wäret, und ſo ſprächet, Ihr brächtet die Liebe und Treue nicht aus meinem Herzen."

Der Ritter lächelte und ſchwieg. Dann wurde er ernſt, ließ ihre Hand los, und erhob ſich mit den Worten: „Du biſt ein braves Mädchen; ich ſehe, in deutſchen Städten herrſcht treue Liebe, Zucht und ſchöne Sitte. Ich hoffe, der Kaiſer wird Dir Deinen Heinrich wiedergeben. Lebt wohl."

Er eilte nach ſeinem Roß.

„Vergeßt Euer Wort nicht," rief ihm Irmentrud nach. Jener ſchwang ſich auf, winkte noch einmal, und entſchwand den Blicken der Wanderer.

„Ein guter Herr," ſagte das Mädchen zu dem Begleiter, den uns Gott zur Hilfe geſchickt hat. Aber dieſer ſchüttelte den Kopf, und zuckte die Achſeln. „Es iſt ein Ritter," bemerkte er, voll ſchöner

Worte, keck und unternehmend, und dabei verliebt, wie ſie Alle. Deine friſchen Wangen und Deine hübſchen, klaren Augen gefielen ihm gar wohl. Gut, daß er fort iſt!"

„Ihr ſeyd ein rechter Thor, Gottfried," erwiderte Irmentrud, „daß Ihr dem guten, freundlichen Herrn Böſes zutraut; Hörtet Ihr denn nicht, daß er uns wohl geſinnt iſt, daß er beim Kaiſer für unſere Sache ſprechen will?"

„Na, na, wir wollen ſehen. Aber jetzt iſt's hohe Zeit, daß wir nach der Stadt eilen, die Dämmerung kommt uns über den Hals."

Sie machten ſich ſchnell auf den Weg, und es dunkelte ſchon, als ſie an die äußerſte Pforte des den Rhein bewachenden Caſtells kamen. Neues Erſtaunen überraſchte ſie aber, als ein Paar unbekannte Männer ihnen im Zwielicht den Weg vertraten, und ſie fragten, ob ſie von Wetzlar kämen? Sie bejahten das, und Jene fragten weiter, ob ihnen unterwegs heute Abend nicht ein Ritter begegnet ſey, und mit ihnen geſprochen habe? Auch dieß bejahten ſie, und erlaubten ſich dagegen die Frage, wer wohl dieſer ihnen fremde Herr möge geweſen ſeyn? Da ſprach der Eine: „Es iſt der Marſchall des Kaiſers, und er hat befohlen, Euch in eine gute Herberge zu führen, und für Euch zu ſorgen."

„Das iſt ja wunderlich," hob nun der Bote Gottfried an. „Was kümmert uns der Ritter, wir wollen wohl ſelbſt eine Herberge finden."

Die Männer bedeuteten ihn aber, daß hier kein Widerſpruch helfe, und daß ſie unbedingt zu folgen genöthigt wären; zeigte auch auf ſechs reiſige Burſche, die mit blanken Waffen in einiger Ferne ſtanden.

Irmentrud fing an, zu weinen, und bat, ſie zu ihrem Vater zu führen. Die Männer aber redeten ihr freundlich zu, daß ſie gar nichts zu beſorgen habe, und auch ihren Vater ſehen würde. So folgten ſie dann, Irmentrud ſeufzend und Gottfried brummend, und wurden durch die engen Straßen des Caſtells, über die alte, hallende Brücke, unter deren hölzernem Dache die ſilbernen Fluthen des Rheines ſtrömten, dann durch die ſtill düſtern Straßen von Mainz, und zuletzt vor ein hohes Haus geführt, das ihnen eher eine Burg, als eine Herberge ſchien. Die Pforte öffnete ſich; ſie durchſchritten lange Gänge, und endlich nahm ein freundliches Zimmer ſie auf, wo ſie auf's Beſte bewirthet wurden. Sie konnten das Alles nicht begreifen, und quälten ſich mit Zweifeln und Vermuthungen. Angſt und Hoffnung füllten

Digitized by Google

abwechſelnd Irmentruds Bruſt. Aber die Müdigkeit überwältigte ſie zuletzt, und machte allen Bedenklichkeiten ein Ende.

Der Tag nach Irmentruds Ankunft war für die Abgeſandten der Reichsſtadt Wetzlar beſtimmt geweſen, um in einer Verſammlung vor dem Kaiſer zu erſcheinen, und die Beſtätigung ihrer Privilegien und Freiheiten zu empfangen. Der alte Waffenſchmied, voll ſchwerer Gedanken wegen Heinrichs und ſeiner Tochter Geſchick, und voll Sehnſucht, aus dem Getümmel dieſer großen Stadt wieder in ſeine ſtillere Heimath zu kehren, hatte dieſen Zeitpunkt mit Sehnſucht erwartet, um dann auch vor dem Kaiſer ſeine Anklage gegen den Junker Otto anzubringen.

Wie erſtaunte er aber, als an dem erſehnten Morgen eine Botſchaft des Kaiſers den Abgeſandten eröffnete, daß der Herr noch Hinderniſſe habe, und daß ſie ſich einige Tage wohl gedulden müßten, bis ſie könnten vorgelaſſen und gehört werden! Als aber der Meiſter bald darauf zum Kanzler beſchieden wurde, und dieſer ihn um ſeine Tochter, um ſeine Einwilligung zur Verbindung mit Heinrich Siegmund, und wegen deſſen Gefangenſchaft auf dem Kalsmunt befragte, da konnte er ſich's gar nicht erklären, woher der Kaiſer ſchon das Alles wiſſe, und was es zu bedeuten habe. Er gab zwar genügende Auskunft, und verſäumte auch die Gelegenheit nicht, ſeine Beſchwerde vorzubringen, erhielt aber von dem einſylbigen und vorſichtigen Geſchäftsmann des Kaiſers keine weitere Auskunft; und er mußte ſich wieder in Geduld dem Warten und Harren ergeben. Es waren gar peinliche Tage des Müſſiggangs für den ſonſt an geregelte Ordnung und Thätigkeit gewöhnten Meiſter, die derſelbe nicht oft zu erleben wünſchte.

Noch trüber war aber der Zuſtand Irmentruds, die zwar mit ihrem Begleiter gar wohl gehalten wurde, und keine Noth litt, aber ſich doch als Gefangene ſehr unglücklich fühlte, indem ſie nicht wußte, was ſie zu hoffen oder zu fürchten habe. Sie konnte es keine Minute vergeſſen, daß ſie mit dem lieben Vater in Einer Stadt ſey, und ihn nicht ſehen, nicht zu ihm eilen durfte. Auch der Ritter, der ſo freund-

lich Hilfe verſprochen hatte, ließ nichts von ſich hören. Dachte ſie nun gar an ihren lieben Heinrich, und wie es ihm wohl in den Mauern jener hohen Thürme gehen möchte, ſo konnte ſie nur in bittern Thränen ihrem gepreßten Herzen Luft machen.

Endlich nach einigen, ſo in Angſt und peinlichen Schmerzen verlebten, Tagen klärte ſich Alles raſch und glücklich auf, ſo wie wohl nach trüber Regenzeit ein ſchöner, ſonniger Morgen, die Nebel beſiegend, den Zauber der Natur eröffnet, und alle Herzen raſch mit Freude erfüllt. Ein Herold trat nämlich in das Gemach Irmentruds zu früher Tageszeit, und eröffnete ihr, der Kaiſer wolle ihre Klagen hören, und richten. Sie befinde ſich unter des Kaiſers Schutz in ſeiner Burg, und er ſey im großen Gerichtsſaal mit ſeinen Fürſten und Edelen verſammelt, wo ſie vor ſeinem Thron alsbald erſcheinen ſolle.

Irmentrud fuhr zuſammen vor Schrecken, und ſtammelte aus laut pochender Bruſt, das ſey unmöglich, daß ein ſo junges, unerfahrenes Mädchen vor dem Kaiſer ſelbſt erſcheinen und ſprechen könne.

Aber der Gottfried redete ihr zu, und ſagte: „Jetzt gilt's, ein Herz gefaßt, mein Kind! Endlich muß ſich doch einmal Alles entwickeln. Haben lange genug hier geharrt. Nur Muth bei gerechter Sache! Wir dürfen dem Kaiſer kühn unter die Augen treten; treten wir doch vor Gott ſelbſt mit unſern Bitten."

Sein Zureden half. Irmentrud erklärte ſich bereit, und hüllte ſich in ihr Pilgergewand. „Was werden die Leute in Wetzlar ſagen, wenn ſie hören, daß ich dummes Mädchen zum Kaiſer vor Gericht gegangen bin," ſprach ſie halb ſeufzend, halb lächelnd, und folgte dem Herold, der ſie durch lange, hallende Gänge führte. Vor dem Eingang des Saals ſtanden Trabanten mit Hellebarden und glänzendem Waffenſchmuck. Die Flügelthüren öffneten ſich, und bebend trat Irmentrud in den Saal. Aber der Glanz des Thrones, und der ihn umgebenden hohen und herrlichen Ritterſchaft blendete ſie ſo, daß ſie die Augen niederſchlagen mußte; alles flimmerte vor ihren Blicken; ihr Herz ſchlug in namenloſer Angſt; langſam und zitternd folgte ſie dem Herold, der ſie vor den Thron des Kaiſers führte.

„Irmentrud," ſprach dieſer mit feierlichem Ton, „Du haſt eine Klage zum Ohr des Kaiſers gebracht; er ſitzt hier zu Gericht, um Dir Dein Recht zu geben."

Bei dem Ton der Stimme, den dieſe aus Kaiſers Munde hörte, hob ſie, heftig erbebend, langſam ihre Augen in die Höhe, und ſank

Digitized by Google

dann mit einem Schrei auf ihre Knie nieder. Der Kaiſer war ja jener Ritter, mit dem ſie ſo traulich geſprochen hatte.

„O Gott," rief ſie, und rang ihre Hände, „gnädigſter Herr, Ihr ſeyd der Kaiſer ſelbſt? O, ich unglückliches Mädchen, was habe ich gethan, wie habe ich mit Euch geſprochen!"

Der Kaiſer lächelte, und verſetzte mit großer Milde: „Du haſt mit mir, wie mit einem Freunde und wohlmeinenden Manne geſprochen, der Dir gelobte, beim Kaiſer ſich für Deine Sache zu verwenden. Das habe ich gethan, und Dein Recht erkannt. Dort iſt auch Dein Vater, der Deiner Klage beitritt, und Dir beiſtehen wird. Tretet vor, wackerer Meiſter, und Ihr übrigen Abgeſandten meiner treuen Stadt Wetzlar!"

Irmentrud wandte den Blick zur Rechten, und ſah ihren Vater ſich nähern. Sie lag erſtarrt auf ihren Knieen, und konnte nur mit dem Ruf: „O lieber Vater," ihm die Hand entgegen reichen.

Der Kaiſer aber fuhr fort: „Ich habe Euch lange warten laſſen. Doch ich mußte erſt reitende Boten abſchicken, um noch einen Ankläger herbei zu ſchaffen. Dort ſteht er. Heinrich Siegmund tritt hervor!"

Er winkte zur Linken, und Irmentrud erblickte mit einem lauten Schrei der Freude ihren Heinrich, der ſich beſcheiden näherte.

„Und nun," ſprach der Kaiſer mit gerunzelter Stirn, „nähert auch Ihr Euch Angeklagter, Junker Otto von Wieſeck, der ſo große Verwirrungen in einer ruhigen Bürgerfamilie angerichtet hat!"

Wirklich trat, zögernd, niedergeſchlagen, die Hand bedenklich an die Stirn gelegt, der Junker aus dem Hintergrunde hervor, und beugte tief ſein Haupt.

„Ihr habt eine Gewaltthat begangen," redete ihn der Kaiſer ſtreng an, die meine höchſte Ungnade Euch zuziehen ſollte. Ihr habt durch Liſt und falſche Vorſpiegelung ein kaiſerliches Ehe-Mandat von mir erhalten. Ich vernichte es von kaiſerlicher Gewalt und Rechts wegen, und beſtätige hier die väterliche Verlobung Irmentruds mit Heinrich Siegmund, der ein ſtärkeres Recht hatte, das ihm Niemand nehmen durfte.

„O ich dreimal Glückliche," rief die ſchöne Maid, und ihren Vater an der Rechten, den Geliebten an der linken Hand gefaßt, nahte ſie dem kaiſerlichen Herrn, benetzte ſeine Hände mit Thränen der Freude, und ſprach die rührendſte Dankbarkeit aus. Freudiger Beifallruf durchhallte aber den Saal. Der Kaiſer fühlte in ſeiner Bruſt den hohen Muth einer edeln That, zu der ihn ſein Thron berechtigte, und ſein Herz gern bewog.

Digitized by Google

Seine Gefühle verbergend, wandte er ſich zum Kanzler, und befahl, der Stadt Wetzlar die Beſtätigung ihrer Freiheiten und Privilegien auszufertigen. Da faßte ſich die überglückliche Irmentrud, ermuthigt durch die kaiſerliche Milde, raſch ein Herz, ſank demüthig nieder auf ihre Knie, und ſprach: „O hoher Herr, laßt doch auch in die Urkunde ſetzen, daß nie wieder ein Mädchen ſoll von kaiſerlicher Gewalt gezwungen werden, ihrem Liebſten untreu zu werden.“

„Gewiß ſoll das geſchehen, mein Kind,“ ſprach der Kaiſer lächelnd; „wenn das hierüber vom römiſchen König Heinrich ertheilte Privilegium noch zweifelhaft ſeyn ſollte. Herr Kanzler, man ſetze das vor allem in die Urkunde.“

Und Irmentrud, ſtolz und kühn geworden, wagte es noch einmal, zu bitten: „O hoher Herr, Ihr ſeyd ſo gut, ſo mild, befehlt doch auch, daß nie wieder der Geliebte eines redlichen Mädchen in ſolchen Burgmauern darf gefangen geſetzt werden.

„Auch das ſey Dir gewährt,“ erwiderte der gütige Richter, und fügte mit Bedeutung hinzu: „Ich weiß ja, daß Ihr Mädchen Euren Liebſten mit keinem Kaiſer vertauſchen möchtet.“

Da fuhr Irmentrud erröthend zuſammen, und küßte noch einmal, dankend und Heil wünſchend, die kaiſerliche Hand. Er ſah ſie mit Rührung und Wohlgefallen an, und ſprach: „Gott geleite Euch, und lebt glücklich und zufrieden in Eurem Wetzlar! Ihr aber, Junker Otto, damit Ihr die Liebesgedanken vergeßt, und die Langeweile Euch nicht ferner zu tollen Dingen verleitet, ſollt mir nach England folgen, wo es für junge Kriegsmänner jetzt Arbeit gibt.“

Der Kaiſer erhob ſich, und verließ den Saal mit ſeinem Gefolge. Die Geſandten von Wetzlar erhielten die ausgefertigte Urkunde mit dem großen Majeſtätsſiegel.

Sie war natürlich nach damaliger Sitte in lateiniſcher Sprache geſchrieben, denn man ſchrieb in jenem Jahrhundert nur in dieſer Sprache; ausgenommen wohl ein Minnelied, denn ächte, deutſche Minne wußte ſich doch nur in der heimiſchen Sprache mit Sinn und Wahrheit auszudrücken. Zur Bekräftigung unſerer Geſchichte aber wollen wir die Stelle der Urkunde, die ſich auf Irmentruds und Heinrichs Geſchichte bezieht, geben.

Der Meiſter begab ſich mit ſeinen Freunden und Kindern ſchleunig auf den Heimweg. Glücklichere Menſchen hatten lange nicht die kaiſerliche Burg verlaſſen. Die Urkunde wurde wie ein Heiligthum bewahrt, und ſeitdem warb kein armer, anmaßender Junker wieder um eine Bürgerstochter aus Wetzlar.

Digitized by Google

Zuſatz.

(Urſprünglich in lateiniſcher Sprache).

Das Original der Urkunde liegt im Archiv der Stadt Wetzlar, und es heißt darin: *)

„Wir Richard, von Gottes Gnaden König der Römer, allzeit Mehrer des Reichs, bieten den Getreuen auf ewige Zeiten folgende Urkunde: Da wir in Nachahmung der in Gott ruhenden römiſchen Kaiſer und Könige, unſerer Vorgänger, den ergebenen und getreuen Unterthanen des heiligen, römiſchen Reichs beſondere Gnaden- und Gunſtbezeugungen zu erweiſen wünſchen, ſo beſtätigen wir allen unſeren geliebten, treuen Bürgern von Wetzlar, alle Gerechtſame, Freiheiten, Rechte und Privilegien, ſo ihnen von den in Gott ruhenden, römiſchen Kaiſern und Königen unſeren Vorgängern zugeſtanden wurden, ferner noch die, durch die Gewalt des königlichen Thrones beſtätigten Rechte und Gewohnheiten, denn wir ſind geneigt, genannte Rechte und Freiheiten nach unſeren Kräften nicht zu vermindern, ſondern zu vermehren. Außerdem haben wir ihnen beſonders zugeſtanden, daß Keiner der vorhergenannten Bürger durch uns gezwungen werde, ohne ſeine volle Zuſtimmung, ſeine Tochter, Enkelin oder Blutsverwandte irgend Jemand zur Ehe zu geben; ferner auch, daß Keiner der genannten Bürger durch uns oder durch einen Andern, in unſerem Namen, um Geld zu expreſſen, verhaftet werde u. ſ. w. Gegeben zu Mainz am achten September im Jahre des Herrn **1257**, unſerer Regierung im erſten.

---

*) **Ricardus dei gratia Romanorum Rex, semper Augustus, Universis sacri imperii Romani fidelibus praesentem paginam inspecturis in perpetuum. Cupientes ad imitationem divorum Imperatorum Romanorum et Regum praedecessorum nostrorum devotos et fideles sacri Romani imperii specialiori prosequi gratia et favore, dilectis fidelibus nostris universis civibus Wetzlariensibus omnes immunitates, libertates, jura et privilegia ipsis a divis Imperatoribus et Regibus Romanis praedecessoribus nostris concessa, et eorum consuetudines approbatas auctoritate Regalis culminis confirmamus, praedicta jura et libertates non minuere, sed augere pro viribus disponentes. Praeterea ipsis specialiter duximus indulgendum, ne aliquis praedictorum civium filiam vel nepotem sive consanguineam in uxorem alicui tradere per nos absque suo pleno consenso aliquatenus compellatur. Insuper quod nullus civium praedictorum per nos vel per aliquem alium nostro nomine pro aliqua pecunia extorquenda singulariter ab ipso aliquatenus capiatur etc. etc. Datum Mogontiae 8. die Septembris, anno domini MCCLVII. Regni vero nostri anno primo.**

In der oben angeführten Urkunde, wodurch die Tochter des Bürgers Goltſtein zu Frankfurt befreit wurde, heißt es: *)

„Wir ertheilen Euch die Gnade, und geben Euch die Freiheit, daß wir Keinen von Euch, ob arm oder reich, zwingen oder nöthigen, ſeine Tochter oder Enkelin irgend Jemanden in unſerer Curie oder außerhalb unſerer Curie, als rechtmäßige Gattin zu übertragen oder zu übergeben, und für die Gegenwart entlaſſen wir die Tochter unſeres getreuen Johann Goltſtein aus Frankfurt aus dem von uns auferlegten Zwange.“

---

*) **Vobis damus gratiam et concedimus libertatem, ut nunquam aliquem vestrum pauperem vel divitem cogamus aut arctemus, filiam vel nepotem suam alicuide curia nostra, seu extra curiam nostram, copulare, aut tradere legitimam in uxorem, et in praesenti filiam fidelis nostri, Johannis G o l t s t e i n de Frankenfort a coactione, quam inceperamus pro R. dimittimus absolutam etc.**

Digitized by Google

Die Saiſon von Baden-Baden.

(1839.)

Anfangs October.

Die Roſen ſind verwelkt, die Lilien verblüht, von des verſpäteten Schmetterlings bunten Schwingen ſtreift ſich der Schmelz, und wie er ſo mit mattem Fluge, von den vielfarbigen Aſtern zu den hochgewachſenen Georginen, Malven und Sonnenblumen flattert, deren duftloſe Pracht nur das Auge an den ſchaffenden und verheißenden Lenz noch erinnert, ſo gibt er das Bild der ihrem Ende ſich zuneigenden Saiſon, die immer noch blüht und glänzt, aber jeglicher Verheißung bar iſt. Vor einigen Tagen noch war kein Unterſchied bemerkbar, und die rückkehrende Sommerwärme hatte den Glanz des Auguſtmondes in den September gezaubert; auch jetzt iſt noch an jeglichem Abend die Promenade belebt, der Saal des Converſationshauſes gefüllt, und die vier Spieltiſche reichen gerade nur hin, dem Zudrang zu genügen, aber es iſt nicht mehr die jugendfriſche Ueberfülle, jenes mächtige Wogen und Drängen, die Abnahme wird fühlbar, und das Badeleben iſt nur noch ſchön, wie ein Weib von vierzig Jahren, das ſich (nach dem Kunſtausdruck) ſehr wohl conſervirt hat; der Anblick erregt noch Vergnügen und Theilnahme, doch nicht mehr tiefe Sehnſucht oder glühende Leidenſchaft, — es iſt, wie Talleyrand ſagt, der Anfang vom Ende.

Digitized by Google

Ein ſolcher Zeitpunkt iſt, gleich einem fröhlich=traurigen Abſchiedsfeſt, zu Rückblicken geeignet, und da das Treiben des Badeverkehrs in dem Zuſammenfluſſe von Perſönlichkeiten beſteht, ſo ſcheint es nicht unpaſſend, einzelne derſelben namentlich aufzuführen, um an ihre Erſcheinung die verſchiedenen Erinnerungen zu knüpfen; das glaube ich auch in meinem vorigen Brief Ihnen verſprochen zu haben, und indem ich nun zur Vollführung ſchreite, bitte ich Ihre Leſer, keine Aufzählung in chronologiſcher Ordnung zu erwarten, mich zu entſchuldigen, wenn ich dieſe und jene Erſcheinung aufzuführen vergeſſe, und vor allem Nachſicht zu üben, wenn ich auf dieſer glatten Bahn nicht überall ganz zuverſichtlich auftrete.

Im Allgemeinen genommen, beſteht der Kern der eleganten Welt mehr noch aus den Großen und Vornehmen dieſer Erde, als blos aus denen, welche das Glück mit ſeinen geſchätzteſten Gaben bedachte, und immer noch geſchieht es, daß Geburt und Rang den erſten Platz darin behaupten, das Talent den zweiten, und der Reichthum, ſobald nichts anderes ihm zu Hilfe kommt, eben nur geduldet wird, weßhalb es billig ſcheint, die vor allen anzuführen, welchen der erſte Platz gebührt, was hier um ſo lieber geſchieht, da die Heimath ſelbſt es iſt, welche den glänzenden Reigen eröffnet. Der Großherzog thut nicht allein viel für Baden, er liebt auch, in dem freundlichen Aufenthalt zu verweilen, mit den Seinen in den herrlichen Umgebungen ſich zu ergehen, und mit väterlichem Blick das Gedeihen der großartigen Anſtalten, das Wachſen des Wohlſtandes zu beobachten, und ſo hatten wir auch in dieſem Sommer vielfach das Glück, Ihn und Seine erlauchte Familie in unſerer Mitte zu ſehen. Die verwittwete Großherzogin Stephanie pflegt ſtets nur einen Sommer um den andern hier zu verweilen; dieſesmal kam ſie jedoch, wie in einem früheren Bericht ſchon erwähnt worden, außer der bisher gewöhnlichen Reihenfolge, und zwar hauptſächlich, um die Schöpfungen in Augenſchein zu nehmen, welche in Folge des neuen Spielpachtvertrages Benazets thätige, umſichtige und mit großartiger Kühnheit rechnende Verwaltung theils in's Leben rief, theils noch vorbereitet. Die durch ihre angeborenen Vorzüge mehr noch als durch ihre hohe Stellung ausgezeichnete Fürſtin iſt die Seele der Geſellſchaft; ſie ſcheint von der Natur eigens geſchaffen und ausgeſtattet, ein Reich der Geſelligkeit zu gründen und zu beherrſchen, und erfüllt dieſe Beſtimmung, wo ſie auch ſich zeige, weßhalb wir zu glauben lieben, daß der Himmel ſchon dazumal Badens jetzigen Glanz zu gründen beſchloſſen, als er dem großen Kaiſer den glücklichen Gedanken eingab, eine ſegensreiche Verbindung zu ſtiften, denn es iſt

nicht zu verkennen iſt, daß die Abendgeſellſchaften Ihrer königlichen Hoheit ſtets dazu beigetragen haben, Baden zu einem Mittelpunkt der Mode zu geſtalten. Auch eine für den Curort nützliche, den Beobachter beluſtigende Nebenwirkung derſelben, iſt nicht zu übergehen: eine große Anzahl von Reiſenden, namentlich aus der Claſſe derjenigen, welche das grüne Eiland der Nebel ſchaarenweiſe auf das Feſtland ſendet, wird durch die Hoffnung angezogen, einmal daheim ſagen zu können, daß ſie daran Theil genommen, und wenn auch nicht hier, wie es ehedem an gewiſſen deutſchen Höfen der Fall ſeyn mochte, jeder Engländer, eben durch ſeine Eigenſchaft als Unterthan Ihrer Großbritanniſchen Majeſtät, den Zutritt anſprechen darf, ſo iſt doch für Alle, welche der guten Geſellſchaft angehören, die Pforte nicht verſchloſſen, und die Vorſichtsmaßregeln erſtrecken ſich nicht weiter, als daß nicht etwa: „Gevatter Schneider und Handſchuhmacher,“ ſich eindrängen, wie anderwärts ſchon vorgekommen ſeyn ſoll. — Die Großherzogin hat von ihren drei Töchtern nur noch eine bei ſich, die Prinzeſſin Marie.

Zu den Gäſten jedes Sommers gehört, ſeit einer Reihe von Jahren, der Prinz Emil von Heſſen, der, obſchon er nur während der ſchönen Zeit hier verweilt, dennoch als ein Angehöriger des Orts betrachtet wird. Es führt zu wunderſamen Gedanken, wenn wir den ernſten, ſtillen Mann, mit der ein wenig vorgebeugten Haltung, betrachten, in ihm uns den jungen Krieger denken, auf welchen einſt der größte Held aller Zeiten ſo ſtolze Hoffnungen ſetzte, und faſt ſind wir bei ſolchem Anlaß, verſucht, die Segnungen des langen Friedens zu verkennen, welche mehr als einen jungen Soldaten um die verheißenen Lorbern betrogen.

Eine geraume Weile hielten der Herzog von Mecklenburg und der Prinz Wilhelm von Preußen, des Königs Sohn, ſich hier auf, und trugen auf angenehme Weiſe zur Belebung des geſelligen Treibens bei, durch welches, ein theilnahmloſer Zuſchauer, der Churfürſt von Heſſen hindurchgeht, um ſich an den grünen Tiſch zu begeben, wo ein eigener Sitz ihm bereitet, und ein Diener aufgeſtellt iſt, der auf ſeine Winke zu merken, und darauf zu achten hat, daß nicht etwa ein Fremder, aus Unwiſſenheit, die nothwendigen Rückſichten hintanſetze. Seine königliche Hoheit ſcheint viel Vergnügen am Spiel zu finden, und es gibt für einen Mann ſeines Ranges, und von ſolchem Reichthum, gewiß keinen paſſendern Ort, ſich dieſe Beluſtigung zu verſchaffen, als eine öffentliche Bank, die ſeine Sätze halten kann, und am Ende ſicher gewinnen muß, während er anderwärts Gefahr laufen würde, ſeinem Gegner

bedeutende Summen abzunehmen, was beiden Theilen unangenehm fallen müßte.

Rußland hat auch dieſesmal nicht verſäumt, Fürſten, Grafen und Herren zu ſenden. Der Fürſt Leon Galitzin mit ſeiner Gemahlin, und die Fürſtin von Georgien haben, freilich aus verſchiedenen Beweggründen, den letzten Winter ſchon hier zugebracht; ſehr früh im Sommer kamen der Fürſt und die Fürſtin Dolgorucki, welch letztere vor ein Paar Jahren ſchon ſich ein großes Verdienſt um denjenigen Theil der Männerwelt erworben hat, der einer gewiſſen Schwachheit huldigt, denn ſeit man in den zarten Händen und zwiſchen den feinen Lippen der ſchönen Frau eine dampfende Cigarre erblickt, gilt das Rauchen nicht mehr für ein Verbrechen. — Noch nenne ich auf's Gerathewohl den alten Fürſten Tuſſiäkin, welchen man ſtets in Geſellſchaft einer liebenswürdigen Franzöſin ſah; den Grafen Witt, General der Cavallerie, deſſen bedauerlicher Geſundheitszuſtand allgemeine Theilnahme erregte; die Gräfin Neſſelrode mit ihren Töchtern, deren eine als kühne Reiterin die Blicke auf ſich zog und manches Herz unruhiger ſchlagen machte, wenn die gedrungene Amazonengeſtalt, das bräunliche Antlitz mit den Gluthaugen, von dunkeln Locken und dem in die Stirne gedrückten Caſtorhut beſchattet, ſtolz und ſicher im Sattel ſitzend, einher galoppirte.

Der Beſuch aus Frankreich war zahlreicher und ausgezeichneter, als je, und dieſe neue Wendung bringt günſtige Ausſichten für die Zukunft. Der Mittelpunkt der franzöſiſchen Geſellſchaft war das Haus der Gräfin Merlin, obſchon ſie, noch in tiefer Trauer wegen des Todes ihres Gemahls, keine Abendzirkel um ſich verſammelte. Die Verfaſſerin der Souvenirs d'une Créole und der Loisirs d'une femme du monde, iſt immer noch eine hübſche Frau, der die Trauerkleidung ſehr gut ſteht; ihre Stimme iſt eine der ſchönſten, ſtärkſten und umfangreichſten, welche es überhaupt gibt, und es iſt auch bei uns bekannt, daß die Gräfin in Paris für die erſte Autorität in muſikaliſchen Angelegenheiten gilt. — Gleich ihr, erinnerte an den entſchwundenen Glanz einer ruhmreichen Zeit, die Herzogin von Albufera (Madame Suchet), und zwei Napoleoniden, der junge Prinz Montfort und Madame Wyſe, Tochter Lucian Bonaparte's, und Gemahlin des bekannten Parlamentsmitgliedes Wyſe. Von kriegeriſchen Notabilitäten erſchienen die Generale Guilleminot und Rapatel, welch letzteren man dazumal juſt todt geſagt hatte. Noch verweilt hier die Gräfin Trogoff, einſt die Führerin der berittenen, weiblichen Leibgarde der Herzogin von Berry; — doch iſt hier nicht von dieſer Zeit die Rede, in welcher die Herzogin mit mütterlichem Muthe für die Rechte ihres Sohnes kämpfte, ſondern von

ſchöneren Tagen, da ſie, inmitten ihrer dreißig Amazonen, die Thäler der Pyrenäen durchſtreifte. — Der Name Trogoff iſt bretagniſch, und das Geſchlecht, welches ihn trägt, durch ſeine ſtarre Anhänglichkeit an die verbannte Königsfamilie bekannt.

Die Briten waren, wie in jeglichem Sommer, wiederum die zahlreichſten, und ihrer erſchienen eine große Menge, von allen Abſtufungen des Ranges, vom edeln Lord bis hinab zu John Bull, der Landratte und Jack, dem Matroſen; auch fehlten weder Schotten noch Irländer. Einzelner zu erwähnen iſt kaum möglich, da jede Claſſe in Schaaren auftrat, und ſomit die Auszeichnungen, welche Rang und Reichthum gewähren, ſo wie auch Sonderbarkeiten und Lächerlichkeiten in breiten Maſſen aufgetragen erſchienen. Baden iſt während der Saiſon eine engliſche Colonie, die ein getreues Abbild des Lebens und Treibens im Mutterland liefert, und wenn auch dieſem Gemälde das Element des Scandals nicht abging, ſo werde ich es wahrlich nicht ſeyn, der dazu beiträgt, in das Gedächtniß der eleganten Welt Dinge zurückzurufen, die ſie von Anbeginn an nie hätte beachten ſollen, und wohl auch nicht beachtet hätte, wenn nicht gewiſſe engliſche Zeitungen ihre langweiligen Colonnen damit würzen zu müſſen geglaubt hätten.

Es iſt nicht zu wundern, daß Reiſende aus fernen Ländern, welche das Herz Europa's beſuchen, nicht verſäumen, auch Baden zu berühren. So zeigten ſich mehre Spanier, von denen aber wahrſcheinlich keiner unmittelbar aus ſeinem unglücklichen Vaterlande kam; einer von ihnen erregte die Aufmerkſamkeit dadurch, daß es von ihm hieß, er ſey von falſchen Spielern geplündert worden. — In der Badeliſte fanden ſich americaniſche, italieniſche, ſchwediſche, däniſche und griechiſche Namen, vor allem aber war der Umſtand erfreulich, daß der Beſuch aus Oeſterreich ganz beſonders zahlreich anlangte; ſo z. B.: aus Grätz der Gouverneur von Steyermark, Graf Wickenburg, aus Prag der Oberſtburggraf, Graf Choteck; aus Ungarn die Grafen Forgacs, Zichy, van Dernath. Die beiden erſtgenannten ſind auch außerhalb des Kaiſerſtaates durch die ausgezeichnete Weiſe bekannt, mit der ſie ihre verhältnißmäßig ſchnell errungene hohe Stellung behaupten; Graf Zichy, Metternichs Schwager, hat ſich im letzten Frühjahr hier mit einer Tochter der Gräfin Reichenbach vermählt; der junge Forgacs, die Hoffnung ſeines berühmten Hauſes, hat ſich vor wenigen Monaten mit dem Grafen Victor Vieil-Caſtel bei Berchtesgaden geſchlagen, und es heißt, daß die in der Allg. Zeitung vom 24. Juli d. J. erſchienene Erklärung dieſes letztern, die ſchon als beigelegt betrachtete Streitſache auf's Neue

verwirrt habe. Den Zwiſt ſollen zweideutige Aeußerungen über das Spielglück des Franzoſen herbeigeführt haben, und es iſt einer der Vortheile einer öffentlichen Bank, daß ſo traurige Vorfälle dabei nicht möglich ſind. Graf van Deruath beſitzt auf ſeinem Schloß in der Gegend von Kaſchau eine ſchöne Gemäldeſammlung, und iſt einem bedeutenden Kreis von Freunden als glücklicher Dilettant in der Dichtkunſt bekannt.

Die Chefs der Häuſer Rothſchild trafen während der Saiſon hier zuſammen, und dieſer Umſtand mag dazu beigetragen haben, daß noch ſo außerordentlich viele, kleinere Geſtirne des jüdiſchen Finanzhimmels an Badens Horizont aufgingen. Ueber die Erſcheinungen der Kunſtwelt habe ich in den früheren Briefen ſchon ausführlich berichtet; in Hinſicht auf Malerei war immerfort der Metzleriſche Salon des arts der Mittelpunkt, und es iſt noch nachzutragen, daß in den letzten Tagen der Marquis von Lansdowne aus dieſer Sammlung ein werthvolles Gemälde erworben hat: Anakreons Denkmal, eines der herrlichſten und am beſten erhaltenen Meiſterwerke von Vic. Pouſſin und Caspar Dughet. Herr von Metzler reiſ't in dieſen Tagen nach Italien, nicht aber, um Gemälde zu holen, ſondern, um welche hinzubringen, — das heißt, ſeine Kunſtſchätze der Feuerprobe unterwerfen. Der Salon des arts bleibt indeſſen bis zur nächſten Saiſon geſchloſſen, wird aber vorher ſchon ſo eingerichtet, daß es ſeiner Zeit keiner Vorbereitungen bedürfen wird, um ihn zu öffnen; die Beſucher von 1840 werden ihn um ein paar große Galleriebilder reicher finden: um ein großartiges Gemälde von Hannibal Carracci, und um einen Pereda von ſeltenem Werth.

Der muſikaliſchen Leiſtungen waren im Ganzen weniger, denn ſonſt, weil, wie es ſcheint, die Mittelmäßigkeit endlich einſehen lernte, daß vor einer ſolchen Geſellſchaft, wie ſie zu Baden ſich verſammelt, nur das an Erfolgen ſchon reiche, vom Ruhm genannte Talent ſich zu zeigen wagen darf. Dafür ärnteten aber auch Ole Bull, Beriot, Thalberg, Sabine Heinefetter, Anna Laidlaw reichlichen Beifall und goldenen Lohn. Lablache und Rubini hatten ſich anſagen laſſen, ſind aber nicht gekommen; mögen ſie im nächſten Jahr ihr Wort löſen.

Ich ſchließe dieſen, vielleicht ſchon zu langen Brief, ohne ausführlicher von den Schriftſtellern zu reden, welche ich während des Sommers hier ſah, und von denen einige mir vergnügte Stunden verſchafften. Unſer wohlbekannter Freund A. L. hat ſelbſt Rechenſchaft von ſeinem Beſuch, und mündlich mir das Zeugniß gegeben, daß der Anblick des Neuerſtandenen vollkommen die großen Erwartungen gerechtfertigt, welche der erſte meiner Saiſon-Berichte in ihm erregt.

Feuilleton.

I.

Literatur.

Spindler's Vergißmeinnicht
für 1840.
Stuttgart. Hallberger'ſche Verlagshandl.

Unter den jährlich wiederkehrenden Erſcheinungen dieſer Art nimmt das obengenannte Taſchenbuch ſeine beſondere, eigenthümliche Stellung ein. Während man überall Sammelſchriften auftauchen ſieht, die dem Publikum monatlich oder vierteljährlich geboten werden, und, ohne inneren Zuſammenhang, Werthvolles, Mittelmäßiges und Unbedeutendes nach Inhalt und Form bunt durcheinander, oft bloß durch Titel und Einband verbunden, enthalten, bringt dieſes elegante Büchlein, nur alljährlich erſcheinend, den Freunden eines glänzenden Erzählers und phantaſiereichen Dichtertalents ſeine eigenen Erfindungen, ſtreng verbunden, trotz der Verſchiedenheit des Inhalts, durch den Geiſt, der in ihnen waltet, und durch den Styl, der ſie belebt. Wer, durch den Namen Spindler angezogen, nach dieſem Vergißmeinnicht greift, iſt ſicher, nichts in den Kauf zu bekommen, was er nicht erwartet hätte, oder was ihn vielleicht anwidern dürfte. Hier iſt Alles ein Guß; Spindler iſt ſtets er ſelbſt; immer iſt es dieſelbe kräftige, deutſche

Digitized by Google

Geſinnung, dieſelbe Gewalt der Schilderung, derſelbe Reichthum der Farbengebung. Alles, ſelbſt das Unmögliche, nimmt unter ſeinen Händen einen ſolchen Grad von Wahrſcheinlichkeit an, daß man von Täuſchung zu Täuſchung ſich willig mit fortreißen läßt. Dieſe Geſtaltungsfähigkeit waltet ſelbſt da unwiderſtehlich, wo die Erfindung allein nicht ſo vollkommen befriedigen könnte, und gibt ſelbſt den unbedeutenden Conceptionen einen höhern Grad von Kunſtwerth — und dieß iſt's eben, nach meiner Meinung, was einigen modernen Erzeugniſſen mangelt, deren Verfaſſer ſich aus der Kritik in das Gebiet der ſelbſtſchaffenden Poeſie geflüchtet haben, und ſich, troz ihres Scharfſinnes, Geiſtes und guten Willens, weder ein Terrain, noch ein Publikum zu erobern im Stande ſind.

Das vorliegende Taſchenbuch enthält drei Erzählungen.

Der alte Ordelaffe und ſein tapferes Weib ſind mittelalterliche Reiſebilder, von unſern jetzigen zwar himmelweit verſchieden, jedoch in hohem Grade anziehend. Bernhard von Staufen, ein Ritter aus dem Hegäu, erzählt uns ſeine Abenteuer und Fährlichkeiten aus den Jahren 1353 bis 1359, vornehmlich in Italien. Beſonders intereſſant iſt die auffallende Erſcheinung des Cola Rienzi, den der Deutſche zum Spotte Nickel Lenzl nennt. Der Ordelaff, oder, wie er eigentlich heißt: Francesco dei Ordelaffi, iſt ein kräftiges Bild. Die Schilderung der italieniſchen Händel iſt von pulſirendem Leben durchhaucht.

Steckelburgers Reiſe nach London verſezt uns nach dem alterthümlichen Straßburg, in das Haus eines ehrlichen, ſpießbürgerlichen Spezereikrämers im „Brand am End". Es iſt ein mit der kleinlichſten Umſtändlichkeit ausgeführtes Genrebildchen, das dem Leſer eine angenehme Viertelſtunde verſchaffen wird. Die Färbung iſt ganz local, mit der wärmſten Treue und Treuherzigkeit zugleich. Grelle Effecte ſind hier nicht verſucht worden, aber ein gutmüthiger Humor zieht ſich durch das Ganze, und erhält den Leſer in einer gemüthlich heitern Stimmung.

Zwiſchen beiden Geſchichten ſteht der Ueberall, offenbar die künſtlichſte und verſchlungenſte, die uns Zuſtände ſchildert, wie ſie vor der erſten franzöſiſchen Revolution ſtatt hatten. Von dem Badeorte Gais bringt uns die Erzählung in die Reſidenz eines deutſchen Reichsgrafen. Die grellen Farben, die hier angewandt wurden, ſind wahr und richtig. Das Leben der damaligen Zeit wird uns in treuen Bildern vorgeführt; Alles wimmelt von Abenteurern, Spizbuben, Falſchmünzern; deutſchen Adel, Juden, Engländer ſehen wir vor unſern Augen handelnd erſcheinen; es iſt eine ungleich reichere Compoſition, die ſich zwiſchen den ruhigen Genrebildern ſehr zweckmäßig und geſchmackvoll ausnimmt.

Mehr von dem Inhalt zu verrathen, wäre bei ſolch einem Buche, deſſen Werth durch die Ueberraſchung gewinnt, Verrath an dem Dichter und Verleger, und ich ſchließe daher hiemit die Anzeige, deren Zweck es iſt, Spindler's Freunde aufmerkſam auf eine Erſcheinung zu machen, die nichts von ſeinen früheren Vorzügen entbehrt, und die ſchöne Eigenthümlichkeit zeigt, die ſich der Dichter, fern von den Debatten des Tages am literariſchen Markte, und in romantiſcher Umgebung nur ſeinen Studien lebend, ſo ſchön zu bewahren weiß.

Von den Stahlſtichen nach Fellnerſchen Zeichnungen iſt nur noch zu ſagen, daß ſie denen der früheren Jahrgänge nicht nachſtehen.

A. L.

Digitized by Google

1) Dee nene Tauſendkünſtler und Magiker, von Dr. J. H. M. von Poppe. (Zweite Auflage.) 1839.
2) Frenndliches für frenndliche Kinder von vier bis ſechs Jahren, von F. Hoffmann. 1840.
3) Das erſte Leſebuch für Kinder, von A. Gebaner. 1840.

Alle drei Schriſten bei Weiſe u. Stoppani in Stuttgart.

Das erſte dieſer Bücher iſt von einem bewährten Schriftſteller in ſehr anziehender Weiſe abgeſaßt, und enthält eben ſo viel Belehenng, als Unterhaltung, ſelbſt für die erwachſene Jugend, wo eigentlich dee Hang erſt recht lebendig wird, allerlei ſelbſt zu verſuchen und zu ſchaffen. Hiezu findet man nun hier die zweckmäßigſte Anleitung. Ein Beweis von dem Beifall, den das Buch überall gefunden, iſt die zweite Auflage, die in kurzer Zeit nöthig wurde. Einige zur Erklärung eeſorderliche Zeichnungen ſind beigegeben. Die Ausſtattung iſt zweckmäßig.

Das zweite enthält Fabeln und Mährchen, für das erſte jugendliche Alter berechnet, mit allerliebſten Zeichnungen geziert. Ich zweifle nicht, daß den Kindern damit eine recht willkommene Gabe gebracht iſt, und Eltern, unter der Menge von Erſcheinungen dieſer Art, getroſt nach dieſer greifen dürfen.

Das dritte, obgleich „erſtes Leſebuch" genannt, ſcheint mir doch für Kinder geeignet, die das zweite ſchon geleſen haben können. Hier iſt der Titel nicht ſo bezeichnend gewählt, und der Inhalt, obgleich an und für ſich gut zuſammengeſtellt, ſteht im Widerſpruche damit. Wen wird es nicht überraſchen, unter andern auch Bürgers „wilden Jäger" hier zu finden? — Auch dieſes Büchlein zieren ſehr artige Bildchen.

x —

Miscellen.

Graf Molé ſoll mit Abfaſſung von Memoiren über die Kaiſerzeit beſchäftigt ſeyn.

— Louis Viardot, der ſich in den letzten Jahren viel mit Spanien und ſpaniſchen Zuſtänden beſchäftigte, hat Notizen über Maler jenes Landes veröffentlicht, die manches Werthvolle enthalten ſollen.

— Von Münchhauſens Reiſen, dieſem alten Buche voll köſtlicher Späße, ſoll eine neue, ſchöne, mit Stahlſtichen reich verzierte Ausgabe erſcheinen; ſie darf gewiß auf viele Freunde rechnen.

— Von Lord Ellis, der ſeit Jahren in Paris lebt, und ſich durch ſeinen komiſchen Roman: „**Les aventures d'un gentil-homme parisien,**" vortheilhaft bekannt gemacht hat, iſt eine neue Arbeit im komiſchen Genre: „**Souvenirs d'un escroc du grand monde,**" erſchienen, die reich an luſtigen Einzelnheiten ſeyn ſoll.

II.

Bildende Kunſt.

Berliner Kunſtausſtellung.

III.

Ein Genfer Maler, J. A. Lugardon, hat zwei Bilder ausgeſtellt, in denen ſich ein nicht gewöhnliches Talent, vorzüglich in der Zeichnung und ſcharfen Musculatur menſchlicher Figuren und der Behandlung des Colorits, ausſpricht. Das erſte derſelben ſtellt Tell dar, der

Baumgarten über den tobenden See führt. Der Künſtler hat den Moment gewählt, wo der Schütze mit aller Kraftanſtrengung vom Ufer abſtößt, während die verfolgenden Landsknechte ihm ſchon ſehr nahe ſind. Zeichnung und Colorit in der Figur des Tell ſind ſehr ſchön, namentlich die Stellung natürlich und angemeſſen; auch Baumgarten, der, halb von Tell verdeckt, am Boden des morſchen Kahnes niedergekauert iſt, iſt ſchön gemalt. Beide Hauptfiguren ſind in Lebensgröße. Das zweite Bild deſſelben Meiſters könnte man „ein verſtockter Sünder“ benennen. Ein Gefangener ſitzt, das linke Bein untergeſchlagen, das rechte bis hoch an die Bruſt hinaufgezogen, und die gefalteten Hände über die Bruſt geſpannt, da, und ſtiert mit kaltem, theilnahmloſem Blick vor ſich hin, offenbar wenig auf den Geiſtlichen hörend, der ſich abmüht, renige Gefühle in ihm zu erwecken.

August von Kloeber, Profeſſor und Mitglied der Berliner Academie, der beſonders durch ſeine Behandlung des Nackten ausgezeichnet iſt, hat, nach einer ſehr lakoniſch lautenden Bibelſtelle, Jubal, den Erfinder der Muſik, dargeſtellt. Compoſition und Behandlung dieſes Bildes ſind gleich ſehr gelungen. In der Mitte des Bildes ſitzt Jubal, in ein Thierfell gekleidet, auf einer Felsbank; ſeine Arme und Beine ſind entblößt; er verſucht eine Rohrpfeife, die er ſo eben erſt geſchnitzt zu haben ſcheint; um ihn her ſind ſchöne Kindergruppen. Das Bild macht eine ſehr angenehme Wirkung.

Jakob Becker aus Düſſeldorf hat ein ſehr hübſches Genrebild, „der verwundete Wildſchütz,“ ausgeſtellt. In der hohen Tyroler-Alp, ganz umſtellt von Felſen, kommen zwei Männer einen ſchmalen Gebirgsſteig herab: es ſind Tyroler Wildſchützen, die dießmal ihrerſeits den Förſtern und Waldwächtern zur Zielſcheibe gedient haben. Der Eine, links, mit bloßem Kopfe, ſcheint tödtlich verwundet in der Bruſt, gegen die er mit der Rechten krampfhaft das Tuch preßt, während er ſich mit der Linken auf ſeinen Begleiter lehnt, der das Wildpret, das er geſchoſſen, und das ihm wohl die Verfolger auf den Hals gehetzt, ſelbſt in der eilfertigen Flucht nicht verlaſſen hat. Der Ausdruck des Schmerzes und das Bewußtſeyn der Todesnähe, ſeine gebrochene Haltung und ſein Gang ſind außerordentlich gelungen.

A. Zimmermann, gleichfalls aus Düſſeldorf, hat eine recht ſchöne „Flucht nach Aegypten“ gemalt, auf der beſonders die Geſtalt Joſephs gelungen iſt; ſteif und unbedeutend iſt dagegen ſein „Rinaldo und Armida“.

Von J. Jakob, zur Zeit in Paris, aber einem geborenen Berliner, findet ſich eine Scene aus dem Leben Albrecht Dürers. Der große Sohn Nürnbergs betrachtet, einen Augenblick vom Schaffen ausruhend, aber Pinſel und Palette noch in der Hand haltend, die luſtige Gruppe ſeiner Kinder, die im Begriffe iſt, mit ſüßen Weintrauben einen Stieglitz zu locken; da treibt ihn ſein Weib, die bekannte Agnes-Xantippe, mit zänkiſcher Geberde wieder in die dumpfe Stube an die eben verlaſſene Staffelei. Compoſition und Colorit des Bildes ſind wohl gelungen.

Duval le Camus, aus Paris, hat ein Genrebild von hohem Werthe, eine beendigte Wolfsjagd in einer herbſtlichen Landſchaft, nahe bei einem Dorfe, geliefert. Auf einer Anhöhe ſtehen, in zwei Gruppen geſondert, etwa dreißig Perſonen; rechts im Vordergrund ſieht man die Jäger und Bauersleute, links die Gutsherrſchaft und die verſammelten Jagdfreunde derſelben. An der Spitze der erſten Gruppe ſteht ein alter Jäger, der mit der Miene reſpectvollſter Selbſtzufriedenheit dem Gutsherrn eine Wolfsklaue überreicht, wogegen dieſer ſich anſchickt, ihm gleich die übliche Spende dafür zu entrichten. Seitwärts von dem

Unten liegt der todte Wolf. Um die Figuren des Jägers und des Gutsherrn, die den Mittelpunkt des Bildes ausmachen und die beiden Hauptgruppen verbinden, ſtehen eine Menge friſch gezeichneter und lebensvoller Figuren, die an dem erlegten Wolfe nicht geringen Antheil nehmen. In der Compoſition des ganzen Bildes herrſcht eine Fülle und Lebhaftigkeit, die einzelnen Figuren ſind ſo charakteriſtiſch gezeichnet, das Colorit und die Behandlung des Landſchaftlichen ſind ſa friſch und kräftig, daß es eines höchſt wohlthuenden Eindruckes nicht verfehlt.

Von demſelben Künſtler iſt noch ein anderes Genrebild, „der Abſchied des Fiſcherknaben," auf der Ausſtellung. Der Gegenſtand iſt indeſſen ſehr gewöhnlich, die Compoſition nicht ſonderlich, und auch das Colorit minder gelungen, als auf dem andern, ſo werthvollen Bilde.

Von Hermann Stilke, deſſen „Pilger in der Wüſte", die vor mehren Jahren ausgeſtellt waren, dem jungen Maler einen glänzenden Ruf verſchafften, iſt ein hiſtoriſches Bild von trefflicher Compoſition, „der Patriarch der ſyriſchen Chriſten, der nach der Erſtürmung von Ptolemais mit ſeiner Gemeinde das heilige Land verläßt," ausgeſtellt; es iſt nur Schade, daß für die reiche und lebensvolle Compoſition ein zu kleiner Raum gewählt iſt, als daß alle einzelnen Gruppen lebendig und wirkſam hervortreten könnten. Ein kranker Kreuzritter auf krankem Pferde, von demſelben Meiſter, iſt ein einfach gehaltenes, ſchönes Bildchen.

Eduard Daege, ein Maler, der, wie wenige außer ihm, es verſteht, einen idealen Glanz über ſeine Compoſitionen zu verbreiten, hat ein ſehr ſchönes Bild, „Glaube, Liebe, Hoffnung," geliefert.

Conſtantin Cretius, Penſionair der Berliner Academie, der im vorigen Jahre den academiſchen Preis erwarb, iſt mit zwei Genrebildern aufgetreten, die beide, beſonders indeß das erſtere, „der Tabuletkrämer," nach einer ſchwäbiſchen Sage, in Compoſition, Zeichnung und Colorit zu den beſſern auf der Ausſtellung befindlichen gehören.

Leopold Pollack, deſſen Genrebilder aus Italien ſchon früher viele Freunde fanden, hat ein ſehr hübſches Genrebild, „ein kleines Mädchen in neapolitaniſchem Coſtüm, das in einem Korbe die kleinere Schweſter einwiegt," eingeſandt, und ein zweites noch für die Ausſtellung verſprochen. Pollack ſcheint ſich einige Meiſter der römiſch-franzöſiſchen Schule, namentlich Maës, mit beſtem Erfolge zum Muſter zu nehmen.

(Nach Berliner Blättern.)

Miſcellen.

In der Werkſtätte des Kupferſchlägermeiſters Trebbe in Lemgo wird die Statue im Großen gearbeitet, welche das Denkmal zieren ſoll, das dem alten Helden Arminius auf der Grotenburg in der Nähe jener Stadt errichtet wird. Es iſt bemerkenswerth, wie trefflich das Werk in der Hand eines einfachen Kupferſchmiedes gedeiht, wobei derſelbe nur nach den, ein Sechstel der beſtimmten Größe habenden, Stückmodellen des Bildhauers von Bandel arbeitet. Zu der ganzen Bildſäule werden etwa hundert und dreißig Centner Kupfer erforderlich werden. Trebbe gedenkt die Bildſäule, wenn viele Geſellen dabei verwandt werden ſollen, in anderthalb Jahren zu vollenden.

— In der Loos'ſchen Medaillenmünze in Berlin iſt eine Denkmünze von bedeutendem Kunſtwerthe, zur dreihundertjährigen Jubelfeier der Reformation in den brandenburgiſchen Marken, erſchienen. Sie zeigt auf der Hauptſeite das Bildniß des Churfürſten Joachim II. im churfürſtlichen Ornate, mit der Umſchrift: **„Joachim II., erster evangelischer Churfürst von Brandenburg."** Die

Digitized by Google

Kehrſeite ſtellt den Churfürſten dar, wie er am 1. November 1539 die erſte Feier des Abendmahls in beiderlei Geſtalt zu Spandau begeht. Die Figuren Matthias von Jagow's, Biſchofs von Brandenburg, dee Churfürſtin Eliſabeth und mehrer fürſtlichen Räthe, Geiſtlichen und Damen, ſind ſchön um Joachim gruppirt. Zur Umſchrift iſt der bibliſche Spruch gewählt: „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat.“ Der Abſchnitt enthält noch die Worte: „Dreihundertjähriges Jubiläum der Einführung des evangelischen Glaubens in den Marken Brandenburg durch die erste evangelische Communion zu Spandow.“

— Nach den in der Mailänder Zeitung veröffentlichten Berechnungen koſtet der Arco della pace, den Napoleon beginnen ließ, jetzt, nach ſeiner Vollendung, über vier Millionen Mail. Lire.

— Thorwaldſen will nicht mehr nach Rom zurückkehren, ſondern in der nordiſchen Heimath bleiben. Ueber den Bau ſeines Muſeums iſt nun entſchieden, daß ihn Bindesböls ausführen ſoll. Thorwaldſen läßt ſich nur ſehr oft von dem Augenblicke beſtimmen, und es iſt doch wohl noch möglich, daß ihn plötzlich die Luſt anwandelt, nach Italien zu gehen.

— Des bekannten Wiener Malers Dannhäuſer ſehr gelungenes Genrebild, „die Teſtamentseröffnung,“ wird auf Veranlaſſung des dortigen Kunſt-Vereins, der es für dreihundert Dukaten angekauft hat, von Küniger geſtochen.

— In Berlin iſt jetzt den Kunſtfreunden Gelegenheit geboten, mit Pariſer Daguerreotype-Bildern, die bei dem Kunſthändler Sachſe ausgeſtellt ſind, in Berlin angefertigte zu vergleichen. Man iſt geneigt, einigen Berliner Daguerreotypen, die Anſichten von öffentlichen Gebäuden darſtellen, den Vorzug zu geben, da ſie ſehr gut und deutlich hervortreten.

III.

Theater.

Miscellen.

Dem. Agneſe Schebeſt iſt aus Italien ſchon wieder in Nürnberg eingetroffen, um dort am 13. October als Norma aufzutreten. Auch in Zürich hat Dem. Schebeſt neun Mal mit großem Erfolge geſungen.

— Auf dem Hamburger Stadttheater werden einſtudirt: „Beliſar,“ von Donizetti, „der Staatsminiſter,“ von Bulwer, „der Lückenbüßer,“ von Lebrün, und „Richard Savage.“

— In Berlin werden dieſen Winter viele ältere Meiſterwerke wieder auf das Repertoir kommen, wie unter Andern: Armida, Alceſte, Iphigenie in Tauris, Axur, das Opferfeſt, Euryanthe, die Abencerragen, Olympia, Titus, Jeſſonda, Waſſerträger, Lodoiska. Von neuen Sachen nennt man Lindpaintners Genueſerin, und Alidia, von Franz Lachner. Die Novitäten der franzöſiſchen Bühne kommen und gehen wie bisher dabei, wie ſich von ſelbſt verſteht.

— Am 19. October wurde das neue Luſtſpiel: „die Stieftochter,“ von der Verfaſſerin von „Lüge und Wahrheit,“ gegeben. Dem. Hagn war als moderne Dame ſehr ausgezeichnet; Herr Cruſemann, als ihr Liebhaber, im erſten Acte gut, im zweiten übertrieben; Mlle. Erck gab das ſchlichte Mädchen wahr, dann aber wurde ſie präten-

ſiös, ſtatt gefühlvoll, und ermangelte der Naivität, die dieſem Quaſi-Aſchenbrödel gemäß iſt. Dieß ſind die Worte eines Berliner Referenten.

— Dem. Urban, die Tochter des, den Münchenern noch immer unvergeßlichen Künſtlers, iſt in dem Theater der Königsſtadt engagirt, und als Giulietta in Bellini's Oper aufgeten.

— „L'écolier journaliste“ heißt ein Luſtſpiel in fünf Acten der Mad. Emile de Girardin, das beim Théâtre français einſtimmig angenommen wurde.

— Die bejahrte Georges gibt Gaſtrollen in den Provinz-Theatern Frankreichs.

— Das Drama von G. Sand: „La haine daus l'amour,“ iſt von dem Théâtre français nicht zur Aufführung angenommen worden, und die Freunde der Verfaſſerin haben ihr gerathen, es keiner andern Bühne anzuvertrauen, ſondern ganz bei Seite zu legen. Dafür hat G. Sand ein Luſtſpiel dem Théâtre français eingereicht, welches in Kurzem gegeben werden ſoll.

— Der Rehbock, nach Kotzebue, der das Stück ſeinerſeits einem engliſchen nachgebildet hat, befindet ſich ſchon ſeit Jahren auf dem Repertoir des Théâtre des Variétés, und Odry ergötzt noch immer darin ſein Publikum. Es wird jetzt wieder faſt alle Abende gegeben.

— Mlle. Doze, eine Schülerin der Mars, „dont elle conserve les traditions,“ wie es in den Berichten heißt, iſt im Théâtre français an der Seite ihrer berühmten Lehrmeiſterin als Agaès in „l'école des femmes,“ und als Angélique in „l'épreuve nouvelle“ aufgetreten.

— Ein neues Vaudeville heißt: „la patissière de Darmstadt.“

— „La Jacquerie,“ die neue Oper von Herrn Mainzer, hat in Paris Fiasco gemacht. Er unterrichtet bekanntlich die Handwerksgeſellen im Geſange; dieſe ſangen auch die Chöre auf dem Theater, aber ſehr falſch. Ihre Gefährten auf den obern Plätzen applaudirten dennoch, und das gewöhnliche Theater-Publikum konnte dem ganzen Tohu-bohu keinen Geſchmack abgewinnen.

— Von Kreutzer erwartet man eine neue Oper: die beiden Figaro.

— Deſſauer's „Beſuch in St.-Cyr“ wird in Wien unter des Componiſten Leitung gegeben.

— Sophie Löwe gibt Gaſtrollen in Breslau, kommt aber nicht nach Stuttgart.

— In der Mitte Octobers wurde in Weimar eine einactige Oper, „Anſelm Lancia,“ componirt von Walter von Göthe, einem Enkel des großen Dichters, gegeben; die Muſik derſelben ſoll gefällig und lieblich, wenn auch noch ohne tieferen Gehalt, ſeyn, und die Behandlung der Inſtrumente noch ſehr den Anfänger verrathen. Dem jungen Componiſten fehlte in den Räumen Beifall nicht, wo ſein Großvater oft ſo Schönes geſchaffen, ſo Schönes angeordnet hatte. — Immermanns Anweſenheit feierte das dortige Theater durch eine Aufführung ſeiner Tragödie „Guiscardo und Ghismonda.“

IV.

Geſellſchaft.

Ein Zug aus dem Leben Diderots.

Zu der Zeit, als Diderot mit den Vorarbeiten zu ſeiner bekannten, ſo hoch erhobenen und ſo viel geſchmähten Encyclopädie beſchäftigt war, hatte ſeine Frau, beſtürmt von vielen und langen Bitten, endlich, wider Diderots ausdrücklichen

Willen, einen Beſucher in das Arbeitszimmer des Philoſophen eingelaſſen.

„Verehrter Herr," redete der Unbekannte Diderot an, „ich bin der Verfaſſer eines Manuſcripts, welches Ihnen Ihr Verleger, Herr Lebreton, mit der Bitte, es zu leſen, gegeben hat."

„Nicht wahr, es iſt ein Roman der frivolſten Art?"

„Ja," antwortete der Fremde, ein junger Mann von beſcheidenem und einnehmendem Weſen, „darf ich, ohne unbeſcheiden zu ſeyn, fragen, was Sie davon halten?"

„Was wünſchen Sie von mir zu wiſſen, Complimente, oder ..."

„Die Wahrheit."

„Die Wahrheit? — nun denn, Ihre Arbeit iſt ſchlecht, grundſchlecht."

„Ich ſchrieb ſie um des Brodes willen, um ein Mädchen ernähren zu können, das ich liebe, das mir ihre Ehre anvertraut hat, deſſen Loos durch eine Ehe mit mir ſicher zu ſtellen aber leider mich meine Armuth verhindert."

„Es iſt alſo Liebe Urſache geworden, daß Sie ein Buch ſchreiben, das die Liebe verhöhnt? Ich beklage Sie."

„Könnte ich um den Preis eines Verbrechens Sophiens Glück gründen, ich glaube, ich fühlte mich fähig, es zu begehen."

„Sie ſind ein wackerer junger Mann, ſchlagen Sie ein!" rief Diderot, und reichte dem armen Autor des ſittenloſen Romans ſeine Hand; „ſehen Sie von dieſer Stunde an in Denis Diderot einen Freund ... der zwar, ich geſtehe es frei, nicht mächtig iſt, der aber herzlich wünſcht, ſich Ihnen nützlich zu erweiſen, ſo ſehr er nur vermag."

„Wie ſehr danke ich Ihnen, mein Herr. Ich habe nur einen Verwandten, einen Onkel, deſſen Namen auch ich führe, Des Eſſarts. Er iſt reich, dem Prieſterſtande angehörig, und Canonicus von Notre-Dame. Er beſtimmte auch mich zu ſeinem Berufe, ich floh aber aus dem Seminar, in das er mich geſperrt hatte, und da verbot er mir ſein Haus und verſagt mir jede Unterſtützung."

Diderot machte ein ſehr ernſtes Geſicht und ſchüttelte den Kopf. „Gewiß, gewiß, das iſt ein kritiſcher Fall, und es wird mit dem geiſtlichen Herrn bös unterhandeln ſeyn."

„Es iſt unmöglich, mein Herr, ſtehen Sie von einem Verſuche der Art nur ab, mein Onkel iſt hart gegen alles Flehen, er haßt mich unverſöhnlich."

Trotz alles Abwehrens des verſtoßenen Neffen ſaß der Philoſoph eine Stunde ſpäter dem Canonicus von Notre-Dame gegenüber.

Bei dem erſten Worte, das Diderot von ſeinem Neffen fallen ließ, ſprang Jener in ſeinem Seſſel wüthend auf, Zornesröthe ſtieg ihm bis zur Stirne auf, und ſeine Blicke ſprühten Feuer. — „Ich einen Neffen!" ſchrie er, „nein, mein Herr, ich *hatte* einen, aber der iſt für mich längſt nicht mehr vorhanden."

„Sie haben ihm alſo Vergehen der ſchwerſten Art vorzuwerfen?"

„Der ſchwerſten Art? ach, ganz ſchreckliche, ganz abſcheuliche. Der Unglückliche, den ich ſeit zehn Jahren wie meinen eigenen Sohn gehalten, dem ich die frömmſte und moraliſchſte Erziehung geben ließ, was hat er ſich nicht zu Schulden kommen laſſen? Ja, als er davongelaufen war, durchſuchte ich ſein Zimmer, und wiſſen Sie, was ich bei ihm fand, was er las? wiſſen Sie, wer ſeine Lieblingsſchriftſteller waren? Denken Sie ſich, Voltaire, Helvetius und Diderot! Herr, der infame Diderot! — ſchöne Lehrer für einen der Theologie Befliſſenen!"

„Herr Canonicus," antwortete der Philoſoph ſehr ruhig, „ich bin erfreut, Sie mir ſo günſtig geſtimmt zu ſehen. Es iſt wahr, ich kenne Ihren Neffen, aber Gott ſey davor, daß ich ſeinen laſterhaften Neigungen jemals geſchmeichelt habe. Nein, mein Herr, gewiß

Niemand gibt ſich weniger zu einer ſolchen Rolle her, als Denis Diderot."

„Diderot . . . Sie ſind Denis Diderot!" ſchrie der Canonicus auf, und warf ſich in einen Lehnſtuhl zurück, als habe er auf eine Schlange getreten.

„Ja, Herr Abbé, Diderot, der Schriftſteller Diderot, der gern die Ehre haben möchte, Sie von dem ſchlimmen Vorurtheil zurückkommen zu laſſen, das Sie hinſichtlich ſeiner gefaßt haben. Ja, mein Herr, ich bin gekommen, Sie zur Strenge aufzufordern, und nicht zur Nachſicht. Sie müſſen ein abſchreckendes Beiſpiel geben. Ihren Neffen verſtoßen, war ſchon Etwas, aber es genügt bei weitem noch nicht; Sie müſſen ihn einſperren laſſen."

„Ihn einſperren laſſen?" rief der Canonicus überraſcht.

„Ihn einſperren laſſen," wiederholte Diderot kaltblütig; „der Miniſter kann Ihnen einen Verhaftsbefehl gegen einen ſo verbrecheriſch geſinnten Menſchen nicht verweigern."

„Verbrecheriſch — ja, das iſt er, das iſt er wohl. Aber iſt er nicht auch hinlänglich dafür beſtraft! iſt er nicht unglücklich genug! — denn bei alle dem hat er weder ſeinen Vater, noch ſeine Mutter erſchlagen."

„Und wer ſagt Ihnen, wie weit er es noch treiben wird? Er wird Hand an ſich legen, oder zu Verbrechen ſeine Zuflucht nehmen. Für ihn gibt es nur zwei Wege: der eine führt zum Selbſtmord, der andere zur Schande."

„Zur Schande?" fuhr der alte Prieſter auf, deſſen ganzer Zorn ſich jetzt gegen Diderot kehrte; „wiſſen Sie, daß nie ein Des Eſſarts . . ."

„Ein Des Eſſarts, der nicht mehr weiß, woher er Brod und Kleider nehmen ſoll," fiel ihm Diderot in die Rede, „kann zu dem Schrecklichſten, was Verzweiflung eingibt, ſeine Zuflucht nehmen. Kurz, ich darf nicht anſtehen, Sie Alles wiſſen zu laſſen . . . Sie haben Ihr Teſtament noch nicht gemacht?"

„Nein."

„Und außer Ihrem Neffen haben Sie keinen natürlichen und rechtmäßigen Erben?"

„Nein. Aber wozu dieſe Frage?"

„Und Sie ſehen nicht ein, von welch ſchrecklichen Folgen . . ."

„Verſtehe ich Sie recht? Mein Neffe, meinen Sie, ginge mit dem Gedanken um, mich zu ermorden! . . . Das iſt zu viel; ich ſehe jetzt klar, in welcher Abſicht Sie hergekommen ſind: Sie wollen, Gott weiß warum, meinen Neffen ganz und gar zu Grunde richten. Das iſt es wohl, was Ihr Philoſophen unter Freundſchaft verſteht. Aber ich, das verſichere ich Ihnen, will nicht Ihrer Bosheit Werkzeug ſeyn. Sie ſind ein Lügner, Herr! mein Neffe hat mich nicht ermorden wollen, mein Neffe iſt keiner Schandthat fähig. Er mag thöricht, eigenſinnig, hartnäckig ſeyn, aber ſein Herz iſt im Grunde gut, er iſt freimüthig, offen und von edler Geſinnung. Und was iſt denn eigentlich ſein ganzes Verbrechen? An Allem, was vorgefallen, trage ich ſo gut die Schuld, als er. Ohne meinen Eigenſinn, der nicht minder groß war, als der ſeinige, wäre er jetzt ein gemachter Mann, ein guter Gatte, ein guter Bürger . . . und ich lebte, ſtatt meine Tage in freudloſer Einſamkeit zu verbringen, im Kreiſe einer Familie! . . . Ja, Sie öffnen mir, recht wider Ihren Willen, die Augen, mein Herr Philoſoph, und Sie retten den, den Sie zu verderben gedachten! — Lambert! laß auf der Stelle anſpannen!"

„Was? Sie wollten zu Ihrem Neffen gehen? Sie würden ſich eine ſolche Schwäche zu Schulden kommen laſſen? Ich kann es nicht glauben."

„Sie können es nicht glauben? Nun denn, kommen Sie mit mir, ich will ihn, Ihnen vor der Naſe, in meine Arme

ſchließen, und mögen Sie auch vor Aerger darüber zerplatzen.“

Des alten Mannes Zorn legte ſich in der That auch nicht eher, als bis er ſich mit ſeinem Neffen verſöhnt und den Tag feſtgeſetzt hatte, wo dieſer ſeine Hochzeit mit Sophie feiern ſollte. Dann wandte er ſich an Diderot, an deſſen Aerger und Verlegenheit er ſich recht zu weiden gedachte; — wie war er aber vor Erſtaunen außer ſich, als er ſeinen Neffen zu den Füßen des Philoſophen ſah, den er unter Freudenthränen ſeinen Retter nannte!

Zwei ſchreckliche Nächte.

Aus Pouliguen, in der Nähe von Nantes, wird Folgendes gemeldet:

Herr von C., ein Freund der Naturwiſſenſchaften und Beſitzer einer ſehr bedeutenden Sammlung Seevögel, die er noch immer zu bereichern ſtrebt, wäre faſt auf einer ſeiner Excurſionen, um ſolche Vögel zu fangen, ein Opfer ſeines wiſſenſchaftlichen Eifers geworden. Herr von C. fuhr in den erſten Tagen des Octobers in einer Schaluppe aus, um den Tag über auf der kleinen, nackten Felſeninſel Pierre Percée, zwei Lieues vom Meeresufer entfernt, den Vögeln, die dort in großer Anzahl umherſchwärmen, nachzuſtellen. Die Matroſen, die ihn auf die Inſel gebracht hatten, fuhren wieder ab, um ihn, ſeinem Willen gemäß, ſpäter nach Hauſe abzuholen. Aber gegen Abend erhob ſich ein ſolcher Sturm, daß ſie Pierre Percée nicht erreichen konnten, und nach vielen vergeblichen Anſtrengungen, gegen den Sturm zu kämpfen, nach Pouliguen umkehren mußten. Herr von C. ſaß alſo allein und verlaſſen auf dem nackten und ſchmalen Felſen, weit hinaus im Meere, der ſelbſt in ſeinem höchſten Theile keine Wölbung bot, die ihm irgendwie hätte Schutz gewähren können.

Die Nacht rückte indeſſen immer näher heran; ſie war dunkel und kalt, der Sturm blies ungewöhnlich heftig, und von Zeit zu Zeit fiel Regen in Strömen. Der arme Naturforſcher war in ſehr unbehaglicher Lage: allein auf dem harten Geſtein, hungrig und durſtig, und ohne einen Mantel, ohne ein Stück Segeltuch, ſich vor der Kälte zu ſchützen. Indeſſen ſollte ſeine Lage bald noch kritiſcher werden. Das Meer ſtieg, und gleichzeitig ward, wie das immer zu ſeyn pflegt, der Sturm heftiger; ungeheure Wogen brachen ſich geräuſchvoll an dem Felſen, und überſtrömten den Ort, wo Herr von C. ſaß, mit ſolcher Gewalt, daß dieſer ſich auf den Bauch legen und feſt an das Geſtein klammern mußte, um nicht von ihnen fortgeriſſen zu werden. Höher und immer höher ſtieg nun das Waſſer; Herr von C. will einen ſchützenden Punkt aufſuchen, und tappt mit Händen und Füßen umher — da glitſcht er aus und fällt etwa zwanzig Fuß tief hinab in eine mit Waſſer gefüllte Höhlung, die ſich das Meer gegraben.

In dieſer Höhlung würde Herr von C., der des Schwimmens unkundig iſt, unfehlbar ertrunken ſeyn, hätte ihn nicht, durch einen jener Zufälle, wie ſie Seeleute wohl kennen, eine Welle gefaßt, und ihn wieder auf feſtes Land geworfen, wo er ſich an einige Büſchel Kraut klammern und ſo mehren Wellen widerſtehen konnte, die ihn noch ein Paar Mal übergoßen. Als er wieder etwas zu Kräften gekommen war, ſtrengte er ſich an, den höchſten Punkt des Felſens zu erreichen, was ihm auch nach ungeheuern Anſtrengungen gelang. Dort war er endlich ſicher vor der Gefahr, von den Wellen fortgeſpült zu werden.

Mit nicht geringer Freude ſah Herr von C. es endlich Tag werden; aber der Sturm wüthete noch immer fort, und er kam bald zu der traurigen Ueberzeugung, es werde heute eben ſo unmöglich ſeyn, als geſtern, mit einem Boote von Pou-

liguen aus ihm zu Hilfe zu kommen, falls ſich der Wind nicht drehe, und ſo drohte ihm die fürchterliche Ausſicht, mehre Tage auf dem nackten Felſen zubringen zu müſſen; und zu den Schreckniſſen, die die Elemente ihm drohten, kam noch Hungerqual, denn ſeit ſeiner Abreiſe von Pouliguen hatte er nicht das Mindeſte genoſſen. Er war zwar ſo vorſichtig geweſen, eine Flaſche Wein und etwas kalte Küche mitzunehmen und in einen Winkel zu ſtellen, aber die Wellen hatten ſie fortgeriſſen. Durch die Nothwendigkeit getrieben, rupft er einen Seeraben, den er getödeet, und beißt in deſſen hartes und zähes Fleiſch; mit Mühe würgt er ein Stück davon hinunter, und der Hunger plagt ihn minder. Einen noch wichtigern Fund thut er in einigen Pinten Regenwaſſer, die in einer ziemlich abgelegenen, vom Meere gebildeten Ciſterne ſich geſammelt hatten. — Um die Mitte des Tages ward Herr von C. endlich von der Mannſchaft eines Fiſcherbootes entdeckt, das, vor dem Sturme Schutz ſuchend, nach Saint-Nazaire zurückkehrte; ſie konnten ihn indeſſen, ſelbſt in Noth und Gefahr ob des Unwetters, nicht an Bord aufnehmen, gaben aber gleich nach ihrer Ankunft im Hafen den Lootſen Nachricht, ein Schiffbrüchiger ſitze auf Pierre Percée. Zwei Lootſen machten ſich dann — es war ſchon neun Uhr Abends — gleich auf, und kamen bis hart an die Fels-Inſel; der Sturm tobte aber noch ſo ſehr, daß ſie nicht durch die Brandung kommen und Herrn von C. holen konnten. Sie ſchrien ihm zu, ſie würden ihn am andern Morgen holen.

So mußte der arme Mann noch eine Nacht auf dem Felſen verweilen, und ſie war nicht minder rauh, als die vorhergehende; nur die Hoffnung, am andern Morgen beſtimmt gerettet zu werden, hielt Herrn von C. noch aufrecht. Er litt ſo viel von der Kälte, daß die Wellen, die ſich über ihm brachen, ihn ſchon einigermaßen erwärmten. Mit Anbruch des Tages ſah er in der Ferne ſeine einzige Hoffnung — die Schaluppe mit den Lootſen. Ein kleines Boot ward ausgeworfen, um mit ihm bis an die Inſel dringen zu können; aber obgleich es nicht mehr ſo ſehr ſtürmte, als die Tage zuvor, war das doch keine geringe Aufgabe; endlich aber ward Herr von C. glücklich in das Boot aufgenommen. Kaum waren ſie abgeſtoßen und auf die Schaluppe der Lootſen zu, ſo kam auch ein Kahn der Douaniers von Pouliguen, der jetzt hatte nach dem Naturforſcher ausgeſandt werden können, und endlich langte Herr von C., furchtbar erſchöpft zwar, aber doch froh, einem faſt gewiſſen Tode entgangen zu ſeyn, wieder in Pouliguen an.

Miscellen.

Das Monument in London, von dem ſich, wie wir in einem früheren Hefte der Europa erzählten, ein junges Mädchen, das früh ſchon am Leben verzweifelte, herabgeſtürzt hat, diente vor einigen Tagen wieder einem ganz jungen Menſchen, ſeinem Daſeyn ein Ende zu machen. Ein Knabe von fünfzehn Jahren ſtürzte ſich hoch oben vom Gipfel der Säule herab, und fiel mit zerſchmetterten Gliedern in einer Entfernung von vierzig Fuß vom Piedeſtal der Säule nieder. Oben auf dem Capitale der Säule hatte er eine Bibel zurückgelaſſen, auf der ſein Name ſtand; er war der Sohn einer armen Wäſcherin in der City, und ging in eine Kirchſpielsſchule; der Pfarrer des Kirchſpiels hatte ihm die Bibel zum Geſchenk gemacht. Er hat mehre Blätter derſelben bezeichnet, und einzelne Stellen angeſtrichen, die anzudeuten ſcheinen, daß er ſich mit ſeiner Lage unzufrieden fühlte. Sie beziehen ſich alle auf die Tyrannei der Reichen, die Demüthigung

Digitized by Google

der Armen, und die Kürze und Vergänglichkeit des Lebens. Besonders fand ſich der zweiunddreißigſte Vers aus dem dreizehnten Kapitel des Markus unterſtrichen, wo es heißt: „Aber es iſt Niemand, der da kennet den Tag und die Stunde ſeines Todes, weder die Engel, die da ſind im Himmel, noch ein Sohn, noch ein Vater.“

Die Coroners, die ſich verſammelten, ihren üblichen Bericht über dieſen traurigen Todesfall abzuſtatten, haben in ſehr energiſchen Ausdrücken ihr Mißfallen ausgedrückt, daß die ſtädtiſche Behörde, deren Aufſicht das Monument anvertraut iſt, verabſäumt habe, die in öffentlichen Blättern verſprochenen Sicherungsmittel zu treffen, die den armen, jungen Schwärmer verhindert haben würden, jenen furchtbaren Sprung zu wagen.

— Ein ſpeculativer Kopf in Paris iſt auf den guten Gedanken gekommen, eine Art Blumenpoſt zu errichten. Man kann bei ihm Blumenſträuße der ſchönſten Art beſtellen, und braucht ihm nur die Adreſſe der Dame zu ſchicken, der man dieſe ſtumme und doch redende Huldigung zu erweiſen gedenkt; ein großer Omnibus iſt vorhanden, um zu allen Tageszeiten und nach allen Richtungen die Sträuße zu beſorgen. Für Liebesbriefe, die man zwiſchen den Blumen zu verbergen wünſcht, ſowie für zarte Verſe, Herzensergießungen u. ſ. w., wird kein weiteres Porto berechnet. Der Blumen-Expeditor ſoll ſich bei ſeiner Beſchäftigung ſehr gut ſtehen, und ſein Geſchäft ſtets floriren.

Die artiſtiſchen Beilagen.

Wir übergeben unſern Leſern:

1) Portrait von Emil Devrient, K. Sächſ. Hofſchauſpieler, nebſt Facsimile.
2) Original-Mode-Bild aus Paris.

August Lewald.

Erklärung.

Wir ſehen uns genöthigt, unſere frühere Erklärung zu wiederholen, daß wir nicht jede Einſendung, womit wir ſo vielfach von gänzlich unbekannter Hand uns beehrt ſehen, ſofort leſen und im Falle der Nichtannahme prompt an die uns aufgegebene Adreſſe zurückgehen laſſen können. Eine zurückbehaltene Copie ſpart uns eine Mühe, der wir beim beſten Willen nicht immer zu genügen im Stande ſind. Unſere gewöhnlichen Mitarbeiter, ſo wie jene Herren, deren Arbeiten von uns erbeten werden, haben dafür auf deſto größere Pünktlichkeit von dieſer Seite zu rechnen.

Die Redaction der Europa.

UNIV. OF
CALIFORNIA

Emil Devrient.

Digitized by Google

Digitized by Google

Modes de Paris.

Petit Courrier des Dames.

Boulevart des Italiens, N.º 2, près le paſsage de l'Opéra.

Digitized by Google

Digitized by Google

Napoleon und Prophezeiungen. Joſephine und die Alpenhexe.

Von

einem Senator des Kaiſerreichs.

— — Napoleon war nicht abergläubig, wie es Mlle. Lenormand in ihren Memoiren die Welt hat glauben machen wollen; er beſaß viel zu viel geſunden Verſtand, um es ſeyn zu können. Nur einen Zug von ihm will ich anführen, der beweiſen mag, wie er in dieſer Beziehung dachte. Als er erſter Conſul geworden war, ließ er Frau von Monteſſon zu ſich in die Tuilerien beſcheiden. Sobald ſie zu ihm in's Zimmer trat, ging er ihr entgegen, und bat ſie, von ihm zu fordern, was ihr nur gefallen könne.

„Aber General, ich habe durchaus nicht das Recht, Ihre Güte irgendwie in Anſpruch zu nehmen.“

„Sie erinnern ſich alſo nicht mehr, Madame, daß ich aus Ihren Händen meinen erſten Kranz erhielt? Sie kamen nach Brienne, um

die Preiſe auszutheilen, und da Sie mir den erſten Lorbeer aufſetzten, dem ſpäter noch einige andere folgten, ſprachen Sie die Worte aus: „„möge er Ihnen Glück bringen.““

Frau von Monteſſon wollte ihm antworten; Bonaparte unterbrach ſie indeſſen; „ich bin, wie die Leute ſagen, Fataliſt, und ſo werden Sie es ganz natürlich finden, daß ich einen Umſtand nicht vergaß, deſſen Sie ſich nicht mehr zu erinnern ſcheinen.“ Er überhäufte von da an Frau von Monteſſon mit Gunſtbezeigungen, und ſetzte ſie wieder in den Genuß eines Jahrgehaltes von ſechszigtauſend Franken ein, der ihr entzogen worden war.

Es wird erzählt, Napoleon ſey einſt, gleichwie Sixtus V., ſchon als Knaben ſeine künftige Größe geweißſagt worden, und, wie er berufen ſey, einſt die Welt zu beherrſchen. Das iſt indeſſen nicht ganz richtig; in Aegypten war es, wo ihm dieſe Prophezeiung ertheilt wurde. Eines Tages, wo der erſte Conſul heiterer war, als er es gewöhnlich zu ſeyn pflegte, begab er ſich nach Malmaiſon, wo Joſephine gerade verweilte, und beide ergötzten ſich in traulichem Geſpräche. Joſephine, von Natur ſehr zum Aberglauben geneigt, ſpielte die Unterhaltung bald in den Bereich des Wunderbaren hinüber; Bonaparte lachte ſie aus, aber Joſephine, die mit ihrer wahrhaft kindlichen Anmuth ihm erzählte, wie ihr einſt ſonderbare Dinge über die Zukunft geweißſagt ſeyen, bat ihn, ſie einige Minuten lang ſchweigend anzuhören. — „Es iſt lange her,“ begann ſie ihre Erzählung, „ich war damals noch in Martinique, als ich mitten in einem großen Haufen von Sclaven eine alte, magere und abgezehrte Frau von hohem Wuchſe gewahrte; ſie ward meiner gleichfalls anſichtig, und ſchritt auf mich zu; ſchweigend nahm ſie meine Hand, öffnete ſie, ſchaute hinein, und ſchien ſehr überraſcht.“ — „Was findet Ihr ſo Ungewöhnliches an mir?“ fragte ich.

„Ihr würdet mir es nicht glauben,“ war ihre Antwort, „ob ich es Euch auch ſagte.“

„Ich redete ihr zu, mir nur mitzutheilen, was ſie geſehen habe. Da hob ſie ihren Blick zum Himmel, und ſagte mir mit ſonderbarem Ausdrucke und ernſter Stimme: „„Sie werden ſich bald verheirathen; Ihre Verbindung wird nicht glücklich, und Sie bald wieder Wittwe werden (ich zitterte unwillkührlich bei dieſen Worten); darauf werden Sie ſchöne Jahre verleben . . . Bonaparte lächelte fein und verbindlich . . . und, fuhr Joſephine fort, einſt ohne Königin zu ſeyn, mehr ſeyn als Königin. — Die fremde Alte entfernte ſich nach dieſen Worten, und nie habe ich ſie wiedergeſehen.“

Bonaparte ſtand auf, ging mehre Male im Zimmer umher, die

Hände, wie es ſeine Gewohnheit war, auf dem Rücken gekreuzt, und ſprach dann zu Joſephinen: „mir iſt in Aegypten etwas faſt ganz Aehnliches widerfahren. Ich luſtwandelte mit einigen Officieren, da kam ein braunes Weib in zerlumpten Kleidern, auf mich zu, Sie ſah mich lange ſchweigend an, dann ſagte ſie mir, den ſie nie zuvor geſehen hatte, voraus, ich würde in Zukunft ſo groß werden, wie Cäſar und Muhammed. Ich wandte mich aber an meine Begleiter, und ſagte ihnen: wollten wir den Wahrſagungen dieſer Zigeuner glauben, ſo würden alle Männer Adler und Rieſen werden.“

Aus dieſer Aeußerung erhellt, daß Napoleon weit entfernt war, ſo beſchränkt abergläubiſch zu ſeyn, wie Mlle. Lenormand angibt. Jene Geſchichte von der Prophezeiung in Aegypten verhält ſich übrigens ſo: „Napoleon ließ während ſeines Feldzuges in Aegypten eine Wahrſagerin, die beim Volke in bedeutendem Rufe ſtand, zu ſich kommen, und ſtellte ſich der weiſen Frau, die in ihm keineswegs den Obergeneral des Heeres der franzöſiſchen Republik vermuthen konnte, in der einfachen Uniform eines Subalternofficiers vor. Die Sibylle ſagte ihm, nachdem ſie verſchiedene ſymboliſche Geräthſchaften auf dem Tiſche ausgekramt hatte: „Du wirſt zwei Frauen haben, eine von ihnen wirſt Du ſehr mit Unrecht verſtoßen; die andere wird ihr an großen Eigenſchaften nicht nachſtehen, und Dir einen Sohn gebären. Kurz nach ſeiner Geburt werden ſchlimme Ränke gegen Dich geſpielt werden. Mit Deiner Macht und Deinem Glücke wird es bald vorbei ſeyn, in allen Deinen Hoffnungen wirſt Du Dich getäuſcht ſehen. Du wirſt mit Gewalt verjagt, und auf ein vulkaniſches Eiland mitten im Meere verbannt werden; hüte Dich mein Sohn, hüte Dich wohl, auf Deiner Freunde Treue zu bauen.“

Bonaparte ließ der Wahrſagerin zur Belohnung ſiebenundzwanzig Zechinen reichen, dieſe Summe hatte gerade Abd..., der ſpätere Obriſt der Mamelucken, der bei dem ſeltſamen Auftritte zugegen war, bei ſich.

Es ſcheint bei Allen, die Memoiren über den Kaiſer und ſeinen Hof geſchrieben haben, eine wahre Manie zu herrſchen, Napoleon abergläubiſch bis zur Kleinlichkeit zu ſchildern. So erwähnt Conſtant, der ihm doch gewiß ſehr ergeben war, Joſephine habe oft Napoleons Aberglauben zu benutzen gewußt, und ihm mehre Male geſagt: ſie reden viel von Deinem Sterne, aber der meinige wirkt auf ihn ein, denn mir iſt eine große Zukunft geweiſſagt.“ Es läßt ſich leicht beweiſen, daß die von Joſephinen angeführten Worte nothwendig falſch ſeyn müſſen, und Conſtant ſich geirrt hat. Wie mochte der Kaiſer, der

ſich der Macht ſeines Genius ſehr wohl bewußt war, es wohl leiden, daß man ihm von dem Sterne eines Anderen, und war dieſer Andere auch die Gattin, an der er ſehr hing, und daß er viel auf den ſeinigen einwirken könne, geredet hätte. Uebrigens ſprach Napoleon wohl nur ſcherzweiſe von ſeinem Sterne, und bewies, indem er ſich ſcheiden ließ, wie wenig er auf fataliſtiſche Einwirkungen gebe, da er ſich damals im aſtrologiſchen Sinne mindeſtens auf immerdar von dem Sterne Joſephinens trennte.

Eines Abends machte ſich Napoleon wieder auf den Weg nach Malmaiſon, es war kurze Zeit, nachdem er ſich die Kaiſerkrone auf das Haupt geſetzt hatte. In Malmaiſon pflegte er gern von allerlei Dingen zwiſchen Himmel und Erde, von denen, wie Hamlet ſagt, ſich die Philoſophen nichts träumen laſſen, zu reden, da er wußte, wie abergläubig ſeine kaiſerliche Gemahlin ſey. An jenem Abend nun brachte er das Geſpräch auf ſeine gigantiſchen Entwürfe, und überreichte Joſephinen zuletzt ein altes Heft, in vergilbtes Pergament gebunden, voll unleſerlicher Schriftzüge, und das die Jahreszahl 1542 trug.

Joſephine nahm es, und las laut den Titel: „Prophezeiungen des Meiſter Noël Olivarius. Nun, was ſoll das?“

„Es heißt,“ antwortete ihr der Kaiſer, „es ſey von mir die Rede darin.“

„Wie, in einem 1542 geſchriebenen Manuſcripte?“

„Lies nur.“

Joſephine fing an; aber da das Manuſcript in ganz altem Franzöſiſch geſchrieben war, und die Buchſtaben ziemlich undeutlich waren, ſo brauchte ſie einige Augenblicke, um ſich auf den erſten Seiten in etwas zu orientiren, dann aber las ſie ziemlich geläufig Folgendes: „Das galliſche Italien wird nicht weit von ſeinem Schooße ein übernatürliches Weſen geboren werden ſehen, dieſer Mann wird noch ſehr jung über Meer gehen, und Sprache und Sitten von den Celto-Galliern entnehmen; als Jüngling ſchon wird er ſich unter allen Kriegsleuten über tauſend Hinderniſſe hinweg eine Bahn brechen, und ihr erſtes Oberhaupt werden. Dieſer Weg wird ihn der Mühe nicht wenig koſten, dann wird er nahe bei dem Lande ſeiner Geburt ein Luſtrum, und länger noch Krieg führen.“

„Jenſeits des Meeres wird er ſich als Krieger mit großem Ruhme und großer Tapferkeit bewähren, und dann auf's Neue die römiſche Welt mit Krieg überziehen.“

„Er wird den Germanen Geſetze geben, wird bei den Celto-Galliern Schrecken und Verwirrung mit Frieden zu Ende bringen, und

Digitized by Google

darauf nicht König, ſondern Imperator genannt werden, zu alles Volkes großer Zufriedenheit.

Kriegsherr überall in den Reichen ringsum, wird er Fürſten und Herren und Könige verjagen, zwei Luſtren und länger noch. Dann werden Fürſten und Herren auf's Neue ſich mit Macht erheben, und er wird auf ſeinem Throne rufen: O sidera! o sacra! Mit einem Heere wird er geſehen werden. Er wird ein Heer von neun und vierzigmal zwanzig tauſend Mann haben. Es werden Fußgänger ſeyn, die Waffen mit ehernen Spitzen tragen; er wird ſiebenmal ſiebenmal ſiebentauſend Pferde haben, von Männern geritten, die längere Lanzen noch als die anderen und Schwerdter tragen, und eherne Harniſche; er wird ſiebenmal ſiebenmal zweitauſend Mann haben, die fürchterliche Maſchinen ſpielen laſſen werden, welche Schwefel und Feuer und Tod ſpeien. Der ganze Beſtand ſeines Heeres wird neunundvierzigmal zwanzigtauſend Mann ſeyn."

„In der rechten Hand wird er einen Adler, das Zeichen des Sieges in Schlachten, tragen. Manche Länder wird er den Nationen geben, aber keiner Frieden."

„Er wird in der großen Stadt verweilen, mancherlei große Dinge anbefehlen: Gebäude und Brücken, Seehäfen, Waſſerleitungen und Kanäle, er wird alles ganz allein thun durch die Macht großer Reichthümer, wie es nur ein Römer gethan, und alles innerhalb der Beſitzungen der Gallier."

„Frauen wird er zwei haben."

Hier hielt Joſephine inne. „Lies weiter!" rief der Kaiſer, der Unterbrechungen eben nicht liebte, ihr zu.

„Und einen einzigen Sohn. Er wird gehen da Krieg fünfundfünfzig Monde lang zu führen, wo ſich die Grade der Länge und Breite kreuzen. Dort werden ſeine Feinde durch Feuer die große Stadt anzünden, und er wird dort einziehen, und unter Aſchenhaufen mit den Seinigen wieder fortziehen. Vielfache Zerſtörung wird ſeyn, und die Seinigen Mangel leiden an Brod und an Waſſer, der ſo ſchwer auf ihnen laſten wird, daß zwei Drittel ſeines Heeres untergehen werden.

Dann wird der große Mann verlaſſen und verrathen von ſeinen Freunden, mit großem Verluſt, von einer großen Völkermenge Europa's, bis zu ſeiner eigenen Stadt gejagt werden, und an ſeine Stelle der alte König, aus altem Geſchlecht, geſetzt werden.

Er aber wird zur Verbannung in's Meer verurtheilt werden, nahe dem heimathlichen Boden, von dem er in ſeiner Jugend gekommen war, und dort eilf Monde mit einigen der Seinigen wohnen, die Soldaten und ſeine wahren Freunde ſind, und deren nicht mehr als ſiebenmal,

ſiebenmal, ſiebenmal zweimal ſind. Sind dann die eilf Monde abgelaufen, ſo werden er und die Seinigen Schiffe nehmen, und wiederum das celto=galliſche Land betreten.

Und er wird ſich gegen die große Stadt wenden, wo der alte König ſeinen Siß genommen hat, der wird ſich erheben und fliehen, all ſeinen königlichen Schmuck mit dahinnehmend. Jener aber wird wieder ſeine alte Herrſchaft einnehmen, wo er den Völkern viele treffliche Geſetze gibt.

Aber von Neuem verfolgt, von einem Bunde dreier europäiſcher Völker, wird nach drei Monden und dem Drittel eines Mondes, der alte König wieder eingeſetzt auf ſeinen Stuhl, und jener von ſeinen Kriegsvölkern todt geglaubt, die dann wider ihren Willen ihre Penaten hüten.

Die Völker und die Gallier, wie Tiger werden ſie ſich würgen untereinander. Des alten Königs Blut wird das Spielwerk ſchwarzen Verrathes ſeyn. Die Lilie wird aufrecht erhalten werden; aber die letzten Zweige des alten Blutes werden bedroht werden.

Darauf werden ſie einander bekriegen.

Dann aber wird ein junger Kriegsmann wider die große Stadt ziehen, auf ſeinem Wappenſchilde wird der Löwe ſtehen und der Hahn. Die Lanze aber wird ihm gegeben werden von einem großen Fürſten des Oſtens. Höchſt rühmlich und hilfreich werden ihm die gallo=belgiſchen Völker beiſtehen, die ſich mit den Pariſern vereinigen werden, um Unruhen zu Stande zu bringen, Kriegsvölker zu verſammeln, und ſie alle mit Oelzweigen zu bedecken.

Darauf wird Friede ſeyn fünfundzwanzig Monden hindurch.

In Lätitia wird die Seine roth von Blut, durch Verwüſtung und Sterblichkeit, ihre Wogen wälzen; neue Aufſtände der Unzufriedenen werden wiederum erfolgen."

Joſephine, überraſcht von dieſen Verkündigungen, hielt, nachdem ſie noch einige nicht minder wunderbare Sätze, als die eben angeführten, geleſen hatte, inne, und fragte Napoleon näher nach dieſer ſeltſamen Prophezeiung; aber der Kaiſer ſchien keineswegs geneigt, dem, was Meiſter Olivarius niedergeſchrieben, im Ernſte einigen Werth beizulegen, ſondern antwortete nur: „Prophezeiungen pflegen ſtets zu ſagen, was man ſie ſagen laſſen will, indeſſen geſtehe ich, dieſe hat mich ſehr überraſcht." Er wechſelte darauf raſch den Gegenſtand der Unterhaltung, und von der Prophezeiung des Meiſters Noël Olivarius war nicht weiter mehr die Rede. — Nach ſeiner Rückkehr von Elba ſprach der Kaiſer von der ägyptiſchen Zauberin, einmal mit dem

Oberſten Abb..., der damals ſein Begleiter geweſen war. „Ich habe nie an dergleichen glauben wollen," ſagte er ihm, „aber jetzt geſtehe ich frei, es gibt Dinge die über dem menſchlichen Geſichtskreis ſtehen, und die Niemand, ſey er auch mit dem größten Scharfſinn begabt, je zu ergründen vermag. Zeuge deſſen iſt jene ſeltſame Prophezeiung aus dem Benedictinerkloſter, die während der franzöſiſchen Revolution an's Licht kam, und die ich kenne. Was bezeichnet ſie? iſt ein Anderer als ich damit gemeint? Wahrhaftig, wir ſollten uns um Alles an den wenden, der die Welt regiert, und uns die Lichtſtrahlen wohl zu Nutze machen, die hie und da auf einige bevorzugte Weſen niedergeſtrömt ſind, um uns über den wahren Weg aufzuklären, den wir einſchlagen müſſen, und uns frühzeitig von den Hinderniſſen zu unterrichten, die uns entgegen ſtehen können."

Die Geſchichte dieſer Prophezeiung iſt in der That merkwürdig genug, und noch nicht bekannt, ich will ſie erzählen, wie ich ſie aus ſicherer Quelle erfahren. Francois von Metz, Generalſecretär der Pariſer Commune, entdeckte ſie; es iſt ja bekannt, daß zu Ende des Jahres 1792, und zu Anfang des Jahres 1793, die königlichen Luſtſchlöſſer und Gebäude, die Klöſter, Abteien und Kirchen, auf Befehl der Bergpartei, geplündert wurden. Hauptzweck dabei war, wenigſtens nach der Abſicht der Führer jener mit fürchterlicher Conſequenz alles auf die Spitze treibenden Partei, alle Papiere und ſchriftliche Denkmäler zu vernichten, die Bezug auf Geiſtlichkeit, Adel und Königthum hatten. Die Bücher der öffentlichen Bibliotheken, insbeſondere aber Pergamente und Handſchriften aller Art, wurden auf das Rathhaus von Paris geſchleppt, dort mußten ſie einen förmlichen Proceß durchmachen, wurden in Anklagezuſtand verſetzt, freigeſprochen oder verdammt, und demgemäß entweder erhalten oder alsbald verbrannt.

An einem Tage des Juni 1793, war eine ziemliche Anzahl von Bibliotheken verbrannt worden; in einem großen Saale hatte man vorläufig die gefundenen Handſchriften aufgeſtapelt, und François von Metz ſchritt mit einigen Angeſtellten zum Urtheil über dieſelben, und über die geraubten Bücher. Zuerſt kam eine Maſſe theologiſcher und phyſicaliſcher, aſtronomiſcher und hiſtoriſcher Sachen; dann ſtießen ſie auf viele Bücher in Octav, Quart und Duodez, die alle in Pergament gebunden und mit einem eigenen Zeichen verſehen waren. Einige der Angeſtellten behaupteten, ſie haben zur Bibliothek der Benedictiner gehört, während andere der Meinung waren, ſie kämen aus der reichen bibliographiſchen Sammlung der Genoveſianer. Ihre Ueberraſchung war nicht gering, als ſie ſahen, daß ſie Abhandlungen über die verborgenen Wiſſenſchaften,

über Aſtrologie, Alchymie, Necromantie, Chiromantie, über die Kunſt der Prophezeiung in allen ihren Formen enthielten.

Sie hatten ſchon faſt alle die Schriften, die ihnen meiſt nur von geringer Wichtigkeit, und der Ehre des Märtyrerthums auf dem Scheiterhaufen nicht würdig zu ſeyn ſchienen, in ihre Verzeichniſſe aufgenommen, als ein kleines Büchlein, in Duodez, ihre Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm. Es war das Buch der Prophezeiungen, verfaßt von Philipp Noël Olivarius, Doctor der Medicin, Chirurg und Aſtrolog; dieſes Buch enthielt noch, außer der ſeinigen, mehre Prophezeiungen von unbekannten Verfaſſern, während nur die ſeinige unterzeichnet war; außerdem ſtand auf der letzten Seite: Finis, und die Jahreszahl 1542, in Ziffern wie ſie im ſechszehnten Jahrhundert gebräuchlich waren.

François von Metz las Olivarius Prophezeiungen ganz durch, aber er verſtand ihren Sinn durchaus nicht, hielt ſie indeſſen für ſo wichtig, daß er ſie mit eigener Hand abſchrieb, und zu mehren andern Prophezeiungen legte, die er ſich geſammelt hatte, und die ich ſpäter unter ſeinen Papieren fand.

Natürlich verbreitete ſich die Kunde von dieſer merkwürdigen, neuerdings aufgefundenen Prophezeiung bald, und ſie kam in vielen Abſchriften ſelbſt in das größere Publicum, während das Original der ſtädtiſchen Bibliothek zu Paris verblieb, wo es mit mehren andern derartigen Werken aufbewahrt wurde. Als Napoleon den Thron beſtiegen hatte, ward ihm der Inhalt jener Prophezeiung mitgetheilt, er wollte ſie ſehen, ließ ſich das Original derſelben aus der Bibliothek kommen; es iſt nicht mehr dahin zurück gekehrt, und Niemand weiß wo es geblieben iſt. Gedruckt wurde die Prophezeiung übrigens nach einer der vorhandenen Abſchriften, im Jahr 1815; ferner in den Memoiren der Kaiſerin Joſephine, von 1820 und 1827; auch der Buchhändler Eduard Bricon hat in ſeinem Receuil de Prophéties einen nochmaligen Abdruck davon veranſtaltet. — Inſoweit übrigens die Prophezeiung den Kaiſer und die Wiederkehr und nochmalige Verjagung des alten Königsgeſchlechts betrifft, iſt ſie faſt wörtlich eingetroffen. Ob ſie auch vielleicht die Zukunft, die uns und ſpätern Geſchlechtern bevorſteht, richtig geoffenbart hat?...

Bekannt iſt die Volksſage von dem rothen Männchen, das Napoleon dreimal Beſuche verſprochen haben ſoll, und ihm wirklich zu drei Malen erſchienen ſey, zuerſt drei Tage vor ſeiner Thronbeſtei-

Digitized by Google

gung *), dann bei ſeiner Rückkehr aus dem Feldzug, den der Sieg bei Wagram krönte, und zum dritten Male 1814, in Fontainebleau, wo ſich das Geſchick ſo feindlich gegen den mächtigen Beherrſcher Frankreichs gewendet hatte, daß dieſer nur in einem Giftfläſchchen noch Troſt zu finden vermeinte.

Bei Gelegenheit dieſer, natürlich durch nichts verbürgten, wohl nur im Bivouak von alten Grenadieren ausgegangenen Sage erzählte man ſich auch viel Geheimnißvolles von der Verbindung, in welcher Bonaparte mit den Freimaurern geſtanden habe. Ja, der 1. September 1795 wird ſogar als der Tag angegeben, an dem er in einer allgemeinen Verſammlung aller Brüder, die im Walde von Fontainebleau ſtattgefunden, den üblichen Eid abgelegt habe, den er zur Zeit ſeiner Siege in Italien noch einmal erneuert haben ſoll; es ging daneben auch vielfach das Gerede von einer langen Unterredung, die er, wie man wiſſen wollte, mit dem Oberhaupte der Philadelphen zu Cairo gehabt habe.

Es heißt, Joſephine ſey während des Beſuches, den ſie ihrem Gatten in Mailand abſtattete, einſt auf dem Balkone eines Luſtſchloſſes geſtanden, Weiber und Männer, ſeltſam und widrig anzuſehen, ſeyen an ihr vorüber gegangen. Sie waren alle ausnehmend klein, hatten unverhältnißmäßig große Köpfe, widerwärtige und ſcharf ausgeprägte Züge, und waren ſchief und verwachſen. Joſephine machte den Herren und Damen, die ſie umſtanden, die Bemerkung, dieſes Geſchlecht müſſe zum Zorne geneigt und ſehr boshaft ſeyn, und ſie wundere ſich, wie die Obrigkeit es zugeben könne, daß ſo verkrüppelte Weſen heirathen, und ſo wieder unglückliche Geſchöpfe auf die Welt ſetzen dürften. Auf dieſe Bemerkung hin, ſagte ihr ein anweſender, mailändiſcher Edelmann, der zufällig dicht neben ihr ſtand, ſie möge eines jener merkwürdigen Geſchöpfe, ein ganz beſonders häßliches und mißgeſtaltetes Weib, ſich genau betrachten, das ſich rühme, ihr ſtehe ein Dämon, eine Art spiritus familiaris zu Gebote. „Dieſes Weib," erzählte er weiter, „iſt von durchdringend ſcharfem Verſtande, aber von unruhigem und bizarrem Geiſte, und wahrlich, man kann hinſichtlich ihrer zu ſonderbaren Gedanken kommen. Die Regierung duldet ſie, weil ſie es immer mit der Volksklaſſe hält, die am geneigteſten zu Aufſtänden iſt.

*) Nach einigen Verſionen beſuchte ein räthſelhaftes rothes Männchen in Aegypten den jungen Obergeneral der republikaniſchen Armee, führte ihn in eine Pyramide ein und hatte dort ein langes Geſpräch mit ihm. In vielen franzöſiſchen Schmähſchriften, die nach des Kaiſers Sturz erſchienen, wird nicht undeutlich zu verſtehen gegeben, jenes rothe Männlein ſey Niemand anders als der Junker mit dem Pferdefuß geweſen.
Anmerkung des Ueberſetzers.

„Sehen Sie," rief er einer Dame, der Frau von Connt... zu, „ſie ſcheint Sie beſonders ſtarr anzuſehen."

Im ſelben Augenblicke ſchrie die Alpenhexe, ſo ward ſie in Mailand allgemein genannt, zu dem Balkon hinauf, auf dem Joſephine mit vielen Damen ſtand: „Zurück, ſchnell zurück, ein großes Unglück bedroht Euch."

In der That ſtürzten die Stützen, die den Balkon hielten, einige Minuten ſpäter zuſammen, der Balkon ſank, und mehre Menſchen wurden bedeutend verwundet. Joſephine warf ſich glücklicher Weiſe auf die Seite, die noch feſthielt, und ſie und die Damen ihres Gefolges wurden glücklich gerettet. Am folgenden Tage ließ Joſephine die Alpenhexe zu ſich bringen, ſie hatte mit Frau von Connt... verabredet, ſie wollten ſich beide bei ihr für Luceanerinnen ausgeben, die aus Gründen der ernſteſten Art ihr Vaterland hätten verlaſſen müſſen. Alle, die bei der Erſcheinung des Weibes, eines wahren Scheuſals in menſchlicher Geſtalt, ſich gegenwärtig befanden, fühlten Furcht und Schrecken bei ihrem Anblick. Sie hatte einen Kropf, der ihr bis an den Gürtel ging, und führte an der Hand einen zwerghaften Cretin, der ihr zum Erſchrecken ähnlich ſah. Jeder wollte ſie um ſeine Zukunft befragen: ſie war taub, und das Sprechen koſtete ihr ziemlich viel Anſtrengung, ſie langte Kräuter aus ihrer Schürze hervor, und forderte friſche Eier und drei Eimer Waſſer. Nachdem ſie einige unverſtändliche Worte gemurmelt hatte, ſagte ſie einem jungen Officier, der beſonders eifrig geweſen war, ſie zu befragen: „Sie werden in einer Schlacht den Tod finden," einem andern: „Sie werden vor Froſt und Hunger umkommen."

Als an die Gattin des Obergenerals der italieniſchen Armee, die die letzte zu ſeyn gewünſcht hatte, endlich die Reihe kam, verkündete ihr die Hexe, ſie werde einſt eine Krone tragen, und zeigte ihr, wie im Waſſer die Eier Reihen bildeten, die ſich vereinigend ihr eine Krone andeuteten. — „Ich ſehe zwei Kronen im Waſſer," ſagte ſie ihr: „Sie aber werden nur eine tragen." — „Das iſt auch ſchon genug," erwiederte Joſephine lächelnd.

Jeder wollte die ſo zerbrechliche Krone aus Eiern ſehen, ſie ward von Allen aufmerkſam betrachtet, und gefunden, daß ſie ſieben Zacken habe, worauf der kleine Cretin, der dem Weibe faſt wie ein Schutzgeiſt oder Dämon zur Seite ſtand, ein Zeichen der Billigung machte. Die Alpenhexe ward darauf fortgeſchickt, und in einer Art belohnt, daß ſie nicht Verdacht ſchöpfen konnte, ſie habe mit ungewöhnlich vornehmen Leuten zu thun gehabt.

Einſt, als Joſephine dieſer Prophezeiung der Alpenhexe erwähnte, ſagte ſie: „Zu drei Malen iſt mir künftige Herrſchaft vorausgeſagt worden, einmal von der Irländerin David, dann von der Alpenhexe, und zuletzt von Mademoiſelle Lenormand, aber keine von ihnen hat mir geſagt, ob meine Krone auf meine Nachkommen übergehen werde. Wahrſcheinlich wird mein Königreich nicht von dieſer Welt ſeyn, denn der ärmſte Franzoſe hinterläßt ſeinen Kindern ſein Erbe, die meinigen aber werden, wie es ſcheint, nur in ihrer Tugend ein glänzendes Erbe finden, und der Glanz, der mich umgibt, noch vor meinem Tode in Nichts zerfallen. Nur das iſt mir troſtreich, daß mich nach meinem Tode meine Handlungen noch in meiner Freunde Gedächtniß werden leben laſſen, und ich gebe mich gern der Hoffnung hin, daß ich einige Freunde hinterlaſſen werde.“

Ein Beſuch im Tower.

II.

Aus dem great store house gingen wir darauf in den Saal, oder vielmehr in den engen und dunklen den genannten Raum, wo man, gegen Erlegung eines zweiten Schillings, Schauluſtigen die regalia, das heißt, die Juwelen der Krone zeigt. Der Aufbewahrungsort dieſer Kleinodien von ſo hohem Werthe iſt nichts Beſſeres, als eine Art von ſehr engem Stalle, in welchen das Licht des Tages niemals dringt, und der durch Lampen erleuchtet werden muß, deren Ausdünſtung nicht die angenehmſte iſt. Im Hintergrunde dieſes Stalles in einem Käfig, ähnlich denen, in welchem im zoologiſchen Garten die wilden Thiere aufbewahrt werden, ſind die Koſtbarkeiten des Schatzes der britiſchen Krone den Augen der Beſuchenden ausgeſtellt. Eine alte, kranke Frau, ſichtlich ermüdet von dem Geſchäfte, zum vielleicht

vierzigſten Male an jenem Tage dieſelbe Litaney wiederholen zu müſſen, die ein Verzeichniß der Kronjuwelen gibt, ſagte ſie in einem ärgerlichen, faſt drohenden Tone her; es ſchien ihr dabei auch gar nicht auf einige Unrichtigkeiten anzukommen, und ſo zeigte ſie mit dem Finger auf die kaiſerliche Krone, und verſicherte dabei einige Spießbürger, die ſie, wie es ſchien, durch ihre Fragen nicht wenig ermüdeten, es ſey die Krone Eduard des Bekenners.

Die jetzigen Regalia ſind noch nicht ſehr alt, ſie ſtammen erſt aus den Zeiten Carls II.; denn die früheren Regalia wurden in Folge der Revolution, die Carl I. Thron und Leben koſtete, von den damaligen Gewalthabern unterſchlagen oder verſchleudert. Sie beſtehen übrigens aus Waffen, Trinkgefäßen, Kronen, Sceptern und Reichsapfeln und einem ſehr werthvollen Taufbecken. Einige der Scepter, namentlich der von Elfenbein, ſchienen mir ſehr kunſtreich gearbeitet, und wohl würdig, von einer ſchönen Hand gehalten zu werden; die Kronen ſind aber meiſtens plump und roh gearbeitet, und müſſen ſehr ſchwer drücken. Die, welche unſere jugendliche Königin am Tage ihrer Krönung trug, iſt dieſelbe, welche für Georg IV., der ſich bekanntlich gern alles im Leben ſehr leicht machte, ob er auch andere um ſo härter drücken mochte, im Jahre 1821 angefertigt wurde. Das Innere dieſer Krone iſt von carmoiſinrothem Sammet mit Hermelin gefüttert, eine doppelte Reihe prachtvoller Perlen läuft rings um ſie her, und inmitten beider Reihen läuft wieder eine von koſtbaren Edelſteinen; vier goldene, mit den glänzendſten Brillanten verzierte Kreuze erheben ſich über den Perlenreihen; über dem Kreuze an der Vorderſeite iſt der größte Saphir, den man kennt, angebracht, und über dem, an der Hinterſeite der Krone, ein Rubin, der gleichfalls ſeiner Größe wegen bemerkenswerth iſt; vier Reihen gehen von den Kreuzen aus, und vereinigen ſich in der Mitte; ſie ſind gleichfalls von Gold und mit Diamanten reichlichſt verziert, ganz oben auf der Krone iſt wieder ein Kreuz angebracht. Der Geſammtwerth der Kronjuwelen mag an vier bis fünf Millionen Pfund Sterling betragen.

An Kronjuwelen knüpft ſich die Geſchichte eines, durch die Umſicht und Keckheit, mit der er ausgeführt wurde, intereſſanten Diebſtahls, den ein berüchtigter Menſch Namens Blood beging, und über den der damalige Wächter der Koſtbarkeiten einen ſchriftlichen Bericht hinterlaſſen hat, welchen ſeine Nachkommen noch jetzt aufbewahren, und der hier eine Stelle finden mag.

„Ungefähr drei Wochen vor dem Tage des Verbrechens kam der kecke Schurke, als Prediger verkleidet, und in Begleitung einer Frau,

für deren Mann er ſich ausgab, in den Tower. Das Paar wünſchte die regalia zu ſehen, aber kaum waren ſie in den Saal eingetreten, ſo that die Frau, als falle ſie plötzlich in Ohnmacht: Miſtriß Edwards, die Frau des Aufſehers, lud ſie alsbald ein, ſie möge ſich in ihrem Zimmer erholen, bis ſie ganz wieder wohl geworden ſey. Nach Verlauf einiger Minuten, die ſie bei der Miſtriß Edwards verweilt hatten, entfernten ſich die beiden Individuen unter lebhaften Dankbezeigungen an den Aufſeher und ſeine Frau, die ſich ihnen ſo gefällig erwieſen hatten.

Zwei oder drei Tage ſpäter kam Blood allein, er brachte für Miſtriß Edwards vier Paar Handſchuhe, als Geſchenk der vorgeblichen Miſtriß Blood mit, und erſchöpfte ſich in neuen Freundſchafts- und Dankbezeigungen. Bei einem dritten Beſuche, der dem zweiten raſch folgte, ſagte er Miſtriß Edwards, ſeine Frau habe große Zuneigung zu den biedern Bewohnern des Towers gefaßt, und er ſeinerſeits habe auch viel darüber nachgedacht, wie er ihnen erkenntlich ſeyn könne, und es ſey ihm endlich klar geworden, wie er in dem Falle ſey, ihnen einen recht wichtigen Dienſt erweiſen zu können. „Ihr ſeyd," wandte er ſich an Miſtriß Edwards," Mutter eines hübſchen, jungen Mädchens, ich bin Oheim eines jungen Menſchen, der ſich immer ſehr beeifern wird, meinen Rathſchlägen zu folgen, und der ein Landgut beſitzt, deſſen Ertrag ſich wohl auf zwei bis dreihundert Pfund Sterling belaufen kann, ich will Euch meinen Neffen zuführen, und wir wollen ſehen, ob wir aus den beiden jungen Leuten ein Paar machen können." Der alte Edwards, von einem ſolchen Vorſchlage auf das freudigſte überraſcht, lud den Prediger noch am ſelben Tage zum Mittageſſen ein; und der würdige Gaſtfreund entſprach ohne alle Weigerungen auf der Stelle dieſer Einladung. Bei Tiſche übernahm Blood es, die üblichen Gebete zu verrichten, und that das ſcheinbar in der andächtigſten Weiſe; zuletzt betete er mit gen Himmel gerichteten Blicken für den König, die Königin und das geſammte königliche Haus. Als er nach dem Eſſen auf einem Tiſche ein Käſtchen mit einem Paar Piſtolen ſtehen ſah, legte er alsbald dringendes Verlangen, dieſe Piſtolen zu kaufen an den Tag. Er wollte damit, wie er ſagte, einem jungen Lord, der Haus an Haus mit ihm wohnte, ein Geſchenk machen, hatte aber natürlich nur die Abſicht dabei, den unglücklichen Edwards ganz wehrlos zu machen. Als er Abſchied nahm, gab er Herrn Edwards und deſſen Familie und Hausleuten ſeinen Segen, und beſtimmte Tag und Stunde, wo er in Begleitung ſeines Neffen wiederkehren wollte. Tag und Stunde ſeines Verbrechens war es, die er feſtgeſetzt hatte.

Der alte Mann, der dem Fremden nur allzuſehr vertraute, hatte alles auf's Beſte vorbereitet, ſo werthe Gäſte mit aller Aufmerkſamkeit zu empfangen, und ſeine Tochter, mit ihren beſten Kleidern angethan, erwartete geſpannt und ungeduldig den Prediger, oder vielmehr ſeinen jungen Neffen. Blood ſtellte ſich auch an der Thüre des Jewel Office ein, mit ihm waren drei ſeiner Spießgeſellen, gleich ihm mit einem Stockdegen, einem Dolche und einem Paar Piſtolen wohlbewaffnet. Zwei ſeiner Gefährten begleiteten ihn, der Dritte blieb als Schildwache an der Thüre ſtehen. Die Tochter Edwards, die glaubte, es zieme ſich nicht, daß ſie in das Geſellſchaftszimmer herunterkomme, bevor ſie gerufen werde, blieb in ihrem Gemache im erſten Stock, und ſchickte nur ihre Magd herunter, um zu ſehen, wer gekommen ſey. Dieſe hielt den Fremden, der an der Thüre ſtand, für Bloods Neffen, beſah ſich ihn ſehr genau, und beruhigte dann ihr ungeduldiges Fräulein durch eine ausführliche Beſchreibung, wie ihr angeblicher Bräutigam ausſehe.

Mittlerweile hatte Blood dem alten Edwards zugeflüſtert, er wolle nur mit ſeiner Frau, die ihm bald folge, in ſeine Wohnung treten, bis dahin wünſche er die regalia zweien ſeiner Freunde zu zeigen. Edwards, in dem nicht das leiſeſte Mißtrauen aufſtieg, beeilte ſich, ihnen die Thüre des Saales aufzuſchließen, in dem die Kronjuwelen aufbewahrt wurden, aber kaum waren ſie eingetreten, und die Thüre, dem eingeführten Gebrauche gemäß, hinter ihnen verſchloſſen, ſo warfen ſie dem alten Manne einen weiten Mantel über den Kopf, und ſteckten ihm einen Knebel in den Mund.

Nachdem ſie ſich ſo ſeiner verſichert hatten, bedeuteten ſie ihm, wie ihre Abſicht dahin gehe, die Krone, den Scepter und Reichsapfel zu ſtehlen, und wie ſie ſein Leben ſchonen wollten, wofern er ſich ruhig verhalte, wie ſie aber, falls er ihrem Unternehmen zu ſchaden verſuche, kein Mitleid mit ihm haben würden. Trotz dieſer Todesdrohung bemühte ſich Edwards ſo viel Lärm zu machen, als er nur konnte, damit man ihn draußen hören ſollte. Da verſetzten ihm die Diebe mehre Schläge mit einem ſchweren Stück Holz, und drohten ihm noch einmal, wenn er nicht ſchweige, ſolle er auf der Stelle des Todes werden, und da er dieſer Drohung nicht mehr achtete, als der frühern, vielmehr fortfuhr, aus allen Kräften Lärm zu machen, gaben ſie ihm noch einmal ſtarke Schläge mit dem Holze auf den Kopf, und einen Dolchſtoß in den Leib, ſo daß er bewußtlos und in ſeinem Blute ſchwimmend, zu Boden ſtürzte. Als er einigermaßen wieder zu ſich ſelbſt kam, hörte er den einen Dieb den beiden andern im Tone der feſteſten Ueberzeugung verſichern, der alte Schuft ſey todt, und dieſes Mal

Digitized by Google

hielt denn doch der Aufſeher es für gerathen, zu ſchweigen. Die Drei ſchritten gleich zur Vertheilung der Beute: Der Eine, Namens Parrot, bemächtigte ſich des Reichsapfels, Blood verbarg die Krone unter ſeinen Mantel und der Dritte verſuchte den Scepter in zwei Theile zu zerbrechen, damit er ihn in einen, zu dieſem Behufe mitgebrachten Sack ſtecken könne. Aber glücklicher Weiſe kam ein Sohn des Meiſters Edwards, der unter Sir Talbot in Flandern gedient hatte, und der erſt eben gelandet, ſich von ſeinem Chef die Erlaubniß erbeten und erhalten hatte, ſeine Eltern zu beſuchen, gerade da in den Tower. „Was wollt Ihr?" fragte ihn der vierte Dieb, der vor der Thüre des Jewel Office Schildwache ſtand. — „Ich gehöre zum Hauſe," antwortete der junge Edwards, und fügte hinzu, als er ſah, daß er mit einem Fremden rede: „wenn Ihr meinen Vater zu ſprechen wünſcht, ſo will ich ihn davon in Kenntniß ſetzen." Dieſe unerwartete Dazwiſchenkunft brachte die Diebe in Verwirrung, ſie flohen mit Krone und Reichsapfel eiligſt davon, und ſahen ſich bei ihrer Flucht genöthigt, den Scepter ganz zu laſſen.

Alsbald erhebt ſich der alte Aufſeher vom Boden, reißt mit aller Gewalt den Knebel, den man ihm in den Mund geſteckt hat, heraus, und ſchreit, ſo laut er kann: „Mord, Verrath!" Seine Tochter, die auf alles, was unten im Hauſe vorging, aufmerkſam horcht, ſtürzt aus ihrem Zimmer hervor, und wiederholt den Lärmruf ihres Vaters. Der ganze Tower geräth in Alarm. Der junge Eduard und der Hauptmann Beckmann, ſein Schwager, eilen die Diebe zu verfolgen; ſchon hat ein warder verſucht, ſie feſtzuhalten; aber Blood feuert faſt unmittelbar ihm in's Geſicht ſein eines Piſtol ab, der warder, obgleich merkwürdiger Weiſe nicht verwundet, ſtürzt betäubt und ſich faſt todt wähnend zu Boden. Ein alter Soldat, Namens Sill, der ſchon unter Cromwell gedient hatte, ſtand Schildwache an dem Thore, das auf die gerade niedergelaſſene Zugbrücke führt, er ſieht fünf Männer in höchſter Eile vorbeilaufen, legt ihnen aber nicht den geringſten Widerſtand in den Weg, und unaufgehalten verfolgen Blood und ſeine Gefährten ihren Weg nach der Sankt Catharinenpforte, wo bereit gehaltene Pferde ihrer warten. Da ſie ſelbſt immer am lauteſten: „Diebe, Diebe, ſangt ſie, haltet ſie auf" ſchreien, ſo hält die, auf dem Quai zuſammenſtrömende Volksmaſſe, ſie für Verfolger der Diebe, und läßt ſie durch. Nur wenige Sekunden bedurfte es noch, und ſie waren gerettet, da gelang es dem Hauptmann Beckmann, ihnen nahe zu kommen; Blood, wendet ſich, da er ſich von einer kräftigen Fauſt gepackt fühlt, und feuert ſein zweites Piſtol, wieder aus ſehr geringer

Entfernung auf den Hauptmann, fehlt ihn jedoch. Schon außer Stande zu fliehen, oder noch weiter zu kämpfen, war er noch ſo unklug, dennoch nach der Erhaltung ſeines Antheils an der Beute zu ſtreben. Und nur nach den größten Anſtrengungen konnte man dahin kommen, ihm die Krone zu entreißen; als er ſie ſich endlich aus den Händen winden ſah, rief er aus: „Iſt auch mein Bemühen vereitelt und mißglückt, ſo war es doch ein kühnes und edles, handelte es ſich ja doch um eine Krone.“

Parrot, der früher unter dem General Harriſſon gedient hatte, ward gleich nach Blood verhaftet, aber Hunt, Blood's Schwager, und die beiden andern Diebe, gelangten ohne Gefährde an den Ort, wo die Pferde ihrer harrten, und ſprengten in geſtrecktem Galopp davon. Einige Tage ſpäter ward indeſſen Hunt von der Polizei in ſeinem Verſtecke aufgegriffen und nach London geſchafft, wo er das Loos ſeiner Gefährten theilen mußte.

Während der Flucht der Raubgeſellen, und ihres Kampfes mit den Verfolgern, die ihrer habhaft zu werden bemüht waren, lösten ſich die größte Perle, ein großer Diamant und mehre kleinere von der Krone ab. Indeſſen wurden ſie alle, bis auf ein Paar der kleineren Diamanten, wieder gefunden, ſo daß der Schaden nicht ſehr beträchtlich war. Auch der bekannte große Rubin am Scepter, der von dieſem abgefallen war, fand ſich in Parrot's Taſche wieder.

Sobald die Gefangenen an ſicherem Orte in Verwahrſam gebracht waren, begab ſich der junge Eduard zu Sir Gilbert Talbot, der damals Oberaufſeher und Schatzmeiſter des Jewel office war, um ihm alles, was ſich begeben, zu berichten. Sir Gilbert begab ſich darauf unverzüglich in den Palaſt, um des Königs Majeſtät von dem Geſchehenen in Kenntniß zu ſetzen, worauf Carl II. ihm den Befehl gab, unverzüglich in den Tower zurückzukehren, die Gefangenen zu vernehmen, und gleich nach geendigtem Verhör ihn von den Ergebniſſen deſſelben vollſtändig zu unterrichten. Sir Gilbert beeilte ſich, dieſem Befehle zu entſprechen, aber während ſeiner Abweſenheit ließ ſich der König überreden, es werde angemeſſen ſeyn, wenn er ſelbſt die Unterſuchung dieſer Sache und das Verhör der Gefangenen übernehme. In Gemäßheit dieſes ſeines Entſchluſſes, wurden Blood, Hunt und Parrot von dem Tower nach Whitehall geführt.

Einige Zeit zuvor hatte Blood in Gemeinſchaft mit andern Individuen, die unbekannt geblieben, und deren Haupt er war, einen Mordverſuch auf den Herzog von Ormond gemacht. Als ihn der König über dieſes erſte Verbrechen fragte, antwortete er ungefähr wie folgt:

„Ich bekenne mich, für meine Perſon, der That, die mir Eure Majeſtät vorwerfen, ſchuldig; aber ich werde Ihnen nicht die Namen der Männer angeben, die mit mir waren. Ich werde mich nie einer Lüge ſchuldig machen, aber eben ſo wenig das Leben eines Freundes opfern. Der Herzog von Ormond hatte mir mein Eigenthum entwendet, und war Schuld am Tode mehrer meiner Freunde, und wir gelobten uns durch einen feierlichen Eid, uns an ihm zu rächen. Im Uebrigen, Sire, fühle ich mich, ehe ich dieſes mein Geſtändniß endige, gedrungen, Ihnen mitzutheilen, daß ich in eine kecke Verſchwörung wider die Tage Euer Majeſtät verwickelt war. Hinter Geſträuchen am Ufer der Themſe verſteckt, ſollte ich Sie durch einen Carabinerſchuß tödten. Aber während ich Ihnen in dieſem Hinterhalte auflauerte, fühlte ich, wie mir der Muth, Sie niederzuſchießen, entfiel; ich änderte meinen Entſchluß, und brachte auch meine Genoſſen dahin, von ihrem Vorhaben abzuſtehen. Ich weiß recht wohl, Sire, fuhr er dann weiter fort, daß ich für alle die Verbrechen den Tod verdient habe, indeſſen mag ich Ihnen nicht verſchweigen, daß jetzt in London mehr als Hundert unſerer Freunde leben, die gleich uns, die wir uns an den Herzog von Ormond wagten, geſchworen haben, den Tod ihrer Genoſſen zu rächen, und daß ſie ſicherlich ihren Schwur halten würden. Laſſen Sie mich das Schaffot beſteigen, Sire, ſo werden Sie und Ihre Miniſter Tag für Tag von blutiger Rache bedroht ſeyn und keine Minute Ruhe haben. Laſſen Sie uns dagegen Gnade angedeihen, ſo feſſeln Sie Männer an ſich, die fortan ihre Kühnheit und ihren vielerprobten Muth im Dienſte des Staates verwenden würden.“

Durch ſolche und ähnliche Reden ſchmeichelte und ſchreckte der ſchlaue Blood ſeinen König abwechſelnd, und Carl II. ſchenkte ihm und ſeinen Spießgeſellen nicht allein völlige Freiheit und Vergeſſen des Geſchehenen, ſondern er trat mit ihm ſogar in ein ſehr vertrautes Verhältniß, und ſetzte ihm einen Jahrgehalt von fünfhundert Pfund Sterling aus; ja es kam ſo weit, daß Blood einer der mächtigſten Günſtlige Carls, und am königlichen Hofe ſehr angeſehen wurde. Obgleich die Männer von Ehre, von allen politiſchen Parthien, ihn innerlich verachteten, und ihn nur mit Abſcheu betrachteten, ſo ſah man doch vornehme Herren, in großer Anzahl, nach Art der Indier, welche den böſen Geiſtern, an die ſie glauben, göttliche Ehren erweiſen, ſich um ſeine Freundſchaft bemühen, da ſie in Furcht ſchwebten, er möchte ſonſt ſeinen Einfluß zu ihrem Schaden anwenden. Blood ſtarb am 29. Auguſt 1680, ruhig in ſeinem Bette, ohne irgend ein Zeichen von Reue über ſeine Schandthaten, vielmehr ganz verſtockt und vom Himmel verlaſſen.

Digitized by Google

Der ehrwürdige Edwards ward keineswegs belohnt, wie ſeine muthvolle Treue es wohl verdient hatte, nach langem Verzug und vielfachen Bemühungen ſeiner Freunde, erhielt er endlich nur eine Verſchreibung von zweihundert Pfund Sterling, für ſich ſelber, und hundert Pfund für ſeinen Sohn auf den Staatsſchatz; die Auszahlung dieſer geringen Summen ward aber ſo lange verzögert und hinausgeſchoben, und die lange Krankheit, an der er, in Folge der Mißhandlungen, die ihn Blood und ſeine Raubgefährten hatten erleiden laſſen, darnieder lag, hatten ihn zu ſo vielen Ausgaben veranlaßt, und ſeine Vermögensumſtände ſo ſehr verſchlimmert, daß er ſich genöthigt ſah, ſeine Verſchreibung um einen ſehr geringen Preis zu verkaufen. Doch genas er vollſtändig wieder und lebte noch bis zum 30. September 1674, wo er im Alter von vierundachtzig Jahren und neun Monaten ſtarb.

So weit die Mittheilung, die ſich unter den Nachkommen des wackern Hüthers der Kronjuwelen erhalten hat. Niemand weiß übrigens, welche Gründe Carl II. beſtimmt haben können, ſeine Gnade einem ſo notoriſchen Schurken, als Blood, angedeihen zu laſſen; es müßte denn ſeyn, der Grund, den Staat nicht der Dienſte eines Räubers und Mörders zu berauben, hätte ihn dazu veranlaßt; dieſer Grund wäre aber wahrlich nicht ehrenwerth, denn nichts iſt mehr geeignet, die Staatsgewalt zu erniedrigen, als wenn ſie ſolch' ſchlechte Werkzeuge nicht verſchmäht, und ſich ſcheut Verbrechen zu ſtrafen, die keine Nachſicht mehr verdienen. Blood war indeſſen, wie ein Schriftſteller jener Zeit ſich ausdrückt: „ein gedungener Knecht geworden, deſſen Auftrag war, durch Furcht alle ehrenwerthen Männer im Zaum zu halten, die verſuchten, ſich den Anmaßungen des Hofes entgegen zu ſtemmen."

Blood hat noch außer ſeinem Diebſtahl im Tower, einen Mordverſuch, deſſen er ſich ſelbſt ſchuldig bekannte, an dem Herzog von Ormond begangen. Sobald ihm Begnadigung ertheilt worden, ſandte der König Lord Arlington zu jenem, und ließ ihm ſagen, wie er wünſche, daß Blood auch von ſeiner Seite nicht ferner verfolgt werde. Lord Arlington wollte, nachdem er ſeine Botſchaft ausgerichtet hatte, dem Herzog die Gründe des Königs noch weiter auseinander ſetzen, Ormond aber ſchnitt ihm die weitere Rede ab, indem er mit edlem Stolze zu ihm ſprach: „Wenn Seine Majeſtät Blood den Diebſtahl im Tower verzeihen kann, ſo kann Sie ihm auch den an mir begangenen Mordverſuch verzeihen. Der König wünſcht, daß ich ihn nicht ferner mehr verfolge; dieſer Grund genügt mir ſchon; belieben Eure Herrlichkeit mich mit allen weiteren zu verſchonen."

Indeſſen war es nicht allein Ormond's mürriſche Tugend, die ſo

ſehr erſtaunte, Blood bei Hofe in Gunſt kommen zu ſehen, alle Welt überraſchte dieſer merkwürdige Schickſalswechſel im Leben eines Mannes, deſſen Haupt mit ſo vielem Rechte dem Henker verfallen war. Rocheſter webte die folgende Stanze in ſeine Geſchichte der Narren ein.

Blood that wears treason in his face
Villain complete in parson's gown,
How much he is at court in grace
For stealing Ormond and the crown!
Since loyalthy does no man good,
Let's steal the king and out-do Blood.

Welcher Gunſt genießt doch nicht dieſer Blood, er, der Verrath im Antlitz trägt, und jetzt in eines Staatsmanns Kleidern ſteckt, bei Hofe dafür, daß er Ormond tödten wollte und die Krone ſtahl. Da uns nun Treue keinen Gewinn mehr bringt, ſo laßt uns den König beſtehlen und Blood übertreffen *).

Granger, in ſeiner biographiſchen Geſchichte von England, erzählt, daß Blood niemals Oberſt geweſen ſey, obgleich man ihn bei Hofe Oberſt nannte, vielmehr iſt es wahrſcheinlich, daß er im Heere nie einen andern Grad als den eines Lieutenants bekleidet hat. Carte und andere gleichzeitige Schriftſteller behaupten, Blood ſtamme von einer iriſchen Schmiedsfamilie ab, indeſſen iſt der Name Blood in Irland ein Name von Auszeichnung, und die Familien der höheren Stände tragen ihn. Was aber auch ſein Stand und die Claſſe der Geſellſchaft geweſen ſeyn mag, der ſeine Eltern angehörten, er ſpielte an Carls II. Hofe eine ſehr große Rolle. Es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß der König hauptſächlich ihm ſeine Gunſt in ſo hohem Grade ſchenkte, weil er die Entdeckung eines wichtigen Geheimniſſes des Hofes von ihm fürchtete. Ja, der bekannte Charakter Carls II. läßt es nicht ganz unglaublich erſcheinen, daß er in arger Geldverlegenheit Blood beauftragt habe, ihm ſeine eigene Krone, ſeinen Scepter und Reichsapfel zu ſtehlen.

Ich habe ſchon erwähnt, daß früher im Tower, neben den Regalien und den Waffenſälen, den Schauluſtigen auch eine Menagerie gezeigt wurde, die jetzt ſehr vernünftiger Weiſe in den zoologiſchen Garten verſetzt worden iſt. Noch bleibt den Beſuchern indeſſen die Sanct Peterskapelle zu ſehen, wo die ſterblichen Reſte vieler in Englands

*) **Let's steal the king and out-do Blood.** Dieſe Zeile hat noch den Doppelſinn, „laßt uns den König ſtehlen (gefangen nehmen, fortſchaffen), und Blood übertreffen," der ſich auf die Unzufriedenheit bezieht, welche viele Regierungsmaßregeln Carls II. veranlaßten, der die furchtbare Lehre, welche ihm die Revolution gegeben hatte, nur zu ſchnell vergaß, und ſich zu, durch nichts zu rechtfertigende, Reactionen und ſelbſt zu politiſchen Hinrichtungen verleiten ließ. Anmerkung des Ueberſetzers.

Geſchichte Berühmter ruhen; ferner das record office oder Bureau der Archive, in dem alle Urkunden, die ſich auf Staatsverträge u. ſ. w. beziehen, von der Eroberung Englands durch die Normanen an bis auf die neueſte Zeit, ſich befinden; dann den Blutthurm (bloody Tower), wo Eduard V. und ſein Bruder, auf Befehl Richards III., ermordet wurden, den Thurm von Wackefield, wo Heinrich VI. ermordet ward, und der ſeinen Namen von den Gefangenen erhielt, die in der Schlacht von Wackefield gemacht wurden, und zuletzt noch das Verrätherthor, den Laternenthurm, das Bureau der Artillerie, den Saal der Pläne (modelling room), wo die Pläne und Modelle der vornehmſten feſten Plätze in Europa aufbewahrt werden.

Damit iſt unſer Beſuch im Tower geendet; ich habe verſucht, eine möglichſt genaue Beſchreibung deſſelben zu geben, denn es iſt nicht allein ſeine jetzige Geſtalt, die ihm ſo hohen Werth in den Augen derer gibt, die ihn zu beſuchen kommen, vielmehr ſind es die hiſtoriſchen Erinnerungen, die dem Fremden bei jedem Schritte aufſtoßen; knüpft ſich ja doch faſt die ganze Geſchichte Großbitanniens an den Londoner Tower. Aber die Aufzählung alles deſſen, wovon ſeine Mauern ſtumme, theilnamloſe Zeugen waren, einer geübtern Feder will ich ſie überlaſſen, nur die Namen einiger der glänzendſten Gefangenen, die ſeit der Eroberung Englands durch den Normanenherzog, ſeit dem Biſchof von Flambard, dem ungetreuen Schatzmeiſter Wilhelms des Rothen, bis auf die Verſchwörer von Catoſtreet hier traurige Tage verlebten, will ich anführen.

Der erſte von dieſen Allen iſt Wilhelm Wallace, der, was man auch ſagen mag, kein Verräther war, denn er hatte keinen Eid des Gehorſams geleiſtet, ſondern ein Held, deſſen hohes Streben ihn in den Augen eines grauſamen und eiferſüchtigen Königs ſchuldig erſcheinen ließ. Er wurde an eines wilden Roſſes Schweif gebunden, und ihm dann, während er noch lebte, der Bauch aufgeſchlitzt und die Eingeweide herausgeriſſen. Darauf kamen in chronologiſcher Folge, der König Johann von Frankreich, den der ſchwarze Prinz als ſeinen Gefangenen durch Londons Straßen ſchleppte, und dann hier einkerkern ließ; Jakob I. von Schottland, der größte Fürſt ſeines Reiches; der Herzog von Clarence, Bruder Eduards IV.; die Söhne Eduards, deren tragiſches Loos, Dank Poeten und Malern, ſo viele Herzen gerührt hat; Sir Thomas Moore, der wie ein Märtyrer im Tower-Hill enthaupt ward; Anna Boulen und Catharina Howard, die beiden Gemahlinnen Heinrichs VIII.; Heinrich Howard, Graf von Surrey, der gleichfalls unter der Herrſchaft dieſes Ungeheuers, unter der man in England zweiundſiebenzigtauſend Hinrichtungen zählte, dem Scharfrichter verfiel; Lady Jane Gray, dieſes edle und ſchuldloſe Opferlamm, deren Tod der

Digitized by Google

Thränen ſchon ſo viele gekoſtet hat; Eliſabeth, die hier als Prinzeſſin, ihres Glaubens wegen, eingekerkert ward; Robert Devereux, Graf von Eſſex, nicht minder berühmt als die Königin, die ſich weigerte ihn zu begnadigen; Sir Walter Raleigh, einer der größten Männer, die England geboren; Lord Bacon, der dort bei weitem nicht lange genug ſeyn ſchmachvolles Thun büßte; die Anſtifter des Gunpowder plot, dieſes in der Geſchichte aller Völker ſo allein daſtehenden, unter dem Namen Pulververſchwörung bekannten Complottes; Sir John Elliot, einer der Gründer der jetzt beſtehenden freiſinnigen Geſetzgebung, die der höchſte Schmuck Englands iſt; Thomas Wentworth, Graf von Strafford, und William Laud, Erzbiſchof von Canterbury, die zwei Ehrgeizigen die ſich verbrüdert hatten, um unumſchränkte Herrſchaft auf den Trümmern des öffentlichen Rechts und der Freiheit zu errichten; Harriſon Morton, Ludlav, Hutchinſon und die übrigen die im Parlament für Carls I. Tod geſtimmt und die Gelangung ſeines Sohnes zum Throne noch erlebt hatten; die Verſchwörer von Rye Houſe, unter Carls II. Regierung, die jacobitiſchen Aufrührer, unter Georg II., und endlich, um dieſe allzulange Liſte zu ſchließen, die Verſchwörer von Catoſtreet, die ſo muthvoll geſtorben ſind. *)

*) In den Jahren, welche den Anſtrengungen Großbitaniens, der napoleoniſchen Weltherrſchaft ein Ende zu machen, folgten, teilten die Tories die öffentlichen Angelegenheiten, und Caſtlereagh, der Liebling Georgs IV., ſtand an der Spitze des Cabinets. Seine Verwaltung brachte, und wohl auch mit vollem Rechte, die große Maſſe der Engländer gegen ihn auf; Theurung und Mangel, mit in Folge der Opfer, welche England in den Kriegsjahren hatte bringen müſſen, ſteigerten noch die Mißſtimmung, namentlich in den untern Claſſen; Volksaufſtände und Tumulte, bei denen die bewaffnete Macht einſchreiten mußte, waren an der Tagesordnung. Mehre, den untern Ständen angehörige Männer, wurden im Spätjahre 1819 verhaftet und der Abſicht überführt, ſie hätten die Miniſter ermorden und auf dem Wege der Gewalt den König zwingen wollen, ſeine, der Freiheit und Ehre der Nation gefährliche und unwürdige Politik zu ändern; es ward dargethan, jene Männer hätten in einem Stalle in der Catoſtreet in London, Waffen und einen nicht unbedeutenden Pulvervorrath aufgehäuft; freilich fehlte es dabei von whiggiſtiſcher Seite nicht an Behauptungen, Agenten der Miniſter haben jene überſpannten Schwärmer zu dem Plane einer Gewaltthat aufgereizt, um den Rathgebern der Krone hinterher Vorwand zu leihen, die Rechte und Freiheiten des Volkes noch mehr zu beſchränken. Vor die Aſſiſen geſtellt, wurden die Haupträdelsführer der Verſchwörung: Thiſtlewood, Ings, Bonut und Tidd zum Tode verurtheilt, weil ſie verſucht hatten, die Waffen gegen den König zu ergreifen, und ihn zur Abänderung ſeiner Maaßregeln und Räthe gewaltſam zu zwingen, und am 1. Mai 1820 hingerichtet. Sie ſtarben muthvoll und tief vom Volke bedauert.

Anmerkung des Ueberſetzers.

Der wohlthätige Mörder.

Spaniſche Criminalgeſchichte.

Die Alpurarras *), dieſe zu den Zeiten der Mauren ſo blühende Gegend, iſt jezt in Allen ihren Theilen nur noch ein öder, vereinſamter Landſtrich. Einige zerſtreute Hütten, ein Paar halbverfallene Ventas ſind alles, was ihr von früherem Reichthum geblieben ſind. Der Reiſende, den dorthin ſein Weg führt, ſieht nichts als öde Hügel und brach liegende Ländereien, und Leere und Elend überall.

Indeſſen ſchien ſeit mehren Jahren ein Dorf, troz des Elends rings umher, friſch aufzublühen; es iſt daſſelbe zwiſchen zwei Bächen gelegen, von denen der eine der rothe Fluß (el rio Bermejo), der andere der Blutfluß (el rio Sangre) genannt wird; beide ergießen ſich in den Trevelez. Alle Reiſenden, die von Grenada nach Ugijar gehen, und den Weg verfolgen, der durch den ſüdlichen Theil der Sierra-Nevada gebahnt iſt, ſtaunen, wenn ſie plözlich reiche, gut bebaute

*) Die Alpurarras, oder Alpujarras, ſind bekanntlich eine, von vielen Zwiſchenthälern durchſchnittene Gebirgskette in der Provinz Granada.

Felder und Wohnungen ſehen, wo Alles Wohlſtand und Behagen athmet, und wo ihnen kräftige und frohe Bauersleute begegnen. Nur wird der angenehme Eindruck, den die heitere Gegend und ihre zufriedenen Bewohner machen, gar ſehr durch Kreuze geſtört, die längs des Weges aufgepflanzt ſind, traurige Denkmäler unglücklicher Menſchen, die hier das Ziel ihrer Tage fanden. Die nächſte Umgegend des blühenden Dorfes ſchien in der That ein verhängnißvoller Ort zu ſeyn; mehre Mordthaten waren ſich raſch gefolgt, Niemand vermochte deren Urheber zu errathen, Niemand die Hand zu bezeichnen, die ſich dort mit unſchuldigem Blute befleckte hatte. Nur darüber war man einig, ein Fremder müſſe es geweſen ſeyn, Niemand aus dem Dorfe und der Umgegend brauchte zu einem Verbrechen ſeine Zuflucht zu nehmen, denn Dank der Großmuth Don Vincentes de Bentaval, waren Alle ohne Noth und Sorgen.

Don Vincente de Bentaval war ein Mann von ſeltenen Eigenſchaften, Erbe eines ziemlich bedeutenden Vermögens, verwendete er alle ſeine Einkünfte, um Nothdürftige zu unterſtützen. Sey es, daß dieſe ſich an ihn wandten, oder daß er verſchämte Arme in ihren Hütten aufſuchte; durch Aufmunterungen, die er am rechten Orte und zu rechter Zeit ertheilte, durch viele Ermahnungen war es ihm gelungen, bei den Einwohnern des Dorfes, das er bewohnte, Luſt und Liebe zur Arbeit zu erwecken, nachdem ſeine milden Gaben ſie vor dem drückendſten Mangel bewahrt hatten. Freilich hatte er zu dieſem edlen Zwecke ſeine Einkünfte ſchon auf Jahre voraus verwendet, und gewiß würde er auch den eigentlichen Fond ſeines Vermögens angegriffen haben, hätte das in ſeiner Gewalt gelegen; aber ſein Vermögen beſtand in Grundbeſitz, und konnte nicht ſobald veräußert werden. Alles Geld, das ihm verfügbar war, hatte er ſchon verſchenkt, und ſo kam es, daß er, der Allen rings um ihn her zu einem kleinen Vermögen verholfen hatte, ſich nicht ſelten in drückender Geldverlegenheit befand. Indeſſen waren ſeine perſönlichen Bedürfniſſe ſehr gering und leicht beſtritten, ein Gemüſe, ein Stückchen Käſe, ein Paar Kaſtanien oder Goldäpfel, waren faſt ausſchließlich ſeine Nahrung. Einige Schollen der trefflichen ſpaniſchen Erbſen, die ihm diejenigen, die er ſich verpflichtet hatte, hie und da zum Geſchenk machten, galten ihm ſchon als Leckerbiſſen. Wollte er ſich noch außerdem einmal ein recht ſchwelgeriſches Mahl bereiten, ſo nahm er Netz und Flinte, um ſich aus dem Rio de Trevelez ſchmackhafte Forellen, oder aus den nahen Waldungen Wildprett, Rebhühner oder Caninchen zu holen, und ſtets kehrte er mit gefüllter Jagdtaſche heim, denn er war ein ſehr geſchickter Schütze, und fehlte nur ſelten ſein Ziel; ebenſo

Digitized by Google

ſelten aber fand die Jagdbeute den Weg aus ſeiner Taſche in ſeine Küche; wußte er im Dorfe einen Kranken oder einen Reconvaleſcenten, ſo mußten ſie ſie haben, damit es ihnen nicht an einer ſchmackhaften und leichten Nahrung gebreche.

Don Vincente trug einen zerlumpten Rock, deſſen ſich, außer ihm, der ärmſte Mann, drei Meilen in der Runde, geſchämt haben würde; er ward aber ordentlich böſe, wenn ihm ſeine Freunde Vorſtellungen über einen Anzug machten, der gar zu ſehr an jenen griechiſchen Weltweiſen erinnerte, der ſeine Wohnung in einer Tonne hatte, und am hellen Mittage Menſchen mit der Laterne ſuchte; „was wollt Ihr," pflegte er dann zu ſagen, „ſind meine Kleider nicht noch lange gut für mich, folgte ich Euch, ich würde mein Geld verſchwenden, um wie ein Majo (Stutzer) einherzuſtolzieren, und wo ſollte ich dann etwas für meine Armen hernehmen." Nur durch Liſt hatte ihm der Pfarrer des Orts einen neuen Anzug, ſammt ſchönem Mantel, aufgedrungen, und, zur großen Ueberraſchung ſeiner Bekannten, war Don Vincente faſt eine ganze Woche lang leidlich herausgeputzt, aber ehe noch der Sonntag kam, war dieſer Anzug ſchon wieder defect geworden; er war nämlich auf der Landſtraße einem halbnackten Greiſe begegnet, der, von zwei jungen Leuten geführt, auf einem Eſel ritt. — „Wo wollt Ihr denn hin?" rief er ihnen zu. „Ach," antwortete der Aelteſte der Beiden, „unſer Vater iſt ſehr krank, und der Arzt hat ihm den Gebrauch der Mineralbäder von Pitrés verordnet, das iſt nicht mehe weit von hier, und dort wollen wir mit ihm hin."

„So laßt ihn doch, da er krank iſt, ſich nicht ſo leicht gekleidet dem Einfluß der Luft ausſetzen, deckt ihn doch mit einem Mantel zu."

„Wir haben keinen mehr," antworteten die beiden jungen Leute, „und haben den, der unſerem Vater gehörte, verkauft, um Arzneien davon zu bezahlen, die ihm verordnet worden ſind."

„Guter Gott, nicht einmal einen Mantel zu haben, wenn man krank iſt!" rief Don Vincente mitleidig aus, „da nehmt den meinigen;" und mildthätiger als Sanct Martin, der ſeinen Mantel in zwei Theile ſchnitt, um mit einem Armen zu theilen, gab Don Vincente dem kranken Greiſe den ſeinigen ganz. Entbehrungen aller Art waren für ihn wie gar nicht vorhanden, wenn er nur geben konnte. Geben allein war ihm eine Nothwendigkeit geworden, ſo daß ihn viele Leute wie einen Heiligen verehrten, während andere ihn für etwas verſtandesſchwach oder geiſtesabweſend hielten. Welcher Anſicht man indeſſen auch über den Zuſtand ſeines Geiſtes ſeyn mochte, Jedermann betrachtete ſein Benehmen als höchſt ehrenwerth, und wünſchte nur, es möge

Digitized by Google

recht viele Irren ſeiner Art geben, denn er hatte Wohlſtand in der ganzen Gegend verbreitet, und um ſo unerklärlicher war es, wie unter einer zufriedenen und betriebſamen Bevölkerung Verbrechen, wie ſie ſich auf der Landſtraße ſo oft wiederholt, hatten begeben können. Drei Opfer der Habſucht eines Verbrechers zählte man in einem kurzen Zeitraum, und von mehren Reiſenden, die verſchwunden waren, verlor ſich gerade in den Alpurarren die Spur; ſie hatten wahrſcheinlich in einer Schlucht oder einer verſteckten Höhle ein von Keinem gekanntes Grab gefunden. Beſonders merkwürdig aber war, daß der, oder die unbekannte Miſſethäter, nie auf einen der Bewohner der Gegend einen Angriff gemacht hatten.

Das erſte Opfer, das gefallen, war ein als Schlemmer bekannter Canonicus aus Granada. Das Jahr zuvor hatte er geſunden Hunger in den Bädern von Alhamba wiederzufinden gehofft, dieſes Jahr war er von ſeinen Aerzten in die Alpurarras geſchickt worden, um an ihren Quellen zu verſuchen, ob denn nichts ſeinem Magen wieder aufhelfen, und ſeinem abgeſtumpften Gaumen etwas Reiz verſchaffen könne. Sein Kammerdiener und ſein Koch waren ihm vorausgeeilt, um ſein Mittageſſen und ſein Quartier für ihn herzurichten. Er ritt allein auf einem Mauleſel ſeines Wegs daher, als er am hellen Tage, am Ufer des Blutfluſſes, von zwei Flintenſchüſſen getroffen wurde. Um ihn vollends zu tödten, hatte ihm darauf der Mörder das Gehirn mit einem ſchweren Stein zerſchmettert, und ihm ein Paar Ringe, die er trug, ſeine Uhr. und eine, wie ſein Kammerdiener ſpäter ausſagte, ziemlich bedeutende Summe genommen, die der Unglückliche in ſeinem Koffer mit ſich geführt hatte.

Der zweite Erſchlagene war Don Eſteban Carcabuy, ein reicher Kaufherr aus der kleinen Stadt Adra, der, nachdem er eine bedeutende Getreidelieferung nach Frankreich verkauft hatte, ſich jetzt wieder neue Vorräthe, um billigen Preis, verſchaffen wollte, und deßhalb umherreiste, um bei den Bauern ſelbſt eine bedeutende Quantität Korn aufzukaufen; weiterer Zweck ſeiner Reiſe war noch, in Granada eine Lieferung Seide in Empfang zu nehmen. Unfern des Fluſſes Trevelez war auch er ermordet worden, und, gleich dem unglücklichen Canonicus von zwei Flintenſchüſſe durchbohrt, worauf der Mörder ihm gleichfalls das Gehirn zerſchmettert und ihm eine Summe von zwanzigtauſend Realen abgenommen hatte.

Der dritte todt Gefundene war der Zahlmeiſter eines, in Granada in Garniſon liegenden Regimentes, der, um den Sold und die übrigen im Regimente vorkommenden Ausgaben decken zu können, Anweiſungen

auf die Kriegsſteuer erhalten hatte, welche die in den Alpurarras gelegenen Dörfer zu zahlen ſchuldig waren. Nach dem in Spanien herrſchenden alten Gebrauche hatte er die einzelnen Beiträge in Silber unmittelbar aus den Händen der Alcalden in Empfang genommen, und war jezt auf der Heimreiſe in ſein Standquartier begriffen. Ein Detaſchement Soldaten, das ihn bei der Einkaſſirung der Gelder begleitet, hatte er mit allem, in Silber eingenommenem Gelde vorausgeſchickt, während er ſich einige Zeit in Alpuaſtar aufhielt; er ſelbſt aber verwahrte in ſeinem Mantelſacke die bedeutendſte Summe in Goldmünzen. Er ritt raſch die Straße entlang, um wo möglich noch die ihm zur Bedeckung dienenden Infanteriſten einzuholen. Aber da, wo die Heerſtraße zwiſchen den von der Caldera gebildeten Lachen und Pfützen hinläuft, und das ſchwierige Terrain ihn zwang, im Schritt zu reiten, ward er von zwei Flintenſchüſſen zu Boden geſtreckt, ihm dann das Gehirn mit einem ſcharfkantigen Felsſtück zerſchmettert, und ihm aus dem Mantelſacke, den er aufgeſchnallt hatte, ſein Gold genommen.

Alle drei waren ganz auf dieſelbe Weiſe und faſt unter denſelben Umſtänden ermordet worden, ſo daß es höchſt wahrſcheinlich ſchien, ein und daſſelbe Individuum habe alle drei Verbrechen begangen. Aber auf Niemand in der ganzen Gegend laſtete auch nur der leiſeſte Verdacht, die Juſtiz konnte keine Spur auffinden, und nur ein Zufall führte zur Entdeckung des Miſſethäters.

Zwei junge Weingärtner hatten hundert und vierzig cantares Wein einem Branntweinbrenner in dem Dorfe Atalbaytar verkauft, und der freundlichen Einladung deſſelben, von ſeinem Fabrikat zu koſten, nicht widerſtehen können; ſie hatten denn auch ſo viel davon gekoſtet, daß ſie, als ſie den Heimweg antraten, die Bemerkung machten, daß ihre Beine nicht mehr recht fort wollten. Da es ein ſehr heißer Tag war, und die beiden jungen Burſche nicht eben Eile hatten, ſo hielten ſie es für gerathen, eine Weile auszuruhen, und ihren Rauſch verfliegen zu laſſen, damit man zu Hauſe nicht ſehe, daß ſie des Guten ein wenig zu viel gethan, und ſuchten ſich einen ſchattigen Ort nahe an der Straße aus, wo ſie eine Weile ruhen wollten. Ein kleiner, ausgetrockneter Graben unfern der Straße ſchien ihnen am bequemſten, und ſie legten ſich dorthin im Schatten eines hohen Hollunderſtrauches, der ſie faſt ganz verdeckte. Sie ſchliefen bald ein, und hatten ſchon ein Paar Stunden bis etwa um die Zeit des Sonnenunterganges dort gelegen, als ſie plötzlich durch den Schall zweier Schüſſe, die faſt unmittelbar in ihrer Nähe abgefeuert wurden, erwachten. Schlaftrunken rieben ſie ſich die Augen, und ſahen dann einen Menſchen, der ſich

auf einen andern, den er eben niedergeſchoſſen hatte, ſtürzte, um ihn mit einem Steine vollends zu ermorden. Alsbald eilten ſie herbei, und bemächtigten ſich des Mörders, der ihnen verzweifelte Gegenwehr bot, ſo daß ſie erſt nach langem Kampfe ſeiner Herr wurden, und ihm die Hände auf den Rücken binden konnten; darauf ſprangen ſie dem Reiſenden bei, der aber war von einem zu geſchickten Schützen niedergeworfen worden; ſeine beiden Wunden waren tödlich und nach Verlauf weniger Minuten ſtarb er in ihren Armen. Sie führten oder ſchleppten vielmehr ihren Gefangenen darauf nach Atalbaytar, und lieferten ihn vorläufig in die Hände des dortigen Alkalden, dem ſie Bericht von dem furchtbaren Morde gaben, deſſen verborgene Zeugen ſie geweſen.

Wie groß aber war die Ueberraſchung des Alkalden und aller Bewohner des Dorfes Atalbaytar, als ſie in dem Mörder den milden, wohlthätigen Don Vincente Ventaval y Sazar, den Schutzengel ihres Nachbardorfes erkannten. Gewiß, hätte nur der leiſeſte Zweifel über die Ausſagen der beiden Zeugen obwalten können, es würde Don Vincente ein Leichtes geweſen ſeyn, alles abzuläugnen, ſo ſehr war man von ſeinem Edelmuth und ſeinem frommen Wandel überzeugt. Aber, da er in dem Augenblicke ergriffen worden war, wo er im Begriffe ſtand, den Ermordeten zu plündern, da ſein eben entladenes Gewehr noch neben ihm lag, fühlte er wohl, wie jedes fernere Leugnen zu nichts helfen werde, und verſtand ſich dazu, den begangenen Mord einzugeſtehen.

Später vor den Alcalde Major von Ugijar *) geführt, bekannte er ſich nochmals nicht allein als Urheber dieſes Mordes, ſondern noch zu dem der drei andern an jenem Orte begangenen Verbrechen.

„Aber, wie war es möglich,“ fragte ihn der Alcalde Major, „daß Ihr ſo das Blut Eurer Nebenmenſchen vergießen konntet?“

„Ich geſtehe,“ antwortete Don Vincente, „es koſtete mich viele Ueberwindung, ehe ich mich dazu entſchloß, und erſt nach reiflicher Ueberlegung that ich es. Seit langer Zeit, und ſchon auf Jahre hinaus, waren alle meine Einkünfte ausgegeben, ich hatte alles armen Mitbrüdern geſchenkt, und doch mußte ich noch immer mit anſehen, wie meine Armen Noth litten, und ihre Klagen zerriſſen mir das Herz; der eine wandte ſich an mich: „Ich habe Hunger und es gebricht mir an Brod,“ der andere: „Mich friert und ich habe kein Gewand, meine Blöße zu bedecken,“ und dann hieß es wieder: „Das iſt alſo der

*) Ugijar iſt der Hauptort der Alpuxarras.

mildthätige Mann, und er rührt ſich nicht, unſerer Noth abzuhelfen.“ Am Tage und in jeder Stunde der Nacht war es mir, als höre ich ihre Klagen und ihre Seufzer, und das zerriß mir das Herz. Ein Umſtand vor Allem vermehrte noch meinen Schmerz und die Beklemmung, die ich, ob der Verlegenheit nicht helfen zu können, empfand. Ich hatte hie und da zwei brave Ackersleute Pedro Truſo und Ramon el Rubio unterſtützt. Der Sohn des einen liebte ſeines Nachbarn el Rubio Tochter; beide Väter waren auf meinen Rath geneigt, die jungen Leute mit einander zu verbinden, und am heiligen Tage von Mariä Empfängniß ſollte ihre Hochzeit ſeyn. Aber eine Feuersbrunſt verzehrte eine Scheuer Ramon el Rubios, mit ihr ging ein großer Theil ſeiner Erndte verloren, und er ſah ſich außer Stande, die Mitgift herzugeben, die er ſeiner Tochter verſprochen hatte, und unter dieſen Umſtänden wollte der Vater ihres Bräutigams nichts mehr von der Verbindung wiſſen.

Die beiden Brautleute wandten ſich in ihrer Noth an mich, ihr Schmerz und ihre Betrübniß war ſo groß, daß ich ihr nicht widerſtehen konnte; ich verſprach ihnen, ihrem Unglück abzuhelfen, und meinerſeits die Mitgift herzugeben. Indeſſen hatte ich ſchon lange alles ausgegeben, über das ich nur verfügen konnte. Ich machte mich nach Ugijar auf, und wandte mich dort an einige alte Freunde, um von ihnen ein Darlehen zu erhalten, aber ſie verſpotteten mich mit meiner Bitte. Bereitwilliger fand ich einige Wucherer, mir Geld zu leihen, ſie forderten indeſſen Bürgſchaften, die ich zu leiſten außer Stande war. Auf dem Rückwege entſchloß ich mich, für meine Armen ſelbſt zu betteln; indeſſen erhielt ich nur ein Paar Realen, und ich bedurfte dreißig Unzen Gold. Traurigen Muthes und nicht Rath noch Hilfe wiſſend, wollte ich ſchon nach Hauſe kehren, da begegnete mir auf der Heerſtraße, unfern meines Dorfes, der Canonicus Gregorio. Ich dachte, ſein heiliges Amt würde ihn milder für Anderer Leid ſtimmen, als meine übrigen Freunde, und fragte ihn daher, ob er mir wohl eine Summe Geldes leihen könne. Er antwortete mir, in ſeinem Koffer liegen hundert Unzen Gold, und ſie ſtehen mir zu Dienſten.

Ich dankte ihm für ſeine Bereitwilligkeit, und erzählte ihm, welchen Gebrauch ich von ſeinem Gelde zu machen gedächte; da wandte er ſich von mir ab, und rief lachend, zu ſolch' thörichtem Zwecke werde er mir keinen Maravedi leihen. Ich ſah nun ein, auch er ſey der ſchlechten Reichen einer, über die man Zeter und Wehe ſchreien muß, und die einſt auf Ewigkeit im hölliſchen Feuer brennen werden. Ich verhehlte ihm das nicht. Er antwortete mir, als habe er es mit einem Wahn-

Digitized by Google

ſinnigen zu thun, mit einem Wahnſinnigen, den man binden müſſe. „Ich und wahnſinnig! ich, der ich nur aus chriſtlicher Milde und aus Liebe zu meinem Nächſten alſo handelte. Ich trat vier Schritte zurück, ich lud die Jagdflinte, die ich bei mir hatte.... Da der Canonicus den Hahn knarren hörte, den ich ſpannte, ſpornte er ſein Maulthier, und wollte eiligſt entfliehen, ich aber war ſchneller als er, und jagte ihm zwei Kugeln in ſeinen ſündigen Leib, daß er zu Boden fiel."

„Und dann," unterbrach ihn der Alcalde, „begingt Ihr die Grauſamkeit, ihm das Haupt mit einem Steine zu zerſchmettern?"

„Was wollt Ihr, mich zwang es unwiderſtehlich dazu, ich kann kein Weſen leiden ſehen, und ich beſchleunigte ſeinen Tod, damit er keine Schmerzen weiter in dieſer Welt erdulde."

„Ihr hattet mit dieſem Morde noch des Blutes nicht genug vergoſſen?"

„Nein, gewiß nicht, ich fand bei allen Reichen verderbte Herzen, ſie waren unwürdig des Gutes, mit dem der Himmel ſie geſegnet, ſie behandelten mich als wahnwitzigen Verſchwender! mich als wahnwitzig, weil ich keinen Unglücklichen leiden ſehen kann, ohne ihm Hilfe zu bringen. Da ſagte ich mir, ich würde ein Gott wohlgefälliges Werk thun, wenn ich dazu beitrüge, die Ungerechtigkeiten wieder gut zu machen, die der Zufall verſchuldet, und ſo habe ich ſchlechte und hartherzige Reiche erſchlagen, um ihre Habe unter Arme zu vertheilen."

Nach dieſen Geſtändniſſen und den Thatſachen, die ſo offen und klar vorlagen, konnte die Juſtiz nicht anders als gegen Don Vincente Bentabal y Sazar einſchreiten; er wurde vor das königliche Tribunal zu Granada geſtellt, und die alcaldes del crimen verurtheilten ihn zum Tode. Vergebens verſuchte der Advokat des Beklagten die guten Abſichten ſeines Clienten als Milderungsgrund von bedeutendem Gewicht geltend zu machen, ihm wurde erwidert, daß nach dem Ausſpruche eines der frömmſten Kirchenväter die Hölle mit guten Abſichten gepflaſtert ſey. Der Advokat erinnerte ebenſo ohne Erfolg daran, daß in Frankreich, zu Ludwigs XIV. Zeiten, der Schreiber des Biſchofs von Bayeur, der eine Summe von hundert Louisd'or nach Paris zu bringen hatte, von dem Biſchof, der wegen ſeines frommen Lebenswandels weit und breit berühmt war, ſchlauer Weiſe um dieſes Geld gebracht worden ſey, welches er dann unter hilfsbedürftige Arme zu vertheilen beabſichtigt hatte, und nicht eher herausgab, als bis eine Klage wider ihn beim Policei-Lieutenant eingelaufen war, daß ferner das Geſetz in vielen Fällen die an und für ſich ſtrafbarſten Mittel entſchuldige, falls nur der Zweck ein würdiger und gut zu heißender ſey,

welches verabſcheuungswürdigeres Verbrechen gebe es nun wohl, als das, ſeine Kinder zu ermorden, und doch geſtatte es das Geſetz um eines würdigen Zweckes willen, und er erinnere an das Geſetz 8, Abſchnitt 17 der vierten partida, wo es heiße: Seyendo el padre cercado en algun castillo que toviesse de senor, si fuesse tan cuytado de fambre que no oviesse ol quecomer, puede comer al figo sin mal estança ante que diesse el castillo, sin mandado de su senor. (Der Vater, der in einem Schloſſe, das er für ſeinen Herrn beſetzt hält, belagert wird, kann, wenn er von Hungersnoth bedrängt, keine Nahrung mehr hat, ohne ein Verbrechen zu begehen, ſeinen Sohn verzehren, ehe, als daß er, ohne ſeines Herrn Befehl, das Schloß übergibt.)

Zuletzt kam noch der nicht ungeſchickte Vertheidiger Don Vincentes darauf zurück, wie die Bevölkerung eines ganzen Dorfes den Beklagten, der ihr Glück und Wohlſtand verſchafft hätte, wie einen Vater ſegne und liebe, und das Gericht anflehe, ihn ihr wieder zu ſchenken, und ferner ſey es als erwieſen anzunehmen, daß Don Vincente, da er den dreifachen Mord begangen, des Gebrauchs ſeiner Vernunft nicht ganz mächtig geweſen, eine Angabe, die auch ein Arzt, der ihn in ſeinem Gefängniſſe beſucht hatte, bekräftigte.

Als Don Vincente erfuhr, er ſey zum Tode verurtheilt, rief er aus: „ach, mein Gott, wer ſoll ſich denn nun meiner Armen annehmen!“

„Die Königin Regentin,“ ſchließt der Bericht, dem wir dieſen, in pſychologiſcher Hinſicht merkwürdigen Criminalfall entnehmen, „findet ſich vielleicht berufen, das Urtheil der Richter nicht zu beſtätigen, und dem Mörder ihre Gnade angedeihen zu laſſen. Wie dem aber auch ſey, betet mit uns für ſeine arme Seele.“

Dramaturgiſche Umriſſe.

Richard Savage.

(Aufgeführt in Stuttgart, den 28. Oktober.)

Den Vorwurf, der uns Deutſchen in letzter Zeit gewöhnlich gemacht wurde, daß wir kein wirkſames Bühnenſtück erfinden können, und hierin den Franzoſen nachſtehen müſſen, hat der Verfaſſer des obigen Drama's glänzend widerlegt. Es iſt eine Anekdote, die er ſich wählte, welche einige Wochen hindurch dem großen London zu ſprechen und zu lachen gab, und deren tragiſche Wendung wohl am Ende, trotz der Excentricität der Hauptfigur und ihrer practiſchen Untüchtigkeit, die Gemüther tief im Innerſten zu erſchüttern im Stande war. Aus dieſem Gegebenen ſchuf Gutzkow ein ächtes, hiſtoriſches Genrebild für die Bühne, und ich darf wohl hinzuſetzen, mit Meiſterhand. Keine einzige Beziehung, welche die Zeit ihm bot, ließ er unbenützt, Alles — ſelbſt die kleinſten Züge, wußte er hinein zu verflechten und zu ſeinem

Zwecke zu verwenden, um bald die von ihm geſchaffenen Charaktere heller zu beleuchten, bald die Handlung dadurch zu motiviren. Daß wir hie und da im Publicum von zeitgemäßen Anſpielungen ſprechen hören — womit man unſere Zeit gemeint wiſſen will — zeugt nur für die Wahrheit dieſer Anſpielungen überhaupt, und für die Ungezwungenheit wie ſie ſich geben. Wie Gutzkow es verſteht, mit wenigen Zügen die Charaktere ſich durch ſich ſelbſt ſchildern zu laſſen, und durch ihre eigenen Worte und Handlungen uns deutlich klar vor Augen zu ſtellen, beweist, neben ſo vielen Andern noch, die erſte Scene der Lady Macclesfield, mit dem Lord Mariſhall, ihrem Schwager.

Bei allen dieſen Vorzügen, die ſelbſt die Gegner zugeſtehen müſſen, hört man doch aber behaupten, der Richard ſey kein tragiſcher Held, das ganze Stück kein Trauerſpiel. Je nun, wenn's weiter nichts iſt, ſo wollen wir darum nicht ſtreiten. Es iſt anzunehmen, daß Gutzkow über die wahre Bedeutung dieſer Benennungen, im Sinne ſeiner Tadler, ſo gut im Klaren iſt, als dieſe ſelbſt, und daß er ſich gerade aus der Menge von ächten, tragiſchen Helden, die er ſeinen begabtern Mitbewerbern um die Palme, überläßt, dieſen nur ſcheinbaren Helden erwählte, und aus Caprice ſein Drama, ein bloßes Schauſpiel, mit dem ſtolzen Namen „Trauerſpiel" belegen mochte. Nehmen wir es immerhin an, wenn wir dem Verfaſſer nicht gern ein beſcheidenes Mißtrauen in ſeine Kraft zutrauen wollen, das ihn an großartigern Helden vorübergehen ließ.

So viel iſt gewiß, daß wir ſeit Jahren ächt tragiſche Helden, die ihre Ahnenprobe vor einem Heroldsamt, von vierundzwanzig Perücken, glorreich beſtehen würden, auf der deutſchen Bühne erſcheinen ſahen, und ſie eben ſo in ächt tragiſche Gewebe verflochten, mit den erhabenſten und ſentimentalſten Verſen ausgeſtattet, ſelbſt vom Beifall des Publikums umrauſcht fanden, ohne doch von einem ſo durch und durch Leben athmenden Drama, einer ſo neuen, eigenthümlichen, geiſtreichen Dichtung, einer ſolchen leicht bewegten Reihe von Situationen, die ſich natürlich aus ſich ſelbſt entwickeln, von der Bühne herab uns erregend angehaucht zu fühlen. In dieſer Beziehung iſt Gutzkow's erſter Wurf eben ſo kühn überraſchend, wie jeder frühere eminenter Genie's; ſein Wagſtück hat glücklich neuen Ideen den Weg zum Theater gebahnt, und ſomit auch, die neue Sprache, welche jene erforderlich machen, zum erſten Male den Schauſpielern in den Mund gelegt. Hierin ſehe ich einen wirklichen Fortſchritt, wenn auch Einige einer andern Meinung ſeyn ſollten. Ich erblickte darin einen größern Fortſchritt, als wenn wir uns in unfruchtbaren Debatten über das wirkliche Weſen eines

tragiſchen Helden noch lang und breit abhetzten. Dieſer ſo dramatiſch geſtaltete Richard Savage, mit allen ſeinen ſterblichen Schwächen, ſoll dem Dichter Gutzkow höchlicher gedankt ſeyn, als wenn der ſcharfe Kritiker Gutzkow uns in einer noch ſo tiefſinnigen Abhandlung über das Weſen eines tragiſchen Helden belehrt hätte. O über dieſe kritiſchen Köpfe! Das ewige Kritteln verdirbt ihnen den Genuß, und hindert ſie am Schaffen, das rufen ſie ſelbſt einander zu, und wirft einer von ihnen Schlafrock und Mütze bei Seite, und greift in's volle, pulſirende Leben mit Gluth und Freudigkeit, ſo mäkeln und kritteln ſie wieder. Hat nicht Leſſing Aehnliches erfahren müſſen? Wer kümmert ſich aber wohl jetzt darum, wenn ihn eine gute Aufführung der Emilia Galotti erfreut hat, ob die Kritik auch dieſes Stück einſt gänzlich verwarf, und es geradezu für eine Unmöglichkeit erklärte? „Welche Narrheit," ſprachen gewiegte Kritiker, „die blutige That des alten Virginius in ein Duodezländchen des modernen Italiens zu verſetzen, wo zwei raſche Pferde Vater und Tochter allen Verfolgungen und Ränken auf das ſchnellſte zu entreißen, im Stande wären." Hätte nun der ſcharfe, überlegende, langſam arbeitende Leſſing, dieſen ſo ſehr geſcheiten Zweifel auch gehegt, ſo würden wir keine Emilia Galotti beſitzen, und eines der geiſtreichſten und lebendigſten Werke unſerer Bühne und Literatur wäre an der weiſen Berechnung von Zeit und Raum geſcheitert.

Ich glaube es hier wiederholen zu dürfen, was ich ſchon nach dem erſten Leſen des Stückes ausſprach, daß die deutſche Bühne um ein gehaltvolles Werk reicher geworden iſt, das nicht wie das Meiſte, was man jetzt für ſie entſtehen ſieht, den ephemeren Glanz einer Theaterkrone für wenige Abende erobern, ſondern darüber hinaus, eine Stelle in unſerer Literatur haben wird. Ich habe die Ueberzeugung erhalten, daß dieſe Meinung von vielen Künſtlern und Kennern des Theaters, ſo wie von vielen reichbegabten, jugendlichen Talenten, im Stillen anerkannt wurde, wenn ſie ſich gleich nicht die Mühe nehmen, Andersdenkende belehren zu wollen. Parteien, wie ſie in Paris bei Werken von Victor Hugo, im erbitterten Kampfe gegen einander auftreten, ſind bei unſerer Art zu ſeyn durchaus unmöglich.

Daß der Stoff die Form ſtets bedingen muß, iſt eine anerkannte Sache; ohne dieſe Uebereinſtimmung iſt kein Kunſtwerk zu denken. Die glückliche Hand Gutzkow's ließ ihn auch für ſeine Anekdote die richtige Behandlung finden. Er wich von unſerer gewöhnlichen Dramenform ab, und wählte ſich eine, welche ſich der des modernen Theaters der Franzoſen nähert.

Digitized by Google

Gutzkow's Drama zerfällt in fünf Unterabtheilungen, die alle wieder kleinere Dramen für ſich bilden. Dieß iſt aber das, was die Franzoſen Tableaux benennen. Jede Abtheilung bringt eine in ſich abgeſchloſſene Handlung zur Anſchauung; eine längere Zeit liegt zwiſchen einer jeden; jede fängt das Stück gleichſam immer wieder von Neuem an, und der Held hat neue Kämpfe zu beſtehen; die Situation ſchreitet darin ohne Aufenthalt fort, erreicht mit dem Actſchluſſe ihren Culminationspunkt, und führt eine Cataſtrophe herbei, welche dazu dienen muß, die Handelnden dem Ziele näher zu bringen und die Hauptcataſtrophe vorzubereiten. Dieſe natürlichen, und nothwendig bedingten Actſchlüſſe, ſind wohl im Stande, für die auf unſere alte Manier künſtlich angelegten, oft willkürlichen, zu entſchädigen, wo dann dem Helden irgend eine pathetiſche Phraſe in den Mund gelegt wurde, die noch überdieß mit zwei hochtrabenden Endreimen gepanzert iſt, um einen donnernden Applaus hervor zu rufen; ſie wird auch ſicher dafür entſchädigen, wenn Publikum und Schauſpieler ſich erſt daran gewöhnt haben. Dieſe Art erfordert übrigens ein wahres, warmes, raſches Spiel, jene nur Declamation.

Beim Dichter ſetzt die neue Behandlungsweiſe eine fertige Hand für die dramatiſche Geſtaltung voraus; raſch müſſen ſich die Thaten vor unſern Augen entwickeln; auch die Sprache bedingt eine gewiſſe Haſtigkeit; es iſt nicht Raum für die breite Reflexion, noch weniger für den lyriſchen Gedankenſchwung. Aber was würden viele unſerer Theaterdichter ohne dieſe beiden Hebel ſeyn? Was würden ſie ſeyn ohne jenen beſtechenden Schmuck der Rede, an dem noch immer Schauſpieler wie Publikum hängen? Ohne jene Verblümtheiten und gereimten Umſchreibungen der gewöhnlichſten Sachen, die oft dem mittelmäßigſten Talente dazu verhelfen konnten, ein ſogenanntes Schauſpiel an das Licht zu fördern? Die neue Form macht das unmöglich; ſie ſoll uns dafür deſto willkommener ſeyn!

Die Aufführungen des Richard Savage haben es übrigens bewieſen, daß das Stück Effect auf dem Theater macht. In Frankfurt, in Peſth, in Weimar und in Stuttgart, wo man es bis jetzt gegeben hat, herrſcht wohl über dieſen Punkt die größte Uebereinſtimmung. Selbſt der laute Beifall fehlte nicht; war er hier ſpärlicher wie dort, ſo lag dieß wohl hauptſächlich daran, daß eine, dem Zuſchauer ſelten zugemuthete Aufmerkſamkeit dazu gehört, dem Gedankenreichthume und den witzigen Anſpielungen in den ſchnell vorüberrauſchenden Reden der Schauſpieler zu folgen; dann frappirte wohl auch die Neuheit der ganzen Erſcheinung zu ſehr die Blaſirtheit gewöhnlicher Applaudirer; auch

genügte hie und da die bisher eingeführte Spielart nicht ganz für dieſe Aufgabe, die ſich raſcher und charakteriſtiſcher bewegen ſoll, und Schönrednerei nirgends anbringen kann.

Mit unſerer Aufführung würde Gutzkow ſelbſt zufrieden geweſen ſeyn, und ich kenne ſeine Anforderungen ebenſo, wie die Qualen eines jungen Theaterdichters, die ihm der Unverſtand ſo manchen Regiſſeurs bereiten kann. Hier war Moritz der in Scene ſetzende Regiſſeur, der mit der Sorge eines Freundes über die Aufführung wachte. Es war Alles im vollkommenſten Verſtändniß mit dem Geiſte der Dichtung arrangirt, und die jüngſt in Paris gemachten Studien und gewonnenen Erfahrungen wurden ſehr wirkſam benützt. Gelang Alles noch nicht ganz ſo, wie es gemeint war, ſo lag das in dem Zaghaften einer erſten Vorſtellung, oder in der Unzulänglichkeit einiger Mittel überhaupt. Wir freuten uns, doch einmal eine gewiſſe Harmonie in Decorationen und Coſtüme zu ſehen, die hier im Schauſpiel ſo ſelten iſt, und vielleicht nur bei einigeu Opern angetroffen wird, deren Mise en scène man nach Pariſer Muſtern ſclaviſch copirte.

Moritz gab den Savage, und ſtattete ſeine Darſtellung mit dem Beſten aus, was ſeine Kunſt vermag. Savage ſoll nicht der leere Phantaſt ſeyn, der Alles daran ſetzt, nur eine Mutter zu haben; nicht der eitle Narr, der, nicht damit zufrieden, ein geſchickter Theaterdichter zu ſeyn, mit Gewalt darnach ſtrebt, der Sohn einer Lady zu heißen; nicht der complett Verrückte endlich, der einer Frau vom anrüchigſten Rufe eine unbegränzte Anbetung zollt, blos damit ſie ihn als ihren Sohn anerkenne; ſondern er iſt eine durchaus edle Natur, die durch ein unvermeidliches Verhängniß zur Exaltation getrieben wird. Daß die Andern ihn verurtheilen, daß ſein kluger Freund Steele ſelbſt, ihn einen von fixen Ideen Befallenen nennt, hat den Grund darin, daß ſeine Umgebung den Unglücklichen nicht verſteht. Aber wäre es wirklich ein leeres Hirngeſpinnſt, wiſſen zu wollen, wem man ſein Leben zu verdanken hat? Iſt es zu tadeln, wenn ſich Freude in unſerer Bruſt regt, daß die zufällig wiedergefundene Mutter den höchſten Kreiſen angehört, und man ſich dadurch in eine Geſellſchaft getragen ſieht, der man längſt durch Talent und Bildung ſich verwandt ſah? Daß aber die vornehme Dame, die Richard für ſeine Mutter hält, eines ſolchen Sohnes gänzlich unwürdig wäre, darin liegt ſein bedauernswerthes Schickſal, und daß er für ihre Unwürdigkeit keinen Sinn, ſowie für ſeinen Werth keinen Maaßſtab hat, liegt eben in ſeiner poetiſchen Natur tief begründet. So wird er auch ein Werkzeug der niedrigſten Intrigue, ohne es zu wiſſen, und nur ein gewaltiger Schlag bringt

Digitized by Google

ihn hier plötzlich zur Beſinnung. Da gibt er alle weitere Verſuche auf und entſagt. Er nimmt ſich vor, in eine Annäherung mit ſeinen frühern Verhältniſſen zu treten. Dieß wird ihm jedoch nicht mehr möglich; ſein Geiſt verirrt ſich; er iſt mit dem Leben zerfallen, und ſchüttelt die Laſt von ſich, indem er den Bedürfniſſen des verwöhnten Körpers Hohn ſpricht und im Elend untergeht. Noch zeigt er ſich uns in einem einzigen lichten Momente, und der Blick, den er da auf ſein kurzes Leben wirft, iſt wahrhaft tragiſch ergreifend.

Drei Tage nur hat ihm das Glück gelächelt; drei Tage war er durch einen Wahn beglückt! Der Moment, wo ſich ihm das Räthſel enthüllt, bricht ihm das Herz. Es braucht dazu keiner gewaltſamen Aeußerung mehr; der arme Menſch iſt ſo morſch, daß er ſtill in ſich zuſammenſinkt. Dieſe Aufgabe liegt in der Rolle; um ſie zu begreifen, bedarf's eines poetiſchen Gefühls, ſie darzuſtellen, einer bedeutenden Fähigkeit. Savage iſt kein Liebhaber, kein Held, weder ſentimental noch kräftig, der Schauſpieler muß Alles bei Seite liegen laſſen, womit er ſich ſonſt wohl intereſſant machen kann, und doch für ſich einnehmen. Im letzten Auftreten war Moritz erſchütternd, im Verfolg dieſer Scene wußte er Wehmuth in uns hervorzurufen.

Hr. Döring als Steele, war der Einzige, der mit ſeiner Rolle ſchon durch eine frühere Aufführung in Frankfurt vertraut geworden. So wie Moritz das Verdienſt gebührt, dieſe Dichtung hier auf die Scene gebracht zu haben, ſo hat Döring das, ſie überhaupt zum erſten Male dem deutſchen Publikum vorgeführt zu haben. Er gab dieſe Rolle, in der ſich gleichſam der Geiſt Gutzkow's concentrirt zeigt, und die wenig Aehnliche hat, mit einer liebenswürdigen Geläufigkeit. Die Sachen, die er zu ſagen hat, erſchienen ihm ſo ganz natürlich, daß man ſich überreden konnte, der Künſtler müſſe ſelbſt dieſe ſtarke Doſis von Geiſt beſitzen, die er doch nur als Dolmetſcher eines Andern vor uns zu Markte brachte.

Herr Maurer gab den Lord Tirconnel mit einer Feinheit der Tournure und der Erſcheinung, die man an ihm nie vermißt, wo es gilt, vornehme Perſonen in conventioneller Umgebung darzuſtellen.

Ich komme jetzt zu der Lady Macclesſield, der Madame Lange, welche unbedingt als eine Leiſtung von hohem Werthe bezeichnet werden darf. Als beſonders hervorleuchtend nenne ich vor Allem die Scene in der Theaterloge, die ſo ſchwierig iſt, und hier den rauſchendſten Beifall davon trug. Allein nicht das Einzelne darf ich nennen, ohne mich einer Ungerechtigkeit gegen die Künſtlerin anklagen zu müſſen, vielmehr war die Anlage des ganzen Bildes

ſo richtig, die Auffaſſung ſo ſicher, wie die Ausführung, und in Bewegung, Ton und Haltung, in Coſtüm und allen Details gleich bezeichnend.

Miß Ellen fand in Dem. Stubenrauch eine gewiß ſeltene Repräſentantin. Die Weichheit und weibliche Milde, welche ſie ſolchen Darſtellungen beizugeben vermag, ſo wie Adel und Anſtand in der äußern Erſcheinung, wirken ſehr wohlthätig. Miß Ellen iſt die Einzige, welche die Poeſie von Richard's Charakter begreift und die Rolle iſt daher wichtiger, als ſie es ihrem Umfange nach vermuthen läßt. Man muß es der Künſtlerin Dank wiſſen, daß ſie die Aufgabe nicht zu klein für ihr Talent erachtete.

Dieſe fünf Hauptrollen wirkten hier gleich trefflich zuſammen, den Genuß, den die Aufführung verſchaffte, zu ſteigern, und es iſt bei dieſem Drama wohl unerläßlich, daß dieß in dem Grade wie hier der Fall ſey. Allein vor allen Dingen iſt es nöthig, daß Richard und die Lady mit ihren Aufgaben vollſtändig im Reinen ſind, wenn nicht dieſes Stück dadurch mehr als wohl irgend ein Anderes, durch ein ſolches Fehlgreifen einbüßen dürfte, da auf der richtigen Auffaſſung dieſer beiden Charaktere allein die Möglichkeit der ganzen Conception beruht.

Noch muß ich erwähnen, daß eine glückliche Hand beim Vertheilen der kleinern Rollen, die ſich leider nicht überall bewährte, dem Herrn Gerſtel die Rolle des Schneiders im fünften Acte zugetheilt hatte, der dieſe Aufgabe mit einer ſehr zu lobenden Discretion erfüllte, und auf den Dank des Dichters Anſpruch machen darf.

Wenn ſo manche, auf Ueberraſchungen und blendenden Effecten beruhende Theaterſtücke nach einigen Wiederholungen nutzlos bei Seite gelegt werden, ſo glaube ich, daß dieſes immer mehr und mehr Intereſſe gewähren, und ſo vom Publikum, wie von den Künſtlern bald wie ein lieb gewordenes Eigenthum betrachtet werden wird. Das Stück iſt bereits zwei mal gegeben worden.

Indeſſen wollen wir der zweiten Arbeit des vielverſprechenden Dichters erwartend entgegenſehen und hoffen dann darin einen neuen Fortſchritt bezeichnen zu können.

A. L.

Feuilleton.

I.

Literatur.

Darſtellungen aus einer Reiſe
durch
Deutſchland und Holland im Jahr 1837.
Von
Carl v. Strombeck.

Darſtellungen aus einer Reiſe
von Niederſachſen nach Wien im Sommer
des Jahres 1838.
Von
Carl v. Strombeck.
Braunſchweig, bei Fr. Vieweg. 1839.

Gewiſſermaßen iſt es wohlthuend, wenn ein Mann, wie Strombeck, welcher in früheren Zeiten vieles Lobenswerthe leiſtete, im höheren Alter vor dem Publikum mit Werken wieder auftritt, die wenigſtens ſeine Perſönlichkeit getreulich und leicht erkennbar wiedergeben. Dieſe Perſönlichkeit iſt aber im höchſten Grade achtbar, denn der Mann iſt rechtſchaffen, mild und humaner, wie letzteres beim höheren Alter wenigſtens in Betreff der Gegenwart, worin ihm Manches widerſtrebt und widerwärtig erſcheint, gewöhnlich der Fall zu ſeyn pflegt. Strombeck's Wirkſamkeit während der den Deutſchen verhängnißvollen Zeit und ſpäter iſt bekannt genug; daß er bei ſeiner milden Geſinnung und bei ſcharfem Verſtande viel Gutes bewirkte, weiß man außerhalb der engen Gränzen des Herzogthums

Digitized by Google

Braunſchweig; frühere literariſche Leiſtungen, eine claſſiſche Ueberſetzung des Properz und ſeine Memoiren, oder, wie der Titel iſt: „Darſtellungen aus meinem Leben und meiner Zeit,“ werden bleibenden Werth behalten; letztere gewähren Intereſſe, weil ſie den Eindruck darſtellen, welchen die Ereigniſſe vor 1813 auf die damals handelnden Männer machten, und weil ſie ein getreues Bild der damaligen und zunächſt folgenden Periode geben. Im Verhältniß zur Gegenwart iſt die Stellung jener Männer jedoch anderer Art. Unſere Zeit iſt eine durchaus verſchiedene; nach jeder Generation kommen neue Beſtrebungen, und ſind mehre Geſchlechter auf einander gefolgt, ſo iſt gewöhnlich die Spur der früher erreichten Zwecke kaum noch zu bemerken; jene älteren Leute pflegen aber nur dieſe ihre frühere Richtung zu begreifen, und ſehen, im Fall ihre Beſtrebungen durchgeführt ſind, Alles im Roſenlichte. Dieß iſt der Fall bei dem Verfaſſer, ſo daß man bei Durchleſung vorliegender Werke mitunter unwillkührlich an „Candide's beſte Welt“ erinnert wird.

Beide Reiſebeſchreibungen enthalten fortwährende Lobſprüche in derjenigen Art, welche Referent am beſten mit einem engliſchen Ausdrucke: „Milk and water style“ (Milch- und Waſſer-Styl) bezeichnen zu können glaubt. Von Allem ſieht der Verfaſſer nur die gute Seite, die zwar Niemand abläugnen wird, die jedoch, fortwährend vor Augen geführt, eine gewiſſe Abſichtlichkeit nicht verkennen läßt. Ueberall hat ſich Alles zum Guten geſtaltet, bis auf die Poſtwagen, ſo daß man unwillkührlich an das gegenwärtige Steckenpferd der Franzoſen, an die Civiliſation, erinnert wird. Die beiden Bücher ſind Reiſebeſchreibungen, wie die der Mrs. Trollope; eine gewiſſe geiſtige Sympathie läßt ſich zwiſchen Hn. von Strombeck und der im bläulichen Lichte ſtrahlenden Britin nicht verkennen.

Die Beſchreibung einer bloßen Reiſe-Excurſion zum Vergnügen iſt überhaupt eine mißliche Sache. Es gehört ein beſonderer und durch Studien und Uebung ausgebildeter Scharfblick zur richtigen Auffaſſung alles Deſſen, was man nur in der Schnelle bemerkt. Selbſt in Staaten, wo Alles am Tage liegt, iſt dieß nicht ſo ganz leicht. Der Verfaſſer iſt aber dazu vielleicht nicht ganz fähig, denn er hat nur diejenige Seite aufgegriffen, die Jedem bemerkbar iſt, oder die ihm abſichtlich gezeigt wurde. Mit Ausnahme des Poſtwagens und der Wirthshäuſer, iſt er auch nur mit Leuten ſeines Standes in Berührung gekommen; andere, namentlich die niederen Claſſen, ſind ihm gänzlich fremd geblieben. In Betreff des Poſtwagens und der Wirthshäuſer wird aber, nach der Weiſe, wie Knigge, jedes Zuſammentreffen und jedes Geſpräch von Station zu Station behaglich erzählt. Sogar die Kellnerinnen und Kellner ſind mitunter nicht ausgelaſſen. Ref. wunderte ſich nur, daß die Poſtgäule nicht erwähnt ſind. Das Ganze erſcheint wie ein Werk aus dem vergangenen Jahrhundert, wo eine Reiſe als ein mit mancherlei Abenteuern auf Poſtwägen verbundenes Ereigniß betrachtet wurde. Herr von Strombeck reiſt auch gewiſſermaßen noch in dieſer Zeit, denn er nimmt beſondere Rückſicht auf weiland Nicolai's, von jenem Verfaſſer ſelbſt herausgegebene und geprieſene Reiſebeſchreibung durch Deutſchland und die Schweiz im Jahre 1781, die der berühmte Berliner Bürger, Buchhändler, Recenſent und Autor von ſeinem Comptoir oder von den Moräſten in Tegel aus unternahm.

Eine andere charakteriſtiſche Eigenthümlichkeit des Verfaſſers in beiden Reiſebeſchreibungen iſt das immerwährende Hervortreten der Perſönlichkeit, wie es durch Göthe zu einer Zeit Mode geworden war. Bei Reiſebeſchreibungen iſt dieß freilich nicht anders möglich, allein der Verfaſſer geht ſo weit, daß er ſogar dem Publikum mittheilen muß, welche

Perſonen die Ehre haben, mit ihm in Correſpondenz zu ſtehen. Referent erinnerte ſich dabei an einen gegenwärtig noch docirenden Philologen einer berühmten deutſchen Univerſität, welcher jedesmal, ſobald eine neue Ausgabe eines antiken Claſſikers oder ein neues Compendium von ihm citirt wird, die Worte hinzufügt: „Der Verfaſſer oder Herausgeber hat *mir* ein Exemplar ſeines Werkes zugeſandt.“

Wie ſehr die Reiſe flüchtig gemacht wac, ſieht man aus dem Umſtande, daß des berühmten v. Siebold japaneſiſches Cabinet, das einzige, welches bis jetzt vollſtändig iſt, das ſich in Leyden befindet, und, gegenwärtig von der Regierung angekauft, den bedeutendſten Theil der dortigen Sammlungen bildet, mit keinem Worte erwähnt worden iſt.

Beiden Büchern laſſen ſich jedoch viele intereſſante und achtbare Seiten abgewinnen. Referent hat wirklich bedauert, daß der Verfaſſer ſeinem heiteren Humor, wie ihn Leute ſeines Charakters oft beſitzen, den gehörigen Spielraum nicht geſtattet hat. Man findet einige Stellen, z. B. die Schilderung des bekannten deutſchen, holländiſchen und auch engliſchen Charakters, *des Widerſprechers in jedem Fall*, auf eine Weiſe dargeſtellt, daß wohl Niemand ein herzliches Lachen wird unterdrücken können. Wahrſcheinlich hat es der Verfaſſer, wegen ſeiner bekannten milden und liebenswürdigen Geſinnung, für nothwendig gehalten, ſich in ſeiner heiteren Laune in dieſer Hinſicht einigen Zwang anzulegen, weil er beſorgte, irgendwie zu verletzen und anzuſtoßen; ein Fall, der bei Humoriſten oft genug ſich ereignen kann. — Was den zweiten Punkt betrifft, ſo wird Jeder mit Wohlgefallen die Bemerkungen des Verfaſſers über den trefflichen Mann Louis Bonaparte leſen, deſſen Wirkſamkeit in Holland durch Heeen v. Strombeck wieder in Erinnerung gebracht wird. Man wird mit Achtung ſtets an jenen Regenten denken, der, freilich durch ſeinen Bruder immerwährend gehindert, bei weitem mehr Gutes wirkte, als man damals erwarten konnte, und der auf die ehrenvollſte Weiſe vom politiſchen Schauplatze ſich zurückzog.

Der Styl beider Werke iſt von der Art, wie man ihn von dem eleganten Ueberſetzer des Properz (gewiß des ſchwerſten lateiniſchen Dichters für eine Uebertragung) erwarten konnte, glatt und fließend, vielleicht nur zu ſehr, weil man ihm mitunter die Feile anſieht.

K — p.

Miscellen.

Kobbe's humoriſtiſche Blätter werden auch im nächſten Jahre erſcheinen. Wir waren ſchon mehrfach veranlaßt, derſelben lobend zu erwähnen; Kobbe iſt ein Humoriſt im ächten Sinne des Wortes, nicht jener unermüdliche Jäger nach Wortwitzen, ſondern ein gebildeter Geiſt, der dem Spaſſe eine rührende, dem Ernſte und der Wehmuth eine heitere Seite abzugewinnen weiß, deſſen leicht hingeworfene Bemerkungen in der That oft an die Art Lichtenbergs erinnern.

Neben der Bitte, ſein Blatt für das nächſte Jahr zu empfehlen, fügt der Redacteur der humoriſtiſchen Blätter für gewiſſe Journal-Redactionen die Bitte hinzu, ihn nicht mehr ſo ſchamlos zu beſtehlen; freilich fügt er gutmüthig hinzu: Ich habe immer Mitleid mit Dieben gehabt, die Hunger und Einfalt zum kühnen Griff veranlaßt hat. Auch vertheidigt unſer Strafgeſetzbuch Art. 100. sub. 1. die meiſten Redacteure von Zeitſchriften, indem es ſagt: „Hingegen mindert ſich die Strafbarkeit vornehmlich: „„Wenn der Verbrecher wegen Mangels an Unterricht, oder aus natürlicher Schwäche des Verſtandes die Größe der Unerlaubtheit oder Strafwürdigkeit ſeiner Handlung nicht eingeſehen hat.““ —

Wir haben uns auch immer, wenn wir, was nur zu häufig geſchieht, nachgedruckt werden, der Armuth der Diebe erinnert, und ſie ſelten vor dem Publikum, dem einzigen Gerichte belangt, das in Deutſchland Diebſtähle dieſer Art rügt.

— Von Weißflogs Phantaſie-Stücken und Hiſtorien hat die Arnoldſche Buchhandlung in Dresden eine nöthig gewordene, neue Auflage veranſtaltet, die ihre Freunde finden wird; iſt ja doch, was unſere Literatur Humoriſtiſches beſitzt, um ſo mehr auszudeuten, als der ächte Humor eine ſo ſeltene Gabe iſt; in Weißflogs beſſeren Arbeiten aber waltet er in bedeutendem Grade.

— Es iſt uns ein hübſches Gedicht, „des Felſenthales Winterreiz, von Carl Zinken," das Wanderungen im Harze, die zur Winterszeit unternommen wurden, beſchreibt, zugeſandt worden. Das anſpruchsloſe Büchlein liest ſich recht angenehm, nur ſieht man den Hexametern hie und da die Jahreszeit an, in der ſie entſtanden; ſie ſind mitunter gar ſteif und hart. Die beigegebenen ſechs Vignetten überſchreiten das Maaß der Schlechtigkeit, das man bei bildlichen Darſtellungen, die Anno 1839 gefertigt wurden, ohne Rüge dulden darf.

— Ein zweckmäßiges Unternehmen iſt die zweite, einfache, aber doch anſtändig ausgeſtattete Ausgabe der neuen Volksmährchen der Deutſchen, von Benedicte Naubert, die mit vielem Glück den rechten Ton zu treffen gewußt hat, der den Mährchen nichts von ihrem Glanze raubt, vielmehr durch Einfachheit der Darſtellung das Wunderbare und Abenteuerliche um ſo mehr hervortreten läßt.

Das Buch verdient als Lectüre für Kinder von etwa zwölf bis fünfzehn Jahren angelegentlichſt empfohlen zu werden. Das erſte bis jetzt erſchienene Bändchen enthält die ſchönen Sagen vom Rübezahl.

— Von Doctor Ludwig v. Jagemann, großherzoglich badiſchem Amtmann in Heidelberg, iſt eine kleine Schrift: „über die Mittel zur Unterdrückung der Mißbräuche der Unterſuchungs-Beamten, mit beſonderer Rückſicht auf den Entwurf eines neuen badiſchen Geſetzbuchs," erſchienen, die wir, obwohl ſie nicht eigentlich in den Kreis der literariſchen Erſcheinungen gehört, welche unſer Blatt zu beſprechen pflegt, doch gern der angelegentlichen Beachtung vieler unſerer Leſer empfehlen, da man aus Rückſichten der Humanität und des ſchuldigen Schutzes, auf den, gleich dem ſätſchlich Angeklagten, auch der faſt als überwieſen zu betrachtende Verbrecher Anſpruch zu machen hat, alle nur zu Gebote ſtehenden Mittel anwenden ſoll, Gefangene vor ungeſetzlicher Willkühr namentlich in den Ländern zu bewahren, wo dem Gerichtsverfahren noch der Grad der Oeffentlichkeit fehlt, der eine vollſtändigere Garantie gegen Mißbrauch der Amtsgewalt gibt.

— Unter den neueſten Erſcheinungen der engliſchen Literatur bemerken wir die Schrift eines Deutſchen, Francis J. Grund, der, ſeit Jahren in Amerika anſäſſig, und in den höheren Kreiſen der Geſellſchaft lebend, die Verhältniſſe Englands und der nordamerikaniſchen Republiken genau kennt. Der Titel ſeiner Schrift lautet: **Aristocracy in America. From the sketchbook of a german nobleman.** Das deutſch erſchienene „engliſche Sittenbuch" deſſelben Verfaſſers wird in einem der nächſten Hefte unſerer Zeitſchrift ausführlicher beſprochen werden.

— Im Laufe des verfloſſenen Jahres iſt in London eine Geſellſchaft zuſammengetreten, die ſich, nach dem Namen des großen Kenners und Sammlers britiſcher Alterthümer, die Camden-Society nennt, und den Zweck hat, die werthvollen, nicht hinlänglich bekannten Materialien zur britiſchen Geſchichte durch

den Druck zugänglicher zu machen. Lord F. Egerton ſteht an der Spitze dieſer Geſellſchaft. Die wirklichen Mitglieder derſelben zahlen den verhältnißmäßig geringen Preis von einem Pfunde jährlich, wofür ſie zu einem Exemplar von jedem der vier bis fünf jährlich herauszugebenden Werke berechtigt ſind. Die Zahl der Mitglieder beläuft ſich ſchon jetzt auf nahe an zwölfhundert, unter denen ſich auch viele auf dem Feſtlande, und namentlich in Deutſchland, befinden, was das Comité der Geſellſchaft veranlaßt hat, daſelbſt Correſpondenten zu ernennen, die es übernommen haben, die Verbindung der Geſellſchaft mit neu ſich meldenden Mitgliedern zu vermitteln. Für Norddeutſchland iſt der Archivar Dr. Lappenberg in Hamburg, unſtreitig berühmter durch ſeine Verdienſte als Geſchichtsforſcher, denn als Cenſor, zum Correſpondenten ernannt worden. — Von Lappenberg werden auch nächſtens die Geſchichtsquellen des Erzſtiftes und der Stadt Bremen im Druck erſcheinen.

— Ein recht intereſſantes Buch ſcheint Herr Theobald Schwalm aus Thann in der Schweiz aus dem Franzöſiſchen überſetzt zu haben; es heißt: „die dreihundert und fünfundzwanzig Sünden eines ungezogenen Jungen,“ und iſt ſehr billig, um drei Groſchen, zu haben.

— Als nächſtens erſcheinend wird viel Intereſſantes in allen Zweigen des Wiſſens verſprochen; ſo des ſehr ehrwürdigen Freiherrn von Gagern Kritik des Völkerrechts, mit Anwendung auf unſere Zeit; des von Göttingen vertriebenen Hofraths Albrecht Hauptlehren des deutſchen Staatsrechts; ferner mehre Ausgaben älterer Denkmäler unſerer Literatur, um deren Verbreitung ſich die Baſſe'ſche Buchhandlung in Quedlinburg vor allen Verdienſte erwirbt. Sie wird im Laufe des Winters Sebaſtian Brands Narrenſchiff, herausgegeben von Strobel, das Minnebuoch kuonig Salomonis, nach ſechs Handſchriften, von Maßmann, eine Lebensgeſchichte von Sanctus Alexius, von Demſelben, und altdeutſche Schauſpiele aus dem vierzehnten Jahrhundert, herausgegeben von Mone, bringen. — Von Wackernagel wird eine Arbeit über das deutſche Kirchenlied angekündigt. — An neuen, in das Fach der Geſchichte im weiteren Sinne gehörenden Schriften ſollen erſcheinen: von Malinowsky und von Bonin, Geſchichte der brandenburgiſch-preußiſchen Artillerie, wahrſcheinlich eine ſehr intereſſante Monographie; von von Jaumann eine Schrift über römiſche Niederlaſſungen in der Gegend um Rottenburg am Neckar und über die Römer-Colonien in Germanien überhaupt; von Herrmann Hauff Fragmente zur Geſchichte der Trachten; von Zinkeiſen eine Lebensgeſchichte Lafayette's; von Henrich Steffens, Memoiren, die wohl kaum ohne Widerlegung mannigfacher Art bleiben werden, und eine Ergänzung des von dem verewigten Pölitz begonnenen vortrefflichen Werkes: die europäiſchen Verfaſſungen ſeit dem Jahre 1789 bis auf die neueſte Zeit; von Miß Martineau Nordamerika in ſeinen ökonomiſchen und induſtriellen Verhältniſſen, deutſch von Brinckmeyer; von Hartmann und Jäger, Leben und Wirken des Reformators Johann Brenz; von Carl von Raumer eine Geſchichte der Erziehung. — An belletriſtiſchen Arbeiten namhafter Schriftſteller werden verſprochen: von Joſika, dem in Schilderung ungariſcher Zuſtände ſo gewandten Schriftſteller, ein hiſtoriſcher Roman, „die Böhmen in Ungarn, Zeitbild aus den Zeiten Matthias I.,“ aus dem Ungariſchen überſetzt von F. Klein; von Herloßſohn, der blinde Held, deſſen Pilgerfahrt ziemlich lang ſeyn muß, da ſie durch vier Bände gehen ſoll; endlich ſoll mit dem ehemaligen Chamiſſo-ſchen, jetzt durch Gubitz, der vielen Eifer darauf zu verwenden ſcheint, fort-

Digitized by Google

geſetzten Muſen-Almanach noch ein zweiter bei Tauchnitz erſcheinen.

— Von H. Arnond (Madame Charles Reybaud), von der wir in unſerem Blatte mehre, an Erfindung und Durchführung bemerkenswerthe Novellen gaben, iſt im Laufe der letzten Wochen ein Roman, „Mézélie," erſchienen, den franzöſiſche Blätter ſehr loben, und in einzelnen Partien dem Beſten, was Walter Scott in Ausmalung fremdartiger und eigenthümlicher Zuſtände geleiſtet hat, an die Seite ſtellen.

II.

Muſik.

Concerte in Stuttgart.

Unſere Winter-Abonnements-Concerte haben am 29. October auf eine würdige Weiſe mit der Aufführung der A-dur-Symphonie von Beethoven begonnen, die von der Königl. Kapelle unter Lindpaintners Leitung meiſterhaft ausgeführt wurde. Den erſten Theil des Concertes bildeten die Ouverture, ein Duett und das erſte Finale aus dem Waſſerträger, von Cherubini; den Freunden dieſer Oper ein Erſatz für die ſeltene und mangelhafte Aufführung derſelben. Unter den Solo-Stücken zeichnete ſich der Vortrag des Herrn Schmölzer, aus Grätz, auf der Flöte aus, der einen eben ſo zarten als gefühlvollen Vortrag mit einer großen Fertigkeit verband. Obgleich Herr Schmölzer ſich eine ganze Woche hier aufgehalten hat, und auch die Ehre hatte, in einem Hof-Concerte zu ſpielen, ſo wollte es ihm doch nicht gelingen, ſich in den Zwiſchenakten des Schauſpieles hören zu laſſen. Er hat uns nun verlaſſen, um nach Paris zu reiſen.

Erfreulich war es, die beiden jungen Künſtler Wilhelm und Gottlieb Krüger, geborene Stuttgarter, nach einem mehrjährigen Aufenthalte in Paris wieder hierher zurückkehren, und die überraſchendſten Proben ihrer gewonnenen Ausbildung in Privat-Cirkeln und in einem öffentlichen Concerte an den Tag legen zu ſehen. Auch in einem Hof-Concerte hatten ſie die Ehre zu ſpielen. Herr Wilhelm Krüger, der ältere Bruder, leiſtet auf dem Fortepiano bereits Ausgezeichnetes, und zeigt dabei ein ſchönes Talent für die Compoſition. Wir hörten von ihm eine Fantaſie, Variationen, und einige Etuden, von denen die für die linke Hand einen Sturm von Beifall hervorrief. Der jüngere Bruder iſt auf dem beſten Wege, ein bedeutender Harfenſpieler zu werden. Beide Künſtler werden noch kurze Zeit hier verweilen, um ſich dann, ihrer ferneren Ausbildung wegen, wieder nach Paris zu begeben. Wenn ihre Fortſchritte in dem bisherigen Grade zunehmen, ſo werden ſie einſt gewiß in der muſikaliſchen Welt einen bedeutenden Platz einnehmen.

Miscellen.

Dem. Clara Wieck und Herr Concertmeiſter Müller aus Braunſchweig gaben am 28. October in Berlin ein gemeinſchaftliches Concert.

— Der Violinſpieler Carl Rieſſtahl aus Frankfurt hat in Hamburg ein ſehr beſuchtes Concert gegeben und ſehr gefallen. Er wird von Hamburg

nach Berlin, und oon dort nach Dresden gehen, und ſich auch in dieſen beiden Städten hören laſſen.

— Herr Muſik-Director Schindler zu Düſſeldorf hat eine groſse Meſſe componirt, deren Widmung S. H. der Pabſt angenommen hat. Dieſs ſoll das erſte Werk rines deutſchen Componiſten ſeyn, welches in der St. Peterskirche aufgeführt werden wird, und der Componiſt ſoll aufgefordert worden ſeyn, eine zweite Meſſe einzuſenden.

— Berlioz, der bekannte, gelehrte Pariſer Componiſt, deſſen Oper: „Benvenuto Cellini,“ im vorigen Jahre nicht ſehr viel Glück machte, hat, nach Shakeſpeare's Romeo und Julie, eine groſse Symphonie mit Geſang, Solo's und Chören componirt, die wahrſcheinlich am 24. Noocmber im Conſervatorium zur Aufführung kommen wird. Kürzlich ward in einem kleinen Kreiſe von Muſikfreunden ein Scherzo deſſelben Meiſters vorgetragen, das einen wirklich komiſchen Effect gemacht haben ſoll. Die Worte des Textes dazu ſind oon Emil Deschamps.

Berlioz's Ouvertüren ſind in Partitur erſchienen: Waverley, die Vehmrichter, König Lear und Benoenuto-Cellini. Nur die letztere knüpft ſich an eine Oper; die übrigen ſind für ſich allein beſtehende Werke. Es wäre zu wünſchen, ſie nun auch in Deutſchland zu hören zu bekommen. Auch ſeine irländiſchen Lieder ſind nun da, und ſchlieſsen ſich den Schubert'ſchen Compoſitionen an.

— Das Pariſee Conſeroatorium ſtudirt rine neue Symphonie von Täglichsbek ein. — Herr Capellmeiſter Täglichsbek hat eine Kunſtreiſe nach Holland angetreten. Eben ſo Molique aus Stuttgart.

III.

Theater.

Miscellen.

Theaterneuigkeiten aus London. Die neue Verwaltung des Covent-Garden-Theaters hat neulich mit Shakeſpeare's „der Liebe Mühe iſt umſonſt“ debutirt. Der Saal des Theaters iſt in geſchmackooller Weiſe reſtaurirt worden, und als die Directrice zuerſt vor dem Publikum erſchien, ward ſie in Anerkennung ihrer Bemühungen lebhaft applaudirt — faſt wäre die Vorſtellung unterbrochen worden. Das Haus war gar zu gedrängt ooll, und auf den Ein-Schillings-Gallerien kam es zu Prügeleien, doch ward nach und nach die Ruhe wieder hergeſtellt. Obgleich es indeſſen bei der erſten Vorſtellung jenes Luſtſpiels des gröſsten Dichters Englands voll war, ſo iſt es doch zu ſehr „Caviar für's Volk“, als daſs ſich erwarten lieſse, auch die Wiederholungen würden beſucht genug ſeyn, um die Direction für den ſehr bedeutenden Aufwand zu entſchädigen, den ihr die Anſchaffung der prachtoollen Coſtüme und Decorationen dazu verurſacht hat. Nach dem Luſtſpiele ward eine zweiaktige, ziemlich ernſthafte Poſſe: „Merry and Alive,“ von einem quidam Dance, gegeben; — zwei lange Akte, die auf einem Wortſpiele beruhen, müſſen nothwendiger Weiſe langweilig werden. Ein Jankeekaufmann glaubt, einer der Handelsfreunde habe nicht England, ſon-

dern, um mit den Pietiſten zu reden, „das irdiſche Jammerthal“ verlaſſen, und ſchaltet einigermaßen willkührlich über deſſen Erbe. Das treffliche Spiel Farrens in der Hauptrolle wird dem Stück allein zu der Ehre verhelfen, einige Male wiederholt zu werden. Auch Beaumont und Fletcher's Luſtſpiel: „Rule a wife and have a wife,“ das Original des deutſchen „ſtille Waſſer ſind tief,“ ſoll in Covent-Garden neu in die Scene geſetzt werden.

Im Haymarket-Theater ſpielt Macready Shylock, Miß E. Tree die Julie in Sheridan Knowle's kraß gehaltenem Luſtſpiel: „der Bucklige.“

Im Adelphi-Theater gibt man den „Goldſchmied von Grenoble,“ eine Ueberſetzung des franzöſiſchen Rührſpiels: „die Hunde von Sanct Bernhard.“

Litton Bulwer ſoll an einem neuen Drama arbeiten.

— Gluck's Alceſte iſt nun wieder dem Berliner Opernrepertoir einverleibt worden. Man ſchreibt von der Sängerin Faßmann, welche die Titelrolle ſang: „Mit jedem Act ſteigerte ſich die Theilnahme um ſo höher, als auch Frl. von Faßmann immer mehr von der Größe ihrer Aufgabe durchdrungen wurde, vorzüglich bei Stimme war, ſtets rein intonirte, und ſowohl die gefühlvollen Arien, als die ausdrucksvollen Recitative edel und wahr, von Empfindung beſeelt, vortrug. Den Gipfelpunkt ihrer Kunſtleiſtung erreichte Fräulein von Faßmann in den Schlußſcenen des erſten und zweiten Acts, in welchen auch Gluck die größte Höhe ſeiner Kunſt erreicht hat.“ — Dieſes Meiſterwerk iſt von allen übrigen Repertoirs verſchwunden. Die glücklichen Berliner! Ehre der dortigen Theaterleitung!

— Eugen Aram, von Rellſtab, iſt in München mit Beifall gegeben worden.

— Das Daguerreotype hat bereits Stoff zu vielen kleinen Theaterſtücken gegeben. In einem derſelben, das nächſtens aufgeführt werden wird, ſieht ein eiferſüchtiger Ehemann ein ſolches Sonnenbildchen in einem Laden ausgehängt, und entdeckt darauf ſeine eigene Frau, mit einem galanten Herrn in dem Boulogne-Wäldchen promenirend.

— Herr Rott hat in Berlin den Lear mit großem Beifall geſpielt.

— Mad. Eppinger-Lay aus Mannheim und Herr Ball aus Leipzig gaſtiren in der Königſtadt zu Berlin, ohne beſondere Senſation zu erregen. Beide genoſſen früher eines Rufes in der Theaterwelt.

— Von Franz von Holbein, Director des königlichen Theaters in Hannover, wird ein neues Luſtſpiel, „die erlogene Lüge,“ als Manuſcript gedruckt, angekündigt.

IV.

Geſellſchaft.

Moden.

Negligé. Hauskleid von weißem Wollen-Mouſſelin, mit kleinen, orange- und violettfarbenen Streifen. Hinten geſchloſſenes Mieder; halb eng anliegende Aermel, mit Verzierungen auf den Achſeln. Kleid von Mouſſelin, mit langen Aermeln von Jaconnet und einem Volant. Kragen von Mouſſelin, mit Spitzen garnirt. Schuhe von dunkelgrünem Band. Haube von Mouſſelin.

Negligé zum Ausgehen. Ueberrock von chinesischem Taffet. Shawl von schwarzem Cachemir, mit Franzen von gleicher Farbe besetzt. Louisenblauer, kleiner Hut von Seidenstoff. Schwarze Halbstiefel. Kragen und Manchetten, beide in ganz kleinen Dessins gestickt. Schnupftuch mit gestickter Einfassung und gesticktem Namenszuge.

Toilette zum Ausgehen. Kleid von Eglinton-Sammet, schwarz und roth quarirt, und mit einem hohen Volant. Sammelhut von Algiererdfarben (eine Art braunroth) und mit einem Strauß kleiner Federn. Shawl von schwarzem Seidenstoff, mit Fransen reich besetzt. Schnupftuch mit reich gestickter Einfassung.

Abend-Negligé. Kleid von chinesischem Taffet von weißer Grundfarbe, mit lila Streifen. Haube und Kragen von **points d'Angleterre**. Schuhe von schwarzem Atlas. Gesticktes Schnupftuch. Feine, goldene Kette. Bracelets.

Abend-Toilette. Kleid von himmelblauem Taffet, mit zwei Volans besetzt. Mantille, mit schwarzen Spitzen besetzt. Kopfputz von violettem Sammet und Tüll. Schmuck; besonders sind Gameen in der Mode. Reicher Fächer. Gesticktes und mit Spitzen besetztes Schnupftuch.

Peytel's Hinrichtung.

Peytel, von dessen furchtbarem Verbrechen in unserem Blatte schon mehrfach die Rede war, wurde, nachdem sein Begnadigungsgesuch vom Könige, wie wohl vorauszusehen war, verworfen worden, am **24.** October zu Bourges, dem Orte, wo er früher vor den Assisen gestanden hatte, hingerichtet.

Es ist in Frankreich Gebrauch, die Verbrecher nur wenige Stunden vor der Hinrichtung davon in Kenntniß zu setzen, daß jedes Begnadigungsgesuch verworfen worden, und ihr Haupt dem Gesetze verfallen sey; umsonst hatte Peytel, der zu wohlbewandert in den Einrichtungen und Rechtsgewohnheiten seines Landes war, als daß er hoffen konnte, die Rathgeber der Krone würden dem Könige rathen, hinsichtlich seiner von dem Begnadigungs-Rechte Gebrauch zu machen, das ihm nach der Charte zusteht, immer gewünscht, genau Tag und Stunde seiner Hinrichtung zu erfahren. Er hatte sich indessen von dem Tage an, wo ihm die Verwerfung seines Gesuchs um Nichtigkeits-Erklärung des Urtheils wider ihn bekannt geworden war, schon mit Anordnungen hinsichtlich seiner Hinterlassenschaft u. s. w. beschäftigt, und, um sich die langen Stunden zu verkürzen, viele Verse niedergeschrieben, in denen religiöser Sinn und Glaube an eine Zukunft nach dem Tode sich kund gibt. Merkwürdiger Weise findet sich in allen Dichtungen und Papieren, die er hinterlassen, auch nicht die leiseste Hindeutung auf das Verbrechen, das er begangen, weder Aeußerungen der Reue, noch Klagen, daß er unschuldig sterben müsse. Nur in einer rührenden Epistel an seine Schwester, die ihm mit der treuesten Theilnahme und Aufopferung zur Seite gestanden hatte, kommt der Ausdruck „verzeihe mir“ vor.

Erst um neun Uhr Morgens verkündete ihm der Greffier der Assisen von Bourges, sein Begnadigungs-Gesuch sey verworfen, und er habe nur noch wenige Stunden zu leben. Peytel ward bleich, und hörte ihn zitternd an, gewann aber bald mindestens die äußere Ruhe wieder, die ihn bei den peinlichen Verhören vor den Assisen und während seiner späteren Gefangenschaft nicht verlassen hatte, und sprach: „Ich hätte nur gewünscht, man hätte mich vierundzwanzig Stunden vorher davon in Kenntniß gesetzt . . . ich bin indessen bereit.“ Der Pfarrer von Bourges, mit dem Peytel schon seit mehren Wochen lange Unterredungen über religiöse

Gegenſtände gehabt hatte, blieb, nachdem der Greffier den Gefangenen verlaſſen, noch eine Stunde bei ihm, und hörte ſeine letzte Beichte. Darauf verlangte Peytel ſein Frühſtück, trank aber nur eine Taſſe Caffee.

Schon vom frühen Morgen an umlagerte eine große Menſchenmaſſe das Gefängniß. Um eilf Uhr ſtellte ſich ein Piquet berittener Gendarmen und eine Abtheilung Linientruppen vor demſelben auf; eine bedeckte Kutſche fuhr gleichfalls vor, um ihn nach dem Richtplatze zu bringen. Als die Uhr zwölf ſchlug, flog der Ruf: „er kommt, er kommt!" wie ein Lauffeuer durch die Menge; die Thür des Gefängniſſes öffnete ſich, und Peytel, auf den Arm ſeines Beichtvaters geſtützt, trat heraus. Sein Geſicht war bleich, wie das eines Todten, Kinn und Waagen bedeckte ein dichter, ſchwarzer Bart, den er ſeit ſeiner Verurtheilung nicht mehr hatte abnehmen laſſen. Beim Anblicke der Menge ſtutzte er einen Augenblick; als er den Wagen ſah, der ihn auf den Richtplatz führen ſollte, weigerte er ſich, einzuſteigen: „Nein," ſagte er ſeinem Begleiter, „ich will zu Fuße gehen." Feſten Schrittes und ſchweigend ging er darauf durch die Straßen bis zum Orte ſeines Todes. Als er des Schaffottes anſichtig ward, zitterte er convulſiviſch, doch ermannte er ſich gleich wieder, ſchritt, nachdem er den Prieſter, der ihm zur Seite gegangen, zu wiederholten Malen umarmt und geküßt hatte, muthig die Stufen hinauf, und legte ſein Haupt auf das verhängnißvolle Brett . . . einen Augenblick darauf war dem Geſetz Genüge geſchehen, und der Mörder Felicité Alcazar's und Louis Rey's ſtand vor einem höheren Richter.

Miscellen.

— In Berlin exiſtirt ein Lehrinſtitut der Kochkunſt für Damen höherer Stände, welches der Hof-Küchenmeiſter, Herr Hauptner, dirigirt. Der Curſus dauert zwei Monate, und als Leitfaden dabei dient das bei H. W. Hayn erſchienene Kochbuch des Lehrers. Das Honorar beträgt zwei Friedrichsd'or.

— Ein Zuckerbäcker in München zeigt an, daß er dieſes Jahr „ſeine Seelen-Zöpfe aus dem beſten Ludwigs-Mehl bereite." Die Seelenzöpfe ſind aber ein zopfartig zuſammengeflochtenes Backwerk, welches am Allerheiligentage verkauft wird, und Ludwigs-Mehl iſt allerdings das beſte Mehl in Baiern.

Nekrolog.

Einer der ausgezeichnetſten Kenner des Arabiſchen, Profeſſor Habicht in Breslau, iſt am 25. October geſtorben. Er war einer der Mitherausgeber der bei Joſeph Max erſchienenen Tauſend und eine Nacht.

Die artiſtiſchen Beilagen.

Wir übergeben unſern Leſern:

1) Kloſter bei Oporto.
2) Rondo von Ruegg, componirt von Herrn Kühner, K. W. Militär-Kapellmeiſter.

August Lewald.

Digitized by Google

F. Lias del. Lith. Anst. v. V. Pobuda.

KLOSTER BEI OPORTO

Stuttgart Literatur-Comptoir

Digitized by Google

Stim

Pianc

Sonne glänzende Berggipfel man zu Zeiten von den canariſchen Inſeln

Der Adelantado der ſieben Städte.

Nach einer alten Sage von Waſhington Irwing.

Ich muß mit Hamlets weltbekanntem Spruche anfangen: „Es gibt viele Dinge zwiſchen Himmel und Erden, von denen ſich unſere Schulweisheit nichts träumen läßt;“ unter die Zahl dieſer Dinge kann auch die Inſel Sanct Brandan gerechnet werden, dieſes Wunder und Geheimniß der Meere. Es gibt keinen Schulknaben, der nicht die Namen aller canariſchen Inſeln aufzählen kann, jeder hat ſchon von dieſen glücklichen Inſeln, wie die Alten ſie nannten, gehört, die, nach der Meinung gelehrter und forſchender Männer, nichts anders als Trümmer jener unendlich großen atlantiſchen Inſel ſind, die, wie Plato berichtet, vom Meere zerriſſen und verſchlungen worden iſt. Wer die Geſchichte dieſer Eilande geleſen hat, weiß ferner, daß viel von einer wunderbar ſchönen Inſel erzählt wird, deren felſige Küſten und im Golde der Sonne glänzende Berggipfel man zu Zeiten von den canariſchen Inſeln

aus ſieht. Wie oft fuhren nicht canariſche Seefahrer vom heimiſchen Geſtade ab, um jene Inſel zu beſuchen? aber ſie ſahen immer Küſten und Berggipfel nach und nach verſchwinden bis ſich ihren Blicken nichts mehr darbot, als der azurblaue Himmel zu ihren Häuptern, und die dunkle Meeresfluth zu ihren Füßen; deßhalb nannten ſie auch die alten Geographen Aprositus (die Unnahbare); die neuern haben indeſſen bald das Daſeyn einer ſolchen Inſel überhaupt in Zweifel gezogen, und behauptet, ſie ſey lediglich eine optiſche Täuſchung, wie die Fata Morgana, bald ſie unter die Zahl jener, nur alten Seeleuten bekannten Gegenden, wie das flüchtige Cap und das Wolkenland geſetzt.

Aber laſſen wir uns von der eitlen Weisheit der ſkeptiſchen Neuerer nicht dieſe glänzenden Reiche entführen, die ehedem kindlicher und glücklicher Glaube bevölkerte: zu mir her, Du Leſer von tüchtigem, ſolidem Willen, meinen Erzählungen Gehör und Glauben zu ſchenken, Du, für den ich am liebſten ſchreibe, glaube nur, glaube mir, daß dieſe Inſel gewiß und wahrhaftig beſteht, und daß von Zeit zu Zeit, wenn auch nur ſelten, beglückte Sterbliche ſie erblicken und ihren Boden betreten; ja mögen auch Geographen und Hiſtoriker, und der grübelnden Philoſophen Schwarm ihr Daſeyn bezweifeln, der Dichter Geſchlecht, vor allen andern Sterblichen mit Sehergabe beſchenkt, und fähig, Myſterien der Natur zu durchſchauen, die vor ungeweihten Augen mit dunklem Schleier bedeckt ſind, hat ſchon oft Zeugniß für dieſe Inſel abgelegt. Für Dichter war dieſe Inſel ſtets ein phantaſtiſches Land, an Wundern aller Art überreich; dort blühte vor Zeiten, und blüht jetzt noch vielleicht, der Garten der Heſperiden, mit ſeinen goldenen Früchten, dort war Armida's wunderbarer Garten, wo dieſes ſchöne Zauberweib den Chriſtenritter Rinaldo in ſüßen, aber unwürdigen Banden hielt. Auf dieſer Inſel hielt auch die Hexe Sycorax ihren Hof, da der gute Proſpero und die junge Miranda dorthin verſchlagen wurden. Wahrlich die Inſel muß zu verſchiedenen Zeiten Herrſcher mancherlei Art gehabt haben, die Genien der Erde, des Meeres und der Luft hatten dort ihre ſchattige Heimath, die alten Gottheiten, jene vertriebenen Herrſchergeſchlechter, denen vordem die Welt der Dichtung unterthan war. Neptun und Amphitrite führen dort, wie es abgeſetzten Königen geziemt, eine ſtille Hofhaltung. Ihr Wagen ruht in einer Höhle der Inſel, einem aus argem Schiffbruche geborgenen Geräthe vergleichbar, ihre Tritonen und abenteuerlich geſtalteten Nereiden baden ſich ſorglos an den felſigen Geſtaden. Mitunter ergreift die beiden Gatten eine Erinnerung ihres früheren Glanzes, und in feierlichem Zuge fahren ſie über das Meer, deſſen weißlichen Schaum ſie kaum berühren, und die

Mannſchaft irgend eines, wie durch Zauber feſtgebannten Schiffes, hört erſtaunt die ſüßen Weiſen, wie ſie die Tritonen auf ihren Muſcheln blaſen. Noch in anderer Art darf ſich der ehemalige abſolute Herrſcher des Oceans ſterblichen Augen zeigen, wenn er die Schiffe beſucht, welche die Linie paſſiren, um von den neuen Ankömmlingen einen ſchuldigen Tribut zu erheben *). Das einzige Recht, was ihm von ſeiner alten Herrſchaft geblieben iſt, und ach, in welch barok=kläglichem Aufzuge übt die entthronte Majeſtät es aus.

Da hat auch die Meerſchlange ihr Neſt, die hie und da ſich zeigt, dort findet auch der fliegende Holländer ſeinen Hafen, wenn er ſich von ſeinen ewigen Fahrten eine kurze Raſt gönnt, ſeinen Anker auswirft, ſein luftiges Segel aufrollt.

Und alle Schätze, ſo Sturm und Wellen jemals in des Meeres Schooß verſenkten, in Höhlen und Klüften jenes wunderbaren Geſtades ſind ſie aufgehäuft; Goldbarren, Säcke und Kiſten voll Perlen, Ballen der reichſten Seidenſtoffe; in dieſer Klüfte Dunkelheit ſchimmern Diamanten und Karfunkel, dort ruhen in tief verborgenen Baien und Häfen viele von einem wunderbaren Zauber gefeſſelte Schiffe ſchon lange Jahre, von ihren verarmten Rhedern längſt aufgegeben und vergeſſen, dort ſchlafen ihre Mannſchaften, die man längſt in des Meeres Schooß begraben wähnt, ſeit Jahrhunderten ſchon in dunklen Höhlen, auf weichem Moos gebettet, oder durchirren dieſe verzauberten Geſtade in ſüßem Vergeſſen ihrer Vergangenheit, und ohne Gedanken an eine Zukunft. Solcher Art ſind die Wunder, ſo man von dieſer Inſel erzählt; ſie können beitragen, einiges Licht über folgende Legende zu verbreiten, deren Aechtheit übrigens über allen Zweifel erhaben iſt, und der ich meine Leſer den vollſten Glauben beizumeſſen ergebenſt bitte.

Zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts, als der Fürſt Heinrich von Portugal, höchſt würdigen Angedenkens, ſeiner Entdeckungen Lauf der weſtlichen Küſte Afrikas entlang verfolgte, und die ganze Welt voll war von Nachrichten über neuentdeckte Länder und Inſeln, ſtrotzend von Gold, da kam in Liſſabon ein alter Seemann an, der durch furchtbare Stürme, er wußte nicht wohin, verſchlagen war, und der, nachdem er lange vor einer Inſel gekreuzt, dort endlich hatte Anker werfen können, und

*) Anſpielung auf den bekannten Gebrauch, der namentlich auf britiſchen Schiffen herrſcht, junge Matroſen und Paſſagiere, die die Linie zum erſten Male paſſiren, durch einen alten, als Neptun verkleideten Seemann necken, und mit einigen Eimern Waſſer begießen zu laſſen, wenn ſie ſich nicht durch ein Trinkgeld von dieſen Foppereien loskaufen. Anmerk. des Ueberſetzers.

dann gewahr geworden war, daß ſie von Chriſten bewohnt und von edeln Städten gekrönt ſey.

Die Einwohner, bei denen niemals ein Schiff geankert, hatten ſich, ſeiner Ausſage nach, alsbald um ihn verſammelt, ſahen ihn verwundert und neugierig an, und erzählten dann, wie ſie die Abkömmlinge einiger Chriſten wären, die aus Spanien entflohen, da jenes Land von den Mauren erobert worden ſey. Sie hatten großes Verlangen bezeugt, viel von dem jetzigen Zuſtande ihres Stammlandes zu erfahren, und tiefe Betrübniß an den Tag gelegt, da ſie hörten, die Ungläubigen ſeyen noch im Beſitz des Königreichs Granada. Sie hatten auch den alten Seewolf in ihre Kirche führen wollen, um ihn zu überzeugen, wie ſie rechtgläubige Chriſten ſeyen, er aber hatte, ſey es aus Mangel an Frömmigkeit, ſey es, daß er ihren Verſicherungen mißtraute, ihre Einladung abgelehnt, und war gleich an Bord ſeines Schiffes zurückgekehrt.... Er war aber auch hart dafür beſtraft worden, denn ein heftiger Sturm erhob ſich in der Nacht, riß ſein Schiff von ſeinem Anker fort, ſchleuderte ihn in's weite Meer, und er hatte die unbekannte Inſel nicht wieder geſehen.

Dieſe ſeltſame Erzählung verurſachte ſowohl in Liſſabon als in ganz Portugal lebhaftes Erſtaunen. Die, ſo in allen Landesgeſchichten wohl bewandert waren, erinnerten ſich, in einer alten Chronik geleſen zu haben, daß zur Zeit der Eroberung Hiſpaniens, im achten Jahrhundert nach des Heilandes Geburt, damals als das heilige Kreuz in den Staub niederſank, und dem Halbmond der Ungläubigen weichen mußte, als die chriſtlichen Kirchen zu Moſcheen entheiligt wurden, ſieben Biſchöfe, ein jeder an der Spitze einer Schaar frommer Auswanderer, aus dem Lande geflohen ſeyen, um auf Schiffen, im fernen Ocean, eine Inſel oder ſonſt eine entlegene, menſchenleere Stätte zu ſuchen, wo ſie Kirchen und Hütten bauen und ſieben chriſtliche Städte gründen könnten.

Das Schickſal jener heiligen Auswanderer war bis dahin ein Geheimniß geblieben, jetzt friſchte des alten Seemannes Erſcheinung die Erinnerung an jenes längſt vergeſſene Ereigniß wieder auf. Die Frommen und die leicht Begeiſterten ſchloſſen, jene, durch ſo wunderbare Fügung wieder entdeckte Inſel, müſſe die ferne Stätte ſeyn, wohin die alten Biſchöfe, unter des Himmels heiligem Schutze, ihre Heerden geführt, und wo ſie ihnen eine neue Heimath gegeben hätten.

Es gibt in dieſer ſo beweglichen und flüchtigen Welt immerdar ein verführeriſches Ziel für phantaſtiſche und chimäriſche Abenteuer. Die Inſel der ſieben Städte erregte damals eben ſo viel Theilnahme unter den eifrigen Chriſten, als die vielgenannte Stadt Tombuctu unter den

Digitized by Google

Abenteurern, oder die nord-öſtliche Durchfahrt unter den kühnen Reiſenden: die Andächtigen flehten oftmals in ihren Gebeten, es möge dem Himmel gefallen, dieſe zerſtreuten und verloren gegangenen Glieder der chriſtlichen Familie wieder finden zu laſſen, auf daß ſie von Neuem mit der geſammten Chriſtenheit vereint werden könnten.

Keiner aber nahm ſich die Inſel der ſieben Städte mehr zu Herzen, als Don Fernando de Ulmo, ein junger, am Hofe von Portugal in hoher Gunſt ſtehender Ritter, von feurigem Geiſte und nach ehrenhaften Abenteuern ſtrebend, der ſich erſt ſeit Kurzem auf ſeinem Gute niedergelaſſen, nachdem er den Kreis aller Vergnügungen und Freuden der großen Hauptſtadt Liſſabon durchgekoſtet hatte. Die Inſel der ſieben Städte war der beſtändige Gegenſtand ſeiner Gedanken am Tage, und ſeiner Träume bei Nacht; ſie hielt ſelbſt ſeiner Liebe zu einer ſchönen, reichen Erbin zu Liſſabon, mit der er verſprochen war, die Waage. Seine Phantaſie erhitzte ſich dermaßen, daß er zuletzt beſchloß, Schiffe auf ſeine Koſten auszurüſten, und eine Entdeckunsreiſe nach dieſer, von frommen Chriſten bewohnten Inſel anzuſtellen. Das konnte am Ende auch nur eine Fahrt von wenig Tagen ſeyn, da nach den Muthmaßungen und Berechnungen des alten Seemannes, dieſer Gegenſtand all ſeines Denkens, unfern der canariſchen Inſeln liegen mußte, welche in jenem Jahrhundert, wo die neue Welt noch nicht entdeckt worden, die äußerſte Gränze aller Schifffahrten in dem weſtlichen Meere waren. Don Fernando nahm des Königs Schutz und Hilfe für ſein frommes Unternehmen in Anſpruch, und da er bei Hofe in Gunſt ſtand, ſo erhielt er leicht gnädige Gewähr ſeiner Bitte, das heißt, er erhielt von Don Joao II. ein Dekret, kraft deſſen er zum Adelantado oder militäriſchen Befehlshaber und Statthalter in allen Ländern, ſo er entdeckte, ernannt wurde, unter der einzigen Bedingung, daß er alle Koſten der Ausrüſtung der Schiffe und des Soldes der Mannſchaft tragen müſſe, und daß er der Krone ein Zehntel aller Beute und aller Schätze, die ihm anheimfallen würden, zu überlaſſen habe.

Don Fernando ging, nachdem ihn die Großmuth des Königs in ſeinem Vorhaben wenigſtens mit Verſprechungen lebhaft gefördert hatte, als ein ächter Feuerkopf an das große Werk. Er verkaufte ſeine Güter Morgen für Morgen, und verwandelte das Gold, was er für dieſelben erhielt, in Schiffe, Geſchütze, Lebensmittel und Kriegsvorräthe aller Art. Er verpfändete, ohne Gewiſſensſcrupel zu empfinden, ſeiner Ahnen Schloß, ſah er ſich doch im Geiſte ſchon als Beſitzer eines prachtvollen Palaſtes, in der ſchönſten der ſieben Städte, zu deren Adelantado ihn ſein königlicher Herr ernannt hatte. Don Fernando lebte

in dem Zeitalter wo man fern über dem Meere hinweg Gold und Glück zu finden hoffte, und ſo verfehlte ſein abenteuerlicher Plan nicht, brodloſe Matroſen, Kriegsknechte und anderes Volk aller Art, herbeizulocken. Der Handelsmann hoffte auf jener Inſel mit größerem Gewinn, als im lieben Vaterlande, für ſeinen Seckel hantiren zu können, und der leichtfertige Schnapphahn rechnete darauf, bei der Plünderung einer der ſieben Städte reich zu werden.

Ein einziger Mann legte ſeine Verachtung und Mißbilligung von Don Fernandos Planen unverhohlen an den Tag. Es war Don Ramiro Alvarez, der Vater der ſchönen Serafina, der Verlobten des zukünftigen Adelantados; er war einer jener unbarmherzig-klugen Greiſe, die mit unerbittlicher Strenge gegen alles, was nach dem Romantiſchen ſchmeckt, und nicht mit Händen zu greifen iſt, zu Felde ziehen. Er glaubte nicht an die Inſel der ſieben Städte. Die Entdeckungsreiſe dahin galt ihm lediglich für die Grille eines verbrannten Gehirns: er ſah voll Wuth und Ingrimm es mit an, wie ſein künftiger Eidam ſeine ſchönen Güter verkaufte, um nach Luſtſchlöſſern zu jagen, und hatte ihn mit dem nicht eben ſchmeichelhaften Beinamen „Adelantado des Reiches der Tröpfe" getauft. Die Wahrheit zu geſtehen, ſo hatten ihn ſchon früher nur die Thränen und das flehentliche Bitten ſeiner Tochter die Einwilligung zu ihrer Verbindung mit einem Manne abgepreßt, den er für einen überſpannten Schwärmer hielt. Freilich rechtfertigte nichts die frühere Weigerung des eigenſinnigen alten Mannes, denn Don Fernando war die Blume der portugieſiſchen Ritterſchaft. Er hatte nicht ſeines Gleichen im Ringſpiele, Niemand zeigte ſich gewandter und muthiger bei Stiergefechten, Niemand wußte ein zierlicheres Madrigal zu drechſeln als er, oder ſeinen ſonoren und lieblichen Geſang ſchöner mit der Mandoline zu begleiten, noch mit ſo bezaubernder Anmuth die Caſtagnetten zu ſchlagen und den Bolero zu tanzen. Indeſſen waren alle dieſe Vorzüge, obgleich ſie ſich alle hinlänglich erwieſen hatten, dem liebenswürdigen Ritter Serafinas Herz zu erobern, wenig oder nichts in den Augen ihres murrköpfigen Vaters.

Das Verhältniß, in dem er zu Serafina ſtand, war lange für Don Fernando Urſache einer bittern Verlegenheit. Er hing mit leidenſchaftlicher Liebe an der jungen Dame, aber mit ebenſo leidenſchaftlicher Gluth ſetzte er alle ſeine Hoffnungen auf ſeine Entdeckungsfahrt. Wie nun dieſe beide Leidenſchaften mit einander verſöhnen? Ein einfaches und leichtes Auskunftsmittel bot ſich endlich ſeinem ſinnenden Verſtande dar, er wollte Serafina heirathen, die Süßigkeiten der Flitterwochen

Digitized by Google

mit ihr koſen, und die übrigen Süßigkeiten des heiligen Eheſtandes ſich bis zu ſeiner Zurückkunſt von den ſieben Städten bewahren.

Er beeilte ſich, Don Ramiro, ſeinen freundlichen Schwiegervater, von dieſem herrlichen Auskunftsmittel in Kenntniß zu ſetzen, aber da ließ der alte Ritter ſeinem ſchon lange gehegten Groll wider Don Fernando plötzlich freien Lauf. In den bitterſten Ausdrücken warf er ihm gimpelhafte Leichtgläubigkeit vor, die ihn zu der tollſten und fabelhafteſten aller Entdeckungsfahrten verleite. Don Fernando war zu hartnäckig und zu jung, um eine ſolche Sprache mit Ruhe anhören zu können. Ein ernſthafter Streit entſpann ſich zwiſchen den Beiden, Don Ramiro erklärte den jungen Adelantado der zu entdeckenden Inſel für wahnſinnig, und verbot ihm jeden fernern Verkehr mit ſeiner Tochter, bis er auf's Gewiſſeſte darthun könne, daß er den Gebrauch ſeiner Verſtandeskräfte wieder erlangt habe. Don Fernando indeſſen verließ das Haus, inniger als jemals von dem Vorhandenſeyn der Inſel der ſieben Städte überzeugt.

Kaum war er fort, ſo eilte Don Ramiro in das Gemach ſeiner Tochter Seraſina. Er malte ihr mit den ſchwärzeſten Farben den eigenſinnigen und hartnäckigen Charakter ihres Geliebten. Mit väterlichem Gefühle drückte er ſie an ſein Herz, trocknete mit einem Kuße eine Thräne, die ſich über ihre Wangen ſtahl, und drehte, als er ſie verließ, leiſe den Schlüſſel zur Thüre ihres Zimmers mehre Male im Schloſſe herum, denn welches Vertrauen er auch zu ſeiner lieben Tochter verſtändigem Gehorſam hatte, ſo traute er doch den fürſorglichen Eigenſchaften eines Schlüſſels und Schloſſes mehr. Hatten die weiſen Vorſtellungen Don Ramiros den Glauben ſeiner Tochter an die Unfehlbarkeit der Vorſätze ihres Geliebten und an das Daſeyn der ſieben Städte erſchüttert? Die Sage geht, das Gegentheil habe ſtattgefunden, und ſoviel iſt gewiß, daß trotz des Verbotes Don Ramiros und ſeiner Vorſichtsmaßregeln, die beiden Liebenden ſich nach wie vor, wenn auch jetzt nur heimlich, ſahen. Don Fernando, den ganzen Tag über mit den Vorbereitungen zu ſeiner Seefahrt beſchäftigt, eilte ſo bald die Nacht hereingebrochen war, unter den vergitterten Balkon vor dem Gemache ſeiner Geliebten.

Die Zurüſtungen, die zu der Entdeckungsfahrt nöthig geweſen, waren mittlerweile zu Ende. Zwei ſchön gebaute Carabellen lagen im Tajo vor Anker, bereit, ſo bald der junge Tag zum nächſten Male die Erde begrüßte, vor Anker zu gehen; ſpät in der Nacht, bei des Mondes bleichem Schimmer, ging Don Fernando eilenden Schrittes nach Don Ramiro Alvarez Hauſe, um Seraſinen ein letztes Lebewohl zu ſagen. Auf das verabredete Zeichen, einige ſchwache Töne der Mandoline,

Digitized by Google

erſchien ſie auf dem Balkon. Ihr Gemüth war von düſtern Vorgefühlen ſchmerzlich bewegt; aber ihr Geliebter bemühte ſich, auch ſie an der Gluth ſeiner kühnen Hoffnungen zu erwärmen. „Sind einige Monate vergangen," tröſtete er ſie, „dann kehre ich triumphirend zurück. Wie wird Dein Vater erröthen müſſen, wie wird er mich in ſeinem Hauſe willkommen heißen, wenn ich, als reich mit Gold und Gütern geſegneter Adelantado der ſieben Städte, ſeine Schwelle betrete."

Die ſchöne Seraſina ſchüttelte den Kopf; nicht daher ſtammte die Quelle ihrer Betrübniß, ſo ſehr wie ihr Geliebter glaubte ſie an die Inſel der ſieben Städte, und erwartete mit felſenfeſtem Glauben einen günſtigen Erfolg von Don Fernandos Unternehmen; aber ſie hatte oft von der Unbeſtändigkeit der Meere und der Unbeſtändigkeit derer gehört, die ſie befahren. Und die Befürchtung dieſer Art entbehrte, die Wahrheit zu geſtehen, nicht alles Grundes; wenn Don Fernando irgend einen Fehler auf dieſer Welt beſaß, ſo war es der, etwas zu leicht Feuer an den Funken zu fangen, die ein ſchönes Augenpaar ſprühte; er hatte ein wenig als Freibeuter unter den Schönen auf dem feſten Lande gehaust, was ſollte erſt auf dem Meere aus ihm werden? Konnte er nicht in einer der ſieben Städte irgend eine unvergleichliche Schönheit ſehen, die Seraſinens Bild in ſeinem Herzen verwiſchte? Sie entſchloß ſich, ihm dieſe ihre trüben Gedanken zu offenbaren. Aber Fernando beſtritt lebhaft alles was ſie ſagte. Er ſollte ſeiner Seraſina jemals untreu werden, ihm je eine andere reizend und begehrungswürdig erſcheinen? Nein, niemals, niemals! Er warf ſich auf die Knie nieder, ſchlug an ſeine Bruſt und nahm den bleichen Mond zum Zeugen ſeiner Aufrichtigkeit. Aber konnte nicht Seraſina ſelbſt ihrer verſprochenen Treue vergeſſen? Konnte nicht, während ihn die Wogen des Meeres an entlegene Geſtade trugen, irgend ein reicher Nebenbuhler um ſie werben, und von ihrem, feindlich geſinnten Vater unterſtützt, das Glück ſie beſitzen zu dürfen, erringen?

Ach! wie wenig kannte er ſeiner Seraſina Herz. Selbſt wenn Jahre vergingen, bevor Fernando heimkehrte, getreu ihren Liebesſchwüren würde er ſie wiederfinden, ja, verſenkte ihn ſelbſt ein widriges Geſchick in die bittren Fluthen (und ſchon bei dem Gedanken daran füllte ſich ihr Auge mit Thränen), ſie würde nie und nimmermehr einem Andern angehören können. Sie ſtreckte ihre ſchneeweißen Arme über die Eiſenſtäbe des Balkons hinaus, und begehrte gleichfalls vom Monde, er ſolle Zeuge des Schwures ihrer Treue ſeyn.

Mit Tagesanbruch lichteten die Carabellen die Anker, fuhren den Tajo hinab und gewannen das Meer. Sie ſteuerten auf die canariſchen

Inſeln zu. Als ſie in die Nähe jener Eilande gekommen waren, erhob ſich ein heftiger Sturm. Don Fernando verlor bald ſeine zweite Carabelle aus dem Geſichte; mehre Tage, mehre Nächte hindurch war ſein Schiff der Spielball der empörten Elemente. Endlich legte ſich das Toben des Sturmes, die dunklen Wolken zerſtreuten ſich, als werde ein ſchwerer Vorhang vor dem Blau des Himmels hinweggezogen, und die untergehende Sonne vergoldete mit ihren Strahlen eine ſchöne, bergigte Inſel. Die Matroſen rieben ſich die Augen und betrachteten mit wunderbaren Blicken dieſes ſo plötzlich aus den tiefſten Finſterniſſen des Sturmes und der Wogen erſtandene Eiland; indeſſen lag es vor ihnen mit ſeinen herrlichen, von Flecken und Dörfern, Schlöſſern und Thürmen, belebten Landſchaften, und das jetzt friedlich gewordene Meer koſte mit ſeinen Ufern. Ungefähr eine Stunde vom Geſtade entfernt, ſah man eine prachtvolle Stadt mit hohen Mauern und Thürmen, und hoch über ihr eine Feſtung ragen, die ſie beſchirmte. Fernando ließ ſeine Carabelle an der Mündung eines Fluſſes, die einen geräumigen Hafen bildete, vor Anker gehen. Bald ſah man ein Fahrzeug ſich ihr nähern. Es mußte eine Staatsſchaluppe ſeyn, denn ſie war mit Schnitzwerk und ſehr reichen, obgleich ſehr ſonderbar angebrachten Vergoldungen reich verziert, ein Banner, des Kreuzes heiliges Zeichen tragend, wehte von ihr herab. Sie war von ſechszehn Ruderern bemannt, die mit ihren regelmäßigen Schlägen den Takt eines alten, ſpaniſchen Liedes angaben. Neben dem Steuermann ſaß ein Ritter, in ein prachtvolles, obgleich nach ſehr altem Schnitt gemachtes Wamms gekleidet; das Haupt von einem ſehr großen Barett bedeckt, von dem eine lange, ſchwarze Feder hernieder wallte.

Als die Schaluppe dicht an der Carabelle angelegt hatte, ſtieg der Ritter an Bord derſelben; er war groß und hager, hatte ein langes, ſpaniſches Geſicht, und in ſeinen Zügen waltete der Ausdruck ſtolzen Ernſtes. Sein Schnurrbart war ſorgſam gekämmt und nach den Ohren hinaufgezogen, ſein Knebelbart war mit vieler Genauigkeit in zwei gleiche Theile getheilt, die auf ſeine Halskrauſe niederfielen; er trug Handſchuhe, die ihm bis an die Ellbogen gingen, und an ſeiner Linken hing eine lange Toledanerklinge mit breitem Korbe. Er begrüßte Don Fernando bei ſeinem Namen und hieß ihn, in den ſeinen Formen altcaſtilianiſcher Höflichkeit, willkommen. Don Fernando erſtaunte nicht wenig, da er ſich in einem fremden Lande, von einem ihm durchaus unbekannten Manne beim Namen nennen hörte. Sobald er ſein Erſtaunen einigermaßen unterdrückt hatte, fragte er, in welchem Lande er ſich denn befinde.

Digitized by Google

„Auf der Inſel der ſieben Städte.“

Sollte es alſo wahr ſeyn, ſollte ihn der Sturm gerade auf die Inſel zugetrieben haben, die ſeiner Sehnſucht Ziel geweſen? Und doch war es ſo. Die andere Carabelle, von der der Sturm ihn getrennt hatte, war in einem benachbarten Hafen vor Anker gegangen, und hatte die Ankunft Don Fernandos und ſeines Schiffes angemeldet, der komme, dieſes Land mit der geſammten Chriſtenheit zu vereinigen. Die ganze Inſel, ſo erzählte der Ritter, feiere in heiteren Feſten dieſes glückliche Ereigniß, und erwarte nur ſeine Ankunft, um der Krone Portugal Treue zu ſchwören, und ihn als Adelantado der ſieben Städte zu begrüßen. Am Abend ſollte ein großes Feſtmahl beim Alcalden oder Gouverneur der Stadt ſtattfinden, der, da er die Carabelle ankommen geſehen, ſeinen Oberkämmerer in ſeiner Staatsſchaluppe abgeſandt hatte, den künftigen Adelantado zu dem Gelage abzuholen.

Don Fernando glaubte zu träumen. Er maß mit zweifelnden Blicken den Oberkämmerer, der, da er den Zweck ſeiner Sendung gemeldet, ſtumm und im vollen Gefühl ſeiner Würde vor ihm ſtand, mit der Hand ſeinen Schnurrbart ſtrich, und Don Fernandos Blicken ſtolz, aber achtungsvoll mit den ſeinigen begegnete. Es war unmöglich, an den Worten eines ſo ernſthaften und ceremoniöſen Edelmannes zu zweifeln.

Der junge Adelantado warf ſich in ſeinen beſten Anzug. Er hätte lieber ſeine eigene Schaluppe in's Meer gelaſſen und wäre mit ſeinen Matroſen gefahren, aber der Oberkämmerer hatte ihm die Staatsſchaluppe zur Verfügung geſtellt, und ihm hinzugefügt, nach dem Bankett werde er an Bord ſeines Schiffes zurückgeführt werden, damit er am folgenden Tage mit allem Glanze ſeine feierliche Einfahrt in den Hafen halten könne. Er ſtieg alſo in des Gouverneurs Schaluppe. Der Oberkämmerer nahm ihm gegenüber Platz, die Ruderer griffen nach ihren Rudern und ſangen wieder ihre einförmige ſpaniſche Weiſe.

Es war Nacht, ehe ſie in den Fluß, an deſſen Mündung die Carabelle geankert, einfuhren. Sie bogen um einen Felſen und ein Vorgebirge, auf dem ein feſter Thurm befindlich war; im Augenblick da ſie an ihm vorüber fuhren, riefen die Schildwachen, die vor dem Thurme ſtanden, ihnen ihr „wer da!“ entgegen.

„Der Adelantado der ſieben Städte.“

„Er ſey willkommen. Fahrt vorüber.“

Da ſie in den Hafen einfuhren, ruderten ſie einer bewaffneten Galeere, von ſehr alter Bauart, entlang. Soldaten, die Hellebarde in der Hand, ſchilderten auf dem Verdeck.

„Wer da?“ erſchallte es von Neuem.

„Der Adelantado der ſieben Städte.“

„Er ſey willkommen. Fahrt vorüber.“

Sie legten an einer breiten Steintreppe an, die zwiſchen zwei ſteinernen Thürmen hindurch an das Seethor der Stadt führte, der Oberkämmerer klopfte an das Thor und begehrte Einlaß. Eine Schildwache mit einer Stahlhaube, von ſehr alter Form, auf dem Haupte, ſah über das Mauerwerk und rief ihr „wer da?“

„Der Adelantado der ſieben Städte.“

Das Thor öffnete ſich langſam, in ſeinen Angeln knarrend.

Sie traten ein und gingen zwiſchen zwei Reihen Fußknechten hindurch, dieſe trugen Bruſtharniſche und Pikelhauben von geſchlagenem Stahl, alte Hellebarden, Picken und Streitärte, ihre Geſichter ſahen alle gebräunt aus, und ſchienen nicht minder alt als ihre Waffen. Als Fernando durch ihre Reihen ſchritt, begrüßten ſie ihn ſtumm und ſchweigend mit kriegeriſchen Ehren. Die Stadt war feſtlich beleuchtet, aber in ſolcher Art, daß das Ernſte und Feierliche, das in ihrer Bauart vorherrſchte, noch mehr hervortrat. In den Hauptſtraßen brannten Freudenfeuer, um ſie her ſtanden Gruppen, die Don Fernando unwillkührlich an Maskenbälle in Liſſabon erinnerten. Selbſt die Damen, die auf Balkonen ſaßen, welche mit reich gewirkten, alten Teppichen behängt waren, glichen mehr angeputzten Puppen, als Weſen von Fleiſch und Blut. Kurz allem in der Stadt, durch die der Oberkämmerer Don Fernando geleitete, war der Stempel verfloſſener Jahrhunderte aufgedrückt, und es ſchien, als habe die Zeit dort einen Rückſchritt gemacht. Doch ſagte ſich Don Fernando: mich darf das im Grunde nicht überraſchen, iſt die Inſel der ſieben Städte nicht ſeit mehren Jahrhunderten ohne alle Berührung mit der übrigen Welt geblieben, und iſt es alſo nicht natürlich, daß die Einwohner Tracht und Gebräuche ihrer Vorfahren unverändert bis auf unſere Tage überkommen haben?

Etwas was die Einwohner der Inſel gewiß vor allem in ihrer ganzen Urſprünglichkeit bewahrt hatten, war die altcaſtilianiſche Pracht und die altcaſtilianiſche feine und ernſte Sitte. Obgleich öffentliche Feſte gefeiert wurden, und Don Fernando Veranlaſſung dieſer Feſtlichkeit war, ſo herrſchte doch die ſtrengſte Förmlichkeit bis auf die geringſten Umſtände herab vor, und wo er ſich zeigte, erſcholl kein Freudenruf, ſondern nur ſchweigſame Verbeugungen und ernſthaft und ſtill in der Luft geſchwenkte Sombreros hießen ihn willkommen.

Als er nebſt ſeinem Begleiter vor des Alcalden Palaſt angekommen war, ward die gewöhnliche Förmlichkeit noch einmal wiederholt. Der Oberkämmerer klopfte an, um Einlaß zu begehren.

„Wer iſt da?“ fragte der Pförtner.

„Der Adelantado der ſieben Städte.“

„Er ſey willkommen. Tretet ein.“

Das große Palaſtthor ward geöffnet, der Oberkämmerer ſchritt Don Fernando voran, die große Treppe hinauf und dann durch eine lange Reihe prachtvoller Gemächer. An der Thüre eines jeden Gemaches wiederholten Bediente den Titel Don Fernandos, und die geſchmückten Herren und Damen, die darin ſtanden, begrüßten ihn auf das Achtungsvollſte. Endlich trat der Oberkämmerer, und mit ihm der junge portugieſiſche Ritter, in einen prachtvollen, glänzend von Fackeln erleuchteten Saal. Der Alcalde und die vornehmſten Beamten der Inſel der ſieben Städte erwarteten dort ihren erlauchten Gaſt. Der Oberkämmerer ſtellte Don Fernando allen Anweſenden, unter vielen Förmlichkeiten vor, dann miſchte er ſich unter die übrigen Palaſtbeamten.

Der Alcalde und die Vornehmſteu der Inſel empfingen Don Fernando nicht minder förmlich, als es das Volk und die Truppen bei ſeiner Ankunft gethan hatten.

Ein reichgekleideter Diener verkündete bald, das Feſtmahl ſey bereit und werde beginnen. Welch ein Feſtmal war das! welch unbekannte Gerichte, welch ungewöhnliche Leckerbiſſen! Ein Pfau ward in ſeinem glänzenden Gefieder auf einer goldenen Schüſſel aufgetragen und oben an die Tafel geſetzt. Don Fernando muſterte mit ſeinen Blicken die Verſammlung; welche ſonderbare Köpfe ſaßen um ihn her, welch merkwürdigen Aufputz trugen die alten, bärtigen Señores, wie mühſam hielten die vornehmen Damen das unermeßliche Gebäude ihres Kopfputzes mit den hohen Schwungfedern aufrecht!

Die Tochter des Alcalden ſaß Don Fernando zur Seite; ihr Anzug, das mußte ſich der Ritter vom Liſſaboner Hofe freilich eingeſtehen, mochte nicht allzulange nach der Sündfluth in der Mode geweſen ſeyn, aber aus ihren ſchwarzen Augen ſtrahlte die andaluſiſche Gluth, der nichts zu widerſtehen vermag. Dazu hatte ihre Stimme, ihre Haltung und ihr Weſen jenen andaluſiſchen Hauch, welcher bewies, daß weibliche Lieblichkeit von Jahrhundert zu Jahrhundert vererbt werden und den Wechſel des Climas überdauern kann, ohne von ihrer Macht etwas zu verlieren, oder außer Mode zu kommen. Diejenigen nur, welche den eigenen Zauber kennen, mit dem die Frauen Andaluſiens alle Männerherzen zu beſtricken wiſſen, können ſich denken, welcher großen Verſuchung Don Fernando ausgeſetzt war, da er dicht neben einer der verführeriſchen Schönheiten jenes wunderbaren Geſchlechtes ſaß. Er fing, wie ich mir ſchon zu erwähnen erlaubt habe, ſehr leicht

Feuer, und was war auch wohl natürlicher, als daß er ermüdet von all den Höflichkeiten und ſteifen Geſprächen, ſeine ganze Aufmerkſamkeit der ſchönen Alcaldentochter zuwandte, die ſo ſchelmiſch zu lächeln wußte, deren Stimme einen ſo ſüßen Klang hatte. Ueberdieß war er, denn weßhalb ſollte ich nicht bemüht ſeyn alles anzuführen, was ſich zur Entſchuldigung des Helden, dieſer meiner höchſt wunderbaren und anmuthigen Erzählung ſagen läßt, ſo ſehr von dem neuen und ſeltſamen Schauſpiel, in dem er eine Rolle zu ſpielen hatte, überraſcht, und zur Begeiſterung geſtimmt, die ſchnelle und vollſtändige Erfüllung ſeiner kühnſten Träume, hatte ſeine Bruſt ſo geſchwellt und ihn in ſolchen Taumel verſetzt, endlich hatte er mehre Male die vollen Pokale, die ihm die aufmerkſamen Pagen credenzten, bis auf den Grund geleert, ſo daß er. Du wirſt Dich mit mir freuen, lieber Leſer, daß ich glücklich beim Nachſatz angelangt bin, ſo daß er nicht allzuſtreng beurtheilt werden darf, wenn er des mürriſchen Don Ramiro Alvarez ſchöne Tochter für eine kurze Weile, trotz ſeiner Schwüre und ſeines ſtummen Zeugen, des bleichen Mondes, vergaß. Ja, daß ich es nur geſtehe, mein Held vergaß ſich ſo ſehr, daß, als das Feſtmahl erſt im beſten Zuge war, und die alten Herren weidlich ſchmausten, Don Fernando des Alcalden Tochter eine Liebeserklärung in beſter Form gemacht hatte, wie das ſo eine, lange Zeit vor ſeiner Verbindung mit Seraſina bei ihm eingewurzelte, Gewohnheit war. Die junge Tochter der wunderbaren Inſel ſchüttelte beſcheidentlich ihr Haupt, und ihr Auge fiel auf ein Herzchen von Rubin, das an einem Ringe glänzte, den Seraſina ihrem Geliebten vor ſeiner Abreiſe gegeben hatte. Sie erröthete und warf einen mißtrauiſchen Blick bald auf jenen Ring, bald auf Don Fernando. Der junge Adelantado errieth ihren Gedanken, nahm in ſeiner verliebten Verblendung das Liebespfand ſeiner Braut, und ſteckte es der Tochter des Alcalden an die ſchöne Hand.

Kaum war es geſchehen, ſo nahm das Mahl ein Ende. Der Oberkämmerer trat auf den Adelantado zu, und meldete ihm mit einer tiefen Verbeugung, die Schaluppe warte ſeiner, um ihn an Bord ſeiner Carabelle zurück zu führen. Don Fernando nahm Abſchied von dem Alcalden und den andern vornehmen Beamten der Inſel mit allen Förmlichkeiten, wie ſie die hier gebräuchliche, altſpaniſche Sitte erheiſchte, und ſagte der ſchönen Dame, die ſein Herz gefangen, ein zärtliches Lebewohl für heute, mit dem Verſprechen am folgenden Morgen wieder zu kommen und ſich zu ihren Füßen zu werfen. Ganz mit denſelben Förmlichkeiten, wie bei ſeiner Ankunft, ward er zurückgeführt. Die Ruderer ſangen in abgemeſſenen Tönen wieder dieſelbe

Digitized by Google

einförmige Weiſe. Als er wieder in ſeiner Cajüte war, ſchwindelte ihm von Allem was er geſehen hatte, und von Zeit zu Zeit regte ſich ein Gefühl wie Reue und Schaam über ſeine Untreue an Serafina in ſeinem Herzen. Er warf ſich auf ſein Bett und verfiel bald in einen fieberhaften Schlaf voll ſonderbarer und verwirrter Träume. Wie lange ſein Schlaf gedauert, er konnte es nicht ſagen, aber bei ſeinem Erwachen ſah er ſich nicht in ſeiner Cajüte, ſondern in einem fremden Gemache und von ihm ganz unbekannten Perſonen umgeben. Schlief er etwa noch? Er rieb ſich lange die Augen. Zur Antwort auf ſeine Fragen erhielt er die Kunde, er befinde ſich auf einem portugieſiſchen Schiffe, das auf der Rückkehr nach Liſſabon begriffen ſey, und man habe ihn bewußtlos auf einem Schiffstrümmer liegend, der den Wellen des Oceans zum Spiel gedient, gefunden und an Bord dieſes Schiffes gebracht.

Don Fernando war nicht wenig über dieſe Nachricht erſtaunt. Er rief ſich alles deutlich zurück, was ihm auf der Inſel der ſieben Städte, bis zu dem Augenblicke wo er ſeine Carabelle wieder beſtiegen hatte, begegnet ſey. Hatte ein Windſtoß das Schiff während ſeines Schlafes gepackt, es von ſeinen Ankern geriſſen und im weiten Meere zerſchellt? Niemand von den Fremden, die ihn umgaben, konnte ihm darüber Auskunft ertheilen. Er dagegen erzählte unaufhörlich von der Inſel der ſieben Städte und dem was er dort geſehen. Jene aber nahmen ſeine Erzählungen für nichts anderes als für Ausgeburten der Phantaſie eines Fieberkranken, und verordneten ihm in ihrer löblichen Sorgfalt für ſeine baldige Wiederherſtellung ſo kräftig wirkende Mittel, daß er ſich bald zu weiſem Stillſchweigen verurtheilt ſah.

Das Schiff lief endlich in den Tajo ein und warf vor der berühmten Stadt Liſſabon Anker. Don Fernando ſtieg vergnügt an's Ufer und eilte nach dem Stammſchloſſe ſeiner Ahnen; zu ſeiner großen Ueberraſchung fand er es aber von ihm völlig unbekannten Leuten bewohnt, und als er nach ſeinen Verwandten fragte, wußte ihm Niemand Auskunft über ſie zu geben.

Er lenkte ſeine Schritte darauf nach dem Hauſe des Don Ramiro Alvarez, denn die flüchtige Flamme, welche die ſchönen Augen des Alcaldenkindes angefacht hatten, war ſchon lange erloſchen, und ſeine alte Leidenſchaft für Serafina war wieder ſo ſtark, als je zuvor erwacht. Er näherte ſich dem Balkon, unter dem er ſo oft ihr ſchmeichelnde Serenaden gebracht hatten. Trogen ihn ſeine Augen? Nein, ſie war es; Serafine, in ihrer Schönheit vollem Glanze ſtand auf dem Balkon. Er ſtieß einen Schrei freudiger Ueberraſchung aus, und ſtreckte die Arme zu ihr empor. Sie warf ihm einen Blick voll

Unwillen zu, und verließ raſch den Balkon. Sollte ſie etwas von ſeiner flüchtigen Liebſchaft mit der Alcaldentochter erfahren haben? Die Thüre des Hauſes ſtand offen, er eilte ſchnellen Schrittes die Stufen der Treppe hinauf, trat in ihr Zimmer, und fiel ihr zu Füßen. Sie aber wich erſchreckt zurück, und floh in die Arme eines jungen Ritters.

„Wollt Ihr mir den ſonderbaren Auftritt erklären, Herr, deſſen Zeuge ich ſeyn muß?" fragte dieſer in trockenem Tone. „Und mit welchem Rechte," erwiderte Don Fernando, „richtet Ihr dieſe Frage an mich?"

„Mit dem Rechte eines Verlobten."

Fernando zitterte und ward bleich. „Ach Serafina, Serafina," rief er in verzweiflungsvollem Tone, „iſt das die Treue, die Du mir verſprochen?"

„Serafina? Was wollt Ihr damit ſagen? Wenn Ihr von jener jungen Dame ſprecht, ſo wiſſet, Maria iſt ihr Name."

„Iſt das nicht Serafina Alvarez, und iſt das Bild dort an der Wand nicht das ihre? „Heilige Jungfrau?" rief das junge Mädchen, „er ſpricht von meiner Urgroßmutter."

Der unglückliche Fernando befand ſich in der furchtbarſten Verlegenheit; vertraute er dem Zeugniß ſeiner Augen, ſo ſtand ſeine vielgeliebte Serafina vor ihm, glaubte er dem, was er hören mußte, ſo waren es nur ihre Züge, auf die Geſtalt ihrer Urenkelin übertragen.

Sein Kopf begann zu ſchwindeln. Er ging auf die Canzlei des Marineminiſters, und ſtattete einen ausführlichen Bericht über die Inſel der ſieben Städte ab, die er ſo glücklich geweſen war, zu entdecken. Aber in des Miniſters Canzlei hatte niemand von einer ſolchen Inſel noch von einer Expedition dahin reden hören; Fernando erklärte, er habe dieſe Expedition in Folge eines Vertrages mit der Krone unternommen, kraft deſſen er die Beſtallung als Adelantado der zu entdeckenden Inſel erhalten habe. Darüber mußte ſich nun wohl in den Archiven des Königreichs eine Urkunde finden, und er beſtand lebhaft darauf, es möchten von Seiten des Miniſteriums Nachforſchungen angeſtellt werden. Sein Hin- und Herreden mit den Angeſtellten in der Canzlei zog die Aufmerkſamkeit eines alten, grauköpfigen Schreibers auf ſich, der mit einer, in Eiſen gefaßten Brille auf der Naſe, hinter einem hohen Pulte Actenſtücke in einen großen Folianten eintrug, und ſchon ſo lange Jahre im Miniſterium Actenſtücke abſchrieb, daß er faſt mit dem Pulte, an dem er ſaß, verwachſen, und ſein Gedächtniß nur ein Verzeichniß von Thatſachen und Actenſtücken geworden war. Nach-

Digitized by Google

dem dieſes alte Erbſtück der Canzlei eine Zeitlang auf Don Fernando gehorcht hatte, und von dem Gegenſtande, um den es ſich handelte, in Kenntniß geſetzt worden war, ſteckte es die Feder hinter das Ohr, und kam von ſeinem Schreibepulte her. Der alte Mann erinnerte ſich nämlich, ſeinen Vorgänger im Amte von einer Entdeckungsfahrt haben reden hören, die zu den Zeiten König Don Joao's II., alſo vor länger denn hundert Jahren, unternommen worden ſey. Um indeſſen noch klarere Auskunft zu erhalten, ließen jetzt die Schreiber in den Archiven von Torvo di Tombo nachſehen, und man fand in dieſer Grabſtätte alter, portugieſiſcher Dokumente in der That einen Vertrag zwiſchen der Krone und einem gewiſſen Fernando de Ulmo, die Entdeckung der Inſel der ſieben Städte betreffend, ſo wie eine Beſtallung deſſelben als Adelantado des zu entdeckenden Landes.

„Nun ſeht Ihr," rief Don Fernando triumphirend aus, „jetzt habt Ihr den Beweis deſſen, was ich geſagt, vor Augen. Ich bin der in dieſem Actenſtücke genannte Fernando de Ulmo. Ich habe die Inſel der ſieben Städte entdeckt, und mache nach den Worten meines Vertrages mit der Krone Anſpruch auf das Recht, Adelantado derſelben zu ſeyn.

Die Erzählung Don Fernando's hatte freilich das für ſich, was man als die beſte, hiſtoriſche Autorität betrachtet, das Zeugniß der Dokumente; aber, trotz dem darf man ſich nicht wundern, daß ein Mann in der Blüthe ſeiner Jugend, der als Mithandelnder von Ereigniſſen ſprach, die vor länger als hundert Jahren vorgefallen waren, allgemein für wahnſinnig galt.

Der alte Schreiber zuckte die Achſeln, legte die Hand bedächtig an das Kinn, kroch hinter ſein altes Pult zurück, nahm ſeine Feder hinter dem Ohre weg, und ſchickte ſich an, ein neues Actenſtück in den vierundfünfzigſten Theil einer großen Sammlung von Quartbänden zu ſchreiben. Die anderen Schreiber winkten einander ſpöttiſch zu, und ſetzten ſich gleichfalls wieder auf ihre Plätze. Der arme Fernando, ſich ſo ganz ſelbſt überlaſſen, ſtürzte jetzt, alles Ernſtes nicht mehr wiſſend wo er ſey, und was mit ihm vorgehe, aus der Canzlei fort.

In der Aufregung und Verwirrung ſeines Geiſtes trat er, ohne eigentlich zu bedenken, wohin er ſich wende, ſeinen Rückweg nach dem Hauſe des Alvarez an, aber man verſchloß die Thüre vor ihm. Um ihn endlich dem Wahne zu entreißen, der ſich, wie es Allen ſchien, ſeiner bemächtigt hatte, und ihn zu überzeugen, daß Seraſina, der Gegenſtand ſeiner ſchwärmeriſchen Träume, in Wahrheit todt ſey, führten ihn mitleidige Leute zu ihrem Grabe. Dort ſah er eine adelige

Matrone in Marmor ausgehauen, ihr zur Seite ihr Gemahl, ein ſtolzer Ritter in voller Rüſtung, und zu beiden Seiten des Ehepaars ihre zahlreiche, theils männliche, theils weibliche Nachkommenſchaft, knieend. Das Grabmal hatte ſchon bedeutend von der Unbill der Witterung zu leiden gehabt, denn die Hände des Ritters, die wie zum Gebet gefaltet waren, hatten ein Paar Finger verloren, und Serafinens vordem ſo ſchönem Antlitz fehlte die Naſe.

Don Fernando war eine kurze Zeit lang beim Anblick dieſes in Stein gehauenen Beweiſes, daß ihm ſeine Geliebte ſehr untreu geworden ſey, von bitterem Unwillen bewegt. Aber wie iſt zu erwarten, daß eine Geliebte ein ganzes Jahrhundert lang treu bleibe? Und mit welchem Rechte durfte er ſich über Seraſina nach dem beklagen, was zwiſchen ihm und des Alcalden Tochter, auf der bewußten Inſel der ſieben Städte vorgegangen war? Der unglückliche Don Fernando de Ulmo entſchloß ſich zu einer That der frommſten Menſchenliebe gegen ſeine ſelige Braut, er ließ ihr von einem geſchickten Bildhauer eine neue Naſe anſetzen.

Es waltete jetzt indeſſen kein Zweifel mehr bei ihm ob, daß er auf die wunderbarſte Weiſe länger als ein volles Jahrhundert während der Nacht verlebte, die er auf der Inſel der ſieben Städte zugebracht hatte, und er ſtand in ſeiner Geburtsſtadt ſo ſehr als ein Fremder, als ob er nie in ihr gelebt hätte. Tauſend Mal wünſchte er ſich wieder auf die wunderbare Inſel und in die alten hochgewölbten Säle zurück, wo ihm ein ſo höflicher Empfang bereitet worden war; und jetzt wo ſich ſeine Seraſina in eine marmorne Urgroßmutter, mit Kindern, Enkeln und Urenkeln verwandelt hatte, mußte er mehr denn einmal wieder der wunderſchönen, ſchwarzen Augen, der Tochter des Alcalden gedenken, die ohne Zweifel noch, wie er, in der vollen Blüthe ihrer Jugend ſtand, und wohl tief im Herzen den Wunſch nährte, er möge wiederkehren.

Er hätte auch gern auf ſeine Koſten eine zweite Expedition, zur Auffindung der geliebten Inſel unternommen, aber alle ſeine Hilfsquellen waren verſiegt. Ach! Niemand wollte ſeinen Erzählungen Glauben beimeſſen, Niemand ſie für etwas Anderes, als für die Träumereien eines armen Schiffbrüchigen halten. Er blieb aber trotz dem felſenfeſt von der Wahrheit deſſen überzeugt, was er erlebt, ob er auch die Ziel-

ſcheibe des Spottes aller ſtarken Geiſter wurde, und die Jungen auf der Straße „Adelantado der ſieben Städte" ſchreiend, hinter ihm drein liefen.

Da er allgemach einſah, daß alle ſeine Beſtrebungen, noch einmal Schiffe zu erhalten, um auf die Inſel der ſieben Städte zu gelangen, rein vergeblich ſeyn würden, ſo ſchiffte er ſich nach den canariſchen Inſeln ein, weil ſie ſeinem geliebten Ziele mindeſtens nahe waren, und die Einwohner derſelben Seeabenteuer über Alles liebten. Dort fand er auch in der That aufmerkſame Zuhörer ſeiner wunderbaren Erzählungen, denn die alten Lootſen und Seeleute jener Gegend machten alle gern Jagd auf Entdeckungen, und glaubten an die Wunder die er ihnen erzählte, wie an das Evangelium. Oft nickten ſie ſich, ging er an einer Gruppe ſolcher alten Seewölfe vorüber, zum Zeichen des Einverſtändniſſes zu, und ſprachen: „der da war auf der Inſel der ſieben Städte."

Dann pflegten ſie wohl mit ihm von jenem großen Wunder, von jenem Räthſel des Oceans zu plaudern, und wie ſeine Berge oft den Bewohnern ihrer Heimath erſcheinen, und mehr als einmal, aber ſtets ohne Erfolg, Schiffe dahin abgegangen ſeyen, und führten ihn auf einen Felſenvorſprung am Geſtade des Meeres, wo man am öfteſten die Bergſpitzen der geheimnißvollen Inſel geſehen habe.

Don Fernando hörte ſolche Kunde mit Entzücken. Er zweifelte nicht, jene fernen Felſen ſeyen der Hafen, wo eine übernatürliche Macht ſo über ihn gewaltet habe, daß in der Zeit von einer Nacht ein ganzes Jahrhundert an ſeinem Haupte vorüberging.

Er gab ſich indeſſen vergebliche Mühe, die Inſulaner zu einem nochmaligen Verſuche, ſie möchten eine Entdeckungsfahrt dorthin machen, anzuregen; alle Canarier waren längſt zu der Ueberzeugung gekommen, jene mährchenhafte Inſel ſey durchaus unerſteiglich. Fernando nur hoffte noch immer ſie wieder zu ſehen. Jeden Morgen machte er ſich nach dem Vorgebirge der Inſel Palma auf, und verweilte dort lange Tage, immer hoffend, die magiſchen Gebirge der ſieben Städteinſel würden fern am Horizont erſtehen; jeden Abend kehrte er ermattet vom ewigen Starren in's Meer hinaus, aber doch bereit, am andern Morgen wieder nach dem Vorgebirge zu wandern, in ſeine Hütte zurück.

Sein Haar bleichte in dieſer ewigen Erwartung, und endlich fanden ſie ihn todt auf ſeinem gewöhnlichen Sitze. Noch wird ſein Grab auf der Inſel Palma gezeigt, und ein Kreuz erhebt ſich auf der Stelle, wo er ſich jeden Morgen hinzuſetzen und auf das Meer zu ſtarren pflegte, um in der Ferne die Umriſſe der Berge jener Inſel zu ſehen, die ihm ſo viele Lebenshoffnungen gekoſtet.

Digitized by Google

Ferney - Voltaire.

Von einem franzöſiſchen Reiſenden.

Genf am Rande des Juragebirges und der Alpenkette erbaut und vom See beſpült, dem die Stadt ihren Namen gab, bietet einen der maleriſchſten Proſpecte dar, den man nur ſehen kann. Das Gaſthaus in dem ich wohne liegt hart am Waſſer, ſo, daß ich mich faſt nach Venedig verſetzt glaube. Das Haus hat, ganz wie die Gebäude der republikaniſchen Stadt Italiens, nicht weniger als fünf Stockwerke, und hoch über dieſen noch eine Art von Terraſſe, auf der man dann einen Standpunkt hat, der erhaben genug iſt, den Mont-Blanc mit ſeinem ewigen Schnee in der Ferne unterſcheiden zu können. Dicht vor dem Auge des Beſchauers breitet ſich der See aus, mit ſeinen, im dunklen Grün ſchimmernden Ufern, einem weiten Spiegel in dunklem Bronceraḫmen vergleichbar. Jean Jaques Rouſſeau hatte Unrecht den

Digitized by Google

See ſilberfarben zu nennen, er glänzt vielmehr im lebhafteſten Azur. Da ich Rouſſeaus erwähne, darf ich auch nicht von dem Denkmal ſchweigen, das man ihm errichtet hat, und von jener künſtlichen Inſel, die auf Felsſtücken ruht, welche in den See verſenkt wurden. Dieſe Inſel, die von allen Seiten, gleich einer Baſtion ummauert iſt, beſteht aus einem Garten deſſen Hauptzierde herrliche italieniſche Pappeln ſind, deren Wipfel bis zu den Wolken ragen. Kunſtvoll geordnete Gruppen von Bäumen und Geſträuchen und wohl gepflegte Blumenbeete bilden einen ſchönen Hain, in deſſen Mitte ſich die ernſte Statue des großen Dichter-Philoſophen erhebt. Dieſe Statue iſt das Werk Pradiers eines franzöſiſchen Bildhauers, ſie iſt in Bronce und mit vielem Talente ausgeführt, und eine ſchöne Huldigung, welche die Bürger Genfs dem vielgehaßten, vielverfolgten, geiſtigen Heroen gebracht haben, auf den ſie mit ſo vollem Rechte ſtolz ſeyn dürfen. Zwei große Brücken, die ſehr leicht und zierlich ausſehen, faſt wie Bänder, die die Inſel am Ufer feſthalten, verbinden ſie mit den beiden Theilen der Stadt.

Nachdem ich Rouſſeaus Denkmal geſehen hatte, mochte ich nicht von jener Gegend ſcheiden, ohne zu ſehen was die Nachwelt für den Ort gethan, in welchem Voltaire, Herr von Voltaire, wie man ihn hier gewöhnlich nennt, viele Jahre verlebt hatte. Ich erkundigte mich, welcher Weg nach Ferney führe, und begab mich dahin, ich war in weniger als einer Stunde dort, und befand mich wieder in Frankreich, denn Ferney, Ferney-Voltaire, wie man es nennen darf, iſt der Mittelpunkt einer Landzunge, die eine Enclave Frankreichs in der Schweiz bildet.

Das Dorf iſt recht hübſch, das neue Anſehen vieler Gebäude beweiſt indeſſen, daß nicht unter Voltaire das Dorf dieſes friſche, freundliche Anſehen erhalten hat. Eine lange Allee führt zum Schloſſe, vor welchem ein Hof, die ſogenannte cour d'honneur, mit einem Gitter von Eiſenſtäben umſchloſſen iſt. Das Schloß iſt weder durch ſeine Bauart, noch durch ſeine Größe bemerkenswerth. Der plumpe und manirierte Geſchmack aus dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, mit ſeinen Schnörkeleien an Thüren, Fenſtergeſimſen und Dächern herrſcht darin vor. Das Schloß iſt nur ein Stockwerk hoch und enthält ſieben Fenſter. Eine kleine Treppe vor dem Hauſe führt zur Eingangsthüre, dann noch zwei Schritte und Ihr ſeid im Salon des adeligen Philoſophen..

Digitized by Google

Dieſer Saal der die ganze Breite des Hauſes in der Art umfaßt, daß man von der vordern Seite deſſelben die Ausſicht auf den Hof und das Dorf, von der hintern die Ausſicht auf den Garten hat, und ein daran ſtoßendes kleines Zimmer, darauf beſchränkt ſich alles was von den ehemaligen Gemächern des Herrn von Voltaire übrig geblieben iſt. Ich wiederhole unwillkührlich noch einmal, Herr von Voltaire, und folge dabei dem Eindruck den der Beſuch ſeines Eigenthums auf mich gemacht hat. Dort erinnert in der That alles mehr an den adeligen Voltaire, mit allen begründeten oder ſehr unbegründeten Anſprüchen ſeines Standes, als an den Mann von ſeltenem Geiſte, deß Worte ſchärfer ſchnitten, als ein zweiſchneidiges Schwert. Und wie mir, ſchien es allen Bewohnern des kleinen Ortes zu gehen, die ihn noch immer Herr von Voltaire nannten, wie es ihre Großväter und Urgroßväter thaten. An allen Thüren ſieht man noch Wappenſchilde, und ebenſo iſt ſein Wappen auf den Spiegelrahmen im Salon mehrfach angebracht. Voltaire antwortete nur, wenn man ihn **Monseigneur** anredete.

Der Salon ſieht übrigens ganz aus wie die meiſten Salons aus dem Zeitalter der geiſtreichen Frivolität, und jener Sorgloſigkeit die mit dem Spottworte **après nous le deluge**, den Nachkommen eine Revolution hinterließ. Die Tapete iſt von Utrechter Sammet, die Seſſel mit gleichfarbigen Stoffen überzogen, der Kamin von Marmor, Spiegeltiſche, in Form von großen, vergoldeten Muſcheln, ſtehen umher, die Rahmen an den Spiegeln ſind mit Schnitzwerk und Gold überladen; in der Mitte ſteht ein Tiſch von Ebenholz mit Faunenfüßen. Das Alles iſt farblos und verbleicht, und macht einen gar unheimlichen Eindruck. An den Wänden hängen Gemälde, Scenen aus der Mythologie, die man damals erſchrecklich ausbeutete, und ein Paar Darſtellungen, in Pouſſins und Hannibal Carraccis Weiſe, alle jedoch ſehr geringem Kunſtwerthe. Ein Bild nur, das gerade über der Hauptthüre hängt, iſt bemerkenswerth, nicht etwa weil es beſſer gemalt wäre als die andern, ſondern weil es dort ganz an ſeiner Stelle iſt. Es iſt nämlich das gräßlich ſchöne Bild, das Frau von Genlis in ihren Erinnerungen Felicies, ſo ergötzlich beſchreibt, und das den Tempel des Nachruhms darſtellt, in dem Voltaire, von dem Genius Frankreichs geführt, ſeine Henriade Apollo überreicht. Voltaire trägt eine Art von Toga, die einem kattunenen Schlafrock allzuähnlich ſieht, und Frankreich iſt in einem nicht überflüſſig decenten Aufzuge dargeſtellt. Die Feinde Voltaire's hocken in einem Winkel des Bildes, in einen

Digitized by Google

Haufen zuſammengedrängt und ſchneiden erſchreckliche Geſichter. Leider iſt der Name des Malers, der dieſes Meiſterwerk geſchaffen, unbekannt geblieben, auch die Namen der Maler, von denen die übrigen Bilder herrühren, habe ich nicht erfahren können. Der Cicerone, der mir und einigen andern Fremden, Voltaire's Zimmer zeigte, war über die Maaßen unwiſſend, er ſchien mir eine Art Paſtetenbäckers- oder Conditorgehülfen, der ohne paſſende Stelle ſich einſtweilen, dem nicht ſehr anſtrengenden Geſchäfte unterzogen hatte, den Leuten vorzuplärren: „hier ſehen Sie den Salon des Herrn von Voltaire, hier ſehen Sie das Schlafzimmer des Herrn von Voltaire."

Das Schlafzimmer Voltaire's, das an ſeinen Salon ſtößt, iſt intereſſanter als dieſer; es iſt mit einer Art von weiß und blau geſtreiftem chineſiſchem Seidenſtoffe ausgeſchlagen, das Bett gewährt einen ſo troſtlos, uncomfortablen Anblick, daß man wohl begreift, wie der Dichter, „ewige" Nachtwachen darin halten konnte. Früher hatte das Bett weite Vorhänge vom ſelben Stoff und von derſelben Farbe wie die Tapete, aber die Beſucher haben ſo viel philoſophiſche Diebſtähle, zu Gunſten ihres Albums, an dieſen Vorhängen verübt, daß ſie im Laufe der Zeit ganz in Fetzen gingen und man ſie wegnehmen mußte. Nur die Drapperien am Betthimmel ſind noch geblieben, ſie hängen zu hoch für die räuberiſchen Hände der Verehrer Voltaire's. Auch die Fenſtervorhänge ſind Fragmentenweiſe in alle Länder des civiliſirten Europas gewandert.

In dem Schlafzimmer ſteht in einer Art von Ofenniſche, die wahrſcheinlich erſt in unſerem Jahrhundert gebaut worden iſt, ein Mauſoleum von gebrannter Erde, das ſeiner brezelförmigen, verzwickten Form nach, in der That eher für einen Ofen, der ganz an ſeinem Platze ſteht, als für ein Grabdenkmal gelten kann. Man lieſt darauf die pathetiſche durchaus nicht in Voltaire's Geiſt gehaltene Inſchrift: „Meine Manen ſind getröſtet da mein Herz in Eurer Mitte ruht." Bekanntlich iſt dieſes Herz jetzt an einer ſeiner würdigern Stelle, im Pantheon zu Paris. Eine kleine, vermittelſt eines Bindfadens an dem ſonderbaren Monumente befindliche Platte, trägt die bekanntern Worte: „Sein Herz iſt hier, ſein Geiſt überall."

Zu beiden Seiten der Niſche hängen zwei Bilder, wovon man das eine nicht in dem Zimmer des Mannes ſuchen ſollte, der ein ſo unverſöhnlicher, und mitunter auch ein ungerechter Feind der Kirche war,

das Bildniß Clemens XIV. nämlich, und auf der andern Seite das der Wäſcherin Voltaire's, ein hübſches kleines Paſtelbildchen in Latours Manier. Weiterhin hängt Catharina II., Selbſtherrſcherin aller Reuſſen, und ihr gegenüber der kleine Schornſteinfeger aus dem Schloſſe, von dem in Voltaire's Briefen oft die Rede iſt. Ein Oelbild, Lekains Portrait iſt im Hintergrunde des Bettes angebracht, zur Rechten und Linken deſſelben Bildniſſe des großen Friedrich's und Voltaire's ſelbſt, im jugendlichen Alter gemalt.

Die Bilder der Madame Duchatelet und der Madame Denis hängen zu beiden Seiten des Kamins; beide Bilder ſind gut gemalt, Madame Denis muß recht hübſch geweſen ſeyn.

Vier Fauteuils und ein kleiner Tiſch vervollſtändigen das Ameublement, dem alle jene kleinen Bequemlichkeitsmöbeln, alle jene Spielereien fehlen, die dieſem höchſt merkwürdigen Zimmer erſt den rechten Reiz hätten geben können. Weder auf dem Kamin noch auf den kleinen Conſolen ſtehen die Aufſätze mehr, die zu jener Zeit zum Luxus jedes wohleingerichteten Zimmers gehörten. An einer der Seiten des einzigen Fenſters, durch welches das Zimmer Licht erhält, hängen etwa ein Dutzend ziemlich mittelmäßiger Kupferſtiche, die, wie ich faſt glauben möchte, apocryph, das heißt, erſt nach Voltaires Tode dort aufgehängt ſind; unter ihnen ſind Portraits von Männern, mit denen Voltaire in freundſchaftlichen Beziehungen ſtand, und durch gleiche, philoſophiſche Meinungen und Beſtrebungen verbunden war, ſo die von Marmontel, Helvetius, Diderot und dem Herzog von Choiſeul.

Neben Voltaires Schlafzimmer, war das Cabinet, in dem er zu arbeiten pflegte, jetzt hauſ't der Jünger der edlen Kunſt Paſteten zu backen darin. Die Räume, in denen Voltaires Bibliothek aufgeſtellt war, ſind in eine Orangerie verwandelt worden.

Der Park hinter dem beſcheidenen Hauſe, das den ſtolzen Namen Schloß führt, iſt klein, aber geſchmackvoll angelegt, und wird gut gehalten. Eine Pappelallee liegt darin, die Voltaire hat pflanzen laſſen, um in den, ihm gehörigen Forſt zu gelangen; ferner wird in dem Parke eine Ulme gezeigt, die er ſelbſt gepflanzt, man hat ſich gezwungen geſehen, ſie mit einem Gitter zu umgeben, das engliſche Reiſende in einiger Entfernung von dem armen Baume hält, den ſie, um ein Andenken an Voltaire davon zu tragen, ſchon grauſam zu ſchinden, angefangen hatten. Der Blitz hat dieſe Ulme 1824 getroffen, aber nicht ſtark beſchädigt.

Digitized by Google

Die Pilgerfahrten nach Ferney erfüllen das Herz nicht mehr mit halb freudiger, halb banger Erwartung, nur ziemlich triviale Neugier bewegt jetzt den Touriſten, die Stätte aufzuſuchen, wo ein Mann gelebt, den wir Alle freilich in hohem Grade bewundern, der aber mit der Geiſteskraft, die ihm, wie Wenigen, verliehen war, oft ſehr beklagenswerthen Mißbrauch getrieben hat. Ich mußte in dem Tempel der ſpöttiſchen und an Allem zweifelnden, faſt verzweifelnden Philoſophie ſehr lebhaft an Voltaire's großen, viel verkannten, viel und oft auch mit Recht getadelten, und doch ſo edlen, die ganze Menſchheit mit warmer Liebe umfaſſenden Feind an Jean Jaques Rouſſeau und an den Ausſpruch eines Schriftſtellers, deſſen Name mir entfallen iſt, gedenken: „Den ganzen Rouſſeau lieſ't man, und lieſ't ihn wieder, in Voltaire trifft man eine Auswahl."

An der Façade des Schloſſes ſind verſchiedene Embleme der Philoſophie und Kunſt angebracht, die zur Zeit Voltaires gemalt wurden, und mit Wirthshausſchildern viele Aehnlichkeit haben. Der Schauſpielſaal, der vormals neben dem Schloſſe ſtand, war ſo ſchlecht gebaut, daß er ſchon lange in Trümmer zerfallen iſt. Die bekannte Kirche, auf die ſich der Philoſoph ſo viel zu Gute that, und die die freche Inſchrift trug: Deo erexit Voltaire iſt nichts als eine enge Capelle, die kaum für hundert Perſonen Raum hat, und in Bauart und in Ausſchmückung des Inneren durchaus nichts Bemerkenswerthes darbietet. An einer Seite der Kirche ſteht noch eine Art von Pyramide, über der eine Trauerurne in grauem Granit, es war das Grab, welches der Philoſoph ſich beſtimmt hatte.

Das Schloß zu Ferney gehört jetzt wieder einer Familie, von deren Vorfahren Voltaire es erſtanden hatte, und in deren Beſitz es ſpäter wieder gekommen iſt. Der jetzige Beſitzer iſt Budé de Boiſy, ein Abkömmling des berühmten Wilhelm Budeus, deſſen Wittwe nach Genf zog, wo ſie mit ihren Kindern zum Calvinismus überging. Für das Andenken Voltaires hat der jetzige Eigenthümer ſeines Lieblingsſitzes ſchlecht genug geſorgt, die beiden Zimmer ſollten minder leer ſtehen, und vieles entfernt werden, was jetzt die Illuſion ſtört, und Gedanken erweckt, die mit der Würde des Ortes durchaus nicht in Einklang ſtehen, vor allem aber ſollte das fatale Ofendenkmal, das von dem Herzen nichts enthält, und von dem die Manen Voltaires ſchwerlich viel Notiz nehmen, entfernt, und durch eine paſſende In-

ſchrift erſetzt werden. Für das Dorf Ferney, das 1815 durch Talleyrands diplomatiſche Bemühungen bei Frankreich verblieb, iſt von Seiten der Regierung eben ſo wenig geſchehen, als für das Schloß von Seiten ſeines Beſitzers, obgleich Hauptort eines Cantons, iſt es doch traurig mit ihm in jeder adminiſtrativen Beziehung beſtellt. Der Maire hat kein Gemeindehaus, ſein Schreiber muß in der Küche ſitzen, und den Act der Civilehe vollzieht er in ſeinem Wohnzimmer. Daß die Kinder in Ferney etwas lernen, ſcheint der Herr Miniſter des öffentlichen Unterrichts für überflüſſig zu halten, wenigſtens iſt keine Schule dort... in Voltaires Lieblingsſitz keine Schule!! Ich begriff nicht, woher die Leute dort ihr Trinkwaſſer nehmen, ich habe wenigſtens nirgends einen Brunnen geſehen. Von Straßenpflaſter iſt in Ferney auch keine Rede, wogegen der Schuſter des Ortes billig rebelliren ſollte. Grundbeſitz und Einkommen für Communalzwecke hat die Gemeinde auch nicht, ſoll zu ihren Zwecken etwas verwendet werden, ſo muß jedes Glied der Gemeinde einen Geldbeitrag geben. Vor einigen Jahren warf man dem Deputirten des Departements zu dem Ferney gehört, vor, er thue nichts dafür, obgleich es Pflicht eines gebildeten Mannes wäre, das griff den Deputirten bei der Ehre an, und da er höheren Ortes ſehr gut angeſchrieben war, und zu den Miniſteriellen gehörte, deren Eifer ſehr hoch zu ſchätzen, ſo erhielt er — ein Altarblatt für die Kirche. Dieſes Bild von irgend einem Maler verfertigt, der noch einen weiten Weg hat, bis er es zum Künſtler bringt, war auf ſo unzweckmäßige Weiſe verpackt, daß es nicht weniger als dreihundert Franken Porto koſtete, als es in Ferney ankam, eine Summe, die die Gemeinde wieder aufbringen mußte. Hätte man ihr eine neue Kirchthüre geſchenkt, das wäre weit zweckmäßiger geweſen.

Es leben in Ferney mehre Greiſe, die ſich Voltaires noch erinnern, am meiſten weiß ein alter Gärtner zu erzählen, deſſen Vater gleichfalls als Gärtner im Dienſte des Philoſophen ſtand, und dieſen oft quälte. Er ſpricht mit vielem Pathos von Herrn von Voltaire, aber er ſcheint aufrichtiger zu ſeyn, und ſeiner Phantaſie minder freien Lauf zu laſſen, als es die meiſten Zeitgenoſſen dieſer Art zu thun pflegen. Er iſt heilig und feſt davon überzeugt, daß der Seelige weit mehr als Herr von, denn als großer Geiſt geglänzt habe. Er beſitzt noch die ſeidene, mit Goldblumen geſtickte Mütze, die Voltaire trug, wenn er ſeine Perüke nicht auf hatte. Der große Stab, auf den Voltaire in der letzten Zeit ſeines Lebens ſich bei Spaziergängen zu ſtützen pflegte, iſt

Digitized by Google

gleichfalls im Beſitze dieſes Greiſes. Wenn ſich der gute Mann auf dieſen Stab lehnt, ſo gelingt es ihm ganz gut einige Auftritte aus dem Leben ſeines philoſophiſchen Herrn nachzuahmen, wie dieſer mitunter ſeine Hausleute vor ſich zittern ließ, und ſich den Spaß machte, kleine Kinder zu erſchrecken, denen er auf ſeinen Spaziergängen begegnete. Voltaire ward ſtets von ſeiner Umgebung „gnädiger Herr" genannt, und würde es ſehr übel aufgenommen haben, hätten ihn ſeine Dienſt- oder Lehensleute in einer minder reſpectvollen Form angeredet. Alle Tage fuhr er in einer, von vier Pferden gezogenen, Caroſſe aus. Obgleich er ſich auf dem Gute, deſſen Herrentitel er wohl um keinen Preis hätte aufgeben mögen, vielfach wohlthätig bezeigte, war er doch ſeiner Härte und ſeines ſpöttiſchen Weſens halber nicht ſehr beliebt. Sein vollſtändiges Wappen war über dem Portale ſeines Hauſes angebracht, iſt jetzt aber nicht mehr dort vorhanden. Ich ſah es auf dem Schreibtiſche Voltaires, der gleichfalls auf den alten Gärtner gekommen iſt; es beſteht aus zwei Löwenköpfen, drei Granaten und einer Grafenkrone, ohne Helmzierden. Noch zeigte mir der Gärtner ein altes Regiſter, auf dem die Wappen und Petſchafte der verſchiedenen Häuſer ſtanden, mit denen Voltaire in Verbindung war, und an denen er die Briefe, die er anzunehmen geruhen wollte, gleich erkannte. Alle Briefe, deren Siegel ihm nicht bekannt waren, wurden zurückgewieſen. Neben jedem Wappen oder Petſchaft ſteht auf dem Regiſter der Name des Hauſes von Voltaires eigener Hand geſchrieben, und oft mit einer Bemerkung von keineswegs ſchmeichelhafter Art verſehen. So hat der Name Moncenigo den ſardoniſchen Beiſatz „*der Verſemacher*," neben *Rouſſau* ſteht, ich ſchreibe mit diplomatiſcher Treue ab, das Wort brouillon, neben dem Wappen des Herzogs von Chaumont Livry ſteht gleichfalls von Voltaires Hand geſchrieben: „*Jeden Monat ſoll ein Brief in Empfang genommen werden.*

Talleyrand beſuchte Ferney, es mag ſieben oder acht Jahre her ſeyn, in Begleitung der Fürſtin Suvarow. Er wollte den alten Gärtner ſehen, und ſetzte ſich in einen Seſſel, den der gute, alte Mann mir noch jetzt zeigte. „Wie es ſcheint," ſprach der alte Diplomat lange mit dem Gärtner, dieſer kramte alle ſeine Schätze aus: Möbeln, Autographen u. ſ. w. Im Laufe des Geſprächs erwähnte der Gärtner, der den Fremden, welcher ſich mit ſo viel Theilnahme nach allem erkundigte, was auf den ehemaligen Beſitzer des Schloſſes Bezug hatte,

nicht kannte, wie viel Dank er und alle Bewohner von Ferney, dem großen Staatsmanne ſchuldig ſeyen, der auf dem Wiener Congreſſe alles aufgeboten habe, jenes Dorf ſeinem Vaterlande zu erhalten.

„Ihr ſchätzt Talleyrand alſo?“ ſagte der Fremde mit rauher Stimme, „nun denn, er ſitzt vor Euch.“

Wenn der alte Gärtner dieſen Auftritt erzählt, ſtehen ihm noch immer die Thränen in den Augen. Talleyrand bot ihm damals an, ob er nicht in ſeine Dienſte treten wollte, und machte ihm ein wahrhaft fürſtliches Geſchenk. Alle Geſchichten, die Voltaires Gärtner noch aus dem Leben ſeines berühmten Herren weiß, rühren ihn, wenn er ſie erzählt nicht ſo ſehr, als der Eindruck, der ihm von dem Zuſammentreffen mit Talleyrand geblieben iſt.

Digitized by Google

Brief aus London.

Mitte October.

Das Turnier. — Marques Waterford. — Aſtley's Theater. — Themſe Tunnel. — Galvaniſcher Telegraph. — Neue literariſche Unternehmungen.

Da die Seaſon für das Jahr geſchloſſen iſt, bietet ſich noch immer das Turnier des Lord Eglinton als die hervorragende Erſcheinung des Tages. Natürlich werden die deutſchen Zeitungen daſſelbe ſchon zur Genüge ausgebeutet haben, ich will mich deßhalb hier nur auf einige Notizen und auf die Erwähnung des Eindrucks beſchränken, welchen dieſer Verſuch gemacht hat, die Waffenſpiele des Mittelalters wieder in's Leben zu rufen.

Es wird wohl genug darüber geſpottet, ſogar, wie es ſcheint, von denen, welche daran Theil genommen haben, wie Cheſterfield einſt die Fuchsjagd verhöhnte, worin er ſelbſt ein großer Virtuoſe war. Der-

Digitized by Google

gleichen Spöttereien finden alsdann regelmäßig ihren Weg in die kleinern Wochenblätter, die von Witzeleien leben, mitunter auch in die größeren Zeitungen, und somit auch in das größere Publikum. Bekanntlich der gewöhnliche Lauf der Dinge hier in England! Das Regenwetter, welches nach Britanniens wechselndem Clima ein Sonnenschein versprechender Tag bescheerte, der Umstand, daß man Regenschirme in den Schranken erblickte, daß ein durch Beef wohlgenährter Knight (Ritter) in der schweren Rüstung das Kreuz eines Reitpferdes zerbrochen haben soll, worauf ein starker Karrengaul, der die Last tragen konnte, wie es heißt, herbeigeführt werden mußte; der traurige Anblick der vom Regen durchnäßten Helmfedern, Waffenröcke u. s. w., der zu dem Vergleich einer halbertrunkenen Ratte Veranlassung gab; der bloße Ausdruck fashionables Turnier, durch Alles dieß und noch vieles Andere wurde genug Stoff zu Spöttereien dargeboten. Es hieß ferner Lord Eglinton habe nach dem Ruhm einer außerordentlichen That gestrebt, wovon sehr viel gesprochen, und geschrieben, und gelesen werden müßte; als Rival des Marques von Waterford habe er nicht auftreten können, weil derselbe eine Flasche Porter durch die Nase trinke, und habe deßhalb eine gewisse Fabel sich zur Nachahmung auserkoren, um sich in eine Löwenhaut zu hüllen. Zugleich wird die Sache auch benutzt die Schotten *) oder H. Sawney lächerlich zu machen, eine Gelegenheit die John Bull nie unbenutzt vorübergehen läßt. Bekanntlich sind die Schotten streng calvinistisch, sogar düster religiös, lieben aber auch zugleich den Geldgewinn. Somit heißt es: der Pfarrer von Lord Eglinton's Gute habe lange gegen die Eitelkeit des Turnierens gepredigt, und seine Gemeinde ermahnt sich sogar des Zuschauens zu enthalten. Als die Zeit der Festlichkeit nahete, reiste er in die Hochlande um davon entfernt zu bleiben, konnte aber der Versuchung von dreißig Pf. St. nicht widerstehen, um sein Haus für die wenigen Tage zu vermiethen. Der Miether war aber zum Unglück der Marques von Waterford, und dieser feierte zum großen Scandal der ganzen Gemeinde in der ruhigen Wohnung des nüchternen Pfarrers solche Orgien, wie er es in London schwerlich wagen würde. — Ferner auch fragt der bedächtige John Bull: wozu nutzen Turniere? (To what use are tournaments?) blos weil er den daraus erwachsenden Geldvortheil für's Erste nicht erhalten hat. Auf diese Bemer-

*) Das Turnier wurde im westlichen Schottland gehalten.

kung möchte man die Anekdote des Mathematikers anwenden, welcher, nachdem er Milton's verlorenes Paradies geleſen, bedächtig fragte: aber was beweist dieß? Anders urtheilen natürlich die Schotten, wo das Turnier in der Gegend von Glasgow eine ungeheure Menge Geldes in Umlauf ſetzte. Verſtändige halten das Turnier für ein bloßes Sport. Wie ich ſchon öfter in früheren Briefen bemerkte, lieben ja die Engländer, abgeſehen von der hiſtoriſchen Erinnerung, Vergnügungen, die mit ſtarker Bewegung, körperlicher Geſchicklichkeit und mit Gefahr verbunden ſind, und die ſie als unſchuldig (inocent amusements) bezeichnen. Etwas weiteres wird das Turnier nicht bedeuten. Selbſt die Theilnehmer werden es für ein bloßes Sport halten. Es ſchien den Briten lächerlich, wenn man andere Zwecke, vielleicht ſogar Parteibeſtrebungen, eine Erweckung der alten Chevalerie durch die Grundariſtokratie, im Auslande darin ſehen wollte.

Um einige Einzelnheiten des Turniers anzuführen, die vielleicht nicht ſo ſehr bekannt geworden ſind, ſo bemerke ich, daß der Prinz Louis Napoleon Bonaparte in dem alten Ritterſpiel des Fechtens mit Stäben (Stares), der Einleitung zu dem gewichtigern Kampf mit Schwertern, die britiſchen Knights, die im allgemeinen gute Schützen, aber deſto ſchlechtere Fechter ſind, bei weitem beſſer geſchlagen hat, wie ſein Oheim, der Kaiſer Napoleon. Ein Sport der Art kann nicht ganz ohne Unheil ablaufen. Bei dem Schwertgefechte in Rüſtungen erhielt Herr Jerningham, ein Officier der Armee, eine tiefe Fleiſchwunde, von dem Handgelenk bis zum Ellenbogen, wovon er noch nicht geheilt iſt. Der Marques von Waterford und Lord Alford wurden in dieſem Gefecht ſo ſehr erhitzt, daß ſie Ernſt machen wollten, und daß der Marſchall einſchreiten mußte um Unheil zu verhüten; beim Lanzenrennen wurde der tolle Marques vom Pferde geworfen, kam aber mit einigen Quetſchungen davon, eine Sache woran er durch ſeine Raufereien ſchon längſt gewohnt iſt. — Nach einem glänzenden Banquet, das natürlich nicht fehlen durfte, ſprach Lord Eglinton in einer langen Rede die Hoffnung aus, die Turniere werden wieder faſhionable werden. Ob dieß aber der Fall ſeyn wird bleibt noch eine große Frage. Zwar will der Marques von Waterford, wie es heißt, auf ſeinem Gute Ford in Cumberland dieſe Waffenſpiele nächſtes Jahr erneuen, allein die Koſten ſind zu ungeheuer, als daß die Wiederholung häufiger Statt finden könnte, und die Zeiten verſchieden von denen, wo der Villain und Tenant auf Gebot des Lehnsherrn das

Material zum Bankett herbeiführen, in Entrichtung der Frohnden die Schranken aufführen und Knights wie Esquires umſonſt bedienen, ja ſelbſt bewirthen mußte. Jetzt muß Alles mit baarem Gelde oder mit Banknoten bezahlt werden. Der Grundadel iſt ja bei Weitem nicht mehr ſo reich wie noch vor zwanzig Jahren; die reichſten Peers, beſonders die älteren, und diejenigen, welche eine politiſche Rolle ſpielen wollen, werden ſich ſehr hüten, ihr Geld für einen Zweck wegzuwerfen, der ihnen politiſche Früchte nicht einbringen kann. Wahrſcheinlich würde auch vor Allem eine neue Wahl und die damit verbundenen Koſten allen Turnieren, ſchnell und auf einmal ein Ende machen.

Wie ſchon erwähnt urtheilen die Schotten aus der Gegend von Glasgow über das Turnier auf andere Weiſe, wie der eigentliche John Bull. Sie haben einen großen Nutzen davon erhalten; denn durch die Maſſe der reichen und wohlhabenden Fremden iſt eine ungeheure Menge Geldes in Umlauf gekommen. Ein Umſtand der um ſo mehr auf dem Lande gefühlt wird, wo die Gelegenheit des Verdienſtes ſich niemals wie in großartigen Städten vorfindet. Aber ſelbſt in dem induſtriöſen Glasgow iſt die Rückwirkung bemerkbar geworden. Dieß läßt ſich wenigſtens aus dem Umſtande ſchließen, daß eine allgemeine Verſammlung der Bürger eine Dankadreſſe an Lord Eglinton votirte, worin freilich vom vermehrten Geldumlaufe kein Wort erwähnt wurde, allein die liſtigen und kalten Schotten, die bekanntlich bei allen Dingen vorzugsweiſe den Vortheil im Auge haben, beſonders aber die Geſchäftsleute in Glasgow würden nie daran gedacht haben, ihre Comptoire zu verlaſſen, um ſich für ein bloßes Schauſpiel zu bedanken.

Der Marques von Waterford iſt hier mehre Male erwähnt worden. Er hat ſich durch ſeine tollen, und mitunter humoriſtiſchen Streiche gewiſſermaßen einen europäiſchen Ruf erworben, und man hält ihn gewiß auf dem Feſtlande für einen Narren. Hier jedoch iſt man an jüngeren Leuten ein gewiſſes Toben oft genug gewohnt, wenn auch nicht in dem Grade, wie es der edle Sprößling des Hauſes Beresford treibt, und iſt zugleich überzeugt, daß die Flegeljahre desſelben mit der Zeit aufhören werden. Er verdient ohnehin in anderer Hinſicht Achtung, denn er beſitzt Gutmüthigkeit und Großmuth. Wie er ſeine bedeutenden Einkünfte nicht allein für Narrheiten verſchwendet, ſieht man aus Folgendem: Nach dem Turniere begab er ſich nach ſeinem Landſitz Ford in Cumberland, wo, wie es nun heißt, das

Digitized by Google

nächſte Turnier gehalten werden ſoll. Die Einwohner, größeren Theils ſeine Pächter, bewillkommneten ihn mit einer Adreſſe, worin ſie ihren Dank ausdrückten, daß er ſie ſämmtlich in behaglichen Zuſtand verſetzt habe, während früher der Ort arm und verfallen war, daß er das Dorf verſchönerte, den Aermeren Agricultur-Werkzeuge ſchenkte, und ihnen bequeme Wohnungen bauen ließ; Tagelöhner fortwährend beſchäftigte und gut bezahlte, drei Schulen für Kinder und die Arbeiter ſelbſt errichtet hatte, und auf ſeine Koſten unterhielt, u. ſ. w. Wären die Grundbeſitzer im Allgemeinen auf dieſelbe Art verfahren, anſtatt allein die höchſt mögliche Pacht im Auge zu haben, ſo würde das Elend nicht ſtatt finden, welches ſeit dem Frieden die arbeitenden Claſſen immer mehr ergriffen hat, ſich im Allgemeinen ſtets weiter ausdehnt, und vielleicht einem großen Theile der Grundariſtokratie ſchon jetzt in financieller Hinſicht zum Schaden gereicht, der ſich ſicherlich mit jedem Jahre noch vermehren wird.

Die Wuth des Turnierens iſt übrigens nicht allein auf Eglinton-Caſtle beſchränkt geblieben, ſondern hat ſich auch in ſo weit auf London erſtreckt, daß der Eigenthümer von Aſtley's Theater, Herr Ducrow, der Franconi unſerer Hauptſtadt, es für zweckmäßig, oder ſeinem Vortheil für angemeſſen gehalten hat, den Cockney's ebenfalls ein Turnier zum Beſten zu geben. Dieß war das Turnier von Aſhby, welches den Leſern des Ivanhoe zur Genüge bekannt ſeyn wird. Natürlich war das Turnier ausgedehnter, als dasjenige, welches Sir Walter Scott, wie alle ſeine Dichtungen mit wahrhaft hiſtoriſcher Anſchauung geſchaffen hat, und zugleich eine ſo glänzende Darſtellung in Pracht der Rüſtungen und Gewänder, wie man ſie wahrſcheinlich auf einem Turniere des Mittelalters wenigſtens in England wohl nicht geſehen hat. Allein der blutdürſtige John Bull war damit nicht zufrieden. Es war ihm zu harmlos; er hätte weit lieber einer Boxerei zugeſchaut, ſo wie denn auch das Turnier in Eglinton weit mehr ſein Intereſſe erregt haben würde, wenn ein Ritter wenigſtens eine ſeiner Rippen beim Lanzenrennen zerbrochen hätte. Bei Aſtley's war nämlich das Lanzenrennen ſo unſchuldig, daß jede Lanze bei der geringſten Berührung zerſprang, und daran findet John Bull keinen Spaß. — Auch auf den Büchermarkt hat das Turnier eine kleine Rückwirkung geäußert. Kurz bevor es in Eglinton begann, wurde eine Art Handbuch herausgegeben, worin nebſt der Geſchichte des Turnierens, zugleich die Regeln in ſolcher Art verzeichnet waren, daß die Schrift als eine Art Lehrbuch dienen ſollte, ein Umſtand, der wahrſcheinlich den Knights des Mittel-

alters entweder als höchſte Weisheit, oder als lächerlich erſchienen wäre, das Buch hat übrigens zu eben ſolchen Spöttereien, wie das Turnier ſelbſt Veranlaſſung gegeben. Es war nämlich nach Art der Katechismen zum Auswendiglernen eingerichtet, als ob der Verfaſſer keine große Meinung von dem Verſtande derjenigen gehegt hätte, zu deren Gebrauch das Buch beſtimmt war.

Um von den Erſcheinungen des eigentlichen Nutzens, und den täglich immer zunehmenden Unternehmungen, welche mit der Ueberlegenheit britiſcher Induſtrie zuſammenhängen, einiges Neue zu berichten, ſo bietet ſich gegenwärtig jenes überall oft genug ſchon erwähnte Rieſenwerk des Thames-Tunnels, welches täglich für einige Hunderttauſende ein Mittel zur Erſparung des koſtbarſten Capitals der Briten, nämlich der Zeit, in Zukunft ſeyn wird. In einem früheren Briefe erwähnte ich ſchon, die Gefahr eines neuen Durchbruchs der Themſe ſey wahrſcheinlich vorüber. Als ſich Herr Brunel, der ſeinem Namen ein unſterbliches Denkmal durch jenes großartige Bauwerk ſetzen wird, der aber, beiläufig geſagt, von Geburt ein Franzoſe iſt, wegen eines Geſchäftes kürzlich nach Mannonhouſe, dem Gerichtshof des Lord Mayor begab, wünſchte ihm ſeine Lordſchaft bereits Glück über die geſicherte Ausführung des Baues. Herr Brunel ſchien aber noch immer etwas ängſtlich, denn er ſagte, der niedrige Waſſerſtand am entgegengeſetzten Ufer ſey zwar nahe, aber noch nicht erreicht, und die Gefahr ſey ſomit noch nicht gänzlich entſchwunden. Eine Springfluth, ein Fußbreit ungünſtigen Bodens, der natürlich unter dem Waſſer nicht ganz genau erforſcht werden konnte, z. B. von Sand, hätte wie früher einen neuen Unfall bewirken können. Nach einer Woche war jedoch der niedrige Waſſerſtand erreicht, und ſomit müſſen auch die Aengſtlichſten ihre Befürchtungen aufgeben. Die Entfernung vom Eingange des Werkes beträgt gegenwärtig ſchon 2930 Fuß; drei Viertel der ganzen Waſſerſtrecke ſind ausgehöhlt und ausgebaut; 370 Fuß ſind nur noch zur Vollendung übrig, welche nach der Berechnung ungefähr gegen Ende des nächſten Jahres ſtatt finden wird. Vielleicht wird ſchon vor dem Schluſſe der nächſten Seaſon die Eröffnung ſtattfinden, eine Feierlichkeit, wie ſie London ſeit dem Bau der Waterloo-Brücke, wodurch die Briten vor zweiundzwanzig Jahren begeiſtert wurden, nicht mehr geſehen hat. Die Vollendung von dergleichen Werken in der Hauptſtadt bewirkt nämlich denſelben Rauſch des Nationalgefühls, wie ein gewonnener Sieg zur See, auf dem Schlachtfelde und im Parlamente. Ich möchte Fremden rathen, dieſen Zeitpunkt zu einer Reiſe

auszuwählen, um den britiſchen Public spirit in ſeiner höchſten Aufregung und Begeiſterung zu ſchauen.

Eine andere wichtige Neuigkeit im Gebiete der Induſtrie iſt die Errichtung des erſten galvaniſchen Telegraphen in England. Die Erfindung iſt zwar nicht mehr neu, allein die Ehre der Ausführung gebührt wiederum den Engländern. Er ſteht auf der großen weſtlichen Eiſenbahn, und ſoll die Correſpondenz nach Briſtol in wenigen Minuten führen. Bis jetzt iſt erſt eine Station fertig. Die Rails dienen als Conductoren der Electricität. Das Alphabet und der galvaniſche Apparat ſtehen auf einem kleinen Tiſche, der kaum den Umfang einer Hutſchachtel hat. Die erſten Verſuche ſind glücklich ausgefallen. Die Maſchinerie kann ich jedoch hier noch nicht beſchreiben, weil ich ſie nicht genau erkannte, das Ganze ſcheint jedoch ſehr einfach; die Buchſtaben auf dem Tiſche werden nämlich durch elektriſche Einwirkung leicht gehoben. Ein ſolcher Telegraph, der Privatleuten wahrſcheinlich zur Benützung geboten würde, müßte die Correſpondenz durch die Poſt für manche Geſchäfte beinahe unnöthig machen, abgeſehen von dem Umſtande, daß die Correſpondenz nicht vom Wetter abhängt, welches Telegraphen in England beinahe unmöglich macht. Die Koſten ſind unbedeutend, denn die Beamten der Eiſenbahn müſſen das Geſchäft zugleich verſehen; ohne Eiſenbahnen ſind aber ſolche Telegraphen ſchwerlich ausführbar.

Unter den Büchern, welche kurz vor dem Schluſſe der Seaſon herausgegeben wurden, iſt ein Reiſehandbuch nach Indien auffallend, und zwar auf dem, erſt ſeit einigen Jahren wieder benutzten Wege über Aegypten. Der Titel iſt: **Guide down the Danube and Marseille to India over Egypt.** Ich führe dieß Buch aus dem Grunde an, weil es deutlich beweiſt, wie dieſer Weg von Touriſten bereits benutzt wird. Auch für Deutſche muß es nicht unintereſſant ſeyn, die Früchte zu ſehen, welche die neuerrichtete Dampfſchifffahrt auf der Donau bereits eingetragen hat, daß nämlich die Briten, um nach Indien zu reiſen, ſich der neueröffneten Communication bedienen.

Touriſten konnten Indien natürlich zu ihrem Vergnügen nicht beſuchen, wenn ſie ſich den Mühſeligkeiten einer langen Seereiſe um das Cap unterziehen, und fünf bis ſechs Jahre von ihrem Vaterlande entfernt bleiben mußten. Die Dampfſchiff-Fahrt und die ſchnelle Communication zu Lande in Frankreich und Deutſchland haben dieß gehoben. Mir fällt hiebei ein, daß Aegypten vor zwanzig Jahren den gewöhnlichen Reiſenden noch unzugänglich war, und daß **a trip down the Nile** (eine

Digitized by Google

Fahrt auf dem Nil) gegenwärtig gewiſſermaßen faſhionabel iſt, wobei der Touriſt ſelbſt ſeinen Comfort kaum zu entbehren braucht.

Ich ſchließe dieſen Brief mit Erwähnung einiger anderen literariſchen Erſcheinungen dieſes Jahres. Boz hat ſeinen Nickolas Nickleby bereits vollendet, dann, wie es heißt, will Dickens noch einen anderen Roman ſchreiben. Ob dieſer mit Recht berühmte Autor nach den drei erſchienenen ſich erſchöpft haben mag? Das wird die Folge lehren. Ich denke hiebei unwillkührlich an Fielding, deſſen letzter Roman Amelia Booth den beiden früheren, und ſomit der Erwartung des Publikums nicht entſprach. Ein anderes Werk, das aber bloß für Briten intereſſant ſeyn kann, ſind die Abenteuer eines Irländers, die mit vielen Bulls und Lächerlichkeiten ausgeſtattet ſind, welche das „grüne Erin" den Engländern bietet. Der Titel iſt Confessions of Narry Sorrequer. Schon die Sprache iſt im höchſten Grade komiſch, aber dem Auslande unverſtändlich, und keine Beute für Ueberſetzer. Cruikſhank, oder Phiz, wie er ſich nennt, hat zu dem Werke die Zeichnungen geliefert.

E — n.

Feuilleton.

I.

Literatur.

Frauenſchickſale
von
L. Mühlbach.
Zwei Theile. Altona, 1839.
Verlag von J. F. Hammerich.

Die Verfaſſerin gehört zu den Schriftſtellern, die man tadeln, denen man Fehler nachweiſen kann, deren Arbeiten aber, trotz einzelner Mängel, faſt immer einen wohlthuenden Eindruck gewähren werden, weil in ihnen ein tiefes und edles Gefühl und eine Wärme vorwaltet, an der ſich ihre Leſer erfreuen.

In den vier Novellen, welche jene zwei Bände bilden, kann man, was Erfindung und Anlage betrifft, freilich nicht unbedeutende Mißgriffe tadeln; doch iſt die Ausführung derſelben ſo friſch, daß man leichter über Unwahrſcheinlichkeiten mancher Art darin hinweggeht. Eine ſolche Unwahrſcheinlichkeit iſt es unter Anderem, daß ein Kaufmann einem ſeiner Handlungsfreunde ohne weitere Prüfung glaubt, mehre der erſten Häuſer in einer Seeſtadt erſten Ranges haben fallirt, daß er gleichzeitig ſich ebenſo glauben machen läßt, ſeine Schiffe ſeyen ein Raub der Wellen geworden, und auf dieſe Gerüchte hin gleich in einer Weiſe handelt, wie ſie allerdings nothwendig war, wenn die Erzählung den von der Verfaſſerin gewollten Verlauf nehmen ſollte, wie ſie aber ſonſt nicht in der Art

Digitized by Google

eines Handlungsherrn liegt, der günſtige und noch bei weitem mehr ungünſtige Nachrichten lange und genau prüft, ehe er in Folge derſelben Beſtimmungen trifft und ausführt.

Die Frauencharaktere in den Arbeiten L. Mühlbachs ſind immer ſehr ſchön, oft mit wahrhaft dichteriſchem Geiſte und dichteriſcher Gluth gezeichnet; alle Kraft an Edelmuth, Zartſinn, Hingebung und Aufopferung, die in einer weiblichen Seele ruhen kann, weiß ſie trefflich darzuſtellen; mit einer Schärfe und einem Hohne, die des tiefſten Eindrucks nicht verfehlen, ſchildert ſie oft die Unvollkommenheiten und Gebrechen der bürgerlichen Geſellſchaft, jene „Verhältniſſe", denen täglich und ſtündlich die beſten Opfer fallen. So erzählt ſie in der erſten Novelle, dem „Mädchen", von einem jungen Bauernkinde, dem eines Grafen Sohn Unſchuld und Lebensfrieden raubt, mit furchtbarer Wahrheit. Die Anſchauungsweiſe der in der Geſellſchaft am niedrigſten ſtehenden Stände, jenes troſtloſe Verdumpfen, jene geiſtige Trägheit, eine Folge übermäßiger körperlicher Arbeit, deren höchſter Lohn hienieden ein Paar Groſchen Tagelohn und Sonntags zu Mittag ein Stückchen Fleiſch ſind; jene fürchterliche Verſtockung, in der die Seele nur eines Gefühls — der Furcht — fähig iſt, und nicht mehr Raum hat für Liebe und Hoffnung, ja, oft nicht einmal mehr für Haß und Gier nach Rache, dieſer Zuſtand körperlichen und geiſtigen Gedrücktſeyns, wie er hie und da in Deutſchland namentlich noch auf dem Bauernſtande laſtet — die Verfaſſerin iſt eine Mecklenburgerin, und mag wohl trübſelige Verhältniſſe der Art aus eigener Anſchauung haben kennen lernen müſſen — ſind ſo dargeſtellt, daß man beten möchte, was in dem grünen Buche ſtehe, ſey nichts als Roman, nichts als Phantaſiebilder einer jungen Dame, die ſo glücklich war, das Böſe und Troſtloſe in dieſer Welt nur aus Büchern zu kennen.

Minder, als die Charaktere von Frauen und Mädchen, gelingen der talentvollen Verfaſſerin männliche; die in ihren Novellen auftretenden „Herren der Schöpfung" ſind in der Regel ſehr ſchwache, eitle Individuen, oder auch ſehr edle, aber etwas ins Blaue hinein edle Geſtalten, die ſich neben den Frauen, die ſtets aus deutlich wahrzunehmenden Motiven handeln, mitunter albrener, als billig iſt, ausnehmen, und oft nur da zu ſeyn ſcheinen, die Schatten hervorzubringen, die den Lichtglanz der weiblichen Erſcheinungen zu erhöhen beſtimmt ſind.

Der

Decan der Sanct Leonhards-Kirche.

Von

dem Verfaſſer des „Harry" St. Demary.

Mannheim, Verlag von Tobias Löffler.

1839.

Die Novelle iſt nicht ohne Geſchick erfunden, es ſind Situationen darin, die von vieler Wirkung ſeyn könnten, wenn — wenn in der Durchführung eine kräftige Hand gewaltet, wenn ein Walter Scott, oder unter uns Deutſchen etwa ein Spindler ſich des Stoffes bemächtigt hätte, wenn dem Verfaſſer, der wahrſcheinlich ein in Romanen vielbeleſener Mann und daneben nicht ohne wiſſenſchaftliche Bildung iſt, obgleich ihm die abwechſelnd lateiniſchen, engliſchen, deutſchen und ſpaniſchen Motto's wohl zu erlaſſen geweſen wären, einiges Talent der Darſtellung, vor Allem aber jene Gabe zu Gebote geſtanden wäre, die als Alpha und Omega aller epiſchen Poeſie, aller Romantichtung gelten muß, die Gabe, Charaktere zu ſchaffen, in ſcharfen Umriſſen vor den Leſer hinzuſtellen.

Aber der Decan der Sanct Leonhardskirche, Don Juan de Caſtro, und alle in dem Roman handelnd und leidend auftretenden Menſchen ſind wie die Figuren in einem chineſiſchen Schattenſpiele, ſie huſchen flüchtig am Blicke vorüber; Alles, was den lebenden Menſchen von einem Luftgebilde, von einem Phantom unterſcheidet, fehlt ihnen. Daß der Roman im ſechszehnten Jahrhundert ſpielt, erfahren wir, weil mit deutlichen Ziffern **1520** auf der neunzehnten Seite ſteht. Gut oder ſchlecht handeln die Perſonen nicht aus pſychologiſch zu erklärenden Motiven, ſondern der Verfaſſer ſagt: ſo paßt es mir in meine Erzählung, ſo kann ich's brauchen, jetzt vergiftet, oder laßt leben, greift nach dem Dolche, oder nach ſchönen Reden und erbaulichen Sentiments.

Die Inquiſition, Alchymie und Aſtrologie kommen in der Novelle vor; ſie ſpielt in Frankfurt, und heißt deßhalb „eine Novelle aus Frankfurts Vorzeit.“

H...k.

Miscellen.

Gutzkow's „Telegraph“ wird vom neuen Jahre an eine größere Ausdehnung erhalten, in Quartformat erſcheinen u. A. m. Es ſcheint übrigens, daß er bei dem jetzigen Verleger bleiben, und nicht — wie hie und da gemeldet worden — einer ſüddeutſchen Buchhandlung anheimfallen wird.

— Von Thomas Moore wird nächſtens ein neues, größeres Gedicht, „Alciphron,“ erſcheinen; von ſeinem „Epicurean“ iſt eine neue Auflage nothwendig geworden.

— Leon Gozlan, einer der talentvollſten, in den letzten Jahren in unſerem Nachbarlande aufgetretenen Schriftſteller, iſt mit einer hiſtoriſch-romantiſchen Geſchichte der franzöſiſchen Schlöſſer beſchäftigt, deren erſter Band unter dem Titel: „Les Tourelles,“ erſchienen iſt, und ſehr gelobt wird.

II.

Bildende Kunſt.

Daguerre's Lichtbilder.

„Alles dient des Geiſtes Stärke,
„Sage, was verborgen bleibt
„Ihm, der dieſe Wunderwerke
„Mit dem Strahl der Sonne ſchreibt?“

Es wurde in dieſen Blättern die Beſchreibung des Verfahrens mitgetheilt, deſſen Daguerre zur Darſtellung ſeiner Lichtbilder ſich bedient. Sein Geheimniß, die Frucht langwieriger Verſuche und beharrlichen Forſchens, iſt ſomit Gemeingut geworden, die Sonne iſt durch dasſelbe zum Künſtler erſten Ranges erhoben — ſie hat nun ihre Ateliers, ihre Kunſtausſtellungen.

Das myſtiſche Dunkel, worin die Sache ſo lange gehüllt war, hatte ihr einen mächtigen Reiz verliehen, und während dem Auge die Anſchauung verſagt blieb, ſchuf ſich die Phantaſie Vorſtellungen und Bilder, welche jedenfalls keine Daguerre'ſchen waren.

Wie war die ganze Welt geſpannt! Der Dilettant träumte von dem herrlichſten, mit leichter Mühe zu erzielenden Album, Maler und Kupferſtecher blickten

mit Mißtrauen auf die Werke ihres Fleißes, und Pinſel und Grabſtichel ſanken in der öffentlichen Achtung!

Das Räthſel iſt gelöst — der Schleier gelüftet — ein Vierteljahr iſt vorüber, ſeit die Preſſe im Fluge die Nachricht über den Erdball verbreitet hat, — aber noch ſind Hunderte von Städten, die kein Werk des ſchnellbildenden Lichtes erblickt haben, und die Sonne hat Hunderttauſenden ihre alten Dienſte verrichtet, ſie hat getrocknet, gebleicht, aber nur ſelten und Wenigen muß ſie ihren Strahl zur Schaffung der wundervollen Bilder hergeben.

Noch hat, ſo viel wir wiſſen, kein Künſtler die Palette mit der Feder oder dem Schwerte vertauſcht; noch iſt Keiner aus Aerger über den neuerſtandenen Concurrenten, oder aus Neid über deſſen Leiſtungen geſtorben.

Worin iſt nun der Grund zu ſuchen, daß die Bekanntmachung der gefeierten Entdeckung eine ſo ſchwache, faſt unmerkliche Reaction hervorgebracht hat?

Die Zeit iſt freilich ſehr kurz, aber bei der erwarteten Leichtigkeit und angegebenen Schnelligkeit des Verfahrens ſollte die verſtrichene Friſt allerdings lange genug ſeyn, um die Wirkungen der neu in's Leben getretenen Kunſt fühlbarer zu machen.

Dieß wäre auch ſicher der Fall, wenn nicht zwei Urſachen hemmend entgegentreten und den verſprochenen Effect beeinträchtigen würden, deren eine in der Schwierigkeit der Production der Bilder begründet iſt, die andere aber in dem Umſtande, daß Vorſtellung und Erwartung der Meiſten oft überſpannt, oder, ſonderbar genug, von der Anſchauung der Lichtbilder keineswegs befriedigt wurden.

Die Darſtellung iſt ſchwierig!

Arago ſagt zwar, ſie ſey dieß nicht mehr, als es etwa die Fertigkeit iſt, ein Pferd kunſtgerecht zu ſatteln — allein Jedermann wird zugeben, daß dieß weder ein leichtes, noch weniger aber ein anmuthiges Geſchäft iſt. Nun ſind freilich die kleinen Operationen der Daguerreotypie unendlich netter und zierlicher, und auf dem Arbeitstiſchchen oder der Toilette einer Dame von deren zarten und weißen Fingerchen recht leicht ausführbar, aber — die abſcheuliche Salpeterſäure — ſie färbt die Lilienhaut ſchön ſafrangelb, ſie wird verſchüttet, und ſteckt und zerfrißt dann ringsum, was ſie erreicht. Und das Jod — welche niedrige Subſtanz, die Alles durchdringt und braun färbt — welch ein Geruch — wie erſtickend! Endlich gar noch Queckſilberdampf — nein, das iſt zu viel für zarte Conſtitutionen! Es iſt eine ſchöne Sache um die Chemie, aber jener Franzoſe hatte ſo unrecht nicht, als er ſagte: **la chimie est tout ce qui pue!**

Bemerken wir noch, daß es für Viele, die mit dieſen Mißlichkeiten vertraut ſind, oder ſich darüber hinwegſehen, weder leicht noch wohlfeil iſt, die Hauptſache des ganzen Apparates, nämlich ein gutes, achromatiſches Objectivglas, ſich anzuſchaffen (denn alles Uebrige wird Jeder, der einiges Geſchick hat, ſich leicht und billig einrichten), ſo dürfen wir uns nicht wundern, bis jezt ſo wenig in dieſem Felde gethan zu ſehen.

Ja — man gebe manchem Dilettanten die beſtpolirten Platten und Herrn Daguerre's eigenen Apparat in die Hand, er wird — begünſtigt ihn nicht gerade ein beſonderer Zufall — leicht Geduld und Luſt verlieren, wenn ſeine Platten vom Lichte bald zu ſtark, bald zu ſchwach, bald gar nicht angegriffen ſind, wenn ſeine Bilder von Flecken und Streifen verunſtaltet, oder von einem milchigen Hauch überzogen ſind — Widerwärtigkeiten, welche nur durch Uebung und aufmerkſame Beharrlichkeit zu beſeitigen ſind.

Um ganz ſcharfe Bilder von einiger Größe zu erhalten, iſt, wie geſagt, ein vorzügliches Objectivglas erforderlich, und zur Erzeugung reiner Bilder eine höchſt

Digitized by Google

vollendete Politur der Silberplatten. Erſteres iſt ziemlich theuer, Letzteres ſehr mühſam. So lange man nicht die Silberplatten von der nöthigen Vollkommenheit fix und fertig kaufen kann, wie geglättetes Roſa-Poſtpapier mit Arabesken und Goldſchnitt, ſo lange wird Vielen das Vergnügen unzugänglich bleiben, photographiſche Kunſtwerke zu produeiren.

Es bleibt demnach die Darſtellung geiungener Dagnerreotype vorerſt noch eine ziemlich verwickelte, beſchweeliche und unſichere Operation, und ſie wird wohl das Eigenthum nur Weniger werden, und dieſelbe ariſtokraliſche Eingezogenheit beobachten, wie jede andere Kunſt und Wiſſenſchaft.

Betrachten wir jetzt das Daguerreotype — das Bild, in ſeiner beſten Vollendung, und geben wir uns Rechenſchaft von ſeinen geprieſenen Vollkommenheiten.

In allen künſtleeiſchen Leiſtungen ſpricht uns zweieelei an: Erſtiich die Wahrheit der Darſtellungen, und das Naturgetreue in der Ausführung. Je näher Beide bis zur Täuſchung, zur Verwechſelung mit der Wirklichkeit gebracht werden, um ſo größer unſere Befriedigung. Doch dieß iſt nicht Alles, was wir im Kunſtwerke ſuchen. Wie kalt laſſen uns die getreueſten Frucht-, Blumen- und Speiſen-Sücke — welche geringe Stufe weiſen wir manchen niederländiſchen Bildern an, obgleich auf denſelben erſt mit Hilſe des Vergrößerungsglaſes alle Vorzüge erkannt werden. Aehnlichkeit, Uebereinſtimmung und Wahrheit allein ſind es nicht, welche wir im Bilde wollen; es muß eine Idee, ein Gedanke verſinnlicht aus demſelben ſprechen, unſer Gefühl gewinnen und feſſeln. Dichter und Maler müſſen nach Wahrheit ſtreben, ja, aber nur in einen geiſtigen Hauch gehüllt und durch Schönheit veredelt, dürfen ſie dieſelbe uns vorführen, und die abgöttiſche Verehrung, die wir ihren Schöpfungen zollen, gilt dem Genius der Menſchheit, der aus dieſrn athmet.

Das Daguerreotype ſchafft nicht — es copirt nur; auch das wundervollſte ſeiner Spiegelbilder — wir können es unmittelbar in der Wirklichkeit ſehen und bewundern. Bei Betrachtung des Daguerreotype bewundern wir weniger das dargeſtellte architectoniſche oder bildhaueriſche Pracht- und Kunſtwerk, als vielmehr die Genauigkeit, die Zartheit der Copie, welche allein aus der Camera obscura ſo hervorzugehen vermag.

Aber welche Copien! In der That, hierin liegt der höchſte Reiz, der vorzüglichſte Werth und das große Verdienſt dieſer Erfindung. Wie überraſchend iſt dieſe abſolute Wahrheit der Darſtellung, worein keine ſubjectioe Auffaſſung des Künſtlers ſich miſcht; wie bewundernswerth ſind dieſe Schatten und Lichter in ihren leiſen und leiſeſten Uebergängen; welches Vergnügen gewährt das Aufſuchen der Details mit bewaffnetem Auge, wie erſtaunen wir, jeden einzelnen Ziegel des Daches als einen groben Gegenſtand zu erkennen, da wir noch deutlich den Draht eines Schellenzuges zu unterſcheiden vermögen!

Gewiß, wir ſind berechtigt, die Lichtbilder wunderbar wahr, überraſchend getreu und genau zu nennen, aber auf die Prädikate von prächtig, glänzend, und eigentlich ſchön müſſen ſie verzichten; ihre Anſchauung gewährt Belehrung, Vergnügen und Genuß, aber ſie reißt uns nicht hin, und erweckt nicht die innige Begeiſterung eines beſeelten Kunſtwerkes.

Es iſt natürlich. Starre, lebloſe Gebände und Statuen ſind die allein darſtellbaren Gegenſtände. Bäume und Landſchaften erſcheinen als dunkle, kaum erkennbare Maſſen. Den Bildern fehlt der Farbenſchmelz der Wirklichkeit, die in's Auge fallende Größe, und eine gewiſſe Derbheit, an welche einmal unſere Sinne gewöhnt ſind. Die Bilder ſind klein, und nur in nächſter Nähe recht ſichtbar und den vollen Genuß gewährend.

Digitized by Google

Man ſchmücke die Wände eines Salons mit den beſten Daguerreotypen — Hunderte werden vorbeigehen, ohne nur zu bemerken, daß die aufgehängten Rahmen Bilder einſchließen. Der Beobachter muß ſich ſelbſt, er muß für das Bild die beſte Stellung aufſuchen, um ihm alle Vorzüge abzugewinnen.

Erinnern wir uns alſo, daß die belebende Farbe, daß alle Gegenſtände, die nicht beinahe abſolut regungslos ſind, und endlich, daß alles Landſchaftliche für jetzt noch von der Lichtbildnerei ausgeſchloſſen ſind, ſo dürfen wir weder für die Exiſtenz unſerer Künſtler, noch für den Werth wahrer Kunſtwerke Beſorgniſſe hegen.

Die Lichtbilder werden nicht Concurrenten, ſondern Hilfsmittel, Lehrmeiſter und Muſter vieler künſtleriſcher Darſtellungen ſeyn; weit entfernt, eine Vernachläſſigung oder gar den Verfall der Kunſt zu veranlaſſen, wird ſie dieſe um eine Stufe erheben und der Vollkommenheit näher bringen.

Eben ſo wenig, wie die Erfindung der Buchdruckerkunſt die Schreibfertigkeit minderte, wird die Lichtbildnerei die bildenden Künſte verdrängen; und wie die Preſſe und der Steindruck jetzt den Dienſt von vielen tauſend Schreibern verſehen, ſo wird die **Camera obscura**, bei weiterer Vervollkommnung, den Dienſt vieler Zeichner und Abbildner techniſcher und naturhiſtoriſcher Gegenſtände übernehmen, und es gilt von dieſer Erfindung, wie von vielen andern, nämlich: daß mit der Zeit alles Handwerkmäßige und Geiſtloſe der Maſchine und den Naturkräften überantwortet wird, damit der menſchliche Geiſt, immer freier und mit vollkommeneren Hilfsmitteln ausgeſtattet, dem Edelſten und Höchſten ſich zuwenden kann.

Nur noch die Beantwortung einer praktiſchen Frage: Wird das Daguerreotyp zur Darſtellung von Porträts ſich anwenden laſſen? — Wir zweifeln, obgleich Verſuche in dieſer Richtung nicht durchaus negativ ausgefallen ſind. Aber ſelbſt als man in Paris Geſicht und Haar des zu Porträtirenden einpuderte, blieb das Reſultat unvollkommen. Und denken Sie, meine Damen, eingepudert, weiß, wie der ſteinerne Gaſt, fünf bis zehn Minuten lang unbeweglich bis auf die Zunge ſitzen zu müſſen, um ein Porträt ſeiner ſelbſt zu erhalten, ein Porträt — deſſen größter Vorzug die abſoluteſte Wahrheit, nicht modificirt durch die ſubjective Auffaſſung des Künſtlers, iſt — lohnt das wohl die ſchreckliche Aufgabe?!

Zum Schluſſe bemerken wir noch, daß uns dieſer Tage photographiſche Bilder aus Bern zu Geſichte gekommen ſind, welche, im Gegenſatz zu den in der Ferne unſcheinbaren Daguerreotypen, ſehr vollkommenen Sepia-Zeichnungen auffallend ähnlich ſind.

Die dargeſtellten Gegenſtände waren zwar nicht die anſprechendſten: Blätter, Federn, und wir wiſſen nicht, auf welche Gegenſtände überhaupt dieſes Verfahren ſich anwenden läßt. Jedenfalls waren die vorliegenden Bilder bedeutend weniger ſcharf, als die Daguerre'ſchen, aber ſie waren auf Papier, unverwiſchbar und angenehm in's Auge fallend, was nicht unbedeutende Vorzüge ſind.

So viel ſich aus Farbe und Ton dieſer Bilder ſchließen läßt, ſcheint zu ihrer Darſtellung ein Ueberzug von Chlorſilber oder Jodſilber, aus einer Auflöſung niedergeſchlagen, gedient zu haben.

Weitere Mittheilungen kommender Vervollkommnung und neuer Entdeckungen im Gebiete der Photographie behalten wir uns vor.

Sr.

Miscellen.

Ein franzöſiſches Blatt nennt drei deutſche Maler, welche die Kunſt, al fresco zu malen, wieder unter uns belebt haben. Zwei davon ſind: Cornelius und Overbeck; der dritte aber heißt: Schwepenhalter! Man muß den Franzoſen Gründlichkeit zuerkennen.

III.

Muſik.

Concerte.

Es iſt Mode geworden, daß die, ſo die Welt nach allen Richtungen durchziehen, um Concerte zu veranſtalten, von den Redactionen der öffentlichen Blätter gleichſam als Seltenheiten und Beglücker des Menſchen-Geſchlechtes ausgeſchrien werden. Alles, was ein Inſtrument ſpielt, iſt heut zu Tage wichtig, und wird, ſobald es ſich zum Reiſen bequemt, auch bald über die Maaßen berühmt. In Paris treibt man mit ſolchen angenehmen Talenten eine wahre Abgötterei; nach der dortigen Einrichtung der Geſellſchaft ſind ſie aber auch allerdings von Werth für die Unterhaltung. Was aber treibt unſere Redacteure an, in dieſen Taumel einzufallen, wo man ſich recht gut bei dem Einheimiſchen zufrieden ſtellt, und die fremden Virtuoſen bei ihren Concerten gewöhnlich auf die Koſten zahlen läßt? Eine neue Celebrität, die mit einem Pack Empfehlungsſchreiben in eine unſerer Mittelſtädte einzieht, ſetzt gewöhnlich eine Menge Menſchen in Verlegenheit, die nicht Pli genug haben, ihr gleich beim erſten Abord zu eröffnen, wie die Sachen ſtehen. Oftmals iſt die getäuſchte Erwartung von beiden Theilen gleich ſtark. Sollen ſogenannte muſikaliſche Soireen Anziehungskraft für ein größeres Publikum aus den höheren Kreiſen üben, ſo muß eben noch etwas Anderes mitwirken, als die gute Muſik, die in den ſeltenſten Fällen dabei in den Vordergrund tritt. Man will ein ſchönes, glänzend beleuchtetes Local, eine ausgewählte Geſellſchaft, brillante Toiletten, und vor Allem ein ſolches Arrangement, daß man die Herrlichkeiten alle auch in Augenſchein nehmen kann. Wer aber wird jetzt noch Unbefangenheit genug beſitzen, um in einem halbbeleuchteten, langen Saale, wo man, wie im Theater, hintereinander daſitzt und Alles ſchwarz iſt von Ueberröcken, Shawltüchern, Capoten und Regenmänteln, über die Gelenkigkeit der Finger eines wildfremden Menſchen und über oft gehörte Stückchen der Einheimiſchen ſich zu extaſiren? Und man wundert ſich, daß die Concerte leer ſind, oder ſtimmt gar ein, wenn die mit leerer Hand abziehenden Virtuoſen über den Mangel an Kunſtſinn einer ganzen Stadt Zeter ſchreien wollen? — Stuttgart, auf dem Wege von Paris nach Wien gelegen, wird nun auch ziemlich häufig von ſolchen Künſtlern auf der Durchreiſe beſucht, und das iſt's, was man nun auch angefangen hat, „unſere Saiſon" zu benennen. Wir haben in dieſem Jahre bereits mehre Concerte gehabt, die größeren oder geringeren Antheil erregten, und über die wir bereits referirt haben. Das letzte war das, welches eine hübſche Engländerin gab, Miß *Robena Ann Laidlaw*, die ſich als eine recht ausgezeichnete Pianiſtin bewährte, allein nur ein kleines Publikum angezogen hatte. Ich hätte ihrer anmuthigen Erſcheinung, ſo wie ihrer Fertigkeit ein größeres gewünſcht, allein ich finde es nach meiner ausgeſprochenen Anſicht eben ſo erklärlich als unſträflich, daß man zu Hauſe geblieben war.

Zur Erleichterung meines Gewiſſens will ich hier noch folgende Claſſification hinzufügen, die ich mir bei den Concertgebern gemacht habe: 1) *Meiſter*, ſelbſtſchaffende Genien erſter Claſſe, die zugleich als Componiſten für ihr Inſtrument in erſter Reihe ſtehen. 2) *Virtuoſen* erſter Claſſe, die eigene Compo-

ſitionen mit Geiſt und Gefühl vortragen; ſtrebſame, junge Talente, die viel verſprechen, und deren Ziel noch nicht recht abzuſehen iſt. 3) Virtuoſen von ſtaunenerregender Fertigkeit im Vortrage fremder Compoſitionen. 4) Automaten mit gut eingelernten Stücken, Dilettantism u. ſ. w. A. L.

Miscellen.

Der penſionirte königliche Kammermuſikus Hillmer in Berlin, der ſich ſchon früher durch die Erfindung eines Taucherbootes, das zur Rettung Schiffbrüchiger auf ſtürmiſchem Meere von weſentlichem-Nutzen ſeyn ſoll, bedeutende Verdienſte erwarb, hat neuerdings ein Inſtrument, eine Art Mittelding zwiſchen Violine und Bratſche, erfunden, das er Violalin nennt, und das neben dem Steg und Sattel der erſteren noch eine Vorrichtung, die C-Saite der Bratſche anzubringen, alſo fünf Saiten enthält.

Der Sohn des Erfinders, ein junger, talentvoller Muſiker, beabſichtigt, in einem nächſtens zu gebenden Concerte das grösſere Publikum mit dem Violalin bekannt zu machen, und dann eine größere Kunſtreiſe damit anzutreten.

IV.

Theater.

Miscellen.

Holtei's ernſtes Drama aus der niedern Volksklaſſe: „Ein Trauerſpiel in Berlin,“ iſt, von Neſtroy in eine Poſſe umgewandelt, auf dem Königsſtädter Theater unter dem Titel: „Die verhängnißvolle Faſchingsnacht,“ gegeben worden. Der Mord bei Holtei iſt von Neſtroy in eine Ohrfeige umgewandelt worden, und die Berliner, die früher bei der Geſchichte weinten, lachen jetzt darüber; nur die Kritik macht ein ſaures Geſicht dazu.

— Ein Unternehmen, deutſche Vorſtellungen während des Winters in London zu geben, macht in dieſem Augenblicke von ſich ſprechen. Was aber in London ordentlichen Succeß haben ſoll, muß ſich während der Seaſon daſelbſt zeigen, im Mai und Juni.

— Im Laufe des Octobers wurden in Paris fünfundzwanzig Neuigkeiten von ſiebenunddreißig Verfaſſern, nämlich ein Luſtſpiel, vier Opern, vier Dramen und ſechszehn Vaudevilles, gegeben.

— Dem. Peche iſt von ihrer Krankheit, die alle Kunſtfreunde wahrhaft betrübte, wieder hergeſtellt, und bei ihrer Bühne bereits in vollſter Activität.

— „**Le proscrit,**“ neues, großes Drama von Soulié, mit einer weiblichen Hauptrolle für Mad. Dorval, die erſte Schauſpielerin der Romantiker. Dieſe nennen ſie: „**Le soutien du drame moderne, l'actrice aux grandes émotions.**“

— Nirgends findet Auber leidenſchaftlichere Freunde und Verehrer, als unter den treuen Unterthanen Ihrer britiſchen Majeſtät. Dieſe Verehrung erſtreckt ſich auf Alles, was des franzöſiſchen Componiſten Namen trägt, ſey es nun wirklich von ihm oder nicht. So wurde unlängſt in Drury-Lane eine Oper, „der Feenſee,“ mit großem Aufwande an Coſtümen und

Decorationen, gegeben; es war aber keineswegs die Oper Aubers, ſondern nur Auber'ſche Muſik, der Ausſage des Zettels nach, dem Geſchmacke des engliſchen Publikums angeeig-net, und dieſes abgeſchmackte Gemiſch von Auber'ſcher Muſik aus ſeinen ver-ſchiedenſten ernſten und komiſchen Opern, in dem keine zwanzig Noten aus der Partitur des „Frenſer's" vorkamen, wurde mit dem rauſchendſten Beifalle aufgenommen.

— Ein neues, großes Drama, „der Bethlehemitiſche Kindermord," wird im Gaité-Theater mit außerordentlichem Luxus gegeben.

V.

Geſellſchaft.

Ein Schatz in Spanien.

Maſter Langley, ehemaliger Kaufmann in London, hatte ſein mit vielem Erfolge betriebenes Geſchäft niedergelegt, und ſich mit ſeiner Frau nach Liverpool zu-rückgezogen, wo Beide im Genuſſe ihres erworbenen Vermögens ein ruhiges, be-hagliches Leben führten. Im Laufe dieſes Jahres machten beide Eheleute eine Er-holungsreiſe; in einem für den Gebrauch des Publikums beſtimmten Wagen trafen ſie mit einem Invaliden zuſammen, der ihnen ſagte, er heiße Beresford, und ihnen die Langeweile der Heerſtraße durch Geſchichten und Abenteuer aus ſeinen Feldzügen verkürzte. Sie reiſten mehre Tage mit dem heitern Invaliden; dieſer ward immer zutraulicher, und erklärte endlich dem aufhorchenden Paare, wenn er nur hundert bis zweihundert Pfund Sterlinge auftreiben könnte, ſo werde er bald reich, ſehr reich werden, denn er habe, da er vormals in Spanien gedient, in der Nähe von Vittoria einen Schatz zurückgelaſſen, der beſtimmt mehr als zehntauſend Pfund Sterling werth ſey. Dieſer Schatz habe früher mit Beresford noch einem andern Soldaten gehört, da dieſer aber in der Schlacht bei Waterloo geblieben, ſo dürfe er ſich wohl als deſſen alleinigen Beſitzer betrachten. Der Schatz beſtehe in ſpaniſchen Goldmünzen, in ſchweren, goldenen Ketten, und in vielen Ringen von demſelben Metall, die das Kriegsglück in die Hände der beiden Soldaten geführt habe. Er könne dieſen Schatz, der an einer nur ihm und ſeinem verſtorbenen Kameraden allein bekannt geweſenen Stelle vergraben ſey, jeden Augenblick wieder auffinden, wenn er nur Reiſegeld nach Vittoria habe.

Maſter Langley und ſeine Frau zwei-felten keinen Augenblick an der Wahrheit alles deſſen, was ihnen der Invalide von ſeinem Schatze in Vittoria erzählte, und entſchloſſen ſich, unter der Bedingung, daß ſie die Hälfte von dem Schatze erhielten, Geld vorzuſtrecken, damit Beresford ſeiner wieder habhaft werden könne. Sie ſchiff-ten ſich mit dieſem in Falmouth nach Liſſabon ein, denn es war damals, wo die Nordprovinzen von Spanien noch in vollem Aufſtande gegen die Regierung der Königin Iſabelle und ihrer erlauchten regierenden Mutter waren, nicht daran zu denken, mitten durch Carliſtenhaufen bis in die Gegend von Vittoria zu ge-langen. Beresford beredete indeſſen die beiden Eheleute, ihre Unwiſſenheit und

ihr blindes Vertrauen zu ihm geſchickt benützend, nachdem er eine bedeutende Summe von ihnen in Händen hatte, nach England zurückzukehren, und ihm nicht nach Spanien zu folgen, das von Freibeutern der beiden ſtreitenden Parteien in jeder Richtung durchſtreift werde; er wollte allein das gefährliche, aber auch gewinnreiche Unternehmen verfolgen.

Sie kehrten alſo, voll Vertrauens in Beresford, nach England zurück, und hielten dieſes ihr Vertrauen vollkommen gerechtfertigt, als der Invalide nach Verlauf dreier Monate ſich bei ihnen in Liverpool einſtellte, und ihnen als Proben des Schatzes alte ſpaniſche Quadrupel, Ringe und eine ſchwere Kette von gediegenem Gelde mitbrachte. Er hatte indeſſen die werthvollſten Theile des Schatzes in Liſſabon in den Händen eines bei der britiſchen Geſandtſchaft daſelbſt angeſtellten „Gentlemans“ zurückgelaſſen, der ſie gegen Bezahlung einer Summe von dreihundert Guineen für Transportkoſten und Auslagen, die er gehabt, nach Liverpool liefern wollte. Langley und ſeine Frau, die Beresford — die Reiſekoſten, die ſie auf ihrer Fahrt von Falmouth nach London gehabt hatten, nicht einmal mit eingerechnet — ſchon zweihundert Pfund Sterling gegeben, übermachten ihm auch noch dieſe bedeutende Summe, und wurden erſt, als weder der Schatz, noch Beresford wieder erſcheinen wollte, inne, daß ſie auf die unwürdigſte Weiſe getäuſcht ſeyen; Ketten und Ringe, die in ihren Händen, waren von werthloſem Metall und nur vergoldet; die Quadrupel waren von ein Paar ihrer eigenen Guineen eingewechſelt. Beresford hatte mit ihren fünfhundert Pfund Sterling eine Vergnügungsreiſe nach dem Continente angetreten, und wird vielleicht von deutſchen Kleinſtädtern als engliſcher Officier von Auszeichnung fetirt. Zum Troſte des leichtgläubigen Ehepaares mag es gereicht haben, daß ſie erfuhren, er habe ſchon drei Betrügereien derſelben Art begangen.

Miscellen.

Diderots Pantoffeln. Diderot hatte ein Paar Pantoffeln von ſchönem, carmoiſinrothem Sammet zum Geſchenk erhalten. „Nein, nein,“ ſagte er ſich ſelbſt, als er ſie angezogen hatte, „das geht nicht, das iſt wider alle Ordnung, daß die Füße beſſer gekleidet ſeyen, als der Kopf.“ In Folge dieſer philoſophiſchen Betrachtung kaufte ſich der Inhaber der carmoiſinrothen Pantoffeln auch ein Käppchen von rothem Sammet. Jetzt verſchworen ſich Füße und Kopf gegen den übrigen Anzug, von dem ſie gar zu vortheilhaft abſtachen, und Diderot kaufte ſich, um dieſem Mißverhältniß abzuhelfen, einen neuen Schlafrock, in dem er ſich gar wohl gefiel. Die Freude war aber nicht lange vollſtändig, denn er bemerkte bald, daß er ſich die Aermel des Schlafrockes an ſeinem Schreibtiſche, der mit ſchmutzigem, ſchon lange gedientem Leder überzogen war, verderben mußte. Was blieb ihm alſo anders übrig, als ſich einen neuen Schreibtiſch zu kaufen? Als auch dieſes geſchehen, fiel es dem Philoſophen plötzlich ſchwer auf's Herz, wie er Alles ſeinen Büchern verdanke, und jetzt, ihrer ganz vergeſſend, nur ſeinen eigenen Menſchen ausſtaffire und herausputze; er ließ einen Buchbinder kommen, und gab ihm den Auftrag, ihnen anſtändigere Gewänder zu geben. Es dauerte auch nicht lange, ſo kamen ſie, zierlich in Maroquin gebunden und mit reich vergoldeten Titeln verſehen, wieder zurück. Aber ihr jetziger Glanz brachte neue Verlegenheit zuwege, denn er ſtand mit ihrer bisherigen Behauſung in allzu ſchreiendem Widerſpruche; er mußte, ſtatt der alten, ſtaubigen Bücherbretter, elegante Repoſi-

toren anſchaffen. Damit waren indeſſen ſeine Skrupeln noch immer nicht ganz erledigt, denn ſein Ameublement und ſein Anzug zum Ausgehen ſtanden jetzt mit ſeiner Bibliothek und ſeinem Hauskleide durchaus nicht mehr im Einklange; auch hier mußten Verſchönerungen eintreten, kurz, Diderot mußte an tauſend Thaler ausgeben, weil man ihm ein Paar carmoiſinrothe Pantoffeln geſchenkt hatte, und er ein Mann war, der in Allem ſtrenge Conſequenz liebte.

— Das Nicolaus-Bürger-Hoſpital in Berlin, deſſen Gründung zunächſt durch eine ſehr bedeutende Summe veranlaßt wurde, welche der Kaiſer von Rußland der dortigen Armenkaſſe zum Geſchenk machte, iſt jetzt vollendet, und zur Aufnahme von hundert Hoſpitaliten eingerichtet. Schon jetzt finden fünfzig verarmte, alte Bürger dort ein ſorgenfreies Unterkommen. Das Aeußere des Gebäudes iſt ſchön und anſprechend; ein Basrelief im Frontiſpice, die allegoriſche Figur Berlins darſtellend, wie ſie das hilfloſe Alter ſchützt, und die Inſchrift über der Haupteingangsthüre: „dem würdigen Bürger im hilfloſen Alter,“ deuten den Zweck des Gebäudes an.

Rühmend wird in einer amtlichen Bekanntmachung des milden Sinnes erwähnt, den die Bevölkerung der Reſidenz in Bezug auf die neu gegründete Wohlthätigkeitsanſtalt an den Tag legte; vielfache Geldgeſchenke wurden von Perſonen aus allen Claſſen der Geſellſchaft dargebracht. Maurer und Zimmerleute, die bei dem Bau beſchäftigt waren, arbeiteten um niederern Lohn, als ſie ſonſt zu fordern berechtigt ſind. Das Töpfergewerke ſchenkte alle Oefen, die nöthig waren. Die Glaſer lieferten alle Scheiben zu Thüren und Fenſtern unentgeldlich.

— In Berlin etablirt ſo eben ein Wiener ein Wiener Caffeehaus. Alles wird dort auf dem Wiener Fuß ſeyn: Roſtbratl, Bachhendl, Hachéwaadl u. ſ. w. Zu gleicher Zeit kündigt man in Paris an: **Boulangerie-Patisserie Viennoise.** Die Pariſer werden nun bald wiſſen, was es mit den Faſchings-, Zimmt-, Punſch-Krapſen, mit den Buchteln, Kolatſchen und Stradeln für eine Bewandtniß hat, und darüber ihre Galette's, Brioche's und Echaudé's vergeſſen. — Bravo! **Vienne fera le tour du globe!**

— Unlängſt ſtarb in einem kleinen franzöſiſchen Landſtädtchen, wohin er ſich zurückgezogen hatte, der Schauſpieler Jolly, der in früherer Zeit die Pariſer oft zum Lachen gebracht hatte, in ſeinem ſechsundſechszigſten Jahre. Seinem Leichenzuge folgte ein alter Soldat, Namens Rouſſeau, der den Feldzug der Franzoſen gegen die Engländer in Indien unter Bailly de Suffren im Jahre 1782 mitgemacht hatte, und der, bitterlich weinend, ſeinem Wohlthäter, der ihn, ohne daß Jemand darum gewußt, auf das Großmüthigſte unterſtützt hatte, die letzte Ehre erwies.

— In Hamburg lebt ein junger Mann, Namens Daſe, deſſen Talent zum Kopfrechnen höchſt bedeutend iſt: die verwickeltſten Aufgaben koſten ihn nur wenige Minuten Nachdenken, ſo daß ſeine Fertigkeit faſt an's Wunderbare gränzt.

— In der letzten Sitzung der Geſellſchaft für Verbeſſerung des Gartenbaues in Paris ward eine neue Ananas-Art aus dem Garten des Herrn von Rothſchild, genannt Charlotte von Rothſchild, vorgezeigt. Die Pflanze ſtammt aus Cayenne, und iſt erſt ſeit zwei Jahren nach Frankreich gebracht worden. Die Frucht iſt pyramidaliſch, ſehr groß, und die Krone viel klarer, als bei allen andern Ananas-Arten, die ſie auch an Feinheit und Süße des Geſchmackes übertrifft.

Digitized by Google

— Den Scherz eines franzöſiſchen Blattes, als hätten die Scheiks von Conſtantine dem Herzog von Orleans, bei dem ihm zu Ehren veranſtalteten Diner, Spinat **au musc**, Saubohnen **à la rose**, und Kalbfleiſch **au jasmin** vorgeſetzt, nimmt ein Berliner politiſches Blatt für baare Münze, und ſetzt hinzu: „wenn das Capitole nicht lügt.“ — Ein anderes franzöſiſches Blatt enthält ſogar: „die Araber kochen ihre Gemüſe mit Wohlgerüchen, waſchen ſich aber dafür die Hände in Butter.“ — Was man nicht alles aus den fremden Zeitungen lernt, wenn man ſie nur zu leſen verſteht!

— Im **Journal des Débats** wird Johannisberger 1822er zu 23 Fr. 60 C. und 1834er zu 15 Fr. die Bouteille von dem fürſtlichen Kelleramt ausgeboten. Der theuerſte franzöſiſche Wein iſt wohl der **Hermitage paille**, der 10 bis 12 Fr. die Bouteille koſtet.

— Der König der Franzoſen hat den Herren Moſcheles und Chopin durch ſeinen Adjutanten ein reiches Reiſe-Receſſaire und einen Becher von Vermeil, in Anerkennung ſeiner Zufriedenheit mit den Leiſtungen jener beiden ausgezeichneten Virtuoſen, die ſich im Kreiſe der königlichen Familie mehre Male zu St. Cloud hören ließen, zum Geſchenk gemacht.

Die artiſtiſchen Beilagen.

Wir übergeben unſern Leſern:

1) Der Geburtstag.

Eine rührende Familienſcene! Vater und Mutter lagen ruhig ſchlummernd im Bette; da naht leiſe der geliebte Sohn und krönt die Nachtmütze des Vaters mit einem ſchönen, friſchen Blumenkranze. Die Mutter erwacht früher, und empfängt den ungeheuern Strauß, den ſie nun dem gleichfalls erwachenden Gatten wonnig unter die Naſe hält. Aber der Sohn will auch zeigen, daß er fleißig und gelehrig iſt, und überreicht einen Bogen, auf dem ſich Zeichnungen befinden, mit denen der Lehrer ſehr zufrieden war. Es iſt ein Bogen voll Augen, und die entzückten Eltern zweifeln nicht, daß ein dereinſtiger Raphael im Hemde vor ihnen ſteht, der nun aber zu recitiren anfängt:

Vor der Moegenröthe weckte
Mich ein gür'ger Engel auf,
Sprach: Du, Fauler, kannſt noch ſchlafen?
Nimm zum Vater Deinen Lauf!
Heute waed er Dir gegeben,
Der Dir einſt das Leben gab;
Eile, keänze ihn mit Blumen,
Mach' ihm Freude bis an's Grab!

Weiter kann er nicht ſprechen; der Vater hebt ihn auf, und erſtaunt mächtig über das Talent ſeines Erſtgeborenen. Wer war nicht ſchon Zeuge ſolcher Feſte? —

2) Original-Mode-Bild aus Paris.

August Lewald.

DER GEBURTSTAG.

Stuttgart [illegible]

Digitized by Google

Modes de Paris.

Petit Courrier des Dames.

Digitized by Google

Bilder aus Griechenland.

Von

L. Feldmann.

Paraskos, Athens Trödler-König.

Wie in der ganzen Welt, ſo iſt auch in Griechenland der Trödler eine Art lebendiger Nemeſis, eine Schickſalsperſon, in deren bunter Bude man häufig die Ruinen vergangener, menſchlicher Größe, verblichenen Glanzes und verbrauchter Abzeichen verſchwundener Würden findet. Hier mehr als in jedem andern Reiche iſt dieß der Fall, wo ſeit ſechs Jahren die höchſten wie die niedrigſten Stellen einem ſteten Wechſel unterworfen waren, wo die Großen einander verdrängten, die Intriguen das Feld behaupteten und die Abberufungen zur Tagesordnung gehörten. Unter dieſen Schickſals-Tröblern zeichnete ſich jedoch einer aus, deſſen Händen Niemand entkam, ſo daß der Mann gleich Charon zum Sprüchwort wurde, und oft hörte ich, wenn man den

Digitized by Google

Fall von irgend Jemand bezeichnen wollte, ſagen: „den ſehe ich auch bald beim Paraſko liegen." — Nun muß man wiſſen, daß dieſer Paraſko, ein Mann mit einer Donnerſtimme, der Generaliſſimus aller Trödler Athens iſt. Seine feuerigen Augen erheben ſich kühn zu der reichgeſtickteſten Uniform, deren Werth er am Leibe ihres Eigenthümers ſchon im Stillen berechnet, um orientirt zu ſeyn, wenn ſie einſt die unvermeidliche Wanderung nach ſeiner Trödlerbude macht. Mit gleichem Intereſſe aber beachtet er auch den fadenſcheinigen Rock eines armen deutſchen Handwerkers, der, um ſeine Ueberfahrt zahlen zu können, ohne Gnade ſeine letzte noch verwendbare Bedeckung in der Bude dieſes griechiſchen Fatums zurücklaſſen muß. Ich lernte den Coreſpondenten einer deutſchen Zeitung hier kennen, der ſich ſeine politiſche Neuigkeiten aus der Trödlerbude dieſes Mannes herausſchaute; denn, früher als das Regierungsblatt, meldeten die hier ſchon zum Verkaufe hängenden Gegenſtände, den Abgang irgend eines bedeutenden Beamten oder Officiers. — Häufig machen dieſe Trödler auch einen Gang durch die Stadt, die eingehandelten Gegenſtände, ſie um ſich her hängend, durch lautes Ausrufen und Anpreiſen eher an den Mann zu bringen. Der Aufzug ſolch eines öffentlichen Ausrufers iſt immer bemerkenswerth; wie oft ſah ich, daß er auf ſeinem Fes einen dreieckigen Adjutantenhut, mit blau und weißen Federn, trug, ein Vogelhaus in der einen, eine Guitarre in der andern Hand; Fangſchnüre und Epaulettes baumelten ihm am Körper herum; ächte Shwals, alte Beinkleider, Weiberröcke, ausgewaſchene Fuſtanellen, Courierſtiefel hingen in friedlicher Eintracht über ſeine Schultern; ſeine Lenden waren mit Säbeln, Feldflaſchen, Palikarentäſchchen ꝛc. umgürtet; in ſeiner ledernen Schärpe ſteckten Piſtolen, Meſſer aller Art, griechiſche Dintenbüchſen, Lotterieliſten ꝛc., kurz kein Fleckchen an dem ganzen tragenden Menſchen war unbeſäet; er war ein wanderndes Waarenlager comme il faut. — Doch was ſind alle dieſe Stümper von Trödlern gegen Paraſko? Ein nichtsſagender Schatten; er allein iſt der Glanzpunkt dieſer würdigen Geſellſchaft; er gibt ſich, gleich Franz Moor, nie mit Kleinigkeiten ab; ſeine Bruſt iſt ſtets geſchwellt vom Vorgefühl naher Hoheit; er ringt mit aller Lebenskraft nach einer Trödler-Krone; er will ſeine Söhne zu Trödler-Prinzen, ſeine Töchter zu Trödler-Prinzeſſinnen machen. Paraſkos Adlerblick erkannte die Natur der politiſchen Zuſtände Griechenlands ſtets am Beſten. Während ſelbſt Diplomaten noch immer nur den wolkengekrönten Scheitel eines Hochgeſtellten erblickten, maß er ſchon die Tiefe des Abgrundes des Stürzenden, und beſtimmte im Voraus

den Tag der Auktion der zu veräußernden Gegenſtände des vom griechiſchen Schauplatze Abtretenden. Die Zukunft aller großen Fremdlinge Griechenlands durchſchaute Parasko, trotz Weihrauchwolken und ſchimmernden Glanzes, ſeine Augen drangen durch, wo andere geblendet wurden. In ſeiner Bude lagen alle die glänzenden Uniformen, die einſt die Sterne an Größe und Macht umhüllten, abgeſtreift und nichtsbedeutend umher. Der Zauber der Wundertage war vorüber, die Anbetung der ſchwankenden Volksmeinung ſchloß immer mit einer Auktion, und aus den Prunkgemächern der gefallenen Großen, aus welchen ſonſt fröhlicher Becherklang und erhebende Muſiktöne erklangen, vernahm man nach kurzer Zeit nur Paraskos barbariſche Auktionsſtimme, unter deſſen Leitung alle Verſteigerungen vor ſich gingen.

Die Umwandlung des Geſchickes ſo vieler Menſchen von Bedeutung, die ich ſelbſt ſeit fünf Jahren in Griechenland mit erlebte, ich ſah ſie alle durch Paraskos unerbittliche Hand gehen. Er war es, der auch den allzubekannten, weißen Hut mit breiter Krämpe, des ehemaligen Staatskanzlers, auf ſeinem Fes trug, und dem neuen Miniſterpräſidenten ein Compliment damit machte. — Es ſchien, als wollte Parasko nach jener großen Epoche zwiſchen dem himmelanſtrebenden Bollwerke ſeiner tauſenderlei erſteigerten Effecten nun auf ſeinen Lorbeeren ruhen, nachdem er ſich rüſtig emporgekämpft zum Reichthume und zum unüberwindlichen Trödler. Aber noch beſtimmte ihn das Geſchick, in kurz aufeinanderfolgenden Zwiſchenräumen, zu großen Dingen. Der eine Zeitlang geſättigte Löwe wurde wieder hungrig. Still wie eine Gewitterwolke am klaren Himmel, zog er, vom Schickſal dazu beſtimmt, drohend am Horizonte des neuen Miniſterpräſidenten auf, und ſchlängelte vor ſeiner förmlichen Entladung einen betäubenden Blitz auf die damalige Oberſthofmeiſterin. Die Kraft der ſonſt ſo rüſtigen Gräfin am griechiſchen Hofe war durch dieſen unvorhergeſehenen Schlag gelähmt, und ſchon nach wenigen Tagen reiste die Oberhofmeiſterin nach England und ihre Effekten in Paraskos Bude. Nicht minder wirkten die Vorzeichen der großen Paraskiſchen Spekulation, auf den zu jener Zeit ſo ehrenwerthen Oberſt-Ceremonienmeiſter, der den böſen Geiſtern, die in der Tiefe ſchlummerten, ebenfalls nicht entging, und an einem ſchönen Morgen Parasko in ſeinem Hauſe ſah, fragend: „Auf welchen Tag befehlen der Herr Baron, daß ich die Verſteigerung anzeigen ſoll?"— Der glorreichſte Zeitpunkt für den griechiſchen Trödler-König war endlich der Abgang des Miniſterpräſidenten ſelbſt, welchem mehre

Auktionen von Geſandten, Cabinetsräthen, hohen Militärs ꝛc. voran gingen, und die glänzendſte Periode in Paraskos geſchichtlichen Handelebüchern veranlaßten. Alle für ſich erbeuteten Trophäen ließ der Trödler-Napoleon, Parasko, wie einſt der große Kaiſer nach Paris, nach ſeiner Bude in der Hermesſtraße bringen; dort prangen ſie, und er ſelbſt in ihrer Mitte brütet bei einer langen Pfeife und mit einer wahren Siegermiene auf neue, großartige Spekulationen. In der Blüthe des ſchönſten Mannesalters, in maleriſcher Tracht, ſeines thatenreichen Lebens ſich bewußt, ſteht er da, groß und unerreicht; doch ich gehe nie an Paraskos Bude vorüber, ohne an den Tod zu denken, denn die Verlaſſenſchaftsrequiſiten aller verſtorbenen Deutſchen finden ſich auch darin vor, für jeden Fremdling ein wahres Memento mori.

Der arkadiſche Schäfer.

Arkadien! — Wer fühlt nicht ſanfte Regung in der Seele, wenn er den Klang dieſes Namens hört, und dabei jener ſchuldloſen Hirten gedenkt, die den Stoff unſerer Idyllen ausmachen!? —

„Ein arkadiſcher Schäfer, ich dachte mir ihn nie anders“ — ſagte meine Begleiterin, eine zarte, deutſche Dame — „als in einem blendend weißen Hirten-Coſtüm, ſeine Schäfertaſche leicht um die Schultern gehängt, auf Blumen und Moos ſitzend, ſeinen Krummſtab und ſeine Flöte neben ſich, in ſchönen Gedanken an ſeine Schäferin träumend verloren.“ — Aber, wie alles Erhabene und Schöne in der Wirklichkeit

Digitized by Google

verliert, wenn die Vorſtellungsgabe und die Phantaſie zu weit aus-ſchweift, ſo geſchah es auch hier, daß meine holde Dame einer Ohnmacht nahe war, als ich ihr einen zerlumpten, ſchmutzigen Kerl, mit rauhem Barte und grimmigem Geſicht, mit den Worten zeigte: „Sehen Sie, meine Schöne, das iſt ein arkadiſcher Schäfer.“ — Nur langſam erholte ſich die überraſchte, etwas romantiſche Dame von ihrem Schrecken, ſah ſchüchtern nach dem Hirten, ſuchte noch einmal, ihrer frühern Vorſtellung gemäß, ſeine krauſen Locken, ſein ſchmachtendes Auge, ſein rundes Kinn, dem Amor ſelbſt ein Grübchen eingegraben haben ſoll; lauſchte, ob ſeine, ſo ſchön klagende Stimme nicht bald ertöne; aber vergebens; der rauhe Mann verwandelte ſich in keinen idylliſchen Helden. Ein ſtarker Seufzer hob den Buſen meiner ſchönen Begleiterin. „Ach, iſt denn im Leben alles Täuſchung?“ ſprach ſie hinfällig, und wandte ſich mit Abſcheu von dem poetiſchen Bilde ihrer Jugend-Phantaſie, das ſich ihr in ſo gemeiner Proſa darſtellte.

„Tröſten Sie ſich, meine Verehrteſte“ — ſagte ich — „mir erging es nicht anders mit den Hirtinnen, die ich mir ſtets in einem leichten, weißen Gewand dachte, durch welches der Buſen, von Amors Hauch zum Erſtenmal erregt, in goldenen Wellenlinien durchdämmerte. Ueber die entblöſ'ten Schultern herab malte ich mir eine reiche Lockenfülle, die ſchöne Arme von weitem, halb offenem Flor umhüllt, mit Blumengewinden umgeben, ein ſtilles Sehnen im lieblichen Geſicht, und die ſchönen Augen nach einem Aſt gerichtet, auf welchem im jungen Laube zwei ſanfte Täubchen das Spiel der Liebe treiben.

Da lachte die Dame recht herzlich: Ha, ha, ha. (Man denke ſich dieſes ha, ha, ha, ganz fein), und liſpelte: „Nun, und was ſahen Sie?“

„Was ich ſah? Eine unbeholfene Dirne, in grobe Fetzen gehüllt, mit verwirrten, ſtruppigen Haaren, mit den Schweinen um ein Stück Brod ringend, das ich ihnen zum Fraße vorwarf.“

Schrecklich! ſeufzte die Dame, und lächelte unter Thränen.

Dieſe Scene fiel während unſerer Ruheſtunden vor, die wir in Geſellſchaft noch einiger Reiſegefährten unter einer großen Platane hielten, um der brennenden Mittagshitze auszuweichen. Gegen drei Uhr Nachmittags ſetzten wir unſern Weg nach Tripolizza, der dermaligen

Hauptſtadt Arkadiens, fort. Wir fanden wohl, daß die Natur ſelbſt dieſes Bergland — das Manche nicht mit Unrecht die griechiſche Schweiz nennen — zum Hirtenleben beſtimmte; daß die Vegetation reich iſt, daß unzählige Waſſer ſich von den Bergen herab ergießen, und daß die unter dieſer Breite wohlthätige Kühlung und Friſche das Verſengen der Gräſer und das Vertrockenen der Flüſſe hemmt, aber wir fanden auch, daß in dieſer Beziehung unſere Phantaſie der Wirklichkeit wieder weit voraneilte. Wir ſahen nicht die ſtillen Matten, an denen ein rieſelnder Bach durch junge, durchſichtige Büſche ſich ſchlängelte; die heiligen Haine nicht, wo der Hirt ein kühles Sonnendach für ſich und ſeine Heerde fand; die jungen Roſen nicht, womit das Hirtenvolk ſich ſchmückte; das kurze, weiche Gras, auf dem die Nymphen tanzten, ſahen wir theilweiſe in Dornen ausgeartet; kurz, die ganze Gegend, einſt eingerichtet für Liebende, wie der junge Daphnis und die ſchöne Phyllis war, iſt es jetzt eben ſo gut für Hanſel und Gretel ohne einen Gran mehr Schimmer von Göttlichkeit zu beſitzen, als jede andere ſchöne Landſchaft auch außer Arkadien.

„Ach, ſehen Sie, ſehen Sie!!“ — rief meine Begleiterin — „dort am Abhange jenes Hügels.“ —

„Nun?“

„Sehen Sie nichts? Ein Schäfer und eine Heerde, wie ich mir ſie dachte; gewiß ſind wir jetzt erſt in das eigentliche Arkadien vorgerückt; ich dachte mir es doch, die Idyllen-Welt konnte nicht ganz verloren gehen.“

Wirklich weideten am Abhange eines ſanften Hügels milchweiße Schäfchen mit rothen Bändern und Blumen geziert; harmoniſch läuteten die Glöckchen, um ihren Hals befeſtigt, zu uns herüber. In ihrer Mitte ſtand ein Schäfer, ſchön wie der Liebesgott ſelbſt, die Flöte lag eben an ſeinen keuſchen Lippen, und wie ſtaunten wir, als die herrlichſten, reinſten Töne aus ihr hervorgehaucht, nach der Melodie: — „Mich fliehen alle Freuden“ — zu unſern Ohren drangen.

Der Wangen Gluth, die wallende Bewegung meiner Begleiterin verrieth, was in ihr vorging; ſie eilte uns Allen voran, dem Schäfer

zu, und als wir auch dahin gelangten, lag ſie ſchon in des ſanften Hirten Armen.

Herr Johann Friederich N. war ſchon in Deutſchland der Bräutigam meiner ſchönen Begleiterin, und rief, in Griechenland nun gut beamtet, ſeine Braut zu ſich, um den längſt erſehnten Bund der Ehe mit ihr einzugehen. N. kannte die Vorliebe ſeiner romantiſchen Geliebten für arkadiſche Schäfer, und benützte nun nach langer Trennung das erſte Zuſammentreffen, zu ſeinem Vortheile die Verkleidung eines ſchuldloſen Hirtens zu wählen, um ſeiner Angebeteten im beſten Lichte wieder zu erſcheinen, welche Ausführung, wie der Leſer erſah, auch vollends gelang. —

Ich gratulirte der beglückten Dame zur Wiederauffindung der längſt verloren geglaubten Schäfer, wie ſie uns von jeher die Phantaſie der Dichter malte, und wollte mich ſodann unverzüglich entfernen, um kein Störer beglückter Liebe zu ſeyn, mußte jedoch der Bitte nachgeben, heute noch im Hauſe ihres treuen Schäfers zu weilen, und erſt des andern Tages meine Reiſe fortzuſetzen. —

Als ich nun am folgenden Morgen meine Gaſtfreunde verlaſſen wollte, fand ich nur Herrn N. im Hauſe, und da ich nach deſſen Braut fragte, um mich zu empfehlen, antwortete mir Herr N. mit einem ſonderbaren Lächeln, daß ſie nicht zu ſprechen ſey, und ich ſie auch nicht abwarten könne, er wolle mich bei ihr entſchuldigen. Ich fühlte mich durch dieſes ſonderbare Benehmen etwas empfindlich berührt, nahm trocken Abſchied, und ritt von dannen. Eine Strecke mußte ich wieder retour, die ich geſtern, meiner Begleiterin zu Liebe, gemacht hatte. An jene Stelle gelangend, auf welcher uns die ſchöne Heerde Tags vorher ſo ſehr überraſchte, ſah ich zu meinem Erſtaunen die lieblichen Schäfchen noch reicher geſchmückt, als geſtern, und ſtatt eines Schäfers eine recht niedliche, arkadiſche Schäferin im entzückendſten Coſtüm, an einen weißen Stab gelehnt, an welchem oben eine kleine Schaufel erglänzte. Der Buſen nur halb verhüllt, die ſchönen Arme nackt, ein Theil des

Digitized by Google

bänderreichen Rockes nymphenmäßig aufgebunden, das Haar in reichen Zöpfen über die ſchönen Schultern hängend; die Augen ſchwammen im zarten Blau, trunken von Luſt, ergötzt und befriedigt, und in dieſem Bilde der lieblichſten Hirtin fand ich — meine Begleiterin von geſtern.

Nun verſtand ich das heimliche Lächeln des Herrn N., und die zarte Aufmerkſamkeit ſeiner Braut, die nicht allein die Wiederaufſinderin der arkadiſchen Schäferwelt ſeyn wollte, ſondern mir Gelegenheit gab, auch mich Theilhaber dieſer wichtigen Entdeckung ſeyn zu laſſen, um gleich andern Reiſenden in Griechenland auch etwas aufgefunden zu haben, und es der wiſſenſchaftlichen Welt mittheilen zu können, welcher Pflicht ich mich hiemit in dankbarer Anerkennung meiner ſchönen Begleiterin entledige.

Digitized by Google

Tatariſches Sittenbild.

Ein ruſſiſches Blatt enthält folgende merkwürdige Begebenheit, die in Beziehung auf Sitten und Rechtsgewohnheiten der in der Nähe von China wohnenden Tataren nicht ohne Intereſſe iſt; ſie iſt in einer ſo einfachen und ſchmuckloſen Weiſe erzählt, daß ſie Glauben zu verdienen ſcheint, und wir uns erlauben, ſie mitzutheilen, obgleich ſie nicht eigentlich in den Kreis gehört, den wir uns gezogen haben.

Im Südoſten der großen, chineſiſchen Mauer, und in den unermeßlich weiten Gegenden, wo die Quellen des gelben Fluſſes ſind, lebt ein tapferes, gewerbfleißiges und nach geordneten Geſetzen lebendes Volk. Der Chan des Karakalpakenſtammes, des mächtigſten Theils jenes Volkes, deſſen Gebiet auf der einen Seite von den Bergen Belurk-tag, auf der andern von den Steppen von Jſim begränzt wird, heißt Segeb Mohelem; er übernahm im Jahre 1832, wo ſein Vater ſtarb, die Regierung.

Einige Monate nach ſeiner Gelangung zur Herrſcherwürde trat der junge Chan, der ſich auf der Jagd verirrt hatte, und weit von ſeinen Begleitern abgekommen war, in ein, von der Straße ziemlich entferntes Haus, und forderte dort einen Trunk Waſſer. Der Herr des Hauſes

Digitized by Google

warf ſich, da er des Chans ſeines Gebieters anſichtig geworden, demüthig zur Erde nieder, und hieß ſeine älteſte Tochter Naharinn, die in der Blüthe ihrer Jugend ſtand, und von Schönheit und Liebreiz ſtrahlte, herbeikommen. Segeb Mohelem hob ihren Schleier, und freute ſich der ausnehmenden Feinheit ihrer Züge, des wunderbaren Glanzes ihrer Augen und der Röthe der Beſcheidenheit, die, wie ein friſcher Hauch, ihre Wangen überzog. Er trat allein mit ihr in den Garten unfern des Hauſes ſeines Unterthanen, und wollte dort Früchte genießen, die ſie mit ihrer ſchönen Hand ihm gebrochen; Naharinn kam aus dem Garten beſcheidener und züchtiger noch als zuvor. Der Chan aber zog von ſeinem Finger einen werthvollen Ring, gab ihn der Mutter des jungen Mädchens, und hieß ſie am folgenden Morgen ſeinen Hasnadar (Miniſter) aufſuchen, der ihr weitere Eröffnungen zu machen haben würde.

Am andern Morgen machte ſich die Mutter der ſchönen Naharinn, den Befehlen ihres Herrſchers gehorſam, auf, um zu vernehmen, was der Hasnadar ihr mitzutheil:n habe, und dieſer bezeichnete ihr einige Meilen von der Stadt Iſim, wo der Chan Hof hält, ein großes Grundſtück mit einem ſchönen Hauſe, das der Chan Naharinn und den Ihrigen zum Beſitzthum geſchenkt hatte; außerdem gab ihr der Miniſter in ſeines Herrn Auftrage noch eine Börſe von hundert Zechinen, und ſtellte fünf Sklaven, die ſie bedienen ſollten, zu ihrer Verfügung.

Aber Naharinns Familie, von drückender Armuth plötzlich zum Wohlſtande erhoben, wußte ihres Glückes nicht in beſcheidener Stille zu genießen. Sie ſtrebte nach einem Einfluſſe der ſchädlichſten Art auf den Chan, und rühmte ſich mit aller Anmaßung von Emporkömmlingen der Gunſt, in welcher Naharinn bei ihrem Gebieter ſtehe, verlangte Ehrenbezeugungen aller Art von den Koskins (adeligen Tataren), und zog ſich durch ihre Verſchwendung, durch die Pracht, die ſie recht abſichtlich an den Tag legte, und durch ihre hochmüthigen Reden, den Haß Aller, ſelbſt der ergebenſten Diener Segebs zu, die ihm zu Gefallen, ſich ſonſt ergeben gegen das Mädchen, das er liebte, bewieſen hatten.

Der Haß, den jene Familie ſich allgemein erworben, verfehlte nicht, endlich die blutigſten Früchte zu tragen.

Eines Morgens, als der Chan, ſeiner Gewohnheit gemäß, nach dem Hauſe ſeiner Naharinn ritt, ſprengten ihm zwei ſeiner Leibwachen, die er voraus zu ſenden pflegte, mit verhängtem Zügel entgegen. „Gehe nicht weiter Herr," riefen ſie ihm zu, „wenn Du nicht Zeuge eines ſchrecklichen Schauſpiels ſeyn willſt; das Feuer verzehrt Naharinns

Palaſt, ihre Sclaven ſind erwürgt, ihre Pferde geſchlachtet, und auch ſie ſelbſt lebt nicht mehr.

„Naharinn todt!“ rief der Chan, vor Wuth ſchäumend, „welche gottverfluchte Hand hat gewagt, den Dolch in ihre ſchöne Bruſt zu ſtoßen?“ Und ohne die Antwort ſeiner beiden Reiter abzuwarten, ſtieß er ſeinem Pferde die Sporen in die Seite, daß es hoch aufbäumte, und jagte, von einigen ſeiner Kriegsleute gefolgt, auf die Wohnung ſeiner Geliebten zu.

Die Nachricht, die ihm ſeine Soldaten gegeben, fand eine nur allzutraurige Beſtätigung. Ein Trümmerhaufen war alles, was noch von der kurz zuvor glänzenden Wohnung geblieben war. Das Blut der ermordeten Sclaven und Pferde bildete eine Lache, mitten in der noch warmen Aſche. Segeb warf ſich vom Pferde, und ſtürzte ſich in die noch rauchenden Ruinen. Er fand Naharinns Leichnam, von Rauch geſchwärzt und freventlich verſtümmelt. Die Unglückliche hatte, wie es ſchien, den Greueln des Feuertodes entgehen wollen, aber ein wohlgeführter Hieb mit dem Yatagan hatte ihr, im Augenblicke, da ſie die Schwelle des brennenden Gebäudes überſchreiten wollte, das Haupt vom Rumpfe getrennt.

Segeb Mohelem wollte blutige Rache nehmen; noch am ſelben Tage gebot er dem Gerichtshofe (Amred-fariz) ſich zu verſammeln, damit er unverzüglich auf die Entdeckung und Beſtrafung der Schuldigen bedacht ſey. Seinem Befehle ward Folge geleiſtet, und zwei Tage nach der Ermordung der unglücklichen Naharinn verſammelten ſich die Richter in der weiten Ebene von Nopals.

Der Gerichtshof beſteht aus ſieben und zwanzig Greiſen; deren Weisheit und Gerechtigkeit gleich ihrem Scharfſinne und ihren Erfahrungen im ganzen Lande ehrenvoll bekannt ſind, da ſie aus den beſten und vielerprobteſten ihres Alters gewählt werden. Vorzüge der Geburt oder Reichthum werden bei dieſer Wahl nicht berückſichtigt.

Der Hasnadar Segeb Mohelems ſandte indeſſen weit und breit Agenten und Spione umher, und es dauerte nicht lange, ſo nahm man drei Brüder aus adeligem Geſchlecht, als jenes Mordes dringend verdächtig, gefangen. Ein kleines Mädchen von zehn Jahren, die Tochter des Aelteſten der Brüder, ward gleichfalls gefangen fortgeführt.

Der Vorſitzende des Gerichtshofes (Tſchah Fetiz) theilte den Richtern die verſchiedenen Verdachtsgründe und die Umſtände mit, welche wider die Angeklagten zeugten, und das Verhör derſelben nahm ſeinen Anfang.

Alle drei Brüder leugneten hartnäckig jede Art von Theilnahme,

an dem Verbrechen, das ihnen zur Laſt gelegt wurde, aber die Unſchuld eines Kindes ſtürzte das ganze Gebäude ihrer ſchlau erſonnenen Vertheidigung.

„Wie alt biſt Du?" fragte der Tſchah-Fetiz das kleine Mädchen Nadir Kebezus, des Aelteſten der drei Angeklagten Tochter.

„Zehn Jahre."

„Wie heißeſt Du?"

„Nadir-Holang-Ho."

„Sage mir, was Du von der Angelegenheit weißt, die uns beſchäftigt, und in die Dein Vater und Deine Oheime verwickelt ſind. Aber hüte Dich, uns zu belügen, denn Gott beſtraft die Lüge, und Muhammed ſein heiliger Prophet verbietet ſie."

„Ich lüge niemals, und ich werde die volle Wahrheit ſagen."

„Nun denn, ſo rede."

„Mein Vater und ſeine Brüder ſind nicht reich, obwohl von adeliger Abkunft; ſie haben ſeit mehren Jahren ſchwere Verluſte erlitten, und die Pferdediebe haben ſie faſt ganz zu Grunde gerichtet. Indeſſen würden ſie nie auf Verbrechen geſonnen haben, hätte nicht eine reiche Frau ſie aufgeſucht und ſie zu der That verführt, die ſie nachher vollbracht haben."

„Wer hat Dir geſagt, daß es eine reiche Frau geweſen iſt?"

„Eines Abends wollte ich ſchlafen, und lag in dem Zelte meines Oheims Nadir Fez, da kam eine ſchöne und prächtig gekleidete Frau zu ihm. „Nun," fragte ſie, „ſeyd Ihr endlich entſchloſſen?" Ich that, als ob ich ſchliefe. „Ich habe mit meinen Brüdern darüber geſprochen," antwortete mein Oheim, „aber keiner von beiden will darauf eingehen." — „Iſt die Belohnung, die ich dafür ausgeſetzt habe, zu gering," ſprach die Dame wieder, „ſo will ich ſie gern verdoppeln." — „Meine Brüder behaupten," verſetzte mein Oheim, der nicht dachte, daß ich ihn und die Fremde belauſchte, „das Unternehmen ſey mit zu viel Gefahr für uns verbunden." — Durchaus nicht," antwortete haſtig die Frau, „werdet Ihr ertappt, ſo leugnet nur Alles, und dann bin ich noch da, um Euch wieder frei zu machen. Oder habt Ihr kein Vertrauen zu mir?" — Mein Oheim antwortete ihr auf dieſe Frage einige ſo leiſe geſprochene Worte, daß ich ſie nicht verſtehen konnte, ich hörte nur, daß er ſich ihr zu Füßen warf, konnte aber nicht genauer hinſehen, da ich mich ſtellen mußte, als ob ich ſchliefe. Die fremde Frau ging endlich fort, und mein Oheim Nadir Fez hatte darauf häufige, heimliche Unterredungen mit meinem Vater

und meinem andern Oheim und drei Tage nach dem Beſuche der fremden Frau wagten ſie die That.“

„Du biſt ein frommes Kind, daß Du ſo ohne Rückhalt und Zögern Deinen Richtern mittheilſt, wovon Dir Kunde geworden, fahre fort, ſo aufrichtig mit uns zu reden, und Gott und die Menſchen werden Dir verzeihen, denn auch Du, auch Du biſt trotz Deines jugendlichen Alters nicht frei von Mitſchuld an dem furchtbaren Verbrechen, das Dein Vater und Deine Oheime begangen haben; iſt das nicht wahr?“

„Muhammed unſer heiliger Prophet hat in ſeinem Koran geſchrieben: „Gehorche Deinem Vater und fürchte Gott.“ Sie gaben mir eine brennende Fackel in die Hand, und ich legte Feuer an Naharinns Luſthaus. Ich hätte gern die armen Thiere, die in den Flammen heulten und jammerten, davon laufen laſſen, aber wie ich ſie aus den Ställen ließ, hieb ſie mein Vater nieder. Mein Oheim, Alo-Zor, zertrümmerte alle Geräthſchaften und tödtete die Sclaven.“

„Wer hat Naharinn ermordet?“

„Nadir Fez,“ antwortete das Kind ohne Zögern.

„Würdeſt Du wohl die fremde Frau wieder erkennen, die ſich mit deinem Oheim in deſſen Zelte beſprochen hat?“

„Ich würde ſie nicht genau an ihren Zügen wieder erkennen, weil ich ſie, da ich that als ob ich ſchliefe, nicht gerade anzuſehen wagte, aber ſicher würde ich ſie an ihrer Haltung und an ihrer Sprache wieder erkennen.“

„Biſt du feſt überzeugt, daß du nicht irren würdeſt?“

„Nein, ganz gewiß nicht, ihre Stimme klingt mir noch in den Ohren.“

Der Tſchah Fez ſetzte die Sitznng für eine Weile aus und ſchrieb einige Zeilen an den Chan. Die Antwort ließ nicht lange auf ſich warten, und der Tſchah ſetzte von ihrem Inhalte den Gerichtshof alsbald in Kenntniß. „Der Chan will,“ wandte er ſich zu den Richtern, um jeden Preis die volle Wahrheit in dieſer traurigen Begebenheit erfahren, und nichts verſäumen was zu ihrer Enthüllung dienen kann, und ſo ſollen, unſern ſonſtigen Gewohnheiten zuwider, die Frauen, welche im Harem unſeres Gebieters wohnen, von der Mutter des Chans an, bis zu ſeinen fünf Gemahlinnen verſchleiert durch unſer Zelt gehen, und jede mit lauter Stimme eine Strophe aus dem Koran herſagen.“

Alle Frauen der höhern Beamten und Anführer des Chans erſchienen auch wenige Minuten darauf; ſie waren weiß gekleidet und ein langer, weißer Schleier bedeckte ihr Geſicht, ſo wie eine jede an dem

ehrwürdigen Gerichte vorüber ging, ſprach ſie mit lauter Stimme eine Strophe aus dem heiligen Buche.

Siebenzig Frauen waren ſchon an den Richtern vorübergegangen, und nur eine war noch übrig; auch ſie ging feſten Schrittes durch das Zelt und ſprach die Strophe: „Der Engel Gottes wacht über den Gerechten und den Unterdrückten, er geſtattet dem Verbrechen nicht, daß es den Schlaf der Unſchuld ſtöre.“

„Das iſt die Stimme, die ich in meines Oheims Zelte gehört habe!“ ſchrie das Kind auf.

Zwei Narbeks (Gerichtsdiener) ließen den Schleier von dem Antlitz der Frau fallen — es war die Mutter Segeb-Mohelems; die Richter und alle anweſenden Zuſchauer waren furchtbar überraſcht und erſchüttert. Der Chan ward von dieſer Entdeckung unverzüglich in Kenntniß geſetzt.

„Der Gerechtigkeit muß ihr Lauf gelaſſen werden,“ ſprach der Chan, der ſich gleich auf's Pferd geworfen hatte und eilends daher geſprengt war, als er in das Zelt trat, wo der Gerichtshof ſeine Sitzung hielt; „Richter, ſprecht Euer Urtheil frei, nur Eurem Gewiſſen dürft Ihr folgen.“

Die Richter verließen das Zelt, um unter ſich über die Anwendung der Strafe zu berathſchlagen. Indeſſen ſuchte die Mutter Segeb-Mohelems, ganz vernichtet von der furchtbaren und nur zu wohl begründeten Anklage, die über ſie hereingebrochen war, durch ihre Thränen und ihr Wehklagen das Erbarmen ihres Sohnes zu wecken. „Naharinn hatte ſich zu ausſchließliche Rechte auf Dein Herz erworben,“ ſchluchzte ſie, „meine Mutterliebe hat mich verblendet, verzeihe mir! Ach du kannſt nicht wiſſen, wie viel Schmerzliches eine Mutter duldet, deren Zärtlichkeit verkannt wird.“

Der Chan blieb unbeweglich und geſenkten Hauptes auf der Erhöhung ſitzen, wo die Plätze der Richter waren; er ſchien gar nicht auf die Klagen und Bitten ſeiner Mutter zu hören.

Nach langer Berathung traten die Richter wieder in das Zelt, und feierliche Stille herrſchte, als der Tſchah Fez eine Hand auf den Koran, die andere auf ſein Herz legend, mit ernſter Stimme folgendes Urtheil ausſprach: „Der Tod verdient Tod, und wer zu dem furchtbaren Verbrechen gerathen, verdient eine fürchterliche Züchtigung.“

„Und ſo verurtheilen wir Mirza Anund, und befehlen, daß ihr der Daumen abgeſchnitten werde.“

Nadir Fez, der Verführer ſeiner Brüder, iſt verurtheilt, gepfählt zu werden.“

„Kolang-ho und Alo Zor ſollen enthauptet werden.“

„Nadir Kolang-ho ſoll, ſowohl in Anſehung ihres Alters, als weil ſie freiwillig geſtanden, und Aufklärung gegeben hat, mit aller Strafe verſchont bleiben."

„Dieſes unſer Urtheil ſoll alsbald in der Ebene von Nopals, wo es erlaſſen wurde, und am Tage ſeiner Erlaſſung, am ſechsten Tage des Mondes Ahmed (22. Juni) vollſtreckt werden."

Herzzerreißendes Geſchrei übertönte faſt die Stimme des Tſchah-Fez; es war die Mutter des Chans, die bald ihren Sohn, bald die Richter um Erbarmen anflehte. Aber Segeb-Mohelem blieb taub für ihre Klagen und Bitten, und befahl, daß alsbald Vorkehrungen zur Vollſtreckung des Urtheils getroffen würden.

Der ernſte Zug ſetzte ſich kurze Zeit darauf, nach einem ziemlich hohen Hügel in der Ebene, den die Tataren Habut-de-Kis nannten, in Bewegung.

Die Narbeks des Gerichtshofes eröffneten ihn, ſie trugen hohe Bambusſtäbe, an deren Spitze eine Art von goldenem Kleeblatte angebracht war. Darauf kamen die vier Verurtheilten, von einer ziemlich ſtarken Abtheilung von Kriegsknechten des Chans geleitet; ihnen folgte der Scharfrichter mit ſeinen Gehilfen. Sämmtliche Richter, und hoch zu Roß der Chan, mit ſeinen vornehmſten Häuptlingen, ſchloſſen den Zug. Eine große Menge Volkes drängte ſich um ihn her und ſchloß einen weiten Kreis um den Hügel Habut-de-Kis.

Als der Scharfrichter und ſeine Gehilfen mit ihren verhängnißvollen Vorbereitungen zu Ende waren, rief der Schreiber des Gerichtshofes, der Anor-Tſcha, wie es ſein Amt gebot, die Verurtheilten auf und nannte die Strafe, die ſie verurtheilt waren zu erleiden:

„Mirza Anund," begann er, „ſoll nach dem Ausſpruch des Gerichtes den Daumen ihrer rechten Hand verlieren."

Da der Name der bisher ſo verehrten Mutter des Chans erſchallte, durchlief ein Gemurmel der Verwunderung und des Mitleids die Menge: kaum wagte man zu athmen; Aller Augen waren auf die unglückliche Fürſtin gerichtet.

Der Chan ſprang vom Pferde. „Meine Mutter!" rief er mit einer Stimme, die weithin über die Ebene ertönte, „ich will die Schuld abtragen, die Du Gott und den Menſchen zahlen mußt. Möge das Opfer, das ich zur Sühnung Deines Verbrechens darbringen will, Dir und Allen beweiſen, daß die dem Herrſcher verliehene Gewalt in meinem Herzen der Ehrfurcht und Liebe des Sohnes keinen Abbruch gethan hat."

Und ſeinen Säbel mit der Linken ziehend, ſtützte er ſeine Rechte

auf einen Baumſtamm und trennte mit einem einzigen Hiebe den Daumen von ſeiner Hand.

Freudengeſchrei und begeiſterter Beifallsruf erſchallten im Kreiſe der dichtgedrängten Zuſchauer. Mirza warf ſich zu ihres edeln Sohnes Füßen nieder, und während er bemüht war, ſie mit dem geſunden Arm vom Boden zu erheben, ſtreckte er einem Wundarzte den rechten hin, um ſich das Blut ſtillen zu laſſen. — „Jetzt," rief er dann, „möge der Gerechtigkeit weiter ihr Lauf werden. Meine Mutter hat ihr Vergehen geſühnt, laſſet jetzt die andern Schuldigen ihre Miſſethat mit ihrem Leben büßen."

Er ſchwang ſich wieder auf ſein Roß — die Scharfrichter aber ergriffen die drei Brüder.

Digitized by Google

Die italieniſche Geſellſchaft.

Nach dem Bibliophile-Jacob.

Es gibt wenig Reiſende, die nicht nach Italien ein artiges Gepäck an mehr oder weniger thörichten Vorurtheilen mitbringen, und die ſich demnach gezwungen ſehen, zu erſtaunen, und ſich tief im Herzen ein wenig zu ſchämen, daß zwiſchen den geträumten und wirklichen Sitten ein großer Unterſchied beſteht. So wird, um nur eines anzuführen jeder, der ſich noch einigermaßen jung fühlt, und auf deſſen Kopfe noch nicht allzuviel graue Haare wachſen, mit der feſten Hoffnung nach Italien abreiſen, er werde in dieſer Heimath ſchöner Frauen und glühender Leidenſchaften ſein Glück in der Liebe um viele und leichte Eroberungen vermehren; aber er wird ſich darin nicht wenig getäuſcht

Digitized by Google

finden, und, wieder am heimiſchen Heerde ſitzend, eifrigſt verſichern, Italien ſey das claſſiſche Land froſtiger Tugend geworden. Ja, die italieniſchen Damen ſind neuerdings nicht ſelten in den Ruf von Heiligen und Tigerinnen gekommen, weil engliſche, ruſſiſche oder franzöſiſche, fahrende und nach Abenteuern ſtrebende Ritter auf ihrem Wege kein einziges Mal Gelegenheit zu Liebesfreuden und Liebesleiden fanden.

Und doch hatten ſie gehört, Amor, der heidniſchſte der Götter, ſey noch immer, auch im chriſtlichen Italien, hoch verehrt; ſie hatten gehört, Amor befinde ſich noch trefflich in ſo lieblicher Zufluchtsſtätte, und ihm fehlen, ſo ſehr er auch, trotz ſeines Alters, noch Kind ſey, weder die hundert Arme des Briarëus, noch die Siebenmeilenſtiefel des in Mährchen vielgefeierten Däumlings. Hoffnung auf Liebe iſt unter allen Hoffnungen die, welche man am widerſtrebendſten verläßt, an ſie klammert man ſich oft wie an einen Halt, wenn uns alle andern unbarmherzig verlaſſen haben. So iſt alſo die Liebe oder damit wir nicht ein Wort entweihen, das vom Anbeginn geheiligt war und geheiligt bleiben wird, die Galanterie eines der geheimen Hauptmotive, weßhalb ein Mann *allein*, ſey es ſeiner Geſundheit, ſeiner Zerſtreuung oder ſeiner Studien wegen, eine Reiſe nach Italien unternimmt. Dieſer Alleinreiſende wird alſo eines Morgens, einen wohlausgeſonnenen und ausgeſponnenen Liebesroman im Kopfe, ſich in den Wagen ſetzen: Träume von heimlichen Unterredungen, geheimnißvollen Rendez-vous, Liebesbriefen von unbekannter Hand, Hintertreppen, Masken, Dolchen und Schleiern werden in ſeinem Kopfe ſpuken, die freundliche Hoffnung wird ihn umſchweben, noch einmal würden ſich die Saiten ſeines Herzens bewegen, und von dem anmuthigen Wechſel ſo lieblicher und anmuthiger Empfindungen wiedertönen. Die Italienerinnen denkt er ſich nicht anders, denn als Roſen, die ſich weit lieber von zarter Hand brechen laſſen, ehe ſie dahin welken. Unſchuld nicht in hohem Grade, gefällige Frauen, betrogene Männer, die ſich wenig darum grämen, es zu ſeyn, dieſe lehrreichen Notizen über die Moral der Italiener im Allgemeinen, hat er aus allen wörtlichen Ueberlieferungen und vielen gedruckten Büchern gezogen: die Einbildungskraft, dieſe nur allzu blinde Gefährtin des Reiſenden, und vor allen deſſen der *allein* reiſt, mit dieſen Berichten, mit dieſen geſprochenen, geſchriebenen und gedruckten Lügen über ein vielbeliebtes Thema im Bunde, führt ihn in einen bezauberten Palaſt, und treibt ihn von Enttäuſchung zu Enttäuſchung, bis er endlich der Wirklichkeit, die ſo ganz anders iſt, als er ſich gedacht, erröthend gegenüber ſteht.

Digitized by Google

Denn Niemand war ſo aufrichtig ihm zu ſagen, daß ihm und ſeinen Hoffnungen, Triumphe in der Liebe zu feiern, in der Eigenſchaft als Fremder, unüberſteigliche Hinderniſſe im Wege ſtehen, Niemand hat ihm erzählt, wie dieſe Eigenſchaften ihm die Herzen verſchlößen, ob ſich auch die Thüren der Salons vor ihm öffneten; und daß ſich keiner finden würde, der ihn mit den vertraulichen Gemächern ſeines Hauſes, oder mit ſeiner Häuslichkeit bekannt machte; Niemand endlich hat ihm offen geſagt, daß die Italiener nicht ſehr vor den beſtändigen Einwanderungen der forestieri erſchrecken, daß ſie ihnen aber nicht geſtatten, den Fuß über die Schwelle ihrer Familienzimmer zu ſetzen, daß die Frauen in denſelben Vorurtheilen, wenn nicht im Haſſe, gegen die Fremden erzogen, Mühe haben, eine ziemlich ſtarke Abneigung gegen dieſe zu überwinden, und ihnen nicht die Rolle eines Vertrauten, geſchweige denn eines Liebhabers anzuvertrauen geneigt ſind; eben ſo wenig wurde er aufmerkſam gemacht, wie man, um Eintritt und eine Stellung in einer wahrhaft italieniſchen Geſellſchaft erhalten zu können, zuvörderſt genöthigt ſey, ſich förmlich zu naturaliſiren, und ſeinen natürlichen Charakter, ſo wie die Gewohnheiten der Pariſer Welt, die man ſich oft nur ſehr mühſam angeeignet hat, zu verleugnen; ſich mit vieler Selbſtverleugnung, in die fremden Sitten und Gewohnheiten, ſo komiſch und abgeſchmackt ſie uns auch ſcheinen mögen, zu fügen, und ſich mit Leib und Seele dieſer Art des Sichgehenlaſſens des Zuſtandes sans gêne zu ergeben, der mit unſerer Erziehung und unſerer Anſchauungsweiſe in mannichfacher Beziehung ſcharfe Gegenſätze bildet. Ich denke, das ſind Gründe genug, weßhalb die meiſten Fremden wohl Italien kennen lernen, die Italiener aber wenig oder gar nicht.

Der unglückliche Touriſt, der alſo die italieniſche Geſellſchaft durchfliegt, ohne, trotz ſeiner Gewandtheit und Beharrlichkeit, das vertrauliche Entgegenkommen zu finden, das nun einmal keinem Fremden zu Theil wird, kehrt beſtimmt auf das Vollſtändigſte enttäuſcht in ſeine Heimath zurück, und ſchreibt vielleicht in ſein Reiſetagebuch einen energiſchen Fluch nieder, der etwa folgendermaßen gefaßt iſt: es gibt keine Geſellſchaft in Italien, es gibt keinen Trieb und keinen Geiſt der Unterhaltung, keine Beſchäftigung für das Herz, kein Spielwerk für die Sinne. Die Frauen verſtehen nicht zu lieben und den Männern liegt wenig daran, ob ſie geliebt werden. Kurz der Reiſende hat durchaus nicht gefunden, was er ſuchte, und wie ihm, geht es faſt allen, er fand die Menſchen, in den meiſten Beziehungen, als das Gegentheil von dem, was ihm erzählt worden war und was er ſich verſprochen hatte.

Statt einer originellen, charakteriſtiſchen, dem Lande eigenthümlichen Geſellſchaft, fand er nur eine bleiche und matte Copie engliſcher und franzöſiſcher Sitten, ſtatt lebendiger und vertraulicher Unterhaltung, von Laune und Geiſt gewürzt, auf die er ſich ſo gefreut hatte, fand er nur eine Converſation, die ſich um Gemeinplätze drehte, Geſpräche voll Langeweile, endlich, um ſeiner Leiden Maaß zu füllen, ſtatt jener herrlich klingenden, ſo melodiſchen und ausdrucksvollen Sprache, die ſo reizend von ſchönen Lippen ertönt, und mit der zugleich das dunkle ſüdländiſche Auge ſpricht, quälte ihn ein unangenehmer Nachdruck ſeiner eigenen Sprache, bis zur Unkenntlichkeit geſchunden und verſtümmelt. Der Touriſt ſeufzt zu mehren Malen, nimmt ſein Reiſetagebuch hervor und legt die tiefe Wahrheit darin nieder: Italien erinnert ſich nicht einmal mehr der Sprache Petrarca's und Dante's; es lernt engliſch und franzöſiſch radebrechen! Italien wo biſt du?

Aber in der guten Geſellſchaft Italiens muß man ſehr genau diejenigen, welche Fremde aufſuchen, von denen unterſcheiden, welche ſie vermeiden, und ſie entfernt von ſich zu halten bemüht ſind. Nur mit den erſtern macht alſo der Ausländer Bekanntſchaft, ſobald er in die italieniſche Geſellſchaft tritt, das heißt, ſobald er den Mitgliedern des diplomatiſchen Corps vorgeſtellt iſt, welche in den verſchiedenen Städten Italiens reſidiren, und dort ſind die Italiener es, die ſich beſtreben, ihre nationale Individualität zu verlieren, eine andere Sprache zu reden, als ihre ſchöne Mutterſprache, und fremde Sitten und fremde Moden wahrſcheinlich in der Abſicht zu copiren, Fremde an ſich zu ziehen, ſie zu bleibendem Aufenthalte zu veranlaſſen, und ſo der italieniſchen Geſellſchaft etwas von der Bewegung, der Friſche und dem Leben mitzutheilen, das ihr fehlt. Dieſe Italiener, obgleich von höhern und anderen Geſichtspunkten ausgehend, als ihre Landsleute aus den mittleren und unteren Ständen, ſcheinen doch mit dieſen dahin überein zu kommen, daß ſie das ein ſchlechtes Jahr nennen, wo nicht tauſende von reichen und müßigen Reiſenden aus allen Theilen des Erdrundes auf Italien hernieder fallen, nicht, um es wie Heuſchrecken zu verheeren, ſondern dort, wie die Zugvögel, Federn zu laſſen. Die Bevölkerung Italiens empfängt freudig dieſe immer neuen Gäſte, die ihm eine ergiebige Erndte gewähren, die es nicht zu ſäen braucht, und die ihm Gewerbfleiß und Handel erſetzen; aber ſie vergißt zu berechnen, wie leicht verſiegbar, ja ſelbſt wie gefährlich in mancher Hinſicht, eine ſolche Quelle iſt, und wie der momentane Wohlſtand, den ſie verſchafft, zu theuer mit dem Raube bezahlt wird,

der durch die tägliche Berührung mit Fremden aller Länder unfehlbar an der Nationalität und an dem alten Gepräge der italieniſchen Geſellſchaft begangen werden muß.

Es gibt in Italien nur eine verhältnißmäßig ſehr kleine Zahl von Salons; die meiſten davon haben Mitglieder des diplomatiſchen Corps oder reiche Fremde eröffnet, die ſich in einer Stadt, die ihnen gefiel, für einige Zeit häuslich niedergelaſſen haben. Dieſe Salons ſehen ſich unter einander alle ähnlich. Sie werden faſt ausſchließlich von durchreiſenden Fremden beſucht, und ſind freilich ſehr in verjüngtem Maaßſtab nach den, in den Hauptſtädten Europa's geöffneten, zugeſchnitten. Man findet die Pariſer Salons, aber mit weniger bunter Staffage, weniger Bewegung, weniger Lärm von Worten und Ideen, die Salons von Wien und Berlin, mit weniger Eleganz und ſchönen Damen, die Salons von London mit weniger Durcheinander und weniger Langeweile.

Es läßt ſich leicht begreifen, daß in dergleichen cosmopolitiſchen Verſammlungen ſich die italieniſche Geſellſchaft nur ſchlecht ſtudiren läßt, weil ſie ſich in das Innere der Familien flüchtet, um dort die alten Ueberlieferungen vor den Gefahren fremder Nachahmung und Fälſchung zu ſchirmen. Aus dieſem Grunde empfangen Italiener nur ſelten Fremde in ihrem Hauſe, und da die Vornehmen unter ihnen oft ein blödes und ſchüchternes Weſen haben, und ihre Bequemlichkeit über Alles lieben, ſo umgeben ſie ſich faſt nur mit Leuten von untergeordnetem Range, die ſich ihnen fügſam und gefällig erweiſen müſſen, und die ihre ſtolzen und geizigen Beſchützer nicht zu bedeutenden Empfangs- und Bewirthungskoſten veranlaſſen können. —

Dieſe Leute untergeordneten Ranges, die oft weder ein eigentliches Amt noch eine beſtimmte Beſchäftigung haben, und die nicht in den ſchlechten Geſellſchaften der untern Stände geſehen werden, obgleich ſie auch keineswegs einen Theil der guten Geſellſchaft ausmachen, gehören der erſteren durch ihre Geburt, der andern durch ihre Verbindungen an. Dieſe geſchmeidigen Paraſiten und Schmarozer in reichen oder mächtigen Familien trifft man vielleicht ſo nirgend mehr, als in Italien. Es iſt nicht ſchwer, in dieſer Menſchenklaſſe wieder die Clienten zu erkennen, welche bei den Alten um jeden reichen Bürger der Weltſtadt einen Schwarm bildeten, in ehrfurchtsvoller Liebe an ſeinem Reichthume hingen, und mit ſchaamloſem Hochmuth ihre vergoldete Knechtſchaft zur Schau trugen. Die Clienten des modernen Italiens bilden den Hofſtaat der Adeligen und ſelbſt der Emporkömmlinge. Man ſieht unter ihnen Leute, welche in Beſitz geiſtlicher Pfründen ſind, die dieſe oder jene

Familie zu vergeben hatte, Abbate's, welche die Erziehung der Kinder des Hauſes zu leiten haben, junge und alte Aerzte ohne Kranke, Rechtsgelehrte, deren Gelehrſamkeit noch keine Kunden herbeizog, Geſchäftsmänner, und auch hie und da, obwohl ſeltener, auch Künſtler, Maler, Baumeiſter, Bildhauer, die erwarten, ob man ihrer Dienſte bedürfe. Aus dieſen Grundelementen beſteht die Cotterie eines vornehmen, italieniſchen Hauſes.

Eine ſolche Umgebung, wie fad und ordinär ſie auch ſeyn möge, gefällt den Hausherren, da ſie ſie nicht zu außerordentlichen Ausgaben nöthigt, und ſtachelt ihre natürliche Unthätigkeit nicht auf; in einer kleinen Welt ſich bewegend, ohne alle Verbindung mit weiteren Kreiſen und ohne Luſt, in dieſe zu treten, vermeiden ſie alles, was das Vergleichen und Verglichenwerden des eigenen Zuſtandes mit fremden Verhältniſſen Mißliches und Unbehagliches hat. In einigen größeren Städten Italiens jedoch, in Florenz zum Beiſpiel, und auch in Neapel verſchmähen die Notabilitäten des Landes die geſellſchaftlichen Vereinigungspunkte Fremder von Auszeichnung nicht, und wiſſen den Reiz einer mannichfaltigen Unterhaltung zu würdigen, deren ſie ihre Landsleute in den ausſchließlich italieniſchen Kreiſen entbehren laſſen. In Neapel und Florenz iſt man der häuslichen Geſellſchaften überdrüſſig geworden, wo die Langeweile und das Sichgehenlaſſen herrſchen, und ein armſeeliges und fades Geſpräch, von allſeitigem Gähnen nicht ſelten unterbrochen, fortgeſponnen wird, und wo man nicht im geringſten weiß, was guter Ton und feines Weſen zu bedeuten haben. In Rom dagegen herrſchen noch die Vorurtheile gegen Fremde in ihrer ganzen Strenge, und verhindern eben ſo thöricht als abſtoßend, daß ſich die Einheimiſchen mit den Ausländern, die jedes Jahr der ewigen Stadt verlaſſene Paläſte bevölkern, in Geſellſchaft vermiſchen; ja, man kann wohl ſagen, daß in den Salons, die zu Weihnachten geöffnet und zu Oſtern geſchloſſen werden, Männer aus allen Ländern und Gegenden, nur mit Ausnahme von Römern, getroffen werden.

Die Römer führen überhaupt ein ſehr zurückgezogenes Leben; es ſcheint faſt, ſie ſuchen etwas darin, ſich in ihren alten Paläſten zu verbergen, wo Thüren und Fenſter ſo ſchlecht verſchloſſen ſind, daß ſie dem Spiel des Windes überall freien Raum laſſen, und in denen Kamine ein unbekannter Luxus ſind, wo alle Annehmlichkeiten, ja alle Bequemlichkeiten fehlen, die die Civiliſation unſerer Zeit im übrigen Europa auch ſchon den Mittelſtänden zu Gute kommen läßt. Dieſe ernſten und traurigen Nachkömmlinge des Lucullus und Pompejus verbringen ihr Leben traurig und einförmig in einem trübſeligen, ſchlecht

möblirten, ſchmutzigen und nicht heizbaren Hinterzimmer hin, während ihre Staatsgemächer voll Spinngewebe, aber auch voll Bilder hängen; fremde Beſucher und Commentatoren erkaufen, kraft des Geldes, das ſie zahlen, das Recht, der geizigen Fürſten und Grafen zu ſpotten, die nicht erröthen, durch Vermittelung ihrer Livreebedienten, die Neugier der Liebhaber, und den Kunſteifer junger Maler, die dort ihre Studien machen, zu brandſchatzen. So erhebt unter andern ein römiſcher **Principe** einen ſchmählichen Tribut von den jungen Künſtlern, die in ſeiner Gallerie copiren.

Dagegen iſt ein römiſches Haus anzuführen, das durch viele Wohlthaten, obgleich nicht ganz ohne Oſtentation erwieſen, durch die zahlreichen Arbeiten, welche es Künſtlern, freilich ohne irgendwie eine geſchmackvolle Auswahl zu treffen, immer zugewendet, ferner durch eine großmüthige Verwendung der Einkünfte eines koloſſalen Vermögens dem Unglücke aufhilft, die Künſte befördert und faſt ausſchließlich die Honneurs ſeines Landes macht, indem es die Fremden aller Nationen und Stände, die jeder Winter nach Rom ſendet, und die ihm durch Credit-Briefe ihrer Banquiers wohl empfohlen ſind, zu glänzenden und mannigfachen Feſten ladet. Vielleicht ſind dieſe Feſte eine Art von Entſchädigung, welche der edle Herzog Torlonia in der höflichſten Weiſe den Reiſenden bieten zu müſſen glaubt, die ſich beklagen, daß der adelige Banquier ſie etwas zu ſtark ſchröpft, oder es mag vielmehr die glänzende Aufnahme, die Abends Jeden, mit einem guten Creditiv Verſehenen erwartet, ſchon im Voraus mit bei den theuern Preiſen verrechnet ſeyn, die für Commiſſionsgebühren, Proviſionen, und dergleichen vom Betrage der Wechſel abgerechnet werden. Doch hat die großartige Mildthätigkeit des Herzogs von Torlonia noch nicht den Schwarm der Bettler-Gemeinde, ſein Wohlwollen für Kunſt und Künſtler hat noch kein Genie und kein Meiſterwerk erſtehen laſſen, ſeine koſtſpielige, obgleich auch wiederum ſehr einträgliche Gaſtfreundſchaft hat noch keinem eleganten oder angenehmen Salon in's Leben geholfen, aber mindeſtens ſollte doch ſein Beiſpiel für Häuſer von mehr hiſtoriſchem Glanze, und faſt eben ſo großem Reichthume nicht verloren gehen, die man faſt für erloſchen halten ſollte, ſähe man nicht noch ihre Wappen von rothen Hüten oder päpſtlichen Tiaren überragt, an den Frontiſpizen ihrer Paläſte, und ihre, von altersſchwarzer Vergoldung ſtarrende Caroſſen, von Bedienten in altgothiſcher Livree geleitet, und von dürren Kleppern gezogen, im Corſo langſamen Schrittes auf- und abfahren.

Im Salon des Banquier-Herzogs präſidirt die alte Herzogin, Torlonias Mutter, ſie iſt über achtzig Jahre alt, hat aber noch ein

ziemlich jugendliches Anſehen. Ihre Haltung iſt noch gerade und feſt, ihr Wuchs majeſtätiſch; würdevoll und überaus höflich empfängt ſie alle fremden Gäſte beiderlei Geſchlechts, ſelbſt die in Haltung und Anzug allerkomiſchſten, welche die blinde Göttin der Bank mitunter eigens herzuſenden ſcheint, damit ſie die Salons des Herzogs von Torlonia bevölkern helfen, dem man ſehr mit Unrecht den Namen des Rothſchild von Rom beigelegt hat, als ob auch er die politiſche Bedeutſamkeit, das financielle Genie, die hohe und wahrhaft liberale Großartigkeit der Barone Rothſchild zu Paris hätte. Indeſſen iſt die Herzogin Torlonia die Seele der Feſte, welche ihr Sohn im Palaſt Borgo, nahe bei Sankt Peter gibt, und ſie hat, trotz ihrer Falten und Schminke, ein ſo liebenswürdiges Weſen in ihrer Haltung, trotz ihres Alters ſo viel Anſtand, daß man unwillkührlich an die altrömiſchen Matronen erinnert wird, oder an eine Cornelia von ihren Kindern umgeben denkt, und daß dieſes lebendige Monument mütterlicher Liebe in einer Art von Harmonie mit dem Coloſſeum und den Thermen des Caracalla, den großartigſten Ruinen des Alterthums, zu ſeyn ſcheint; die Ruinen ſind freilich nur von Kräutern bedeckt, und Epheu rankt dort ſeine Zweige, die Herzogin aber trägt für Millionen Diamanten und koſtbare Perlen an ſich.

Die Feſte im Palaſte Borgo ſind übrigens mehr rauſchender, als fröhlicher Art, die Menge der Fremden iſt eben ſo bedeutend, als in ſich verſchieden; rechts ſtößt man an einen Kleinhändler aus der City, und links an einen ruſſiſchen Feldmarſchall; dort ſieht man einen Handlungsreiſenden, und dann wieder einen berühmten Künſtler. Jedes Individuum, das eine Anweiſung von ein tauſend Franken bei dem Banquier, nach Abzug von ſechs Procent Zinſen, ſich auszahlen läßt, erhält zugleich mit ſeiner Abrechnung eine Einladungskarte. Vorzüglich dienen Engländer zur komiſchen Staffage der Salons Torlonia, ich bewunderte eine Sammlung dieſer Inſulaner, die alles übertraf, was Potier in ſeinen beſten Carikaturrollen geleiſtet hat, wo er mit ſo vielem Witze unſere Nachbarn jenſeits des Canals der öffentlichen Lachluſt preisgab. Die Herren aber waren noch gar nichts gegen die Damen; einige von ihnen waren mit Federn, Bändern, Agraffen aufgeputzt, faſt, wie die Pferde vor der Caroſſe eines Cardinals, andere trugen ſtatt alles Kopfputzes ihre Nachthauben, oder Reiſehüte. Zu dieſen komiſchen und abgeſchmackten Figuren denke man ſich nun noch einen, in ſchreiend Blau und Weiß decorirten Tanzſaal. Fremde Fürſteu, die durch Rom reiſen, oder dort für längere Zeit ihren Aufenthalt nehmen, ſiud die Götter dieſer

Bälle, Concerte und Raouts, in denen, das zu erwähnen erfordert die Gerechtigkeit, die Wirthe keine Geldprätenſion zur Schau tragen, vielmehr etwas darin ſuchen, mit Jedermann freundlich und liebenswürdig zu ſeyn. Und durch neue Benutzung des Creditbriefes pflegt ſich dann am folgenden Tage die Zufriedenheit der Eingeladenen mit Seiner Eccellenza zu zeigen, denn, wenn der Banquier in ſeinen Salons Herzog iſt, ſo iſt der Herzog ein nicht ſehr billiger Banquier in ſeinem Comptoir, und zwiſchen dem Herzog, der glänzende Feſte gibt, und dem Geſchäftsmanne, der vor Uebervortheilung Fremder keinen ſehr unüberwindlichen Abſcheu hegt, ſcheint ein heiliger Bund geſchloſſen zu ſeyn.

Der Salon des Prinzen Borgheſe war einer der angenehmſten in Italien, ehe der ſo frühe Tod ſeiner Tochter, und die langwierige Krankheit, die ihn, wegen dieſes ſchmerzlichen Verluſtes niederwarf, ſeinen Abendgeſellſchaften ein Ende machten, die minder zahlreich, aber gewählt und beſſer angeordnet waren, als die bei dem römiſchen Banquier. Man war ſicher, in dieſem Hauſe die beſte Geſellſchaft und den beſten Empfang zu finden. Jetzt beſteht dieß Alles nur noch in der Erinnerung derjenigen, welche daran Theil nahmen; dieſe waren alle durch Geburt, ſchriftſtelleriſche oder künſtleriſche Leiſtungen Hochgeſtellte. Der Prinz Borgheſe aber hat den Tod ſeiner Tochter, die auch in den Salons des Pariſer Faubourg Saint Germain ein ſchönes Andenken hinterließ, nicht lange überlebt.

Der Herzog von B... bildet ſich auch ein, einen Salon zu haben, weil er zu beſtimmten Tagen Wachslichter anzünden und die Thore ſeines Palaſtes weit öffnen läßt. Er ladet aber nicht allein nur wenige Fremde ein, ſondern auch die Römer, die man in ſeinem Hauſe trifft, ſind Geſichter, die man ſonſt nirgends zu ſehen bekommt. Der Herzog und die Herzogin von B. haben die italieniſche Manier, ſich mit niedrigſtehenden Perſonen zu umgeben, in der That in hohem Grade; es iſt ihnen nicht genug, Clienten von der letzten Sorte um ſich zu ſammeln, ſie verſchmähen auch Clientinnen nicht, die weit minder anziehend ſind, als es die des Kaiſers Nero waren; es findet ſich in ihren ſonſt ſchönen Freitagsconcerten immer eine ſeltſame Gallerie alter Frauenköpfe, die durch ihre klägliche Sprache und Toilette, und durch ihre unbeholfenen Manieren höchſt merkwürdig, und was die Lächerlichkeit anbetrifft, wahre römiſche Wunder ſind.

Die fremden Geſandten und Miniſter, welche zu Rom reſidiren, theilen während der Faſten die Abende der Woche für Soireen unter einander ein. Wenn diplomatiſche Trauer den Geigern nicht ernſte Stille

gebietet, wird bei den Geſellſchaften zur Carnevalszeit beſtändig getanzt. Der franzöſiſche Geſandte pflegt Donnerſtags zu empfangen, der öſtreichiſche Montags. Beide ſind voll Liebeswürdigkeit gegen die Gäſte, welche ſie allwöchentlich bei ſich ſehen. Der Graf von Latour Maubourg iſt einer der beſten Repräſentanten des altfranzöſiſchen Hofes, er hält ſich ſtrenge innerhalb der Schranken einer ſtets zuvorkommenden aber ernſten, faſt kalten und ſehr würdevollen Höflichkeit, und zeigt den ſchlecht genug erzogenen, uncultivirten, und ſehr laut ſprechenden Römern von 1839, was ein franzöſiſcher Edelmann der Epoche war, wo unſer Adel noch etwas bedeutete, und wir einen gebildeten und feinen Hof und eine ariſtokratiſche Geſellſchaft hatten. Die Frau Gräfin Latour Maubourg weiß mit echt franzöſiſcher Anmuth und Leichtigkeit ihren Gäſten entgegen zu kommen; dennoch waltet aber eine eiſige, langweilige Luft über den Geſellſchaften der Geſandtſchaft, ſo ſehr ſie auch von Edelſteinen, geſtickten Kleidern, Ordenskreuzen, ſchönen Balltoiletten und noch ſchöneren Frauen ſchimmern. Dieſe Langeweile kommt von dem Ceremoniel, das man hinſichtlich des Empfanges feſtgeſetzt hat, und von der Einrichtung der Gemächer. Der Name aller Ankommenden wird dreimal ſehr laut wiederholt, zuerſt in dem Vorzimmer wo die Bedienten ſtehen, dann in dem Zimmer der Kammerdiener und zuletzt in dem Salon, der unmittelbar an den größern ſtößt, wo ſich der Geſandte und ſeine Gemahlin befinden; in dieſem ſteht ein Diener, den die Italiäner **il gentiluomo** d'onore nennen, eine Art von Herr in ſchwarzem Anzug, ſchwarz ſeidenen Strümpfen, mit goldenen Schnallen auf den Schuhen, den Hut unter dem Arme. So geht er auf Euch zu, macht einen tiefen Bückling und ſagt dann dem Herrn vom Hauſe Euern Namen, der ſchon zu drei Malen, mehr oder weniger gemißhandelt, in den Räumen des Hauſes ertönte, leiſe in das Ohr. Man fühlt nie beſſer was einem Namen an Adel und Wohlklang fehlt, als bei dieſer öffentlichen Prüfung; die meiſten der Namen, welche aus der Julirevolution hervorgegangen ſind, beſtehen ſchlecht *). Das iſt übrigens nicht die einzige Gêne, die man empfindet, und nicht ausſchließlich Urſache der Kälte, die in dieſen

*) Wir überlaſſen die Verantwortlichkeit dieſer etwas ſonderbaren Behauptung, ſo wie mehrer anderer dem berühmten Bibliophilen, uns kann es nur darum zu thun ſeyn, die Beobachtungen eines Mannes von Geiſt über die italieniſche Geſellſchaft wieder zu geben, ſie würden an Friſche verlieren, wollten wir Einzelnes commentiren oder widerlegen, wozu freilich die Verſuchung mitunter nahe liegt.

Anmerkung der Redaction.

offiœiellen Repräſentationen der Diplomatie herrſcht. Die Lage der Gemächer, eine lange Reihe von Galerien und Zimmern, die ſchlecht erleuchtet und nur unvollſtändig meublirt ſind, geſtatten nicht, daß ſich fröhliche Gruppen von vier bis fünf Perſonen bilden, die ſcherzend und lachend ihren Thee trinken, und die jedem die Freiheit laſſen, ſich inmitten der großen Geſellſchaft einen Kreis zu wählen, deſſen lebhafte Unterhaltung, deſſen Scherzen und Lachen in dem lauten Geräuſch des Ganzen wenig gehört, vielmehr dadurch angeregt wird.

Aber was ohne Zweifel am Meiſten dazu beiträgt, den Abendgeſellſchaften der Geſandtſchaften zu Rom, einen Anſtrich von Ernſt und Feierlichkeit zu geben, iſt daß ſich ſo viele rothe und ſchwarze Calotten unter die glänzenden Toiletten der Damen miſchen; denn in Rom finden die Prieſter, die Monſignori und ſelbſt die Cardinäle an Geſellſchaften ein Behagen, das ſie zu verbergen nicht für nöthig halten. Die letztern pflegen früh zu kommen, und ſich erſt ſpät zurückzuziehen, man erweist ihnen die Ehren und Aufmerkſamkeiten, auf die ſonſt nur Fürſten und Prinzen aus königlichem Geblüt Anſpruch machen können: wo ſie vorübergehen, erheben ſich Alle; ſtill wird ihnen bereitwillig Platz gemacht, und jeder verbeugt ſich tief vor ihnen, ſelbſt die Damen verlaſſen ihre Stühle, um ſie den Würdenträgern der Kirche anzubieten; die Herrin vom Hauſe ſetzt ſich neben ſie, wendet ihnen ihre ausſchließliche Aufmerkſamkeit zu, und verläßt ſie nicht eher, als bis ſie ſie an einem Spieltiſch beſchäftigt weiß. Sind Cardinäle zu einem Balle eingeladen, ſo pflegen ſie ſich in den Saal, wo die Spieltiſche ſtehen, zurückzuziehen, ehe die Quadrillen ſich zum Tanze bilden. Die Monſignori oder Prälaten, von denen nicht ſo viel würdevolle Repräſentation, als von den Cardinälen verlangt wird, gehen zwiſchen den Reihen der Tanzenden auf und ab, ſcherzen und lachen, lorgniren die Damen, halten Fächer und Blumenſtrauß, welche im Tanze geniren würden, und ſcheinen ihrer geiſtlichen Würde wenig eingedenk zu ſeyn. Die Römer und Römerinnen ſind daran freilich gewöhnt, auf Fremde aber machen dieſe geiſtlichen Herren in ſolcher Umgebung einen eigenen Eindruck, und bringen eine Befangenheit hervor, welche die Heiterkeit der Geſellſchaft nicht wenig mindert.

Im Ganzen nehmen wenig Römerinnen an den Reunionen der Geſandtſchaften Theil, ſie führen faſt alle ein eingezogenes Leben, das man beinahe für ein langweiliges und einförmiges halten ſollte, zeigten ſie ſich geneigter, es zu verändern. In der That drängte ſich mir oft die Frage auf, womit ſie denn eigentlich ihre Zeit in den ſtillen Zimmern hinbringen; was kann eine Frau mit ihrem Denken und Sinnen fern

von den Zerſtreuungen und dem Strudel der Welt anfangen, wenn ſie ſich nicht ernſten Arbeiten und Studien hingibt, oder ſich mit wirthſchaftlichen Sorgen beſchäftigt? Aber alle dieſe Beſchäftigungen liegen Italienerinnen, vor Allem Römerinnen fern, ſie lieben die Geſellſchaft nicht, in der ſie nicht zu glänzen wiſſen, aber auch der Trieb ſich zu unterrichten, die Luſt an geiſtiger Arbeit fehlt ihnen, und durch den Rang, den ſie bekleiden, wie durch ihr Vermögen, ſtehen ſie außerhalb der Sphäre der häuslichen Sorgen und der Erfüllung von Pflichten gegen ihre Kinder, welche in andern Ländern die Zeit der Hausfrauen auch in den höchſten Ständen in Anſpruch nehmen.

Die römiſchen Damen, die, gleich den Franzöſinnen, Männer haben und mehr mit Kindern geſegnet ſind als unſere Frauen, ſind doch faſt alle mehr oder weniger in Verlegenheit, wie ſie ihre Zeit hinbringen ſollen. Einige unter ihnen, die Gerechtigkeit verlangt das laut anzuerkennen, beſchäftigen ſich von früheſter Jugend an mit den ernſten und ſtrengen Uebungen hoher Frömmigkeit, ſie beſuchen die Kirchen, wo Indulgenzen ertheilt werden, ſie werfen ſich auf das ſtaubige Pflaſter nieder, und benetzen neben Ausſätzigen und Bettlern mit ihren Küſſen und Thränen Cruzifixe, Reliquien und wunderthätige Marienbilder, ſie verſchleiern ſich wie Nonnen und beſuchen tief verhüllt Hoſpitäler, wo ſie die ſchrecklichſten Wunden verbinden, theilen milde Spenden an Waiſen- und Armenhäuſer aus und leben und weben in Gebet und frommen Uebungen. Unter dieſen heiligen Frauen zeichnet ſich die Fürſtin von S. ebenſoſehr durch ihre Schönheit als durch ihre Tugend aus. Ihr könnt ſie ſehen, wie ſie mit himmliſcher Geduld an Betten elender Kranken wacht, ihr könnt ſehen, wie ſie in der demüthigen Tracht einer büßenden Schweſter, am Abende des heiligen Charfreitages, alten Frauen, welche weit hergekommen ſind, des Pabſtes Segen zu empfangen, die Füße wäſcht. Ihr könnt ſie überall ſehen, wo eine gute Handlung zu vollbringen, wo ein edles Beiſpiel zu geben iſt und Pflichten der Andacht zu verrichten ſind; ſie betet für ihre Kinder, für ihre Kranken, denn für ſich ſelbſt braucht ſie nicht die Verzeihung von Fehlern und Irrthümern zu erflehen, die niemals ihres Lebens Unſchuld getrübt haben.

Ich könnte mehr als eine römiſche Dame anführen, die in Anſehung ihres erbaulichen Lebens und der Verachtung weltlicher Freuden mit der Fürſtin von S. verglichen zu werden verdient. Alle Römer kennen den Namen der Fürſtin von C..., die noch in voller Blüthe jugendlicher Anmuth ſich dieſer ernſten Frömmigkeit geweiht hat,

Digitized by Google

um ſich den Wünſchen ihrer erlauchten Mutter zu fügen, die kurz vor ihrem Tode einen Verein adliger Damen bildete, die der Reihe nach in den Hoſpitälern den nicht ſehr angenehmen Dienſt der Krankenwärterinnen verrichten. Aber dieſe edeln Beiſpiele werden nicht von ſehr vielen Römerinnen nachgeahmt, die wohl ihren Beichtvater haben und jeden Sonntag in die Meſſe gehen, ſonſt aber ihre Zeit weder dem Dienſte in den Hoſpitälern noch frommen und milden Beſchäftigungen widmen, und alſo nicht verhindert wären, in den Salons zu erſcheinen; doch zeigen ſie ſich ſelten da, ſo wie auf Spaziergängen, und bleiben lieber in ihren Häuſern, wo ſie weder leſen, noch ſticken oder nähen, noch ſich ihres Hausweſens annehmen, und ſich um ihre Kinder und noch weniger um ihre Männer bekümmern. Im Sommer verſchlafen ſie den halben Tag, oder auch wohl den ganzen; aber im Winter, wo man doch nur die Nacht über ſchlafen kann, bleiben ihnen in Italien, wie in andern Ländern, zwölf oder fünfzehn Stunden. Dieſe zwölf oder fünfzehn Stunden müſſen den ſchönen Müßigen, die auf den Polſtern ihrer Sopha's ſitzen, ohne ſelbſt zum Spiegel und zur Toilette ihre Zuflucht zu nehmen, ſehr lang werden. Was thun ſie aber nun den langen Tag? Was denken ſie, wenn ſie überhaupt etwas denken? Ein Italiener wird euch ganz erſtaunt über eure Verwunderung zur Antwort geben: Che fare di meglio, che fare l'amore.

Literariſche, künſtleriſche und muſicaliſche Geſellſchaften exiſtiren in Rom durchaus nicht, das freilich keine Schriftſteller mehr erzeugt, aber deren aus allen Theilen Europa's bei ſich ſieht, die ſich freilich unter den Römern der modernen Welt, welche die theilnamloſe Indifferenz in Sachen der Kunſt ſehr weit treiben, etwas unheimlich zu fühlen pflegen. Dieſe Römer, zum großen Theile ihres Namens nicht ſehr würdig, kennen kaum die Denkmale, die Meiſterwerke der Kunſt, welche ihre Stadt umſchließt, die Geſchichte der großen Männer iſt für ſie wie nicht vorhanden, es fehlen ihnen die allergewöhnlichſten Elemente des Wiſſens, und ſie fühlen nicht das geringſte Bedürfniß ſich zu unterrichten: es genügt ihnen zu wiſſen, daß ihre ewige Stadt das Vaterland des Schönen in jeder Beziehung iſt, und daß man von allen Theilen der Erde herkomme, es dort wie aus einem aufgeſchlagenen Buche zu ſtudiren, auch können ſie ganz genau herzählen, wie viel Thaler durch das Herbeiſtrömen Fremder im Jahre hindurch umgeſetzt werden, und mehr zu wiſſen verlangen ſie nicht. Im Winter ziehen ſie ſich bei Sonnenuntergang in ihre unreinlichen, kalten und ſchlecht meublirten Zimmer zurück, um dort Schach zu ſpielen und zu gähnen

und dann zu Bette zu gehen. Im Sommer ſchlafen ſie am Tage und gehen Abends in ſchweigſamen Gruppen auf den Spaziergängen umher, ſehen in den Mond, der wie ein wunderbarer Maler ſeine zauberhaften Lichter auf die Landſchaft wirft, dann erwachen ſie plötzlich, ihr Geſpräch wird lauter, ihre Geſichtsmuskeln bewegen ſich lebhafter und ihre Gebehrden erinnern ſehr an Marionettenpuppen, wie man ſie in allen Straßen Roms ſehen kann.

Hin und wieder begegnet man in den Salons der Geſandten, oder in den Speiſehäuſern, die von Ausländern gehalten werden, einen Improviſator, der nicht improviſirt, oder zwei bis drei Archäologen, die ſich in ihre Wiſſenſchaft zurückziehen, weil ſie nicht Luſt tragen, dieſelbe gratis an den Mann zu bringen. Sie vermiethen ſich ſtundenweiſe an Fremde, um ſie zu den Merkwürdigkeiten Roms und der Umgegend zu führen, ſie beſchreiben ganz genau Gebäude, von denen kein Stein mehr auf dem andern ſteht, und machen hypothetiſche Angaben, die ſchwer auf der Börſe derer laſten, die die muſterhafte Geduld haben, ſie anzuhören. Wenn dieſe Archäologen und Antiquarien, die ſtets Mitglieder aller italieniſchen Academien ſind, nicht als Cicerone's um ſchönes Geld fungiren, ſo ſind ſie äußerſt ſparſam mit ihren Worten, und öffnen den Mund nicht anders als bei Tiſche. Poeten trifft man nur in den Corridors der Theater, dort treiben ſich Sonnettenmacher umher, die Reime auf die Prima Donna und den erſten Tenor machen und feilbieten. Man hört ſelbſt in den academiſchen Sitzungen nichts Ernſthaftes über Literatur, dieſe nähren ſich vielmehr von Langerweile in dicken Schriften über die Alterthümer Roms. In einigen Klöſtern finden auch Verſammlungen von Gelehrten ſtatt, die von griechiſcher, hebräiſcher und chineſiſcher Gelehrſamkeit ſtrotzen, aber von Niemanden beachtet werden. Dieſe Gelehrten ſind auch unglücklicherweiſe bei weitem nicht ſo liebenswürdig und gefällig, als Herr Drack, Bibliothekar der Propaganda, und ein Gelehrter von ungemein reichen Kenntniſſen; er ſpricht fünfzehn Sprachen. Herr Drack iſt Franzoſe. Die Frauen leſen gar nichts, nicht einmal die Zeitung, ein Paar Strophen aus Canzonen, die ſie aus den Theatervorſtellungen der Argentina oder des Aliberti behalten haben, und ein oder zwei Sonnette, die ihre Anbeter an ihre ſchönen Augen, oder ihres Mundes liebreizendes Lächeln gerichtet, iſt Alles was ſie wiſſen. Für eine Literatur iſt alſo in den römiſchen Geſellſchaften ſo viel wie nichts zu finden.

Mit Muſik beſchäftigen ſich die Römer nur im Theater, wo die Sänger, die am meiſten ſchreien, am lebhafteſten beklatſcht werden. Es iſt ſelten, daß in den Salons eine muſikaliſche Unterhaltung impro-

viſirt wird, obgleich die meiſten Frauen Anſpruch darauf machen, gute „Mittel" zum Singen, das heißt, einen Vorwand zu haben, kraft deſſen ſie ohne Mitleid noch Erbarmen ſchreien dürfen. Doch ſoll vor fünfzehn oder zwanzig Jahren in Rom wirklich geſungen worden ſeyn; es mögen nun die Stimmen oder die Ohren ſich ſeitdem verändert haben. Dennoch finden ſich in der Geſellſchaft mehre Dilettanten von bedeutendem Talente, aber dieſe verſammeln ſich nur zu Drei oder Vier, und üben ſich dann bei verſchloſſenen Thüren, bis daß ſie heiſer werden. Von Inſtrumentalmuſik iſt gar nicht die Rede, gegen alle Violinen und andern Inſtrumente, deren Handhabung Geſchicklichkeit und einen geübten, muſikaliſchen Sinn bedingt, hegt man eine gründliche Verachtung. Nur den Baß des Herrn Ingres nennt man in Rom als würdig, in der franzöſiſchen Akademie gehört zu werden, und als der König des Piano-Forte, Liszt dort ein öffentliches Concert geben wollte, fand ſich in ganz Rom kein Inſtrumentiſt, der ihn hätte ſecundiren können. Es war unſtreitig eine bizarre Neuerung, daß ein Piano alle Koſten dieſes Concerts beſtritt, aber unter Liszts Händen war dieß Piano mehr werth, als ein ganzes Orcheſter und mindeſtens zehn italieniſche.

Die bildende Kunſt iſt in der römiſchen Geſellſchaft noch weniger gern geſehen, als die Muſik. Und doch iſt kein Mangel an Malern, Bildhauern, Kupferſtechern, vielmehr wimmelt es von ihnen, und ſie bilden faſt ein Viertel der Geſammtbevölkerung von Rom; aber an der Thüre des Salons laſſen ſie ihren Künſtlercharakter zurück, und zeichnen ſich durch nichts mehr aus, als durch ihre langen Locken, und ihre wohlgezogenen Bärte, welche ihnen die Attachés der Geſandtſchaften jetzt nachahmen. Nur unter ſich ſprechen ſie von ihren Arbeiten, ihren Erfahrungen und Bemerkungen, und verſammeln ſich, um ſich ganz nach ihrer Bequemlichkeit gehen laſſen zu können, in den Caffeehäuſern des ſpaniſchen Platzes, um eine Bowle Punſch. Die franzöſiſche Akademie iſt vielleicht der einzige Salon, wo die Künſtler nicht aufhören dürfen, Künſtler zu ſeyn; Ingres, jetzt bekanntlich Director dieſer Schule, die er auf eine hohe Stufe zu bringen, mit ſo vielem Erfolge ſtrebt, iſt vielleicht der einzige Mann von Gewicht, der zu Gunſten der verachteten und vernachläßigten Kunſt zu Rom ſeine Stimme erhebt. Wenn er ſich in ſeinen Reden und in der Gluth ſeiner Ueberzeugung erhitzt, und von Enthuſiasmus für den Meiſter der Meiſter überfließt, umgibt man ihn achtungsvoll und horcht ſeinen Worten mit ernſtem Schweigen, und fühlt wohl, daß dieſe Verehrung des größten Malers, der je gelebt, nur ſo Angeſichts der Fresken des Vatikans und jenes herrlichen Panoramas von

Rom, im Glanze eben der Sonne, welche dem herrlichen Gemälde der Transfiguration das Leben gab, entſtehen konnte.

In den kleinen Städten des römiſchen Staates findet man, mehr als in Rom ſelbſt, Liebe zur Kunſt und zu den Wiſſenſchaften; in Bologna, dem Sitze einer Univerſität und einer Akademie, entfernen ſich die Geiſter nicht von den intellectuellen Ausſtrömungen, welche von den Hauptſtädten Europas ausgehen. Dort trifft man Frauen, die Lecture lieben, dort ſieht man neue Werke trotz der ſtrengen Cenſur, dort kann man geiſtvolle Geſpräche hören, die ſich indeſſen gewöhnlich mehr um Philoſophie als um Poeſie drehen. Einen großen Vorwurf kann man der bologneſiſchen Geſellſchaft machen, den, daß ſie mitunter an der Pedanterie leidet, die nun einmal die Erbſünde aller Univerſitätsſtädte iſt. In Ferrara iſt die Geſellſchaft minder pedantiſch, und bewegt ſich in nicht ſo ſtrengen Formen, iſt aber auch rührig, höflich und geſprächig, man könnte ſie ein Erbtheil des Hofes der Eſte im ſechszehnten Jahrhundert nennen, als die Herzogin Renata von Frankreich alles, was ſie an liebenswürdigen Frauen und gelehrten Männern ihrem Vaterlande entziehen konnte, um ſich zu ſammeln bemüht war. Die Einwohner von Ferrara ſind weder mißtrauiſch gegen Fremde, noch von Vorurtheilen befangen, ſondern ſie empfangen ſie mit vieler Zuvorkommenheit, ſo daß dieſe dadurch für die Folge ihrer Reiſe an Anſprüche hinſichtlich der Gaſtlichkeit gewöhnt werden, die man anderswo zu erfüllen minder geneigt iſt, als in Ferrara. Dort kann man ſich ungefähr einen Begriff von der italieniſchen Geſellſchaft früherer Zeit machen, und lernt ſie immer ſchmerzlicher vermiſſen, je näher man nach Neapel kommt.

Neapel hat keine Geſellſchaft, es iſt eine Stadt wo man beſtändig in der freien Luft lebt und nicht in den Häuſern, die gar nicht eingerichtet ſind, Fremde zu empfangen. Die Gemächer ſind eng und faſt ohne Möbel. Sie Abends zu beleuchten kennt man nichts anderes als ſtinkende Talglichter, oder dunkel brennende Wachskerzen und Lampen, deren Erfinder die neueren Fortſchritte der Mechanik in dieſem Punkte noch nicht gekannt haben. Die neapolitaniſche Lebhaftigkeit könnte ſich auch einer ruhigen, im abgemeſſenen Raume ſich bewegenden Unterhaltung nicht fügen. In den Winterabenden, wo im Theater von San Carlo nicht geſpielt wird, hat man Bälle, bei denen getanzt und nichts als getanzt wird; an den minder langen, aber wahrhaft herrlichen Sommerabenden, luſtwandeln die Neapolitaner, zu Fuße oder in Caroſſen, am Geſtade des Meeres oder eſſen Gefrorenes und Sorbetts in Caffeehäuſern der Toledoſtraße, die einen unlieblichen Geruch von

Digitized by Google

Fleiſch und Käſe ausſtrömt. Der Geruch des Parmeſankäſe ſcheint überhaupt die eigentliche Atmosphäre Neapels zu ſeyn, alles riecht nach Käſe, die Menſchen, die Kleider, die Häuſer, die Straßen, Lazzaroni und Hofherren, der Käſegeruch macht ſie gleich; ja ſelbſt im Palaſte des Königs entgeht man den Reminiſcenzen der Maccaroni nicht.

Die Geſandtſchaften zu Neapel verſetzen ſich durch glänzende Feſte eben nicht in Unkoſten, nur im Carneval, der in dieſem glücklichen Vaterlande des Pulcinello noch ſeine alten Rechte, ſeinen alten Zauber übt, werden dort Bälle gegeben, auf welchen nebſt den Einheimiſchen eine kleine Zahl von Reiſenden erſcheint, da die meiſten derſelben zur Winterszeit, bis nach Oſtern, ſich in Rom aufzuhalten pflegen. Denn erſt im Frühling, wo alles ſproßt und keimt, wo die Natur ſich wie zum Empfange von Gäſten ſchmückt, und die Geſandtſchaften zu beſcheiden ſind, um mit dieſer, ſich prachtvoll entfaltenden Natur zu wetteifern, langen Schaaren von Fremden in Neapel an; dann treten die Spaziergänge nach dem Pauſilipp, an das Meergeſtade, an die Stelle der Geſellſchaften bei Lampenlicht. Man kann in Neapel nur ein Haus nennen, wo der Maccaroniduft die geſetzmäßigen Schranken des Speiſeſaales nicht überſchreitet, es iſt das Haus des Herrn Rothſchild. Der zu Neapel wohnende Rothſchild erhält durch den Luxus und den comfortablen Glanz ſeiner faſt diplomatiſchen Abendgeſellſchaften den europäiſchen Namen ſeiner Familie aufrecht. Ein anderer Banquier, von Genfer Abkunft und von geringerer Bedeutung in der Sphäre der Bank, Herr Meuricoffer, übt in der Regel die einträglichen Rechte des Herzogs Torlonia auf die Fremden aus, die zugleich eingeladen werden und tüchtig zahlen müſſen. Herr Meuricoffer trägt nicht ſo viel Größe, Großmuth und Verſchwendung zur Schau wie ſein römiſcher College, er beſtellt weder Bilder noch Statuen, er pflanzt und baut nicht, er blendet Niemand durch den Luxus, den er um ſich her verbreitet, aber er empfiehlt ſich allen durch ſein zuvorkommendes Weſen. Er hat einen ſtets geöffneten Salon, in den immer neue Ankömmlinge ſtrömen, und in dem eine Freiheit, ein Sichgehenlaſſen herrſcht, das, verglichen mit dem ſteifen und langweiligen Weſen in den meiſten andern italieniſchen Salons, einen ſehr wohlthätigen Eindruck macht. Herr Meuricoffer zieht fünf oder ſechs Procent von den Summen ab, die man bei ihm auf Creditbriefe von London, Paris oder Petersburg nimmt, was für das Jahr einem beſcheidenen Capitale von fünfzig bis ſechszig Procent gleichkommt; aber er ladet alle an ihn Empfohlenen zu Diners, und räumt ihnen im Theater Plätze in ſeiner Loge ein, er führt ſie auf ſeine Villa, man fühlt ſich ganz heimiſch in ſeinem

Hauſe, wo oft geſungen und getanzt wird, wo man ſich ungezwungener und beſſer unterhält, als in ſonſt irgend einem der anderen Salons in Neapel.

Die Geſellſchaft in Venedig iſt nicht ſo heiter, und bewegt ſich minder frei als die, welche ſich im Salon des Herrn Meurieoffer verſammelt; es liegt in ihren Elementen viel von der Zurückhaltung, der Einförmigkeit und dem Geheimniß, was dieſe Stadt, welche auf Erden nicht noch einmal ihres Gleichen hat, charakteriſirt. In Venedig hat; ſich die Geſellſchaft mit dem Reichthum von ehemals zerſplittert, aber was noch davon geblieben, iſt hinreichend, einen vortheilhaften Begriff von den altvenetianiſchen Sitten zu geben. Auf dieſen in eigenthümlichem Geſchmack erbauten Balkonen, mit der Ausſicht auf die Lagunen, verſammelt man ſich Abends, um die Kühle des Waſſers zu genießen, um die düſtern Gondeln vorübergleiten zu ſehen, und um ſüße Liebesworte zu tauſchen. In Venedig hält die Geſellſchaft ihre oft faſt ganz wortloſen Verſammlungen Sommers im Mondſcheine und Winters auf Bällen, die von der geräuſchvollen Lebendigkeit des Carnevals überfluthet werden. In dieſer einſt ſo großen Stadt, die melancholiſchen Gemüthern ſtets theuer bleibt, verſammeln ſich noch jetzt die letzten Reſte einer lebhaften, geiſtreichen und galanten Cotterie, die einſt Byrons unbeſtändiger Humor um ſich vereinigt ſah.

Die Florentiner ſind ſehr heiterer Art, ſie lieben leidenſchaftlich alles, was Vergnügen heißt, und ſind nicht, wie die meiſten Italiener Fremden gegenüber kalt, ſchüchtern und abſtoßend, viemehr zuvorkommend und zutraulich. Es iſt freilich wahr, daß ſie aus Sparſamkeit keine Geſellſchaften geben, aber ſie beſuchen doch Geſellſchaften, wenn ſie eingeladen werden, und nehmen mit Vergnügen Theil an den glänzenden Feſten, die der Großherzog gibt, und welche die ſchöne Zeit der Medicis zurückzurufen ſcheinen, und ſtrömen zu den diplomatiſchen Reunionen und den Salons der hohen, florentiniſchen Geſellſchaft, die für Fremde voll Liebenswürdigkeit, dabei geiſtreich, und leichtbeweglich iſt. Unter den Häuſern, welche der Diplomatie angehören, iſt das des engliſchen Conſuls eines der beſuchteſten. Lady Auguſta F * * *, Engländerin von Geburt, aber in Italien erzogen, und in allem, was eine Bildung der feinſten Art begründet, unterrichtet, bietet in ihrem Charakter und den Talenten, die ſie ſich erworben, eine anziehende Miſchung der Frau des Südens, und der Frau des Nordens; ſie iſt die Königin ihres Salons, den ſie durch ihre Liebenswürdigkeit beherrſcht. Der franzöſiſche Conſul Herr Belloc beſitzt alle Eigenſchaften, deren es bedarf, um das Land, das er zu

repräſentiren berufen iſt, als liebenswürdig erſcheinen zu laſſen, und der zuvorkommende, freundliche Empfang, ohne allen Hochmuth und ohne alle ſteifen Prätenſionen, der in ſeinem Salon den Gäſten zu Theil wird, führt die erſten Männer Toscana's zu ihm. In einigen florentiniſchen Salons zählen Kunſt und Wiſſenſchaft würdige Repräſentanten, ſelbſt unter den Frauen, die mit der neuſten franzöſiſchen Literatur vertraut ſind, und die, ſo ward mir wenigſtens erzählt, vor zwei Jahren den merkwürdigen Gedanken faßten, einen Liebeshof zu bilden, um Herrn von Balzac zu empfangen.

Alle Winter laſſen ſich engliſche und franzöſiſche Familien in dieſer hübſchen Stadt nieder, und tragen dazu bei, die Zahl der Bälle und Concerte, der Raouts und Improviſationen zu vermehren, die ihr einen ſo heitern und lebhaften, ich möchte ſagen, franzöſiſchen Anſtrich geben. Die Lebensweiſe der Florentiner ſcheint mir weit angenehmer, als die der Mailänder, wo die Erholung par excellence aller Leute, die über eine Kutſche, einen Kutſcher und zwei Pferde zu verfügen haben, in der Mittags- oder, je nach dem die Jahreszeit iſt, Abendpromenade beſteht, wo ſich die Wälle entlang, zwei lange Reihen von Equipagen bewegen, zwiſchen denen Gendarmen auf- und niederſprengen, um Ordnung zu erhalten. In Florenz halten die friſche Lebendigkeit der Geſellſchaft, dieß beſtändig wechſelnde Contingent fremder Familien, die Freundlichkeit, mit der die Einheimiſchen ihren nicht italieniſchen Gäſten entgegenkommen, die Leichtigkeit, angenehme Verbindungen anzuknüpfen, die Nachſicht, mit der man Jedem ſeine nationalen Gewohnheiten läßt, jeden Reiſenden feſt, und in Florenz wird er vor allem die paradieſiſchen Freuden Italiens genießen können, wenn er ſich nur von gewiſſen kleinen Intriguen fern zu halten weiß, und es vermeidet, in die Fußtapfen von „dienenden Rittern" zu treten.

Genua verdient hinſichtlich der geſellſchaftlichen Annehmlichkeiten, die es zu bieten vermag, mit Florenz faſt in eine Reihe geſetzt zu werden. Genua hat, wie Florenz, ſeine alten, ſocialen Ueberlieferungen noch treulich bis auf die neueſte Zeit bewahrt. Der Graf Paolucci, Gouverneur der ehemaligen, weltberühmten Republik, hat um den ſchönen, geſellſchaftlichen Ton, der dort herrſcht, ſich die bedeutendſten Verdienſte erworben.

Der franzöſiſche General-Conſul in Genua Herr Tellier de Blanriez weiß jenen Ruf des Geſchmacks, des feinen Taktes und der feinen und geiſtreichen Gewandtheit im Geſpräche, deſſen ſich die Franzoſen überall im Auslande zu erfreuen haben, auch dort in der ſchönſten Weiſe aufrecht zu erhalten. Tellier de Blanriez iſt in der weltberühm-

ten, diplomatiſchen Schule des Herrn von Talleyrand gebildet worden, und es iſt bekannt, daß dieſer durch die Art, ſeine geiſtige Ueberlegenheit geltend zu machen, durch ſeinen Ton und ſeine ganze Weiſe in allen Stücken der Geſellſchaft angehörte, die vor der Revolution von 1788 beſtand, und in ihr untergehen mußte. Der Salon des Herrn von Blanriez iſt gewählt; in dem vorigen Jahre bemerkte man in ihm eine der glänzendſten weiblichen Erſcheinungen Italiens, die Herzogin von Galliera, eine Tochter des Marquis von Brignole, des ſardiniſchen Geſandten in Frankreich. Dieſe Dame würde ganz wie geſchaffen ſeyn, alle Vorwürfe, die man den Italienerinnen ihrer vernachläßigten Erziehung wegen machen kann, ſiegreich zu widerlegen, denn ſie iſt bei der anſpruchsloſeſten Liebenswürdigkeit gelehrt, wie ein Profeſſor, wenn nicht ihre Erziehung ein Werk Frankreichs wäre, wo ſie von ihrer früheſten Kindheit an gelebt hat. Wenn man ſie ſieht und ſpricht, erinnert man ſich ihrer Verwandtin, jener Marquiſe von Brignole, die durch ihren reichen Geiſt, wie durch ihre Anmuth und Schönheit, den flatterhaften Marſchall und Herzog von Richelieu zu feſſeln wußte.

Man könnte noch mehre Genueſerinnen vom vornehmſten Adel nennen, die in der Geſellſchaft die hohe Stellung, die ſie einnehmen, nicht minder ihrer perſönlichen Liebenswürdigkeit, als dem Glanze ihrer Geburt verdanken. Die Marquiſe Durazzo, die Gräfin von Serra, die Herzogin von Spinola und viele andere noch erinnern an die reizenden Genueſerinnen, die, nach der Eroberung der Stadt durch Ludwig XII., die Herzen aller ſeiner Hauptleute und Anführer eroberten, und deren eine ſogar die Geliebte des mürriſchen Gemahls Anna's von Bretagne ward. Dieſe vornehmen Damen ſind auch die ſchönſte Zierde der literariſchen und künſtleriſchen Reunionen, die in der Villa Negroni ſtattfinden, ſo oft ein fremder Dichter, Maler oder Muſiker von Ruf auf ſeiner Durchreiſe durch Genua von der Gaſtlichkeit des Marquis di Negro aufgehalten wird, der ein leidenſchaftlicher Verehrer der ſchönen Künſte iſt. Der Marquis di Negro hat in ſeinem, durch einen Garten, oder vielmehr durch eine Terraſſe von ſieben Stockwerken voll der ſchönſten, exotiſchen Pflanzen merkwürdigen Palaſte Päbſte, Kaiſer, Könige, Lord Byron und Meyerbeer empfangen. Kurz, die genueſiſche Geſellſchaft, minder ſteif und minder kalt und froſtig, als die von Turin, gehört durch die liebenswürdige Geſchmeidigkeit der Form Frankreich, durch die Galanterie ihrem Heimathlande an.

Digitized by Google

Feuilleton.

I.

Literatur.

Sittenbuch der engliſchen Geſellſchaft.
Aus den Papieren Carter's
von
P. Q. D.,
Aufwärter bei Almack's.
Stuttgart, Hallberger'ſche Verlagshandl.
1839.

Unter den verſchiedenen Werken, die über England in den letzten dreißig Jahren erſchienen ſind, war bisher keines, welches alle Verhältniſſe auf gleiche Weiſe genau ſchilderte. Die Verfaſſer hatten in der Regel nur die höheren, ſeltener die mittleren, aber faſt niemals die unteren Volksklaſſen durch eigene Anſchauung kennen gelernt. Erſteres war z. B. der Fall bei dem Verſtorbenen, der ohnedem nicht im Stande zu ſeyn ſchien, ſich eine durchdringende Anſchauung des engliſchen Weſens zu erwerben. Ein Anderer kam mit der allbekannten, und von den Zeitungen voraus verkündeten Abſicht, ein dickes Buch zu ſchreiben, hinüber; da dieß Jedermann wußte, wurde ihm nur eine Seite gezeigt, die er mit großer Breite und Einſeitigkeit wiedergab, ſo daß man den deutſchen Profeſſor auf der Stelle erkennen konnte. Geſchäfte hatten bisher keinen Reiſenden mit den mittleren Claſſen auf der Börſe, in den East Indian docks u. ſ. w. zuſammengebracht; die niederen wurden gewöhnlich nur von

Digitized by Google

Weiſem in den Gerichtsſälen angeſehen, oder höchſtens nach Bedienten und Kutſchern beurtheilt. Jenen Herren war es ſchon deßhalb unmöglich, ſich bei Verſammlungen, auf Schiffen, in Fabriken u. ſ. w. mit denſelben einzulaſſen, weil ſie die Sprache der untern Stände mit ihren Eigenthümlichkeiten nicht hätten verſtehen können. Auch in Betreff der höheren Geſellſchaft wird nicht Alles dem Reiſenden geöffnet werden. Wie hätte z. B. ein ſchlichter deutſcher Profeſſor, der ohnedem nicht viel zu verlieren hat, in Crockford's glänzenden und berüchtigten Spielclubb eingeführt werden können? Somit würde ein Werk, wie vorliegendes, worin gerade diejenigen Punkte dargeſtellt ſind, welche den Reiſenden ſonſt zu entgehen pflegen, ſchon deßhalb dem Publikum willkommen ſeyn, ſogar wenn es ſich durch glückliche Darſtellung nicht auszeichnen ſollte.

Vorliegendes Werk iſt ſicherlich eines der beſten, welche jemals über England geſchrieben wurden. Die Mannigfaltigkeit und Schärfe der Beobachtung, wie ſie der Verfaſſer zeigt, ward noch nie in dem Grade angetroffen. Zugleich ſind die Schilderungen in ſarkaſtiſcher Laune und in immerwährender Ironie ſo glücklich entworfen, daß ſelbſt diejenigen, welche eine andere Parteianſicht, wie der Verfaſſer, hegen, ſich ſehr leicht mit dem Buche ausſöhnen werden. Der Verfaſſer, welcher ſich auf dem Titel ſehr beſcheiden als Aufwärter in Almack's vorſtellt, iſt, wie man weiß, ein Bürger der Vereinigten Staaten, von deutſcher Geburt, H. Grund, der in ſeinem neuen Vaterlande eine politiſche Stellung einnimmt, und in England als Autor längſt bekannt war, ehe ihn die Ueberſetzung ſeines früheren Werkes über Amerika auch in Deutſchland einführte. In dieſem Buche hat er gezeigt, daß er als deutſcher Schriftſteller eben ſo gewandt iſt, wie als engliſcher. Als Nordamerikaner gibt er allen Spott, der bei den Briten ſeit länger als zwanzig Jahren über ſein Vaterland gleichſam faſhionable war, mit ſolchen Wucherzinſen zurück, daß kein Unterthan der großbritanniſchen Krone ſich ſeiner Ueberlegenheit in dieſer Hinſicht fernerhin noch wird rühmen können. Das Buch würde aber auch den Engländern ſelbſt gefallen. Dieſe beſitzen ja den bekannten Charakterzug, daß ſie den Spott über ſich ſelbſt nicht allein ertragen können, ſondern daß ſie auch, wenn er witzig iſt, darüber zu lachen pflegen. Außerdem möchte ſelbſt der größere Theil der Briten die verdeckteren Verhältniſſe der Coterien ihres Vaterlandes in derſelben Weiſe nicht erkennen können, wie dieß dem nordamerikaniſchen Bürger möglich war. Referent hegt die Meinung, daß dieß Buch in England ſelbſt, wo man den Verfaſſer ohnehin ſchon kennt, ſehr bald überſetzt und geleſen werden wird, und daß es einen größeren Erfolg dort haben muß, als es bei Raumer's Darſtellungen der Fall ſeyn konnte, um ſo mehr, da die, Amerikanern eigenthümliche, Lebhaftigkeit und Beweglichkeit den humoriſtiſchen Darſtellungen einen nur noch größeren Reiz verleihen.

Der Verfaſſer beginnt mit der Ariſtokratie, ein Kapitel, welches dem deutſchen Leſer größeres Intereſſe gewähren muß, da der engliſche Adel, ſeit dem Untergange des altfranzöſiſchen, den höheren Claſſen Europa's in manchen Dingen gewiſſermaßen als Muſter dient. Hier waren zwar manche Seiten von dem Verſtorbenen deutlich genug dargeſtellt, allein das ganze ſociale Verhältniß der Ariſtokratie, welches ſich freilich ſchon von dem Frieden an, beſonders aber ſeit 1830, bedeutend verändert hat, war entweder nicht erkannt, oder nicht beachtet. Der Verfaſſer hat aber Alles, was er beſpricht, mit Thatſachen genau belegt, wobei ſogar ein Leſer engliſcher Zeitungen die mit den Anfangsbuchſtaben bezeichneten Perſonen mitunter erkennen kann. Ueberall ſcheint der Verfaſſer jedoch mehr andeu-

ten zu wollen, als er mit beſtimmten Worten ſagt. Etikette und Verhältniſſe der ariſtokratiſchen Geſellſchaft, die verſchiedenen Clubbs, jene Höllen, vom faſhionablen Spielhauſe Crockford's bis auf die Schlupfwinkel der Habſucht, wo Gentlemen neben Bedienten an einem Tiſche ſitzen; die Theater, ihre jetzige Stellung in Hinſicht der Directionen, der Dichter und Schauſpieler; die Verhältniſſe eines großen Theiles der reiſenden Engländer, welche die Deutſchen zu ihrem Schaden oft zu ſpät erkennen lernen; das häusliche und eheliche Leben u. ſ. w., — Alles dieß iſt genau und ſchneidend dargeſtellt. Nur läßt ſich die Einſeitigkeit des Amerikaners nicht verkennen. Der Verfaſſer hat mit Vorliebe die ſchlechtere Seite aufgegriffen, die ſich natürlich einem jeden Dinge abgewinnen läßt. Beſonders möchte Referent ſeine Landsleute auf ein Kapitel über die Engländer in deutſchen Bädern aufmerkſam machen, weil man noch faſt überall in Deutſchland einen jeden Briten für einen Gentleman hält, obgleich Mancher, wenn er nach Hauſe zurückkehrte, in's Schuldgefängniß, oder nach Bridewell (dem Correctionshauſe, welches neben anderem Geſindel auch die Spieler von Profeſſion, die ſogenannten Griechen, aufnimmt), oder ſelbſt nach Newgate und von da nach Botany-Bay würde wandern müſſen.

Auch hinſichtlich der engliſchen Sprache iſt das Buch empfehlenswerth. Man lernt eine Menge Ausdrücke kennen, deren Bedeutung freilich oft durch die Mode wechſelt, deren Sinn man aber nur durch die Converſation, oft nur durch den Ton der Ausſprache verſtehen kann. Der Verfaſſer hat hierüber ſolche Erklärungen gegeben, daß Jeder, der mit der engliſchen Sprache durch Converſation vertraut iſt, wenn er die Worte hört, die Bedeutung ſehr leicht erkennen kann.

Der Verfaſſer deutet an, er werde einen zweiten Theil vielleicht nachfolgen laſſen. Referent hegt die Hoffnung, daß dieß keinenfalls unterbleiben möge.

K — p.

Miscellen.

Es iſt uns das erſte Heft eines neuen, im Bibliographiſchen Inſtitute in Hildburghauſen erſcheinenden, von Meyer herausgegebenen Converſations-Lexicons zugekommen. Es wäre unbillig, von dem, was das erſte Heft leiſtet, oder vielmehr nicht leiſtet, ein allgemeines Urtheil über das ganze Unternehmen fällen zu wollen; es läßt ſich vielmehr erwarten, daß die Leiter eines ſolchen literariſchen Unternehmens, welches mit einiger Prätenſion auftritt, bedacht ſeyn werden, dieſes im Laufe der Zeit mehr und mehr zu vervollkommnen.

Meyers Converſations-Lexicon ſoll nun alles mögliche Wiſſenswerthe und dreißigfach ſo viel Artikel, als das Brockhaus'ſche Converſations-Lexicon, enthalten (ob ſie auch ſo fleißig und mit Benützung der zugänglicheren Quellen bearbeitet werden ſollen, wird nicht geſagt); ausgeſchloſſen aber wird dennoch Allerlei, unter Anderem: „alle Perſonen, z. B. Gelehrte, Staatmänner, Künſtler ꝛc. ꝛc., ferner wiſſenſchaftliche Anſichten, welche in keiner Beziehung ein bleibendes Intereſſe erregen,“ eine Ausſchließung, die namentlich wohl deßhalb nicht ganz zu rechtfertigen ſeyn dürfte, weil eben die neueſte Gegenwart viele ſtrebende Charaktere zählt, deren Wirkſamkeit ſchon jetzt bedeutend und auch in ziemlich großen Kreiſen anerkannt, vielleicht erſt in ſpäterer Zeit, vielleicht auch nie äußere Geltung, äußeren Einfluß allgemeinerer Art gewinnen wird; — oder behält ſich der Herr Herausgeber die Entſcheidung vor, welcher vielgenannte Zeitgenoſſe eine tiefer gehende Bedeutung hat, welcher nicht? Das wäre in der That eine ſchwere Aufgabe; ſie unternehmen wollen,

Digitized by Google

heißt eben kein Mißtrauen in ſeine Kräfte ſetzen.

In der Einleitung iſt oiel oon Verallgemeinerung des Wiſſens die Rede; ſtets iſt in unſerem Blatte die Anſicht ausgeſprochen worden, daß Männer von Talent und Einſicht ihee beſte Kraft anwenden ſollten, die fuechtbare Kluft auszufüllen, die in Deutſchiand Studirte van Unſtudirten, die ſogenannten Gebildeten von den Ungebildeten, die höheren Stände von dem trennt, was die hochmüthige Sprache der Vornehmeren „Volk" nennt. Aber ſollte nicht viel für die Beiehrung der durch die Verhältniſſe niedriger Geſtellten geſchehen können, ohne daß es dazu hämiſcher Seitenblicke auf die Gelehrten von Fach bedarf, ohne daß van einem Manopol des Wiſſens fortwährend die Rede iſt? Wahelich, wer in Deutſchland ohne Parteizwecke und Paetei-Phraſen das Beſſere will, ſollte nie oergeſſen, daß unſere Nation, wenn ihr Seibſtbewußtſeyn, ihr Stolz auf ihre Geſchichte und welthiſtoriſche Bedeutung jezt im Wachſen iſt, dafür vor Allem den deutſchen Gelehrten oeepflichtet iſt.

Dem Meyer'ſchen Conoerſations-Lexicon, das in vierzehntägigen Lieferungen erſcheinen and im Ganzen etwa einundzwanzig Bände umfaſſen ſoll, werden zu jeder Lieferung zwei Stahiſtiche beigegeben; die zur erſten Lieferung erſchienenen ſind keineswegs oon vielem Kunſtwerthe.

— Ein kleines Schriftchen: „Poſtreform in Deutſchland, von Johann von Herrfeld," das viele intereſſante Notizen über die Wirkſamkeit und den Ertrag der deutſchen Paſtanſtaiten enthält, und das, von ſehr kundiger Hand herrührend, Geſchäftsmännern und Staatsdienern zur ernſten Beachtung wahl empfohlen zu werden veedient, iſt uns mit der Bitte, es zu beſprechen, geſandt worden. Herabſetzung des Brief-Porta's, Beſchleunigung und Sicherung der Abgabe der Brieſe, und endlich Freigebung der Coucurrenz für Beförderung von Perſonen und Sachen, ſcheinen dem Herrn Verfaſſer Verbeſſerungen zu ſeyn, die gieich ſehr wohlthätig auf das Blühen und den Ertrag der Poſtanſtaiten, als auf das Intereſſe des Publikums in der mannigfachſten Beziehung einwirken werden.

— Von Guſtav Schillings ſämmtiichen Schriften iſt in der Arnoldſchen Buchhandlung im Laufe der letzten Manate der vierundſiebenzigſte bis achtzigſte Band erſchienen. Dieſelbe Handlung ſezt die Herausgabe der ſämmtlichen Schriften von A. von Tromlitz fort; das dreizehnte und vierzehnte Bändchen dee dritten Sammiung von Arbeiten dieſes beiiebten Erzähiers iſt erſchienen.

— Vor einiger Zeit — irren wir nicht, im Laufe des vorjährigen Sommers — erſchien eine Schrift oon Koch über das Leben einer ausgezeichneten fürſtlichen Frau des ſechszehnten Jahrhunderts, der Herzagin Dorothea Sibylla von Liegnitz und Brieg, geborenen Markgräfin von Brandenburg, nach dem handſchriftlichen Tagebuche des Brieger Rothgerbeemeiſters Valentin Gierths, und machte, ais ein nicht unwichtiger Beitrag zur Geſchichte des ſechszehnten Jahrhunderts, oiel Aufſehen.

Ein ſchleſiſcher Gelehrter, Heinrich Wuttke, ſucht jezt, und zwar mit großem Aufwande von hiſtoriſcher Kenntniß und vielem Scharfſinn, nachzuweiſen, daß mit dieſem Tagebuche eine ähnliche Täuſchung des gelehrten Publikums beabſichtigt und zum Theil mit Geſchicklichkeit durchgeführt ſey, als dieß vor einigen Jahren von Wagenfeld in Bremen mit angeblich aufgefundenen Fragmenten des Sanchuniathon geſchehen iſt.

Es iſt hier nicht der Ort, auf die näheren Details der Unterſuchung des Herrn Wuttke einzugehen, und ein Urtheil abzugeben, in wie feen ſeine Angaben richtig ſeyen oder nicht, da der ganze Gegenſtand nur für Hiſtoriker von Fach

und für diejenigen, welche ſich ſpeciell für die ſchleſiſche Geſchichte intereſſiren, von Wichtigkeit ſeyn kann; indeſſen iſt es immer ein ſehr erfreuliches Zeichen, welch reger Eifer für alle Theile der Geſchichte waltet, daß ein Gelehrter mit ſolchem Eifer die Kritik der Aechtheit einer Handſchrift unternimmt, und dadurch dem Nachtheil zuvorkommt, den ſie auf das hiſtoriſche Publikum haben kann, falls ſie unächt iſt, ohne dafür zu gelten.

— Die in Leipzig erſcheinende neue Zeitſchrift für Muſik, redigirt von R. Schumann, und im Verlage von R. Frieſe, verdient Allen, die eine Ueberſicht über die neueſten Erſcheinungen im ganzen Gebiete der Muſik zu erhalten wünſchen, angelegentlichſt empfohlen zu werden; ſie enthält darüber ausführliche, von tüchtigen muſikaliſchen Schriftſtellern gearbeitete Mittheilungen, und eine reiche Sammlung der muſikaliſchen Tagesbegebenheiten; von Zeit zu Zeit werden Compoſitionen aller Art als Zugabe geliefert.

— Die deutſchen Monumente, von Cecil, ſind Verſe auf vierundzwanzig Seiten. Hermann, der Cherusker, dem ſie jetzt ein Denkmal ſetzen, ſteht auf, und hält mit Anderen, denen man Monumente errichtet hat, Geſpräche über Deutſchland, die wohl etwas klüger und gründlicher ſeyn könnten. Guttenberg, der eine Art von Cicerone des alten Cheruskers macht, fragt einmal:

„Siehſt Du dort auf Sachſens Gauen
Jenes große Erntefeld?“

Dann folgt ein Strich; da aber auf „Gauen“ und „Feld“ ſich etwas reimen muß, wendet ſich Hermann an Guſtav Adolph mit der Frage:

„Sprich, wer biſt Du, fremder Held?
Hat man Dich auch umgehauen?“

Göthe wird — und das iſt ſehr unrecht — in gar ſchlechten Verſen redend eingeführt, und reimt unter Anderem „Erde“ und „begehrte“.

— In den erſten zehn Monaten dieſes Jahres wurden in Frankreich 5324 Bücher gedruckt und 1015 Kupferſtiche und Lithographien, 100 Karten und topographiſche Pläne und 287 muſikaliſche Werke ausgegeben.

— Ein neues, ſatyriſches Journal in zwangloſen Heften: „Les Guêpes,“ von Alphonſe Karr, erlebte in zwei Tagen eine neue Auflage. Die erſte war 1200 Exemplare ſtark.

— In Paris erſchien: „La vie de Strauss, écrite en l'an 2839.“ Der Verfaſſer ſieht nach eintauſend Jahren in Allem, was man von Strauß erzählt, nichts als eine Mythe, welche den Unglauben, der im neunzehnten Jahrhundert in ganz Europa herrſchte, darſtellen ſoll.

II.

Bildende Kunſt.

Berliner Kunſtausſtellung.

IV.

Friedrich Meier aus Düſſeldorf iſt zum erſten Male auf der Berliner Ausſtellung mit einem ſchönen Bilde aufgetreten: „Eine Nonne hält Wache bei einer Kranken.“ Die Geſtalten ſind in Lebensgröße und zwei Drittel Figuren. Den Vordergrund nimmt das Krankenlager ein, auf dem eine ſchöne, leichenblaſſe Jungfrau mit geſchloſſenen Augen ruht; die Nonne, eine ſehr zart gehaltene Geſtalt, ſitzt neben ihr; ihr Geſicht und die Leichenfarbe der Kranken, vielleicht ſchon Geſtorbenen, ſind trefflich gehalten.

Auguſt Hopſgarten, ſonſt ein begabter Maler, hat drei Bilder ausgeſtellt, von denen nur das eine, ein weibliches Porträt, anſprechend iſt; die beiden andern, „Taſſo wird der Prinzeſſin Leonore von Eſte vorgeſtellt,“ und eine „Scene aus dem Cid,“ ſind eben Bilder, wie man ſie auf jeder deutſchen Ausſtellung zu Dutzenden ſieht.

Eduard Meyerheim, der als Genremaler ziemlich vielen Ruf beſitzt, lieferte zwei Bilder, „die Briefſchreiberin,“ eine junge Dame am Schreibtiſche, von einem hereintretenden Manne belauſcht, und „Verſteckenſpielen,“ Kinder, die unter der Obhut ihrer Mutter ſich umhertummeln; beide eben ſo glücklich erfunden, als geiſtvoll und mit techniſcher Gewandtheit ausgeführt.

Iſidor Kleine, ein junger Maler und Schüler des Profeſſors Begas, deſſen Arbeiten in der vorigen Ausſtellung bedeutende Erwartungen erregten, fängt ſchon an, mit regem Eifer dieſen Erwartungen zu entſprechen. Von ſeinen drei Bildern iſt wohl das größte: „Schwediſche Soldaten aus dem dreißigjährigen Kriege, mit deutſchen Mädchen am Brunnen ſcherzend,“ das gelungenſte; die Compoſition deſſelben iſt recht lebhaft und effectvoll, die Zeichnung läßt dagegen viel zu wünſchen übrig, und die Färbung iſt zu bunt. Hübſch iſt „das wandernde Zigeunermädchen,“ das an einem Bache die ſtaubigen Füße wäſcht, während die Genoſſen ihres flüchtigen Lebens ſchon weiter ziehen. „Ein Mädchen im Coſtüm des ſiebenzehnten Jahrhunderts erwartet ihren Geliebten am Fenſter,“ iſt in Compoſition und Ausführung ziemlich ſchwach; viel beſſer, als die Figur der ſchmachtenden und ſehnenden Jungfrau, ſind das Geräth und kleine Einzelnheiten im Zimmer ausgeführt.

Achenbach hat in vier Bildern wieder das großartige Talent bewährt, das er für landſchaftliche Darſtellungen, namentlich für die Auffaſſung ernſter und großartiger Gegenden, beſitzt. Zwei nordiſche Landſchaften von ihm, die eine eine norwegiſche Winterlandſchaft, eine Hochebene, in der der Novemberwind mit den ſpärlich gefallenen Schneeflocken ſpielt, die andere eine ſchwediſche Waldgegend, wo einſam und von der Welt abgeſchieden eine Köhlerhütte ſteht, ſind beſonders charakteriſtiſch.

Albert Korneck aus Breslau, in Düſſeldorf, ein wohl noch junger Künſtler, verräth in zwei Bildern, „eine heilige Familie“ und „ein altdeutſches Mädchen“, ein beachtungswerthes Talent für Lieblichkeit des Ausdrucks, der Form und Farbe. Das Bild aus der heiligen Geſchichte iſt ſehr anſprechend; der kleine Johannes, vor den Knieen ſeiner Mutter Eliſabeth ſtehend, bietet dem Chriſtkinde, das auf dem Schooße ſeiner heiligen Mutter ſitzt, eine weiße Taube dar. Das Landſchaftliche auf dem Bilde iſt ſehr idealiſch und im hellen Tageslichte gehalten. Das altdeutſche Mädchen ſieht etwas zu modern aus; ſie könnte eben in Johanna von Schopenhauer's Gabriele geleſen haben.

Schrödter, dieſer ächte Humoriſt unter den neuern Malern, hat ſeinen vielen Freunden nur ein hübſches, kleines Bild: „Slawaken-Familie,“ geboten. Eine Zeichnung dieſes Künſtlers, Johann von Leyden, der furchtbare Schneiderkönig, wie er an den Stufen ſeines Thrones, auf der äußerſten Treppe des Rathhauſes, eine ſeiner Gemahlinnen mit eigener königlicher Hand enthauptet, iſt voll ſchrecklicher Wahrheit.

C. Piſtorius, der mit ſeinem reichen Talente komiſche Gegenſtände aus dem gewöhnlichen Leben auf das Glücklichſte erfaßt, hat einen aufmerkſamen Krankenwärter, einen vierſchrötigen Geſellen, gemalt, der neben dem Bette des Kranken in einem Lehnſtuhle auf das Behaglichſte ſchnarcht, und weder durch Zuruf noch Klingel zu erwecken iſt. Der Ausdruck des Aergers auf dem Geſichte

Digitized by Google

des Kranken, deſſen Lunge nicht angegriffen ſcheint, iſt ſehr komiſch. Auf dem zweiten Bilde, „der zerriſſene Stiefel," iſt viel Lärm und Durcheinander, zu dem ein Eſel auf dem Bilde ein höchſt vernünftigs Geſicht macht.

Friedrich Bilotte's Bild: „der geſtörte Tabakraucher," ein Landmann, der aus ſeinem behaglichen Genuſſe der Morgenpfeife durch die Warnungstafel: „Das Tabakrauchen iſt bei einem Thaler Geld. oder verhältnißmäßiger Gefängniß-Strafe verboten," aufgeſchreckt wird, iſt eines der hübſcheſten Genrebilder der Ausſtellung. Gewiß wird ſich ein Lithograph veranlaßt finden, es durch ſeine Kunſt zu verbreiten.

(Nach Berliner Blättern)

Miscellen.

Von Hogarth's Zeichnungen, herausgegeben von Dr. Kottenkamp, im Verlage des Literatur-Comptoirs in Stuttgart, liegen das fünfte und ſechste Heft vor uns. Das Unternehmen ſchreitet raſch voran. Wir erhalten damit das vierte Blatt der „Tageszeiten," in untadelhafter Ausführung, ferner vier Blätter von dem „Weg der Buhlerin," die ebenfalls durch Treue in der Nachbildung, ſo wie in der Reinheit des Grabſtichels nichts zu wünſchen übrig laſſen, und ſich wieder den früheren Lieferungen, die mit ſo großem Beifall aufgenommen wurden, vollkommen würdig anſchließen. Der Erfolg, der von Einigen, vielleicht nicht in der ernſten Abſicht, deßhalb bezweifelt werden wollte, daß in dem dritten und vierten Hefte ein Paar Zeichnungen nicht ganz ſo gelungen waren, wie man es dem Uebrigen nach zu hoffen berechtigt war, ſcheint durch die ſorglichſten Maaßregeln der Verlagshandlung, die ſich durch dieſe neueren, ſchön ausgeführten Blätter kundgeben, vollkommen geſichert zu ſeyn. Wir werden das Weitere ſeiner Zeit berichten.

— An den Maler Liepmann in Berlin, den Erfinder der Oelbilder in Farbendruck, hat die königliche Academie der Künſte folgendes Schreiben erlaſſen:

„Die unterzeichnete königl. Academie gibt Ew. Wohlgeb. auf den, in Ihrer gefälligen Zuſchrift vom 26. v. M. ausgeſprochenen Wunſch ſehr gern das Zeugniß, daß der von Ihnen dem academiſchen Senate vorgelegte Farbendruck, nach einem Bilde Rembrandt's, im hieſigen k. Muſeum vor allen ähnlichen Verſuchen ſich dadurch auszeichnet, daß derſelbe ein mit dem Pinſel ausgeführtes, wirkliches Oelbild zu ſeyn ſcheint, und daß die Academie wünſchen muß, daß Ew. Wohlgeb. in den Stand geſetzt werden möchten, dieſe bereits mit ſo bedeutendem Erfolge begleiteten, merkwürdigen Verſuche auf eine für Sie lohnende Art fortzuführen und auszubilden.

Berlin, den 15. Auguſt 1839.

Königl. Academie der Künſte.

(Unterz.) Prof. Friedr. Tieck, Vice-Director, E. H. Toelken, Secretär ꝛc.

— Aus München wird im „Central-Blatte der deutſchen Kunſtvereine" gemeldet: „In der Maria-Hilf-Kirche in der Au hat man die höchſt gelungenen Glasfenſter eingeſetzt, die zu der einfach-edeln Architectur des Gebäudes im ſchönſten Verhältniſſe ſtehen. Auch der neue, von Schöland in Holz geſchnittene Altarſchmuck: „Chriſtus am Kreuz mit vielen Heiligen," iſt vollendet. Bekanntlich hatte der König ſein Augenmerk auf ein altdeutſches Kunſtwerk der Art in einer ſchwäbiſchen Kirche, das außer Gebrauch iſt. Allein die proteſtantiſche Gemeinde daſelbſt hat ſich von ſeinem Beſitz nicht getrennt, und ihm vielmehr einen ſchönen Platz in der Kirche angewieſen; ein deutliches Zeichen, daß im Gebiete der evangeliſchen Kirche die Kunſt nicht mehr ſo gleichgültig, als ſonſt, betrachtet wird.

Digitized by Google

III.

Muſik.

Bericht aus München.

Was ſich ſeit Oſtern l. J. (ſo weit reicht mein letzter Bericht) im Bereiche des Theaters, des Concertſaales und der Kirche Erhebliches ergeben, ſey in möglichſter Kürze hiemit referirt.

a) Theater. — Dem. van Haſſelt's Abgang hat dem Opern-Repertoir eine tiefe Wunde verſetzt; hätte nicht der Zufall, oder oielmehr die Hand des als Geſanglehrer dahier renommirten Hof-Sängers Lenz, welche zwei glückliche Griffe in jenen nietenoollen Topf machte, in welchem die Looſe junger Geſangs-Aſpirantinnen liegen, kurz nacheinander zwei junge Sängerinnen unſerer Bühne gegeben, von denen eine, Demſ. Hartmann, jetzt ſchon eine treffliche Soubrette iſt, die andere aber, erſt ſechszehn Jahre alt, Demſ. Heznecker, aller Wahrſcheinlichkeit nach bald im tragiſchen Genre des Geſanges excelliren wird, ſo ſtünde es ſchlimm um unſere Oper, da wir Mad. Mink (Mezzoſopran), bei oft ſich wiederholender Kränklichkeit, nur zu oft entbehren müſſen. — So kam es denn, daß im Laufe von ſechs Monaten nur zwei Novitäten, „Brauer von Preſton" und „Liebestrank," und als Neueinſtudirtes nur Aubers „Maurer" und „Maskenball" konnten zu Tage gefördert werden, — erſteee Oper mit vollſtändigem, die drei andern mit halbem Succeß. — Unter den Gaſtſpielen waren die des Herrn Tichatſchek aus Dresden, vielleicht des vorzüglichſten Tenors, die intereſſanteſten. Sein Raoul (hier Secil genannt) in Meyerbeers „Hugenotten" war eine in Bezug auf Geſang, wie auf Spiel wahrhaft bewunderuswerthe Leiſtung. — Weniger erfreute Mad. Pieſcher aus Darmſtadt, welche mehre Male, unter andern zwei Mal als Iphigenie, gaſtirte; man iſt hier verwöhnt, und begnügt ſich nicht mit ſchönen Mitteln allein, die dieſer toneeichen Sängerin weniger, als deren geiſtreiche Benützung, in Abrede zu ſtellen ſind. — Konradin Kreuzer brachte ſich, ſeine Tochter und ſein „Nachtlager"; alle drei wurden recht feeudig bewillkommt. Als eine der bedeutendſten Leiſtungen nennen wir den „Don Juan" (am 24. October), welcher Mozarts Wittwe mit unverkennbar freudiger Theilnahme beiwohnte. Welche Empfindungen mögen ſich in der Bruſt dieſer jetzt ſchon achtundſiebenzig Jahre alten Frau durchkreuzt haben, als ſie das ewig junge, himmliſche Werk, zweiundfünfzig Jahre nach ſeinem Entſtehen, deſſen Zeugin ſie war, mit anhörte, in derſelben Stadt mit anhöete, in welcher ſich ihr nun vergötterter Gatte zweiundſechszig Jahre früher vergeblich um eine kleine Anſtellung bewarb (!), in derſelben Stadt, wo der große Meiſter, damals noch unbekannt, ſeine erſte Oper „Idomeneo" zur Aufführung beachte, und von wo aus ſich ſein Ruhm duech die Welt verbreitete! — Was die erwähnte Vorſtellung noch beſonders auszeichnete, war die zum erſten Male gebrachte Schlußſcene mit dem zarten Duo zwiſchen Anna und Ottaoio, ſo wie ein zweckmäßigeres Arrangement des Soupers und das Erſcheinen des Comthurs.

b) Concerte. — Seit Oſtern nur zwei erhebliche Erſcheinungen aus der

Digitized by Google

Fremde, die Ole Bull's und des Pianiſten Taubert aus Berlin.

Ole Bull ſpielte zwei Mal im Schauſpielhauſe, mit erhöhten Preiſen; einmal bei ganz, das zweite Mal bei halb gefülltem Saale. Auch hier, wie anderwärts, ward ihm von dem durch die Excentrität ſeiner Bravour überraſchten Publikum reicher Beifall, und auch die öffentlichen Blätter ergoßen ſich in ein ungewöhnlich breites Lob; ja es fehlte ſogar nicht an vorſchnellen Enthuſiaſten, die den jungen Norweger an Paganini's Seite geſtellt wiſſen wollten. — Dennoch aber erlaubten ſich, mitten unter dem wilden Triumphgeſchrei der Menge, einige ruhigere Stimmen, der Meinung zu ſeyn, es ſey an dem ſo gewandt kämpfenden, ſtattlich gerüſteten Ritter nicht alles Gold, was da glänzt; Einige ſprachen von unbedeutendem Tone, Andere von nicht ſelten unreiner Intonation, wieder Andere beklagten ſich bitter über die ſo gar nichts ſagenden Compoſitionen; dieſe letzteren Stimmen meinten: erſt müſſe der Vergötterte, um nicht als Bravourſpieler allein, ſondern auch als Künſtler zu gelten, etwas leiſten, wobei nicht bloß die Hand, ſondern auch Kopf und Herz betheiligt wären. — So gab es, namentlich unter den älteren Kunſtfreunden, eine Reactionspartei, die ſeit Ole Bull's Abreiſe bedeutender geworden iſt, da auch von der ſeither ruhiger gewordenen Jugend ſich eine gute Zahl zu anderer Meinung bekehrt hat. — Bei all den einzelnen Mängeln, die ſich nun einmal in der That nicht wegläugnen laſſen, bleibt Ole Bull doch immer eine ſehr ausgezeichnete Erſcheinung; die Kühnheit ſeiner Paſſagen, die Kraft ſeines Armes, die Schönheit ſeines Staccato's, und überhaupt die geniale Art ſeiner Geſchicklichkeit verdienen immerhin nicht bloß die Anerkennung des großen Haufens, ſondern, bei der Seltenheit dieſer Eigenſchaften, auch die der Kenner.

Ein zweiter Gaſt war Pianiſt Taubert. Wenig Ruf ging ihm voran, und dennoch erſchallt ſein Name jetzt geprieſen aus jeden Kunſtkenners Munde. Kein himmelanſtürmender Titan, wie Liszt, kein goldbepanzerter Ritter, der ſeine zierlichen Waffen, zur Freude aller Schönen, fein und gewandt auf dem Kampfplatze ſchwingt, wie Thalberg und Döhler, ſondern ein ſchmucklos gewaffneter Kämpfer, führt er wenige, aber kräftige Streiche; Verſtand heißt ſein gutes Schwert, Gemüth ſein feſter Schild, ſolider Geſchmack ſeine einfache, aber feſte Rüſtung, — ſo ward ihm mit Recht die Palme aus den Händen — der Kenner. Er gab bei ziemlich leerem Saale ein trefflich gearbeitetes Trio, einige intereſſante Lieder-Compoſitionen, drei Etüden, und eine Fantaſie, Alles von eigener Compoſition. Ein zweites, von ihm angeſagtes Concert wird wahrſcheinlich voller werden.

Die Mitglieder der Kapelle, in Verbindung mit vielen Dilettanten, ſomit ein Corps von dreihundert Muſikern, gab vergangenen Allerheiligentag im großen Odeonſaale Haydns ewig junge „Jahreszeiten", und zwar vollſtändig. Die Aufführung, welche in Gegenwart des ganzen Hofes und eines ſehr zahlreich verſammelten Publikums geſchah, war ſehr exact, wie von der trefflichen Kapelle und ihrem mit eben ſo viel Intelligenz als Energie begabten Führer Lachner nicht anders zu erwarten ſtand. Die Solo-Partien waren in den Händen der Demſ. Hartmann und Heznecker, ſo wie in denen der Herren Lenz und Diez. Es war dieſes großartige Concert der Anfang zu einem Cyclus, in welchem, nach ſehr löblicher Tendenz, nur größere Werke von anerkanntem Werthe geboten werden ſollen; als eines derſelben bezeichnet der Ruf Mendelsſohns „Paulus". — Der Singverein, wel-

Digitized by Google

cher ſeit zwei Jahren ſchon an der Theilnahmsloſigkeit des Publikums kränkelte, iſt kürzlich zur ewigen Ruhe heimgegangen. Schade um das ſchöne, geſellſchaftliche Kunſtinſtitut, deſſen Werth den Münchenern nie klar werden wollte. — Die Muſeums-Quartett-Soirées haben kürzlich begonnen, und abermals ein groſſes Publikum angezogen.

c) Kirche. — Es iſt hier nur von der Hofkapelle zu reden, da die Leiſtungen der übrigen ſich ſelten über die Mittelmäßigkeit erheben können. Eine figurirte, brillante Meſſe von Stunz, ausgeführt durch die königliche Kapelle in der Frauenkirche, fand freudige Anerkennung der Verſtändigen; nicht minder eine in reiner Kraft der Harmonie gehaltene Vocalmeſſe von Aiblinger, deſſen ſchönes Talent für Kirchenmuſik ſchon ſo viel des Gelungenen geſchaffen hat.

x — x

Miscellen.

In R. Schumanns neuer Zeitſchrift für Muſik leſen wir von einer komiſchen Oper Mendelsſohns, welche der berühmte Meiſter bis jetzt noch der Oeffentlichkeit vorenthalten hat. Herr Zſchieſche, der treffliche Berliner Baſſiſt, hat daraus in einem Concerte in Königsberg eine köſtliche Probe gegeben.

— Mad. Camilla Pleyel entzückt die Leipziger. Sie ſcheint einen gediegenen Geſchmack zu beſitzen, denn ſie ſpielte ein Concert von Mendelsſohn und eines von Weber, ganz der jetzigen Weiſe reiſender Virtuoſen entgegen, die bekanntlich gar keine ganze Concerte mehr ſpielen wollen, ſondern nur immer kleine, pikante Bravour-Stückchen zum Beſten geben.

— Liszt hat ſich bekanntlich bereit erklärt, dem Comité des Denkmals für Beethoven in Bonn das bis jetzt noch Fehlende an der zur Beſtreitung der Koſten nöthigen Summe aus eigenen Mitteln zu zahlen. Er ſtellte jedoch die Bedingung, daß die Arbeit dem Bildhauer, Herrn Bartolini in Florenz übertragen werde. Dieſer ſetzte die Koſten auf 50 bis 60,000 Franken, und die Zeit der Vollendung auf zwei Jahre. Liszt wird wohl an 15 bis 20,000 Franken darauf zu zahlen haben.

— Im zweiten Abonnements-Concerte in Stuttgart wurde die Paſtoral-Symphonie auf eine Weiſe aufgeführt, daß ſie wohl ſchwerlich beſſer gehört werden kann. Nicht durch die Kraftanſtrengung großer Maſſen wurde hier Effect erzielt, ſondern durch ein geiſtreiches und höchſt ſeelenvolles Zuſammenſpiel gezeigt, wie groß der innere Gehalt unſerer Kapelle iſt, und wie trefflich die Leitung des an ihrer Spitze ſtehenden Meiſters Lindpaintner. Dieſe Leiſtungen erfriſchen und erheben den wahrhaften Muſikfreund, und müſſen ihn für den verkümmerten Genuß der Oper entſchädigen. Es iſt erfreulich, zu ſehen, wie hier geſunder Sinn und Geſchmack verbreitet ſind, da die Concerte ſtets ſehr zahlreich beſucht werden.

— Der Titel der auch ſchon von uns erwähnten, neueſten Symphonie von Hector Berlioz iſt: „**Roméo et Juliette, Symphonie dramatique avec choeurs, Solos de chant, et prologue en récitatif harmonique, composée d'après la tragédie de Shakespeare, par etc.**“ Die Worte ſind von Emile Deschamps.

IV.

Geſellſchaft.

Miscellen.

Noch einmal Napoleon. „Was würdeſt Du thun, um das Kreuz der Ehrenlegion zu erhalten?“ fragte der Kaiſer einen Grenadier. — „Sire, ich würde mich todtſchlagen laſſen.“ — „Das wäre lächerlich, da würdeſt Du es ja nicht bekommen können; eine Wunde reicht hin.“

„Haſt Du Furcht?“ fragte er ein ander Mal einen Rekruten, der Angeſichts des Feindes blaß und zagend da ſtand. — „Aber . . . Sire . . . Alles, was die da gegenüber vornehmen, iſt nicht ſehr ermuthigend.“ — „Nimm Dich in Acht, die Kugeln haben Augen, ſie ſuchen ſich die Feigen mitten aus dem Getümmel heraus.“ — „Sire, mich ſollen ſie dann nicht finden.“ — „Warum nicht?“ — „Ew. Majeſtät Worte haben mir den Muth wieder gegeben.“ — „Nach der Schlacht will ich Dir noch etwas Anderes geben.“ — „Das iſt noch nicht gewiß.“ — „Warum nicht?“ — „Weil ich mich wahrſcheinlich todtſchlagen laſſen werde.“

Ein alter Schnurrbart hatte ein Paar Rekruten zu unterrichten. „Erinnert Euch, Jungen,“ ſchärfte er ihnen ein, „daß Ihr Euch vorzüglich um des Dinges, des Ruhmes willen, recht wacker an den Feind machen müßt.“ — „Was iſt der Ruhm?“ fragte der Kaiſer plötzlich, der zufällig vorüberging. — „Sire, der Morgen nach einer Schlacht.“ — „Du ſollſt die Sergeants-Galonen haben.“

Napoleon war einſt in den Gemächern der Kaiſerin Marie Louiſe zugegen, als die reichen Hochzeitsgeſchenke ankamen, die der galante Bräutigam ſeiner Erkorenen, der Mlle. de S***, machte. Das junge Mädchen, dem ſie galten, konnte ihrer Freude kein Ende finden. „Seht, ſeht,“ ſagte der Kaiſer mit ſpöttiſchem Lächeln, „wie ſie über das *Brautgeſchenk* den *Bräutigam* vergißt.“ (Im Franzöſiſchen klingt der Spott noch bitterer: „*Voilà le présent qui va faire oublier le futur.*“)

— Am Abende des 6. Novembers, des Jahrestages der bekannten Pulver-Verſchwörung, ſah man auf dem Kirchhofe an der Chriſtkirche in London ein unendlich großes, weißes Geſpenſt. Die Bewohner des Quartiers von Blackfriars erſchracken nicht wenig darüber, und waren ſteif und feſt der Meinung, es ſey der ruheloſe Schatten des berüchtigten *Guy-Fawkes*, der im Jahre 1605 als Haupturheber eines Complottes, Jakob I. und ſeine Familie umzubringen, verurtheilt und hingerichtet wurde. Ja viele Leute hatten das Geſpenſt ſogar ſchreien hören: „Ich bin unſchuldig an dem Verbrechen, deſſen man mich länger als ein Jahrhundert beſchuldigt; aber ich werde gerächt werden; erinnert Euch an die Exploſion von Pimlico!“

Dieſelbe Erſcheinung war ſchon Abends zuvor in der Nähe des Victoria-Theaters geſehen worden. Der Schrecken der Menge hatte ſeinen höchſten Grad erreicht, als man endlich hinter das wahre

Weſen des Geſpenſtes kam. Es war ein Arbeiter, der in einem weißen Kittel, das Haupt mit einer weißen Schürze verhüllt, ſich auf dem Kirchhofe umhertrieb, und ſich auf Koſten Furchtſamer und Leichtgläubiger einen ſchlechten Spaß erlaubte. Das Gedränge, den ſpukenden Guy-Fawkes zu ſehen, war ſo groß, daß Taſchendiebe Gelegenheit fanden, eine gute Menge Uhren, Geldbeutel und Schnupftücher zu ſtehlen.

— Der Bildhauer H. Kiß in Berlin hat von dem bei der Ausſtellung des Modells ſeiner coloſſalen Amazonengruppe eingegangenen Gelde dem Landrath zu Pleß, im königlich preußiſchen Regierungsbezirke Oppeln, zweihundert und fünfzig Thaler mit der Bitte überſandt, es mögen davon fünfzig Thaler an hilfsbedürftige Arme zu Pleß vertheilt, zweihundert Thaler aber der Schule ſeines Geburtsortes Pogrzan als bleibendes Capital überwieſen werden, aus deſſen Zinſen fleißigen Kindern armer Hüttenarbeiter Schulbücher angeſchafft und Prämien geſchenkt werden ſollen. — Der Landrath macht dankend dieſe edle Gabe des Künſtlers bekannt.

— Sulzer, bekanntlich der Aeſthetiker **comme il faut** der letzten Decennien des achtzehnten Jahrhunderts, ſchreibt den 19. November 1774 an Bodmer, den nicht minder berühmten Epiker in Zürich: „Die Rede geht, daß Doctor Göthe aus Frankfurt hier ſey, um die Vorſtellungen ſeines „Götz" und ſeines „Clavigo" auf dem Theater zu ſehen. Erſteren habe ich auch geſehen, aber das verworrene und verwirrende Schauſpiel nicht bis an's Ende aushalten können." Beziehungen auf die neueſte Zeit liegen nicht fern.

— Eine nicht unwichtige Notiz für Freunde der **bonne chère** iſt, daß der berühmte Reſtaurant im **Rocher de Cancale** in Paris einfache Dejeuners zu denſelben Preiſen, wie ſeine Nachbarn, die kleinen Weinhändler in der **Rue Montorgueil**, von Morgens bis drei Uhr Nachmittags ſerviren läßt. Mit den Diners hat es ſein früheres Bewenden, d. h. ſie ſind exquiſit, aber ſehr theuer. Dieſelben Köche aber, welche dieſe Diners bereiten, ſind auch in ihren Vormittagsſtunden für die Dejeuners verantwortlich. Die Auſtern und Weine ſind irreprochable. — Dieſe Notiz, das ſehe ich, wird Styliſten und Puriſten ein großer Aerger ſeyn, allein ſie ſoll auch nicht dieſen, ſondern eben den Liebhabern der **bonne chère** zu gute kommen, und für ſie iſt ſie gewiß eben ſo angenehm als verſtändlich.

Die artiſtiſchen Beilagen.

Wir übergeben unſern Leſern:

1) Daguerre.

2) **Ecco quel fiero istante.** Dreiſtimmiges Notturno von J. Geraldy.

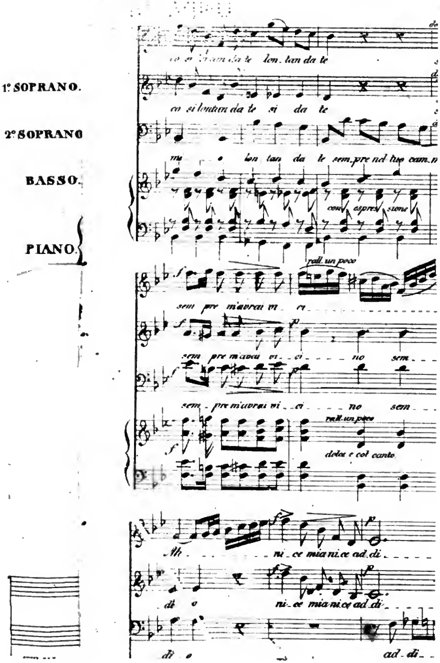
August Lewald.

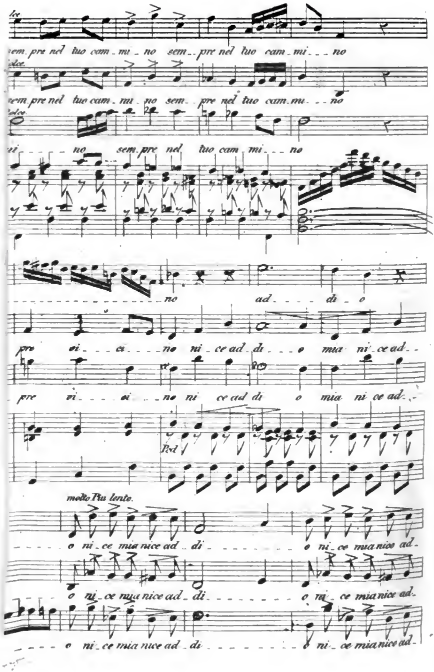
DAGUERRE.

Stuttgart Literatur Comptoir

Digitized by Google

Digitized by Google


1º SOPRANO.
2º SOPRANO
BASSO.
PIANO.
lon. tan da te
co si lontan da te si da te
lon tan da te
con espressione
rall. un poco
sem pre m'avrai vi . ci
sem pre m'avrai vi . ci . . . no sem . . .
sem . pre m'avrai vi . . ci . . . no sem . . .
rall. un poco
dolce e col canto
Ah . . . . ni . ce mia ni.ce ad.di . . .
di o ni . ce mia ni.ce ad di . . .
di o ad . di . .



Digitized by Google

Die Matrone von Epheſus, nach muſelmänniſcher Tradition.

Von

Dr. Guſtav Weil.

Als Salomon mit der Frau Balkis, Königin von Saba, ſich vermählte, wollte er ihr ein Federbett zum Geſchenke machen, zu welchem alle Vögel des Himmels beiſteuern ſollten, denn Salomon, wie Jedermann wohl weiß, wurde auch von den Thieren als ihr Gebieter angeſehen. Die Lerche ward zuerſt geladen, und nachdem ſie ihren Herrn begrüßt hatte, ſagte ſie ihm: „mein Herr und Gebieter, was verlangt Ihr von mir?“ „Ich brauche Deine Federn,“ antwortete ihr Salomon. „Mein Herr,“ verſetzte die Lerche, „ich bin zart und ſchwächlich, ohne meine Federn kann ich weder Kälte noch Hitze ertragen. Habt Mitleid mit mir, ſonſt wälze ich mich im Staube des Hauſes des Herrn herum, ſchüttle mich dann bei Euch ab und mache Euer Haus zu einer Einöde.

(Weil nämlich der Staub des Tempels als etwas Heiliges, Unveräußerliches, Unglück bringt.) Salomon fürchtete ſich und ließ die Lerche los; da er aber ſein Federbett nicht aufgeben wollte, beauftragte er den Wiedehopf, den Tſchauſch (ein perſiſches Wort, Polizeidiener bedeutend) der Vögel, ihm ſämmtliches Geflügel in ſeinen Thronſaal zuzuführen. Als alle Vögel der Erde verſammelt waren, lud er zuerſt den Raben und den Spatzen ein, ihm ihre Federn zu geben. Auf ihre ausweichende Antwort ließ er ihnen die Füße zuſammen binden; darum können auch ſeit jener Zeit dieſe beiden Vögel nur mit geſchloſſenen Füßen hüpfen, ſtatt, wie die übrigen Vögel, mit einem Fuße nach dem andern vorwärts zu ſchreiten. Aber alle Vögel, an welche Salomon nachher dieſelbe Forderung ſtellte, gaben einſtimmig vor, ſie könnten ohne Federn nicht leben. Endlich wandte ſich Salomon zum Adler. „Und Du," ſagte er ihm, „wirſt auch Du mir dein Gefieder verſagen?" „Mein Herr," erwiderte der Adler, „Gott hat mich zum Edelſten aller Vögel geſchaffen, wenn ich mein Gefieder verliere, ſo bin ich der Allerelendeſte." „Das iſt alles gut und wahr," ſagte der große König, „aber ich muß einmal ein Federbett haben." „Und für wen?" fragte der Adler; „für meine Frau Balkis." „Wie, mein Herr, für eine Frau wollt Ihr mich berauben? für ein Weib? für das falſcheſte, unbeſtändigſte, treuloſeſte Geſchöpf auf Erden?" „Woher kommt Dir dieſe ſchlimme Meinung von den Frauen?" ſagte der König. „Mein Herr, wenn Ihr mich anhören wollt, ſo könnt Ihr durch mich das weibliche Geſchlecht kennen lernen." So laß hören," ſagte Salomon, „und Du Wiedehopf, gebiete Schweigen; der erſte Vogel, von dem ein Zwitſchern laut wird, dem ſollen ohne Mitleid die Federn herausgeriſſen werden." Der Adler begann dann folgenderweiſe:

„Wißt, mein Herr, die Vögel haben weder Speicher noch Fruchtmagazine, ſie ſäen und ernten nicht, ſondern fliegen bald da bald dorthin, um ihre Nahrung auf der Erde zu ſuchen. Einſt trat ein Hungersjahr ein, die Vögel fanden nirgends mehr Weide, und wußten nicht wohin ſich wenden, um dem Hungertode zu entgehen. Da hörten ſie von einem fruchtbaren Lande ſprechen, wo allein noch Nahrungsmittel im Ueberfluſſe vorhanden ſeyn ſollten. Da aber dieſes geprieſene Land ſehr fern lag, ſo wollten ſie die große Reiſe nicht unternehmen, ohne vorher ihrer Sache gewiß zu ſeyn. Sie beſchloſſen daher, zuerſt einen Kundſchafter dahin zu ſenden, und da ich damals noch in voller Jugendkraft war, erbot ich mich als Geſandter und ward auch einſtimmig angenommen. Ich machte mich auf die Reiſe, und nach mehrtägigem ununterbrochenem Fluge, befand ich mich Abends über einer Stadt, in

welcher die Hochzeit eines ihrer reichſten und vornehmſten Bewohner gefeiert wurde. Alle Straßen waren beleuchtet, und alle Taſchenſpieler und Tauſendkünſtler des ganzen Landes waren im Hochzeithauſe verſammelt; ich ließ mich auf das Dach des Hauſes herunter, und ſetzte mich an den Rand eines Rauſchan (dieſes perſiſche Wort bedeutet eine Oeffnung in der Decke eines Zimmers, mit einem ſchiefen Boden, der die Sonnenſtrahlen zurückhält, aber doch friſche Luft in's Zimmer wehen läßt), wo ich ſowohl in das noch leere Hochzeitszimmer als auf den von Gäſten angefüllten Hofraum herabſehen konnte, und beſchloß hier die Nacht zuzubringen. Ich konnte ungeſtört hier ausruhen, denn die ganze Aufmerkſamkeit der großen Verſammlung war eben auf einen Taſchenſpieler gerichtet, von deſſen vielen Zauberſtreichen ich Euch, großer, allweiſer König, nur einen erzählen will, der beinahe den Hochzeitsſchmauß in ein Schlachtfeld verwandelt hätte. Der bewunderet Taſchenſpieler blies nämlich, nach vielen andern Kunſtſtücken, in ein Horn, und ſogleich fiel ein Sack vom Himmel, aus dem ein grünes Männchen herausſprang, das ein Seil von einem Ende des Hofes an das andere aufſpannte, und darauf zu tanzen anfing. Während aber alle Leute in die Höhe ſahen und ihre Aufmerkſamkeit dem grünen Tänzer ſchenkten, verwandelte ſich der Hof, in welchem der Tanz ſtattfand, in einen großen Garten mit Bäumen, Blumen, Früchten, Bächen und Springbrunnen. Der junge Ehemann, der noch von den vielen Strapazen des Tages ſehr erhitzt war, nahm ein wenig Waſſer aus einem Bächlein, das gerade vor ſeinen Füßen vorbeilief, und wuſch ſeine Stirne und Augen. Aber ſieh, da findet er ſich in Gedanken plötzlich in eine Stadt verſetzt, wo alle Leute ohne Bart umherliefen. Er zieht ſogleich, durch ſeinen großen, ſchwarzen Bart, alle Blicke auf ſich, und mit Mühe gelang es einigen Polizeidienern, ihn aus der, ſich um ihn her drängenden Volksmaſſe herauszuziehen und vor den Stadt-Director zu führen. Dieſer ließ ihm ſogleich ſeinen Bart abſcheeren, dann bewillkommte er ihn freundlich und fragte ihn, ob er etwa noch unverheirathet ſey? der junge Ehemann, durch den Zauber des Taſchenſpielers die Wirklichkeit vergeſſend, antwortete ein. Der Stadt-Director ſagten ihm hierauf: hier darf kein heirathsfähiger Mann ſich ohne Frau aufhalten, wollt ihr daher länger hier bleiben, ſo folgt meinem Bedienten in das Badquartier, dort findet ihr ein grünes Badhaus, voll mit kleinen Kindern beiden Geſchlechts; daneben ein graues, den alten Männern beſtimmt, dieſem gegenüber ein rothes, das von jungen Wittwen beſucht wird; ein Paar Schritte weiter ein ſchwarzes, in welchem nur alte Weiber baden; und endlich ein weißes, für erwachſene

Jungfrauen. Ihr werdet, da ihr noch jung ſeyd, wohl keine Luſt haben, euch eine Frau aus dem ſchwarzen Badhauſe zu wählen, warte alſo, je nach eurem Geſchmack, bis Sonnenuntergang vor der Thüre des rothen oder weißen Badhauſes, folge dann dem Mädchen oder der Wittwe, die Dir am beſten gefällt, in ihr Haus, und ſie muß ſogleich die Deinige werde.

Der junge Ehemann ließ ſich vom Bedienten des Stadt-Directors vor das weiße Badhaus führen, und ſobald der Muadſen (der Gebet-ausrufende) zum Abendgebete einlud, öffnete ſich die Thüre des Badhauſes und ganze Schaaren von jungen Mädchen traten heraus — da ſie indeſſen alle verſchleiert waren, folgte der Fremdling derjenigen, welche ihn durch ihren hübſchen Wuchs und ihre, aus dem Schleier hervorſtrahlenden, großen, ſchwarzen Augen am meiſten anzog, und ſehr zufrieden war er mit ſeiner Wahl, als das zwölfjährige Mädchen ihn in das Haus des Stadt-Directors führte, deſſen Tochter ſie war. Der Stadt-Director ließ ſogleich eine große Mahlzeit zubereiten, alle Freunde und Verwandten einladen, und die beſten Weine herbeiſchaffen, von denen der junge Ehemann, obſchon ein frommer Muſelmann, doch auch trinken zu dürfen glaubte, weil er ſich ja in einem Lande befand, wohin Muhammeds Verbote nicht reichten. Aber bald ſchwächte das ungewöhnte Getränk ſein Gedächtniß ſo ſehr, daß, als ſeine Braut ſich vor ihm entſchleierte, er ausrief: „bei Allah, ſie iſt noch ſchöner, als meine Frau!" Sobald aber der Stadt-Director und ſeine Tochter dieſe Worte hörten, nannten ſie ihn einen Lügner und Betrüger, und ließen ihn auf den Markt führen und Mugarres werden. (Man legte ihm nämlich einen großen Kuchen auf den Kopf, alle Leute kamen und aßen davon, und warfen ihm das Uebrige in's Geſicht.) Der junge Ehemann, der einen ſolchen Schimpf nicht ertragen wollte, gab dem erſten, der ſich näherte, eine Ohrfeige. Und ſiehe, ſogleich befindet er ſich wieder in dem Garten, und die Ohrfeige trifft den neben ihm ſitzenden Schwiegervater. Dieſer fuhr heftig auf, und wollte die Beleidigung erwidern, als der junge Mann, der aus einem Traume zu erwachen glaubte, ihm erzählte, was ihm widerfahren, ſeitdem er ſich aus dem, vor ihm fließenden Bache gewaſchen. Sein Schwiegervater, um ſich von der Wahrheit dieſer wunderbaren Erzählung zu überzeugen, wuſch ſich nun auch aus demſelben Bache, theilte gleiches Loos mit ſeinem Schwiegerſohne, und kehrte mit einer Ohrfeige für ihn aus der Zauberwelt in das Reich der Wirklichkeit zurück. Alle anweſenden Gäſte lachten laut auf, und überſchütteten den gewandten Zauberer mit Silber- und Goldſtücken. Dieſer ſtößt wieder in's Horn,

Digitized by Google

der Garten verwandelt ſich in den frühern Hof, das grüne Männchen ſchlüpft wieder in den Sack und verſchwindet. Nach vielen ähnlichen Kunſtſtücken wurde das Abendmahl aufgetragen, und zu meiner großen Freude ward ich vom Hausherrn bemerkt, der mir ſogleich durch einen Diener allerlei Speiſen auf die Terraſſe tragen ließ. Nach dem Nachteſſen verließ der Bräutigam die Männer, welche ſich noch lange mit Tanz und Geſang beluſtigten, und begab ſich in das Frauengemach, welches ſogleich alle Frauen verließen, um das junge Ehepaar allein zu laſſen. Als der junge Ehemann mit ſeiner Frau allein war, und ſie umarmen wollte, wies ſie ihn von ſich. „Woher kommen dieſe Launen?“ fragte der erſtaunte Ehemann. Die Frau erwiderte: „vom Uebermaaße meiner Liebe zu Dir; bevor ich mich Dir als Deine Frau hingebe, mußt Du mir bei dem Schwerdte und dem Koran ſchwören, daß, wenn ich vor Dir ſterbe, Du nach mir keine andere Frau mehr heirathen wirſt, ich werde hingegen meinerſeits ſchwören, daß, wenn Du zuerſt ſtirbſt, ich nie einem andern Mann mich nähern werde. Der junge Ehemann willigte gern in die Forderung ſeiner Frau. Er breitete den vorn herabhängenden Rand ſeines Oberkleides auf den Teppich vor ſeiner Frau aus, welche mit über einander gekreuzten Beinen auf dem Boden vor ihm ſaß, verrichtete ein Gebet, wobei er die Stirne auf das Kleid ſeiner Frau niederlegte, dann legte er ein Schwerdt und den Koran zwiſchen ſich und ſeine Frau auf die Stelle, wo er beim Gebete die Stirne niedergelegt hatte, und die beiden Gatten ſchwuren ſich ewige Treue. Nachdem dieſe Ceremonie vollbracht war, durfte ſich der Mann ſeiner Frau nähern. Am folgenden Morgen fanden ſich die Verwandten und Freunde des jungen Ehepaars wieder im Hochzeitshauſe zum Frühſtücke ein. Da ich nicht von meinem Platze auf der Terraſſe gewichen war, bemerkte mich der junge Mann wieder, und ließ mir zu eſſen und zu trinken reichen. Als ich mich geſättigt hatte, dankte ich Gott, und ſetzte meine Reiſe fort, bis ich in das Land kam, deſſen Ueberfluß uns gerühmt worden war. Ich durchſtreifte es von einem Ende zum Andern, und fand es voll grüner Waiden und Kornfelder, von vielen Bächen und Flüſſen durchkreuzt, dann machte ich mich wieder auf den Weg, um von dem, was ich geſehen, Kunde zu bringen. Als ich wieder an der Stadt, wo ich der Hochzeit beigewohnt, vorüberkam, erinnerte ich mich der Gaſtfreundſchaft des jungen Ehemanns, und ſagte zu mir ſelbſt: „Ich muß doch hier ſtille halten, um zu ſehen, wie es meinem Wirthe geht. Ich ließ mich alſo wieder auf das Dach ſeines Hauſes nieder, und nahm meinen frühern Platz am Rauſchan ein. Da ſah ich die Leiche des Haus-

herrn mitten im Zimmer leblos hingeſtreckt, ſeine Wittwe hielt ihn feſt umarmt, und ſtieß ein jämmerliches Wehgeſchrei aus. Man hatte unglaubliche Mühe, ſie von der Leiche loszureißen, als die Zeit der Beerdigung kam. Da Niemand mich bemerkte, beſchloß ich hier zu bleiben, um dem Manne bis auf den Begräbnißplatz zu folgen, gegen den ich die Verbindlichkeit des Brodes und des Salzes hatte, denn, obgleich ich gar keinen Lärm machte, ſo war doch mein Innerſtes ſehr betrübt. Der Tag ging in Vorbereitungen zur Beerdigung vorüber, erſt gegen Abend ſetzte ſich der Leichenzug in Bewegung, da zwang ich meine Flügel, und folgte bis an die Stelle, wo man die Leiche niederſetzte, und während man das Grab öffnete, ließ ich mich auf einen Baum, in der Nähe nieder. Als man die Leiche von der Bahre nahm um ſie in's Grab zu legen, warf ſich die Wittwe, welche den ganzen Weg her, nicht aufgehört hatte, zu jammern, abermals über die Leiche und ſchrie, ſie wolle mit ihrem Gatten beerdigt werden. Man hielt ſie mit großer Mühe zurück, bis die Oeffnung des Grabes geſchloſſen war; dann kehrte ein jeder wieder in die Stadt zurück, nur die junge Wittwe wollte trotz alles Zuredens nicht mitgehen, ſondern die Nacht auf dem Grabe ihres Mannes zubringen. Von tiefem Schmerze ergriffen, hielt ich es für meine Pflicht, die Nacht in ihrer Nähe zuzubringen, um ſie in der Dunkelheit zu bewachen. Ehe indeſſen das Dunkel der Nacht ganz herangebrochen war, kam ein ausgezeichnet ſchöner Mann gerade auf ſie zu, und grüßte ſie. Sie erwiderte ſeinen Gruß mit einer kläglichen Stimme. „Warum, verehrte Dame," fragte ſie der Fremde, „weilet Ihr zu dieſer Stunde an dieſem Schreckensorte?"—„Ach, wißt Ihr denn nicht, welchen ſchrecklichen Verluſt ich ſo eben erlitten? ich hatte einen angebeteten Gatten, dem ich ewige Treue geſchworen. Dieſer Gatte hat aufgehört zu leben, und die Erde, welche ich betrete, bedeckt ſeine Hülle. Ich wollte mit ihm in's Grab ſteigen, aber die Grauſamen haben mich zurückgehalten, nie aber wird es ihnen gelingen, mich von dieſer Stelle wegzubringen." „War denn dieſer angebetete Gatte der einzige Mann, der Eure Liebe verdiente?" verſetzte der Fremde. „Gibt es denn auf der Welt nicht andere Männer, ſo ſchön, ſo gut und ſo reich als er?" „Es wäre möglich," antwortete die Wittwe. „Wollt Ihr mich heirathen?" Die Dame hob ihre Augen zu ihm auf, und fand ihn ſchöner, als den Verſtorbenen; doch erlaubte ihr ihr Schaamgefühl nicht, ihm zu antworten. „Wollt Ihr mich heirathen?" fragte abermals der Fremde. Die Wittwe ſah ihn mit zärtlichen Blicken an; doch hatte ſie noch nicht Kraft genug, ihrem Gefühle Worte zu verleihen.

Digitized by Google

„Wollt Ihr mich heirathen?“ fragte zum drittenmale der Fremdling mit einer ſüß klingenden Stimme, welche in's Innerſte der Wittwe drang. „Ich kann Euch nicht widerſtehen,“ verſetzte die Wittwe. „So laß uns zur Stadt zurückkehren!“ — „Und warum? laß uns lieber hier den Sonnenaufgang erwarten!“ „Ich kann,“ erwiderte der Fremde, „die Nacht nicht auf dieſen Gräbern zubringen, denn ich muß einen Dieb bewachen, der an dem Thore an einem Galgen hängt. Wenn ich hier bei Dir bleibe, ſo werden die Verwandten des Gehängten ihn in der Nacht vom Galgen nehmen, und morgen werde ich an ſeine Stelle gehängt.“ „Wenn Du keinen andern Grund zum gehen haſt,“ ſagte die Wittwe, „ſo kannſt Du ſchon bleiben, wenn man den Gehängten ſtiehlt, ſo nehmen wir die heute beerdigte Leiche wieder aus dem Grabe, und Du hängſt ſie an des Diebes Stelle.“ „Aber das geht nicht,“ ſagte der Fremde, „denn mein Dieb hatte eine abgeſchnittene Hand und war einäugig, man würde den Betrug bemerken.“ „Aber Du weißt Dir gar nicht zu rathen,“ verſetzte die Wittwe lächelnd; „wir ſchneiden dem Verſtorbenen eine Hand ab, und reißen ihm ein Aug aus, ſo wird ihn niemand mehr erkennen.“ „Iſt das der Eid, den Du Deinem verſtorbenen Gatten geſchworen?“ ſchrie der Fremde mit einer ſo donnernden Stimme, daß die Todten ſich in ihren Gräbern herum wälzten und glaubten, die Trompete des Herrn zu vernehmen. „Wiſſe, Treuloſe, wer ich bin. Der Schwur Gottes iſt's, der in dieſem Augenblicke mit Dir ſpricht, der heilige Eid, den Du ſo ſündhaft gebrochen, aber meine Rache iſt nahe.“ Bei dieſen Worten zog er einen großen Yatagan aus ſeinem Gürtel, und ſchlachtete die treuloſe Frau auf dem Grabe ihres Mannes.“ Als der Adler ſeine Erzählung vollendet hatte, ſetzte er noch in hebräiſchen Worten hinzu: ab una disce omnes. Der König Salomon aber gab nach kurzem Nachdenken ſein Federnbett auf, und entließ alle Vögel wieder.

Bilder aus Belgien.

Von

Dr. F. W. Ghillany.

I. Antwerpen.

Es war Nachts zehn Uhr, als mich der günſtige Leſer auf der Diligence in Amſterdam verließ. Ich hatte eine weite Strecke vor mir, wollte dieſe Nacht hindurch, und ebenſo am kommenden Tage, von einer Diligence in die andere ſteigen, damit ich am Abend in Antwerpen eintreffen könnte. Mein Wagen rollte raſch durch die beleuchteten Straßen Amſterdams; an einen Verſchluß durch Fenſter iſt bei der ärmlichen Conſtruction der holländiſchen Eilwägen nicht zu denken; ich ſchob alſo das vorgezogene Leder etwas zurück und ſteckte den Kopf hinaus, um der Stadt noch einige Abſchiedsblicke zu widmen, zugleich aber auch, um aus dem Tabakqualm heraus, einen friſchen Athemzug zu thun.

Digitized by Google

Bald hatten wir das Freie erreicht. Die Nacht war rabenſchwarz, einzelne Regentropfen fielen von dem bedeckten Himmel, ein ziemlich ſcharfer Zugwind führte ſie hie und da in unſern Wagen herein. Alle Hände wurden thätig, um die ledernen Vorhänge feſt zu ſchließen; nur auf meiner Seite wollten alle Bemühungen keinen bleibenden Erfolg haben, weil ich im Geheimen meinen Vorhang immer wieder von ſeinen Banden befreite; ich wollte lieber einige Regentropfen aushalten, als die Nacht in dem Tabakdampfe von fünfzehn zuſammengepreßten Menſchen zubringen. Die Holländer mochten meine Liſt wohl bemerken; aber es war Nichts dagegen anzufangen, der Vorhang hielt einmal nicht!

Der Weg ging über Harlem, Leyden, Haag, Delft nach Rotterdam, durch den ſchönſten Theil von Holland, durch jenen taglangen Park mit ſeinen anmuthigen Landhäuſern. Gern hätte ich dieſe Strecke noch einmal bei Sonnenlicht durchfahren; aber dann wäre es nicht möglich geweſen in einer Tour nach Antwerpen zu kommen. Wir fuhren jetzt zwiſchen dem Harlemer Meer und dem Canal für die Trekſchuiten hin. Ich wünſche Dir eine ſchlafloſe Nacht, Poſtillon, dachte ich, damit wir hübſch auf der Straße bleiben, und nicht etwa links oder rechts in das Waſſer geworfen werden. Ich wußte wohl, daß wir einen großen Theil der Nacht dicht neben dem Canal hinfahreu würden, und die Sache war wirklich nicht ohne Gefahr; denn unſere Diligence wäre nicht die erſte geweſen, die in den Canal ſtürzte. In Harlem war noch volles Leben, in der Straße, durch die wir fuhren, ein Kaufladen an dem andern, alle mit Gas erleuchtet. Man wechſelte die Pferde, dann ging es raſch in den Park. Hier, mitten unter Blumen, grünen Wieſen, mächtigen Bäumen, freundlichen Wohnungen des Reichthums — Alles finſter und öde; nur das Rauſchen machte die Bäume bemerkbar; hie und da winkte ein Licht aus einer Villa oder erlöſchte auch wohl vor dem Bette einer ſchönen Holländerin, welche Victor Hugo in den Schlaf gewiegt hatte. Göttliches Licht, was wären wir ohne dich? kaum etwas mehr, als Würmer und Maulwürfe! Warum doch der urſprüngliche Zuſtand der Dinge nicht Licht iſt, ſondern Finſterniß? warum erſt eine Sonne erſcheinen muß, damit es Licht werde in der Schöpfung? — Ich war heute ſehr wenig aufgelegt, der Nacht eine Lobrede zu halten; vergebens ſuchte ich einen „Stern der dämmernden Nacht," auch mied mich der „immer getreue" Schlaf, wie meine holländiſche Nachbarn, deren Wachſamkeit die Glut der Cigarren kund gab.

Wir hielten in Leyden. Kein Mäuschen rührte ſich auf der Straße,

alle Lichter waren verlöſcht, die Stadt mit ihrer Wiſſenſchaft lag tief in den Federn; es war, als wären alle Beſtrebungen und Forſchungen des Tages nur Träume erſtarrter Geſchöpfe. Ich dachte an die Giraffen und Elephanten, an das bunte Gemiſch der Thiere, die im Muſeum leblos ſtehen: jetzt waren die Menſchen ihnen ähnlich; Alles im Zuſtande des Todes. Nur das Geraſſel des Wagens ſtörte das tiefe Schweigen; die Scene erinnerte an Beſchreibungen von Herkulanum und Pompeji.

Es ging jetzt wieder in das ſchwarze Dickicht der Bäume hinein, hie und da ſchimmerte ein Nachtlicht matt durch das verhängte Fenſter eines Landhauſes, die einzige Spur von Leben; die Reiſegeſellſchaft ſchwieg, kaum ein Wort war ſeit Amſterdam gefallen, man hörte nur das einförmige Oeffnen der Lippen, um den Rauch der Cigarren in die Luft zu blaſen. Im Haag brannten einzelne Laternen, Schildwachen in Mäntel gehüllt, gaben Zeugniß von der Reſidenz. Als der Tag graute, hatten wir Rotterdam erreicht.

Es war fünf Uhr Morgens. Man trug im Poſthauſe Thee auf, wir dehnten und ſtreckten die Glieder in Abſpannung und Langeweile, tranken eine der ungeheuern Taſſen hinunter und ſtiegen wieder ein. Auf der Straße von Rotterdam zeigte ſich noch keine lebende Seele. Man fuhr durch die Stadt hindurch und hielt an der Waal, wo ein Dampfſchiff bereit ſtand. Ohne allen Aufenthalt oder ſonſtige Umſtände trabten die Pferde auf das Schiff mit unſerm Wagen hinein, wir *ſelbſt* blieben auf unſern Sitzen; als man am andern Ufer war, ging es mit denſelben Pferden weiter. Wie paſſirt man nun aber den Strom, fragte ich meinen Nachbar, wenn er mit Eis bedeckt iſt, das nicht die hinreichende Dicke hat, um Menſchen zu tragen? Dann, antwortete er, iſt freilich die Paſſage auf einige Tage gehindert. Aber wir haben Schiffe, die unten mit zwei Schienen belegt ſind, wie Schlitten; ſo wie das Eis ſtellenweiſe bricht, benützt man dieſes Fahrzeug als Schiff; da, wo die Eisdecke hält, wird es gezogen wie ein Schlitten. — Sage noch Einer, daß die Holländer wenig Erfindungsgeiſt hätten!

Ich hatte wohl oft auf der Karte von Deutſchland mir als Knabe die Inſeln angeſehen, welche an der Küſte von Holland, da, wo ſich Rhein und Maas in die Nordſee münden, gleichſam hingeſtreut liegen, recht einladend, wie wenn man nur kommen dürfte und eine davon in Beſitz nehmen; wir Knaben vertheilten ſie wohl auch unter uns, der eine bekam Walchern, ein anderer Schouven, ein dritter wurde nach Ameland hinauf gewieſen: jetzt hatte ich Gelegenheit, dieſe Beſitzthümer meiner Kindheit in der Nähe zu beſehen; wir befanden uns, nachdem

wir über die Waal geſetzt waren, auf der Inſel Yſſelmonde. Schlöſſer und Burgen, wie ſie einſt die Phantaſie des Knaben hieher zauberte, fand ich freilich nicht, aber üppigen Graswuchs. Eine Landſtraße von mäßiger Breite zog ſich ein Paar Stunden durch Eſchen- und Weiden-Alleen hin, gerade auf Dortrecht zu, das auf einer angrenzenden Inſel liegt. Man kann hier zwiſchen Meer und Fluß nicht wohl mehr unterſcheiden; die Waſſer des Rheins und der Maas brechen in verſchiedenen Armen hinaus in's Meer, dieſes wieder dringt mit ſeiner Fluth herein, beide Strömungen haben nach und nach das feſte Land nach verſchiedenen Richtungen durchwühlt, und aus der Küſtenſtrecke eine Anzahl von Inſeln gebildet.

Abermals ſtand ein Dampfboot bereit, um unſeren Eilwagen über eine anſehnliche Waſſerfläche nach Dortrecht hinüber zu bringen. Die Stadt ſchien von hier aus im Waſſer zu ſtehen; der Maasſtrom, oder wenn man will, das Meer beſpült ſie, zwei große Canäle führen in die Stadt hinein, und tragen die Seeſchiffe, wie in Rotterdam, bis vor die Magazine. Der Hafen war mit Flößholz bedeckt; hier iſt der Sammelplatz des Schiffsbauholzes, das den Rhein herab aus Deutſchland gebracht wird. Links am Ufer ſteht die große, aus Quadern erbaute Kirche mit ihrem hohen Thurme, bekannt, wie die Stadt ſelbſt, durch die Synode vom Jahre 1618 und 1619, unduldſamen Andenkens, wo man die Vernunft für die Magd des Glaubens erklärte, und zweihundert arminianiſche Geiſtliche ihrer Stellen entſetzte.

Eine ſchnurgerade Chauſſee führte uns zwiſchen Wieſen hin nach dem Ende der Inſel, das wir nach etwa einer guten Stunde erreicht hatten. Dießmal hatten wir die bedeutendſte Waſſerfläche vor uns, die Südſeite des ſogenannten Bies Boſch, eines Meerbuſens an der Maasmündung, der im Jahre 1421 ſich bildete, als das Meer die Dämme zerſtörte, und zwei und ſiebenzig Dörfer mit hunderttauſend Menſchen überfluthete. Noch jetzt ſoll man bei ruhiger See die Reſte der Gebäude unter dem Waſſer bemerken. Abermals ſtand ein Dampfboot für den Eilwagen bereit. Der Wind wehte heftig, und brachte dieſes weite Waſſergrab in eine ziemlich ſtürmiſche Bewegung. Die Holländer fuhren ſo gleichmüthig darüber hin, wie der Schweizer über das verſchüttete Goldau wandert; Zeit und Gewohnheit machen den Menſchen auch für die ſchrecklichſten Erinnerungen gleichgültig.

Dießmal hatten wir auf unſerem Schiffe militäriſche Bedeckung, das erſte Anzeichen, daß wir uns dem feindlichen Belgien näherten. Zwei uniformirte Bürger begleiteten uns, gutmüthige, friedliche Geſichter, die an die Unterhaltung in Göthe's Fauſt erinnerten: „Nichts

Digitized by Google

Schön'res weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen, als ein Geſpräch von Krieg und Kriegsgeſchrei, wenn weit von uns in der Türkei die Völker auf einander ſchlagen." Sie ſollten eigentlich Cavalleriſten vorſtellen; aber ein Pferd ſah ich nirgends, ihrer ganzen Haltung nach ſchienen ſie nichts weniger, als verwegene Reiter zu ſeyn. Die Uniform war dunkelblau, mit hellblauen Aufſchlägen, die Tuchhoſen enge anſchließend, darüber Suworoffſtiefeln mit langen, roſtigen Sporen, in der Hand ein Karabiner, an der Seite ein angelaufener Schleppſäbel, auf dem Kopfe ein anſehnlicher Dreimaſter, über die Quere geſetzt, dabei magere Figuren, wahrhaftig Originale für eine Scene aus Krähwinkel!

Je näher wir der belgiſchen Grenze kamen, deſto mehr nahm die Fruchtbarkeit des Bodens ab, die Dörfer wurden unanſehnlicher, ja ſogar ärmlich. Elende Hütten, mit bemoosten, mangelhaften Strohdächern kamen zum Vorſchein. Die Straße zog ſich ſchnurgerade durch ſumpfige Wieſen hin; hie und da zeigte ſich ein Verſuch, Getreide zu bauen; aber die Gegend läßt ſich ihr Recht nicht nehmen, zwiſchen dem Korn und Waizen drängten ſich Binſen und Weidenſtauden hervor. Von hier an lag bis an die Grenze in jedem Dorfe eine Abtheilung holländiſcher Linientruppen.

Wir näherten uns der holländiſchen Grenzfeſtung Breda. Die Stadt ſteckt im Sumpfe, und das macht ſie feſt; ſo ungeſund dieſe Lage erſcheint, ſo iſt doch die Sterblichkeit unter der Bevölkerung, wie man rühmt, auffallend gering. Wir fuhren auf einem Damme über mehre Zugbrücken zwiſchen den Werken hin, die ſämmtlich aus gebrannten Steinen aufgeführt ſind. Die Stadt iſt ihrem Aeußern nach, ſchon ganz belgiſch, und, wie ich aus den Aeußerungen einzelner Gäſte im Poſthauſe zu vernehmen glaubte, ihrem Inneren nach wenigſtens zum Theil; ſie mag freilich auch durch die Sperrung der Grenze gegen Belgien empfindlich gelitten haben. Es ſchien mir überhaupt, als ſey der antibelgiſche Patriotismus der Südholländer bei weitem nicht ſo feurig, als der in den nördlichen Gegenden; man beklagte laut die Strenge der Grenzſperre, die allen Verkehr abſchneide. Dieſe Antipathie und Sympathie geht nun ſo herüber und hinüber; die reichen, holländiſchen Dämchen, welche in Brüſſel in Penſion waren, können die ſchöne, belgiſche Hauptſtadt nicht vergeſſen, ſie opfern der Erinnerung an dieſes kleine Paris mit Freuden ihren Patriotismus und würden bei weitem lieber hier leben, als im Haag oder in Amſterdam. Dagegen iſt der belgiſche Handelsſtand aus guten Gründen holländiſch geſinnt; als die Königin der Niederlande ſtarb, legten viele Perſonen

in Brüſſel, beſonders auch in Antwerpen, Trauer an, eine Anzahl angeſehener Bürger von Gent richtete ein Condolenzſchreiben an den König in Haag, worin ſie ſich „treue Unterthanen ihres Königs" nannten; der Meſſager de Gand kündigte den Tod der Königin unter der Rubrik: inländiſche Angelegenheiten an, und erſchien ſogar mit ſchwarzem Rande. Man verſicherte mir in Belgien, daß auch geheime Kräfte für dieſe Anhänglichkeit an Holland mitwirken; ich laſſe es dahin geſtellt. Jetzt iſt Friede, die Sympathien haben nun wieder freien Zug.

Das Aeußere von Breda hat, wie geſagt, ſchon ganz den Anſtrich belgiſcher Städte. Die Gleichfärbigkeit der naturfarbenen Ziegelſteinhäuſer, die friſch grünen Fenſterläden, das zierliche Straßenpflaſter, die kleinen Hausthüren und großen Fenſter — Alles das hört auf; die Stadt hat ganz das Anſehen einer deutſchen, wie die belgiſchen Städte überhaupt. Wir befanden uns hier in dem Mittelpunkte der kriegeriſchen Bewegungen gegen Belgien. Die Stadt war voll von Soldaten; eben zog die Parade vorüber; ihre Muſik war zwar zahlreich, aber ziemlich unbedeutend, ein Moor ſchlug die Becken. Kaum angekommen. nahm uns ein Sergeant in Empfang. Wir durften nicht ohne militäriſche Begleitung in der Stadt herumgehen, alle Wachen riefen uns an. Zunächſt führte man uns vor eine militäriſche Behörde, welche die Päſſe viſirte, ſodann zurück in das Gaſthaus, wo uns ein dürftiges, aber theueres Mittageſſen erwartete. Alsdann ging es wieder zum Thore hinaus. Die Kanoniere ſtanden bei den Geſchützen; man hätte glauben ſollen, die Belgier ſeyen im Anzug: und wie ruhig und vergnügt waren dieſe jenſeit der Grenze!

Durch mehre Dörfer, ſämmtlich mit Soldaten beſetzt, langten wir endlich bei den holländiſchen Vorpoſten im Grenzorte Groot-Zundert an. Hier mußte es ſich entſcheiden, ob die Erlaubniß für mich da war, die Grenze paſſiren zu dürfen. Der Corporal ſuchte lange, mein Name wollte ſich nicht finden. Endlich ging das erſehnte Wort von ſeinen Lippen: „Ja, Sie dürfen paſſiren — und hiemit hatten denn wohl die unendlichen Paßvexationen ein Ende. Die holländiſche Diligence brachte uns noch etwa eine Stunde weit in das erſte, belgiſche Dorf Wuſtweſel.

Die Gegend war öde, der Weg langweilig, dazu wirkten die Grenzviſitationen höchſt unangenehm. Wie beim Ausgang aus Holland, ſo mußten wir hier beim Eintritt nach Belgien unſere Koffer öffnen und unterſuchen laſſen. Doch bewegte ſich hier in Belgien Alles freier und leichter, die Unterſuchung war den Grenzbeamten mehr Form als

Abſicht. Ein Sergeant führte uns eine Strecke ſeitwärts, wo in einem vereinzelten Hauſe ein Krämer die Stelle des Borgermeters bekleidete. Hier ſollten unſere Päſſe wiederum viſirt werden. Man mußte den Mann erſt aus der Nachbarſchaft herbeiholen. Er erſchien mit einer Amtsmiene, nahm aber gleichwohl keinen Anſtand, ein Paar Centimen für ſeine Mühe in Anſpruch zu nehmen, was mit der großen, bekränzten Büſte Napoleon's, welche vor ſeinem Arbeitstiſche ſtand, einen widerlichen Contraſt bildete. Von hieraus führte uns derſelbe Sergeant wiederum eine Strecke weit in ein Wirthshaus, wo ſich unſere Päſſe einer militäriſchen Controlle unterwerfen ſollten.

Es war gerade Sonntag. Schon von ferne ſchallte uns Lachen und Geſchrei entgegen. Wir traten in ein großes, übermäßig geheiztes Wirthszimmer (Anfangs Septembers). Auf niederen Stühlchen ſaßen an niederen Tiſchen hier Bauern und belgiſche Soldaten in buntem Gemiſche. Es wurde geſpielt und geſchrien, erzählt und gelacht, Alles bunt durcheinander; man bemerkte deutlich, daß das ſchwerfällige Holland hier ein Ende hatte, und franzöſiſche Luft zu wehen anfing. Die Scene gewährte einen eigenen Anblick. Wir Fremden ſtanden wie Rieſen unter dieſem Kindermeublement, und ſahen leicht über alle Köpfe und Tiſche hinein; unſer Eintritt ſelbſt ſtörte die Unterhaltung der Leute nicht im geringſten, man bemerkte uns kaum. Die Würze des Geſpräches bildete Branntwein und trübes Bier, welches in mäßigen Krügen aufgetragen wurde. Ich bemerkte, daß unſere deutſchen Bauern einen ganz anderen Zug führen, als dieſe Belgier; man trank ſelten und wenig; der Deutſche geht in die Schenke, um zu trinken, der Belgier und Franzoſe, um zu plaudern. In dem anſtoßenden Cabinette ſaß der Officier gerade beim Eſſen. Wir mußten im Wirthszimmer ſo lange warten, bis er abgeſpeist hatte; ſodann wurden wir ihm vorgeſtellt. Der junge Springinsfeld war artig und zuvorkommend, von franzöſiſchen Manieren, ein unbärtiges Milchgeſichtchen, voll Begierde, hier gegen die Holländer ſeine erſten Sporen zu verdienen. Er ſchrieb unſere Namen in ein Buch ein, und damit war es nun für ganz Belgien ein für alle Mal mit jeder Paßvorlage abgethan.

Es lagen hier berittene Jäger, meiſt junge Leute. Die ſpitzigen Tſchakos, die grüne Uniform mit gelben Aufſchlägen, und weißen, gefüllten Epaulettes ließ den rothbackigen Geſichtern gar nicht übel. Sie hatten etwas übermüthig Keckes in ihren Mienen, ich möchte ſagen, einen Muth der Unerfahrenheit, indeß man unter den Holländern mehr ernſte, gefurchte Geſichter bemerkte, die wohl hie und da ſchon die Sonne von Java oder Surinam empfunden haben mochten. Wir

ſchien es gefährlich, dieſe jungen Helden, die ſo gerne einmal die Kugeln hätten pfeifen hören, hieher an die äußerſte Grenze zu poſtiren. Wäre in dem holländiſchen Grenzdorfe ein ähnliches Corps geſtanden; es hätte gewiß bald Händel gegeben.

Endlich waren alle Grenzunannehmlichkeiten überſtanden, die belgiſche Diligence ſtand bereit, und wir fuhren auf Antwerpen zu. Der Weg führte durch die ſogenannte Campine, eine große Heide voll Seen und Sümpfe. Hie und da kamen große Strecken gelben, unfruchtbaren Sandes, auf welchem krüppelhafte Fohren ſich kümmerlich nährten. Jedes Dorf legte den Beweis ab, daß wir uns hier unter ganz anderen Menſchen befanden. Holländiſche Ruhe und holländiſcher Wohlſtand hörten auf. Die Leute waren beweglicher, kleideten ſich mehr franzöſiſch, ſahen dürftiger aus; beſonders das weibliche Geſchlecht war plötzlich auffallend kleiner, bläſſer, magerer. Aus allen Wirthshäuſern ſchallte Lärmen, hie und da ein erbärmliches Gefiedel hervor, an welchem man in einer deutſchen Dorfſchenke keinen Gefallen hätte finden können; überall Geſang, Tanz, luſtiges Leben.

Unſer Kutſcher nahm an dieſen Herrlichkeiten des Sonntages in einer Art Theil, die uns faſt zur Verzweiflung brachte. So oft ein Wirthshaus kam, hielt er auf der Straße an, und wir mußten warten, bis er ein Glas Bier oder Branntwein ausgetrunken hatte, welches man ihm unaufgefordert herausbrachte. Ich ſah nicht, daß er irgendwo für dieſen Trunk Etwas bezahlte, man beeiferte ſich von jeder Schenke, ihm dieſes verwünſchte Labſal zu reichen; die Wirthsleute ſtanden mit dem gefüllten Glas bereits unter Thüre, und grüßten ihn auf's freundlichſte. Wahrſcheinlich ließ er die Leute dafür hie und da umſonſt mit nach Antwerpen fahren, oder ſpedirte allerlei Bedürfniſſe für ſie mit aus der Stadt heraus. Man hätte ſich dieſen Uebelſtand wohl vier bis fünf Mal gefallen laſſen; aber der Kerl hat in einem Zeitraum von vier Stunden wenigſtens ſechzehn Mal angehalten. Dabei nahm er Jedermann, der auf der Straße den Wunſch äußerte, gegen ein Trinkgeld in den Wagen; man ſtieg auf halbe- und Viertelſtunden ein; war der Wagen ganz beſetzt, ſo ſtellten ſich die Leute außen auf die Fußtritte: kurz, man kann ſich keine erbärmlichere Eilwagenfahrt denken, als ſie hier Statt fand. Dieſes wahrſcheinlich täglich in demſelben Uebermaaß genoſſene Bier hatte den Menſchen auch ſo aus einander getrieben, daß er den Vorderſitz für ſich allein bedurfte; er wollte in Antwerpen ein Trinkgeld haben, ich ſagte ihm aber dafür meine Meinung. Natürlich erſchrack ich bei ſolchen Uebelſtänden vor allen ferneren belgiſchen Eilwagenpartieen: ich muß jedoch bekennen, daß auf

anderen Routen Alles ganz in der Ordnung ging: nur hier gegen die geſperrte Grenze hin ſcheint ſich ein ſolcher Unfug eingeſchlichen zu haben.

Je mehr wir uns der Stadt näherten, deſto belebter wurde der Weg. Wie bei uns in Deutſchland, ſo waren auch hier die benachbarten Dörſer mit Städtern gefüllt, welche den Nachmittag des Sonntags dem Vergnügen widmeten. Der Abend war herbei gekommen, Familien mit Kindern hatten ſich bereits auf den Heimweg gemacht, auch viele Soldaten, von denen nicht wenige betrunken, einherwankten. Die Gegend war nach und nach etwas anmuthiger geworden. Da auf einmal, als wir zwiſchen Bäumen aus dem letzten Dorſe hervorkamen, ragte der durchbrochene Thurm der Kathedrale aus den Verſchanzungen hervor; eine der berühmteſten Städte der Welt lag vor uns.

Hören wir, um mit dem würdigen, geſchichtlichen Eindruck in die Thore einzufahren, die Worte, womit Schiller die Herrlichkeit dieſer Stadt im fünſzehnten Jahrhundert darſtellt. „Nachdem der neue Weg um das afrieaniſche Vorgebirge gefunden war,“ ſagt er in ſeinem Abfall der vereinigten Niederlande, „und der portugieſiſche Oſtindienhandel den levantiſchen untergrub, empſanden die Niederlande die Wunde nicht, die den italieniſchen Republiken geſchlagen wurde; die Portugieſen richteten in Brabant ihren Stapel auf, und die Speeereien von Kalikut prangten jetzt auf dem Markte zu Antwerpen. Hieher floſſen die weſtindiſchen Waaren, womit die ſtolze, ſpaniſche Trägheit den niederländiſchen Kunſtfleiß bezahlte. Der oſtindiſche Stapel zog die berühmteſten Handelshäuſer von Florenz, Lucea und Genua, und aus Augsburg die Fugger und Welſer hieher. Hieher brachte die Hanſa jetzt ihre nordiſchen Waaren und die engliſche Compagnie hatte hier ihre Niederlage. Kunſt und Natur ſchtenen hier ihren ganzen Reichthum zur Schau zu legen. Es war eine prächtige Ausſtellung der Werke des Schöpfers und der Menſchen. Ihr Ruf verbreitete ſich bald durch die ganze Welt. Zu Ende dieſes Jahrhunderts ſuchte eine Societät türkiſcher Kaufleute um Erlaubniß an, ſich hier niederzulaſſen, und die Producte des Orients über Griechenland hieher zu liefern. Mit dem Waarenhandel ſtieg auch der Geldhandel. Ihre Wechſelbrieſe galten an allen Enden der Erde. Antwerpen, behauptet man, machte damals innerhalb eines Monats mehr und größere Geſchäfte, als in zwei ganzen Jahren Venedig während ſeiner glänzendſten Zeiten. Im Jahre **1491** hielt der ganze Hanſebund in dieſer Stadt ſeine feierliche Verſammlung, die ſonſt nur in Lübek geweſen war. Im Jahre **1531** wurde die Börſe gebaut, die prächtigſte im ganzen damaligen Europa, und die ihre ſtolze Aufſchrift erfüllte.

Die Stadt zählte jetzt einmalhunderttauſend Bewohner. Das flutende Leben, die Welt, die ſich unendlich hier drängte, überſteigt allen Glauben. Zwei, dritthalbhundert Maſten erſchienen öfters auf einmal in ſeinem Hafen; kein Tag verfloß, wo nicht fünfhundert und mehre Schiffe kamen und gingen; an den Markttagen lief dieſe Anzahl zu acht- und neunhundert an. Täglich fuhren zweihundert und mehre Kutſchen durch ſeine Thore; über zweitauſend Frachtwägen ſah man in jeder Woche aus Deutſchland, Frankreich und Lothringen anlangen, die Bauernkarren und Getreidefuhren ungerechnet, deren Zahl gewöhnlich auf zehntauſend ſtieg. Dreißigtauſend Hände waren in dieſer Stadt allein von der engliſchen Geſellſchaft, der wagenden Kaufleute, beſchäftigt. An Marktabgaben, Zoll und Acciſe gewann die Regierung jährlich Millionen. Von den Hülfsquellen der Nation können wir uns eine Vorſtellung machen, wenn wir hören, daß die außerordentlichen Steuern, die ſie Carl dem Fünften zu ſeinen vielen Kriegen entrichten mußte, auf vierzig Millionen Goldes gerechnet wurden.

Das war alſo die Stadt, welche jetzt vor mir lag, die Stadt der denkwürdigen Belagerung, wo der Prinz von Parma die berühmte Brücke über die ſechszig Fuß tiefe und über zweitauſend Fuß breite Schelde ſchlug, wo Gianibelli's Geiſt ſchwimmende Vulcane den Strom hinab ſandte, welche die Erde erbeben machten und ringsum Tod und Verderben ſpien! Jetzt lag die Weltſtadt unter ihrer Laſt von geſchichtlichen Erinnerungen noch ſchweigend hinter ihren Wällen verborgen, nur die Thürme und Dächer der Kirchen, und einzelne hohe Häuſer ragten über die Verſchanzungen empor; aber ehe eine Viertelſtunde verging, ſollten wir uns in ihrer Mitte befinden.

Wir fuhren eine ziemliche Strecke über mehre Brücken, zwiſchen den aus gebrannten Steinen gemauerten Wällen hin, die ſich um die ganze große Stadt herumziehen. Bald hatten wir eine der Hauptſtraßen erreicht. Sie entſprach der durch Schiller rege gemachten Erwartungen nicht. Die vor Jahren weißgetünchten, von einem röthlichgrauen, ziemlich flachen Schieferdache bedeckten Häuſer, welche ſich enge aneinander reihten, ſahen zwar reinlich aus, waren aber nur von mäßiger Höhe. Die Fenſter waren klein, der holländiſche Luxus mit Vorhängen war verſchwunden, Fenſterläden faſt nirgends; die in Holland überflüßig verwandte Oelfarbe hätte hier manchen durſtigen Boden gefunden. Die Stadt ſagte dem Reiſenden auf den erſten Blick: Meine Größe iſt vorüber! Auf den Straßen Alles ſtill, faſt Grabesſtille; kein Fuhrwerk, keine Menſchen. Gerne hätte ich dieſe Lebloſigkeit der Sonntagsfeier zugeſchrieben, aber der Belgier kennt dieſe engliſche

Scrupuloſität nicht; die Straßen waren auch am folgenden Tage kaum merklich belebter.

Das Innere der Stadt hat ſeit jener Glanzperiode in den verſchiedenen Kriegen mancherlei Veränderungen erlitten, die ſo ziemlich den Charakter ihres Zeitalters zur Schau tragen. Man bemerkt hie und da noch die alten, hohen Häuſer, wie ſie unſere größeren deutſchen Reichsſtädte zeigen, das mißgeſtaltete Gewinkel alter Bauart, welche nur innerliche Bequemlichkeit bezweckte, und die Außenſeite der Gebäude gänzlich außer Acht ließ; anderwärts, jedoch ſeltener, zeigt ſich der franzöſiſche Bauſtyl des ſiebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts; am Hafen ſtehen ſehr viele, ganz neue Gebäude von anſehnlicher Größe.

Mein erſter Gang richtete ſich an die Schelde nach dem Hafen. Ich muß geſtehen, daß auch die Breite dieſes Fluſſes meine Erwartungen nicht befriedigte; es war mir beſonders auffallend, hier, am Ufer des nach Schiller ſechszig Fuß tiefen Stromes, das Londoner Dampfſchiff im offenen Kothe feſt ſitzen zu ſehen. Der Fluß erhält wahrſcheinlich erſt unterhalb der Forts Lillo und Liefkenshöck, wo er ſich meerbuſenartig erweitert, dieſe große Tiefe; es war auch gerade die Zeit der Ebbe, wo das Waſſer um zwölf Fuß ſeichter iſt; die Flut mußte die Schiffe, die jetzt auf dem Sand lagen, wieder flott machen.

Es zieht ſich hier an der Schelde eine Reihe ſchöner Gebäude hin; in einigen ſtecken noch Kanonenkugeln aus dem letzten Kampfe mit den Holländern; die Straße iſt nach der Schelde hin offen und bildet den beſuchteſten Spaziergang der Antwerpner. Jetzt, Vormittags zehn Uhr, ſah man hier nur einige Schnurrbärte in Civil und einzelne Uniformen, welche, wie anderwärts auch, damit umgingen, den müßigen Vormittag todzuſchlagen. Jenſeits, am linken Scheldeufer, hat die Stadt ein Ende, die Gegend iſt offen und gewährt die Ausſicht auf eine weite, baumloſe Ebene. Dort drüben ſollte, nach Napoleon's Plan, der Antwerpen zur erſten Seeſtadt des Continents machen wollte, eine neue Stadt entſtehen.

Am Ende der Straße zieht ſich der eigentliche Hafen von der Schelde ab in die Stadt hinein. Er beſteht aus drei, durch Schleuſen verbundenen Baſſins, welche Napoleon graben ließ. Eben wurde an einer Vergrößerung des dritten Beckens, zunächſt am Seearſenal, gearbeitet. Die zwei erſten Baſſins waren mit Schiffen ſo ziemlich gefüllt, eines darunter führte den Namen „Homer." Um den Hafen ſtehen im Quadrate viele neue, ſchöne Gebäude. An dem einen war eine Art Zeltdecke herabgelaſſen, unter welcher mehre Leute beim Bier ſaßen.

Digitized by Google

Ich wollte auch einmal das bekannte belgiſche Bier verſuchen, von dem man in den Gaſthöfen nichts zu ſehen bekommt, nahm alſo mit meinem Lohnbedienten Platz, und dieſer verſprach, für die beſte Sorte zu ſorgen. Er brachte ſogenanntes Farobier, welches man für das Beſte hält. Ihm ſelbſt mundete es wohl; ich aber fand es ſauer und hielt mich lieber an Weißbier. Ich hatte mit dieſem erſten Verſuche ein für alle Mal von allem belgiſchen Biere genug; die Zeit neigte ſich zum Herbſt, und den Belgiern ergeht es auch, wie den Brauern anderer Länder, ihre Biere bekommen, wie man bei uns zu Lande zu ſagen pflegt, einen Stich, das heißt, ſie fangen an, ſauer zu werden; ich kann verſichern, der Stich dieſes belgiſchen Bieres war ſo bedeutend, daß ein baieriſcher Gaumen es ungenießbar finden mußte.

Von Kriegsfahrzeugen war hier wenig zu ſehen. Eine einzelne belgiſche Brigg lag als Wachtſchiff mitten in der Schelde. In einem der Baſſin's ſtand ein altes, abgetakeltes holländiſches Kriegsſchiff, das dem Verfalle nahe war. Ein Mann hielt ſich darin auf, welcher Schauluſtigen die leeren Räume gegen ein Trinkgeld zeigte; ich hatte nicht Luſt, ſeiner Einladung zu folgen, da ich das Alles auf den Werfte in Amſterdam weit vollkommener geſehen hatte. Auch das gegenwärtig ziemlich leere Seearſenal konnte mir kein Intereſſe bieten; Belgien hat bis jetzt noch keine Flotte, wird auch ſchwerlich die koſtſpielige Ausrüſtung einer ſolchen in's Werk ſetzen. Die ganze Seemacht beſteht in ein Paar Briggs und einigen Kanonierböten. Erliegt das reiche Holland faſt unter den Koſten ſeiner Flotte: um wie viel mehr müßte eine ſolche das arme Belgien zu Grunde richten, das von ſeinen zweiunddreißig Millionen Gulden jährlicher Einnahme bereits ſiebenundzwanzig Millionen zur Zinſenzahlung verwenden muß, ſo daß zur Beſtreitung der Staatsbedürfniſſe nur noch fünf Millionen übrig bleiben! —

Antwerpen iſt, wenn auch nicht der Geburtsort, doch die eigentliche Heimath von Rubens. Hier lebte, hier wirkte der große Meiſter, nirgends trifft man ſo viele Gemälde von ihm, als hier. Die Stadt iſt im Begriffe, dem Künſtler ein bronzenes Standbild zu ſetzen. Das Modell, von einem gewiſſen Geefs in Brüſſel, war bei meiner Anweſenheit bereits fertig; der Guß ſollte in Lüttich vorgenommen werden. Wahrſcheinlich wird unterdeſſen das Ganze vollendet worden ſeyn. Ich wandte mich nach der ſtädtiſchen Gemäldeſammlung, der ſogenannten Academie, die ſich in einer ehemaligen Franziskanerkirche befindet. Hier werden nur Bilder von Antwerpner Künſtlern geduldet; von Rubens zeigt man achtzehn. Schade, daß die Gemälde durch das Licht, welches von oben hereinfällt, ſchlecht beleuchtet ſind! Für das vorzüg-

lichſte Bild dieſer Sammlung gilt das beſte Werk des Quintin Meſſis, die Grablegung Chriſti. Meſſis war zu Antwerpen im Jahre 1540 geboren, ſoll bis zu ſeinem zwanzigſten Jahre das Schmiedehandwerk getrieben haben, und durch die Liebe zu einem Mädchen für die Malerei beſtimmt worden ſeyn. Noch jetzt zeigt man vor der Cathedrale einen künſtlichen Brunnen, deſſen eiſerne Zierrathen Meſſis geſchmiedet haben ſoll. Das eben genannte Bild war früher ein Altargemälde des Domes; der geſtorbene Chriſtus, von dem Beurmann nicht mit Unrecht ſagt, daß die grelle Leichenfarbe ihn anwiderte, liegt im Vordergrunde, umgeben von den Leidtragenden; von den beiden Seitenbildern zeigt das eine den Herodes und die Herodias mit dem Haupte Johannes des Täufers, das andere ſtellt den Evangeliſten Johannes dar, wie er in Oel geſotten wird; zwei ſehr treffend gemalte Kerle ſchüren das Feuer.

Das vorzüglichſte Bild, welches dieſe Sammlung von Rubens beſitzt, iſt Jeſus am Kreuze. Chriſtus hängt zwiſchen den beiden Schächern, links ein Soldat zu Pferd, die Seite durchſtechend, rechts die Maria in edlem Schmerze. Ein anderes, ausgezeichnetes Bild iſt von Cornelius de Vos, einen knieenden Ritter darſtellend, welcher einem Biſchof ein goldenes Gefäß überreicht, mehre Geiſtliche ſtehen herum, rechts knieen Männer, Kinder und Frauen.

Antwerpen, ſeit Jahrhunderten bekannt als Heimath und Geburtsort großer Maler, namentlich Rubens, van Dyk's, Meſſis, Calvaert's, Teniers Vater und Sohn, und mehrer Anderer, iſt auch heut zu Tage noch ein Hauptſitz der niederländiſchen Schule, und beherbergt in ſeinen Mauern nicht unbedeutende Künſtler. Ich bezeichne hier namentlich die berühmten Hiſtorienmaler Wappens und Brakelaer, deren meiſterhafter Pinſel fortwährend daſelbſt thätig iſt. Von Brakelaer ſah ich in der Kunſtausſtellung ein großes Gemälde, eine Antwerper Scene aus den Kriegen gegen die Spanier darſtellend. Links dringen die Spanier vor, das Feuer beleuchtet das Rathhaus, der Bürgermeiſter von Antwerpen fällt verwundet, den Degen in der Hand, ſeine Frau fällt ihm um den Hals; Antwerpner Bürger ſtürzen ſich in den Kampf. Geniale Auffaſſung, ſchöne Zeichnung, ausdrucksvolle Köpfe, die Wirkung des Ganzen vortrefflich.

Unter den Kirchen Antwerpen's iſt die von St. Jaques die prächtigſte, ein majeſtätiſches, aus Quadern im gothiſchen Style aufgeführtes Gebäude, mit zwei coloſſalen Thürmen, die zwar von gleicher Höhe, jedoch, wie die meiſten Thürme dieſer Art, nicht ausgebaut ſind. Das Innere der Kirche iſt ganz von Marmor, hell und freundlich; die Kanzel und einzelne Kirchenſtühle zeigen auch hier, wie anderwärts in

Digitized by Google

Holland und Belgien, vortreffliche Schnitzwerke aus Holz; einzelne Gemälde berühmter Meiſter, auch von Rubens, hängen umher. Im Hintergrunde iſt Rubens Begräbnißcapelle, welche auf Verlangen geöffnet wird. Unter derſelben liegen Vater, Frauen, Söhne Rubens und er ſelbſt begraben. Daſelbſt hängt auch ſein Familiengemälde, worauf ſich der Künſtler ſonderbarer Weiſe als Ritter Georg, mit dem Panzer angethan, dargeſtellt hat.

Der Dom von Antwerpen iſt einer der größten Tempel der Chriſtenheit. Er ſteht auf einem anſehnlichen, freien Platze, und iſt gleichfalls aus Quadern aufgeführt. Sein Inneres zeigt zwar nicht die Pracht der Kirche St. Jaques, iſt aber gleichfalls mit vielen Gemälden von Rubens und herrlichen Schnitzarbeiten geſchmückt. Das Bewunderungswürdigſte an dieſem Gebäude iſt der Thurm, nach Ausſage der Antwerpner der höchſte in Europa, ſeine Höhe beträgt 444 Fuß; ein zweiter Thurm wurde nicht vollendet; im Uebrigen iſt das Aeußere der Kirche einfach, man vermißt die gothiſchen Verzierungen anderer Bauwerke dieſer Art. Wer die Höhe nicht durch die Angabe kennt, der möchte es nicht wohl wagen, dieſen Thurm dem Münſter in Straßburg an die Seite zu ſetzen; hier hat, wie man zu ſagen pflegt, die Form vollſtändig die Maſſe beſiegt. Frei und kühn, man möchte faſt ſagen, mit Grazie, erhebt ſich dieſer Thurm, beſonders ſein durchbrochenes Steindach in eine Höhe, die man erſt dann zu würdigen weiß, wenn man ihn beſteigt, und von oben auf die Stadt herabſieht. Antwerpen mit allen ſeinen Kirchen liegt dann tief unter den Füßen, man überſieht eine unendliche Ebene, und kann den Lauf der Schelde bis nahe an ihre Mündungen verfolgen.

Betende traf ich in den Antwerpner Kirchen wenige. Man rühmt ſonſt die Frömmigkeit der Stadt im Vergleiche zu Brüſſel, wo ſich alle religiöſen Anſichten durchkreuzen; ich ſah jedoch hier nur wenige, alte Weiber ihre Andacht verrichten; die Portiers, welche mit Degen und großen Stöcken in den Kirchen umhergingen, wären für die Aufrechthaltung der Ordnung heute durchaus nicht nöthig geweſen. Die katholiſche Geiſtlichkeit Belgiens trägt auch außerhalb der Kirche ein beſonderes Amtskleid, große, dreieckige Hüte und ein ſchwarzes Mäntelchen. Ich konnte weder in Antwerpen, noch in einer anderen belgiſchen Stadt bemerken, daß man dieſe Leute viel beachtete, oder ſie grüßte. Es iſt bekannt, welchen bedeutenden Einfluß die belgiſche Geiſtlichkeit auf die öffentlichen Angelegenheiten ausübt. Die Urſache hievon kann nur in zwei Punkten gefunden werden, einmal in dem Reichthum der Kirchen, ſodann in der Anhänglichkeit des Volkes an den Clerus. Die

Aufbewahren von Geräthſchaften der Arbeiter beſtimmt. Hier ſah man mehre ſchwarz bemalte Kreiſe an die Bretter gezeichnet, welche die Größe der Kugeln darſtellten, die aus Pairhans Rieſenmörſer geſchoſſen wurden. Vor dem Häuschen lagen einige Bruchſtücke dieſer ungeheuren Bomben; ſeitwärts waren ganze Haufen von Kanonen- und Bombenkugeln aufgeſchichtet, die man aus dem Boden gegraben hatte.

Tritt man auf die einzelnen Forts hinaus, ſo hat man die Ausſicht auf die Stadt, und auf eine weite, grüne Ebene, deren ſumpfiger Boden den Franzoſen die Belagerungsarbeit ſo ſehr erſchwerte. Nach der Seite hin, die der Stadt entgegengeſetzt iſt, liegt das Fort Montebello, von welchem aus die Franzoſen die Citadelle beſchoſſen; manche franzöſiſche Kugel fiel über die Feſtung hinaus, in das befreundete Antwerpen. Als wir auf einem der Bollwerke angelangt waren, wies mich mein Tambour an einen Knaben, der hier eben beſchäftigt war, mehren engliſchen und franzöſiſchen Familien eine Erklärung der Oertlichkeiten zu geben. Er ſchien ſeine Erklärung buchſtäblich auswendig gelernt zu haben; denn ſie ging in gemeſſenen, regelrechten, franzöſiſchen Sätzen von Statten; General Gerard und Chaſſé bildeten, wie natürlich, die Hauptperſonen darin. Er benannte die einzelnen Forts, und bezeichnete die Gegend, wo die Laufgräben eröffnet wurden und die Belagerungsarmee von 50,000 Mann vertheilt war. Ich halte es für überflüſſig, aus ſeiner Erklärung Mehres anzuführen, weil die Geſchichte jener Belagerung noch allgemein in friſchem Andenken iſt; nur die Bemerkung will ich hier noch beifügen, daß ich mir die Lage der Citadelle etwas höher über der Stadt gedacht hatte; die Wälle der Feſtung liegen mit den Dächern der Antwerpener Häuſer faſt in gleicher Fläche.

Unſer Zug wandte ſich von hier nach dem Fort Duc in die Kaſematte des Generals Chaſſé; ſie bietet außer der Erinnerung an den alten General nichts Intereſſantes. Hier wollte ſich der greiſe Krieger von ſiebenundſechzig Jahren ſammt den Trümmern der Citadelle in die Luft ſprengen: eine Aufopferung, die wohl eines höheren Zweckes würdig geweſen wäre. Der Lohn kriegeriſcher Tapferkeit, der Ruhm blieb nicht aus, ſein Name erfüllte damals Europa. Auch hier, wie es ſeit Jahrhunderten das Schickſal des Untergebenen iſt, vereinigten ſich alle Strahlen des Glanzes und der Bewunderung in dem Feldherrn; indeß der Soldat, welcher draußen auf den Wällen im Feuer ſtand, und die Erfolge mit ſeinem Blut erkämpfte, in der Maſſe ſpurlos verſchwinden mußte. Man erinnert ſich noch deutlich, wie damals Alles

von dem beharrlichen Muthe des Generals Chaſſé ſprach, und der fünf tauſend Mann ſtarken Beſatzung kaum gedachte.

Ich ſchied von Antwerpen mit jenem unbefriedigten Gefühle, welches hochgeſpannte Erwartungen, rege gemacht durch allzu glänzende Schilderungen, nicht ſelten in dem Reiſenden zurücklaſſen. Hier lag die Schuld wohl an mir, der ich die Vergangenheit zu lebendig in die Gegenwart hereintrug, und äußere Denkmäler eines alten Glanzes erwartete, welche vielleicht, die beiden Hauptkirchen ausgenommen, gar niemals vorhanden waren; im Allgemeinen aber möchte bei dieſer Gelegenheit wohl die Bemerkung einen Platz verdienen, daß dem Reiſenden, der ſich durch Lecture auf ſeine Reiſe vorbereitet hat, nicht ſelten an Ort und Stelle der Genuß ſehr geſchmälert wird. Er hat die Schilderungen nicht bloß mit beſonderem Intereſſe geleſen, ſondern ſeine eigene Phantaſie hat ſie wohl auch noch weiter mit reizenden Farben ausgemalt; kommt er nun an Ort und Stelle, ſo ſieht er ſich nicht nur häufig genöthigt, ſeine eigenen Ausſchmückungen wegzuſtreichen, ſondern er findet auch zu ſeinem Bedauern, daß ſchon die Augen des Reiſebeſchreibers durch ein Vergrößerungsglas geſehen hatten, und die Gegenſtände erſcheinen ihm jetzt vielleicht in einem noch geringeren Lichte, als ſie es in Wahrheit verdienen. — Eine erfreuliche Erſcheinung zum Schluſſe war die billige Rechnung des Gaſtwirthes, billiger, als irgendwo in Deutſchland. Belgien überhaupt zeichnet ſich durch mäßige Rechnungen aus, was, nach den ungeheueren Preiſen in Holland, den Reiſenden nur um ſo angenehmer überraſchen muß.

Dramaturgiſche Umriſſe.

Ueber einige theatraliſche Erſcheinungen in Wien.

Sie fordern mich ſo freundlich auf, Ihnen Einiges über die Theater unſerer Stadt für Ihr Journal zu ſenden, das nicht ſowohl das Allerneueſte leicht und unzuſammenhängend beſpricht, als vielmehr ein hiſtoriſches Intereſſe für die dramatiſche Kunſt überhaupt haben ſoll, daß ich nicht länger anſtehen mag, Ihrem Wunſche zu entſprechen, und den Verſuch hiemit wage. Als Ausgangspunkt meiner Notizen nehme ich den Abſchnitt der Ferien des Burgtheaters und der Abreiſe der italieniſchen Sänger.

Die italieniſche Oper mit der gewaltigen Ungher, dem tüchtigen Badiali, dem ſtimmkräftigen Poggi, dem gewandten Salvi, der lieblichen Mazerelli und dem Alles berechnenden Coſelli aus alter Zeit, hatte ſich nach allen Himmelsgegenden zerſtreut, um der deutſchen Oper mit ihrem Staudigl, der Haſſelt und Luzer, zweien Mächten, bei denen der ewige Friede nicht wohl vorauszuſetzen iſt, Platz zu machen. Das Publikum iſt bei ſolchem Ab- und Antritt durch

Digitized by Google

Applaudiren, Acclamiren und Accompagniren faſt ſo thätig, wie die Gegenſtände ſeiner, oft nur gar zu weit getriebenen Vorliebe und Verehrung ſelbſt, und fordert damit im Grunde die Critik faſt eben ſo heraus, wie dieſe letztere, inſofern jede Uebertreibung gerechtem Tadel unterliegt. Sehr komiſch wird übrigens ein ſolches Accompagnement nach dem Theater zur Wohnung der Sängerin und Tänzerin, wenn ſich die mitfigurirenden Gaſſenbuben und ſonſtigen ehrſamern Begleiter gegenſeitig darüber ausfragen, wem denn ihr Mitlaufen und Schreien eigentlich gelte? — So reiht ſich denn allmählig ein großes Gefolge aneinander, das die Neugierde, was denn eigentlich geſchehen wird, zuſammenhält. Eine Befriedigung, die ja, beim Licht beſehen, der Antrieb zu jedem Spektakel in Wien iſt.

Das Joſephſtädter Theater war für einige Zeit geſchloſſen, um dann — es wurde gebaut — im neuen Glanz wieder aufzutreten. Die Direction gibt ſich alle Mühe, und ſieht dieſe auch meiſt belohnt, denn es hat ſich nach und nach wieder ein Publikum für dieſes Theater gebildet. Hier wäre freilich die Frage zu ſtellen, warum denn der Director *Carl*, der in früherer Zeit auch dieſes Theater in Beſchlag genommen hatte, bei, doch weit ausreichenden Mitteln, und bei ſeinem, in hieſigen Blättern, ſo oft hochgeprieſenen Directionsgeiſt, nicht auch zu dieſem Ziele gelangt ſey? — Allein die Beantwortung dieſer Frage iſt mißlich und würde zu weit führen. Sie wird daher lieber vermieden. Im Allgemeinen ſtehe jedoch, ohne weitere Beziehung, die Bemerkung hier, daß nicht immer und überall der Grundſatz beim Theater ausreiche, den Gegenſtand bis zum tiefſten und Aeußerſten herabzudrücken, und dann, da die Hauptſache, die Caſſe, geſichert iſt, geduldig und getroſt abzuwarten, was kommen wird. Kann es doch in keinem Fall mit Schaden verbunden ſeyn! — Am Schluß der Vorſtellungen im Joſephſtädter Theater kam auch die letzte Oper von *Meyerbeer* — doch leider! nicht die *Hugenotten*, ſondern die *Ghibellinen in Piſa*, zur Aufführung. Ob jedoch der Compoſiteur damit zufrieden zu ſeyn Urſache hatte, daran iſt ſehr zu zweifeln, denn obwohl Mitglieder und Direction allen Fleiß und alle Kräfte aufboten, ſo fehlte doch den, durch die Umarbeitung des Textes verunſtalteten und leeren Scenen, jener belebende Lichtſtrahl, der die einzelnen Muſikſtücke einer Oper zur wahren Bedeutung erhebt, wenn nämlich durch ihn die Situationen, denen ſie ſich anſchließen, deutlich hervortreten. Der Bearbeiter hatte ſich das unſelige Quidproquo zu Schulden kommen laſſen, daß er die religiöſen Motive in politiſche umgeſtaltete, wodurch zugleich die triſte Nothwendigkeit veranlaßt wurde, daß mehre Muſikſtücke verkürzt und

verſtümmelt, andere ganz ausgelaſſen werden mußten. Zum Glück rettete ſich der herrliche vierte Act aus dieſem Chaos ſo ziemlich heraus, in dem die unvergleichlich ſchönen Melodien und Harmonien ſich unverkümmert geltend machen konnten, denn die darin vorherrſchende Situation war von dem Bearbeiter verſchont geblieben, und daher deutlich und erwärmend. In jedem Fall aber iſt ſchon der gute Wille zu loben, das hieſige Publikum, wenn auch nur durch Andeutungen und Einzelnes, mit dieſem ausgezeichneten, mit Recht gefeierten, Meiſterwerke bekannt zu machen. Sonſtige Poſſen und Schnurren auf dieſem, wie auf den andern Vorſtadttheatern, bleiben lieber unbeleuchtet, da ſeit Raimund nur höchſt ſelten eine entſchädigende Oaſe aus dieſem dürren Sandmeer hervortaucht. Doch folgt ein verunglücktes Product dem andern, da es auf dem Zettel doch das lockende Aushängeſchild „zum erſten Mal" an der Stirne trägt. Der Hang des Publikums, zu lachen und ſich zu zerſtreuen, der in Wien überhaupt große Unterſtützung findet, ruft dieſe lokalen Späſſe ſo ernſtlich hervor, und es iſt nur zu verwundern, daß ſie auch ihren Weg auf ſo manches gefeierte Theater außer Oeſtreich machen.

Das Hof-Burgtheater hatte vor ſeinen jährlichen Ferien auf eine ſehr erfreuliche und würdige Weiſe die Vorſtellungen geſchloſſen, indem zuletzt das zweite Stück der Raupachſchen Cromwell-Trilogie, „Cromwell's Ende," zum erſten Mal in die Scene trat, und dadurch zweien der ausgezeichnetſten Mitglieder, Herrn La Roche und Mad. Rettich, in den Rollen des Cromwell und der Lady Eliſabeth Claypole, eine neue, ſchöne Gelegenheit gab, ihr reiches Talent zu entfalten. — La Roche entſprach, mit Verſchmähung jedes Haſchens nach Pſeudo-Effecten, wodurch ſich dieſer Mime in ſeinem Spiel überhaupt ſo verdienſtlich auszeichnet, den Anforderungen ſeiner Rolle ganz, indem er ein durchaus wahres, bis in das Einzelnſte getreues, Charakterbild aufſtellte. — Auch die Selbſtverleugnung, die er dabei bewies, iſt höchſt lobenswerth, denn allerdings bieten ſich mehre Momente dar, Rührung hervorzubringen, und wie ſehr dieß Herr La Roche in ſeiner Gewalt hat, hat er uns ſo herrlich in den Rollen des Attinghauſen, des armen Poeten u. ſ. w. bewieſen, allein er benutzte ſie nur, ſo weit es Cromwells Lage und Charakter bedingten. — Schon die Wahl und meiſterliche Aneignung ſeiner Maske — auch ein Vorzug, der dieſem Künſtler in jeder ſeiner Rollen zugeſtanden werden muß, — paßte in allen Theilen ſo ganz zu dem Bilde, das uns von Cromwell zurückgeblieben iſt, daß man, wie bei Ifflands Lear in früherer Zeit hätte ſagen können, er brauche nur mit ſeinem derben, oft unruhig abgebrochenen

und heftigen Schritt über die Bühne zu gehen, um den einſtimmigen Ausruf zu veranlaſſen, „das iſt Cromwell!“ Sein Spiel aber bezeichnet durchaus, im treuſten Spiegel, ſowohl den nüchternen, arbeitſamen und genauen Geſchäftsmann, deſſen ſchlaue Verſtellungskunſt ſich mit ſeltner Kühnheit paart, als auch den kalten, unerſchrocknen Staatsmann, der Alles, was der Moment bringt, zu ſeinen Zwecken aufzugreiſen und zu benutzen weiß, ſo brachte er auch die, vom Dichter, der Geſchichte gemäß, eingewebten Nüancen, daß der Protector ein ſchlechter Redner und überhaupt in ſeinem Aeußern und Betragen nicht eben geſchliffen war, ſein Mißtrauen, den verſteckt gehaltnen Wunſch nach der Krone, die Vorliebe zu ſeiner Tochter ꝛc., zur klarſten Anſchauung, und es war der enthuſiaſtiſche Beifall des Publikums, der dem Künſtler in jeder Scene gezollt wurde, nur ein höchſt verdienter. Als er von ſeiner Kunſtreiſe zurück gekommen war, betrat er als Cromwell zum erſten Male wieder die Bühne, und wurde von dem Publikum mit dem einſtimmigſten, rauſchendſten Beifall empfangen.

In der Rolle der Lady Eliſabeth Claypole machte ſich das eminente Talent der Mad. Nettich, dieſer wahrhaft geweihten und würdigen Künſtlerin, wieder auf glänzende Weiſe geltend. In der Sterbeſcene, am Schluß des vierten Actes, erreicht ſie den Gipfel ihrer Kunſt, indem ſie ſich, einer gottvollen Seherin und Prophetin gleich, zur verklärendſten Begeiſterung aufſchwang, und Aller Herzen mit unwiderſtehlicher Gewalt ergriff und mit ſich fortriß. Dieſe Scene allein gibt Mad. Nettich den gültigſten Anſpruch auf den Ruhm einer Künſtlerin, und rechtfertigt den hohen Ruf, den ſie ſich in der Kunſtwelt erworben hat. Auch überſtieg der Enthuſiasmus, den dieſe Scene im Publikum hervorbrachte, alle gewöhnliche Schranken, und das Lärmen und Applaudiren wollte gar nicht enden, denn auch La Roche ſpielte darin, alle die beſtechenden Künſte eines gewöhnlichen, zärtlichen Vaters verſchmähend, ſo ganz dem Charakter und der vielſeitig bedrängten Lage Cromwells gemäß, und doch ſo ergreifend, daß ſie eine Meiſterſcene in jeder Hinſicht genannt werden muß.

Die andern Rollen treten ſehr in den Hintergrund zurück, nur mit Ausnahme des Hewet, die vom Dichter offenbar als eine dankbare gezeichnet wurde. Doch war Herr Marr, dem ſie anvertraut war, nicht im Stande, ſie zur Bedeutung hervorzuheben. Auch ließ er ſich mehrmals den Vorwurf der Unverſtändlichkeit zu Schulden kommen. Im Ganzen aber war die Darſtellung des Stückes mit Fleiß und Umſicht in die Scene geſetzt.

Eine andere merkwürdige Erſcheinung auf dieſer Bühne war der „Fauſt von Göthe," welcher zum erſten Male und zwar zum Beſten der Errichtung von Mozarts Denkmale, aufgeführt wurde. Früher waren nur wenige, einzelne Scenen daraus gegeben worden, und wiewohl man auch jetzt nicht mit dem Buch in der Hand der Darſtellung folgen durfte, um nicht durch ſo manche Lücke und Scenenverſetzung confus zu werden; ſo war doch das Meiſte und der letzte Akt ganz unverkürzt geblieben, und die Darſtellung im Ganzen erwarb ſich großen, bis zum Schluß ſteigenden Antheil. — Herr Löwe gab den Fauſt — doch wollt' es ihm nicht glücken, dieſe Rolle ſeinen ausgezeichneten anreiben zu können, da er ſie zwar mit allem Fleiß gab, aber nicht immer den Geſichtspunkt im Auge behielt, aus welchem die Rolle zu betrachten und darzuſtellen iſt. — Erwägen wir die Natur und Tendenz des Gedichtes ſelbſt, ſo ergibt ſich, daß die Rolle des Fauſt ganz anders und weit tiefer aufgefaßt ſeyn will, als jede andere, oder vielmehr, daß ſie gar keine Rolle ſey, am wenigſten eine ſolche, bei der mit den gewöhnlichen Mitteln auszureichen iſt. — Aber eben deßwegen iſt es auch nicht zu leugnen, und auch ſchon oft zur Sprache gekommen, wie dieß Gedicht keineswegs dabei gewonnen habe, daß es auf dem Theater zur Darſtellung gebracht worden iſt. — Es eignet ſich keineswegs dazu. — Welcher Denkende und Fühlende hat es nicht ſchon von einem ganz andern, ihm weit näheren und innigeren Geſichtspunkt betrachtet, als dem einer Theater-Vorſtellung? Das Gedicht iſt uns eine Abſpieglung unſeres eigenen Selbſt geworden. — Es iſt das Buch, das uns als treuſter Freund auf Reiſen begleitet, und unmittelbar in unſer Leben eingegriffen hat, das Buch, das uns heilige Kernſprüche aus Leben und Kunſt in üppiger Fülle ſpendet, daher es auch aller Orten, beſonders aber da, wo einem Schriftſteller der rechte Ausdruck fehlt, und es ihm doch darum zu thun iſt, den Nagel auf den Kopf zu treffen, ſtellenweiſe eint wird. — Faſt kein Journal, keine Deduction, keine Abhandlung ꝛc., die Leben und Kunſt zum Gegenſtand hat, erſcheint, ohne ſolche Auszüge aus Göthe's Fauſt, und alle enthalten praktiſch tüchtige und theoretiſch lehrreiche Lebenswahrheiten. Werden dieſe nun auf die herkömmliche Weiſe, wie jede andere, auswendig gelernte Redeaufgabe von den erleuchteten Brettern herabdeklamirt, ſo iſt dieß für uns eher eine Profanation, als eine Weihe des Gedichtes. — Wir fühlen, wie ſehr wir alle unter dem Gewicht dieſer Anſichten und Wahrheiten ſtehen, wie ſehr wir Alle dabei unmittelbar betheiligt ſind. — Göthe's Gedicht will tief innig, alles Deklamationsprunkes entkleidet, geſprochen ſeyn, wenn

ihm, ſeinem inneren Weſen nach, Recht widerfahren ſoll. Es bezieht ſich dieß nicht allein auf die Rolle des Fauſt, ſondern auch auf alle andere Rollen in dieſer Tragödie, wenn nun einmal hier von Rollen die Rede ſeyn muß, beſonders auch auf die des Mephiſtopheles, die noch leichter einer Mißdeutung ausgeſetzt iſt, als die des Fauſt. — Es iſt wohl leicht erklärbar, wie dieſe Rolle zu manchem theatraliſchen Unfug, zu mancherlei frivolen Zuſätzen und carikirten Ausſchmückungen, Veranlaſſung geben kann, und auch ſchon gegeben hat. Denn es betrifft ja eine ideale, excentriſche Figur, für die es keinen Maßſtab gibt, mit einem Wort: den Teufel ſelbſt. — Da reckt und dehnt ſich denn ſo Mancher in ſeinen Geſten und Reden auf recht frappante Weiſe, damit ja der Teufel nicht zu verkennen ſey; der verpuſtet in Gretchens Zimmer, um mit ſeinem Athem die Luft zu vergiften; der verſtellt ſein Organ nach größter Möglichkeit; der ſucht den Pferdefuß, da er ihn nicht zeigen kann, durch Gang und Bewegung, jener den Pudel durch Kriechen und auch wohl durch Gebell durchblicken zu laſſen u. ſ. w. Allein es fragt ſich nur, paßt dieß auch zum Götheſchen Fauſt, überhaupt zu einem Götheſchen Gedicht, zu Göthe's Art und Weiſe, zu ſeiner reinen, gediegen klaren Kunſt-Anſicht? — Wo hat ſich Göthe zu Schulden kommen laſſen, nach Effect zu haſchen; wo gibt ſich bei ihm das Schöne nicht ſo, wie eine reine, ſchuldloſe Jungfrau, die im Glanz ihrer Schönheit dahin wandelt, ohne irgend eine Anforderung an Andere, dieſe ihre Schönheit anzuerkennen, ja, ohne ſelbſt dieſer Schönheit bewußt zu ſeyn? — Nirgends die Spur eines müßigen, unruhigen Strebens nach Effekt, Alles nur, wie der Mann ſelbſt im Leben: dem Höchſten zugewandt, ohne nur einen Augenblick des koſtbaren Daſeyns durch zweckloſes Treiben, durch unnützes Geſpräch u. ſ. w. verlieren zu wollen, was man ihm dann auch wohl als Stolz und Hochmuth ausgelegt hat. — Geprieſen ſey daher Herr La Roche, daß er uns den Mephiſtopheles ſo ganz im Geiſte des Dichters, beſonnen und klar, nur mit dem nöthigen Accent von verhöhnender Schärfe und verlachendem Spott, ohne alle fremdartige Beimiſchung darſtellt. — Er beweiſt dadurch, wie tief er in den Geiſt der Götheſchen Dichtung eingedrungen iſt, und wie bei ſeinem vieljährigen Aufenthalt in Weimar, der perſönliche Verkehr mit dem Dichter ſelbſt, nicht ohne die wohlthätigſten Folgen für ſeine Kunſt geblieben iſt.

Mad. Rettich ſtellte in der Rolle Gretchens, die lieblichen, naiven Scenen der erſten Acte, wo ſie zugleich ihre entſchiedene Befähigung auch zu Darſtellungen im Luſtſpiel auf überraſchende Weiſe

bewährte, mit den Endſcenen des Ganzen in einen höchſt wirkſamen, anregenden Contraſt, indem ſie den, Mitleiden und Grauen erregenden, Ausbrüchen des Wahnſinns eben ſo in allen Anforderungen genügte, wie früher dem Bilde des unſchuldig genügſamen, durch Liebe bethörten Bürgermädchens; der einſtimmigſte Beifall ward ihr mit Recht in jeder Scene zu Theil. Außerdem erwarb ſich auch noch beſonders Herr Fichtner in der kleinen, aber bedeutenden Rolle des Valentin, allgemeinen Antheil und Beifall. Das Ganze war gut in die Scene geſetzt, bis etwa auf die Erſcheinung des Erdgeiſtes, die wohl myſtiſcher und großartiger eingeführt werden müßte, um nicht blos von Fauſt, ſondern auch vom Zuſchauer, dafür erkannt zu werden.

M—ll.

Feuilleton.

I.

Literatur.

Max Emanuel,
Prinz von Würtemberg,
und
ſein Freund Carl XII.,
König von Schweden.
Ein biographiſch-hiſtoriſcher Verſuch
von
Sigmund Schott.
Mit den Porträts von Max und Carl XII.
Stuttgart, Verlag von Adolph Krabbe.

Memoiren, Selbſtbiographien, Denkwürdigkeiten und mit Fleiß gearbeitete Monographien ſind für die Geſchichte ganzer Zeiträume, für die Geſichtspunkte, aus denen große, hiſtoriſche Ereigniſſe zu nehmen ſind, von hohem Werthe, und es verdient, wer ſich mit Fleiß und Umſicht der Sammlung von Nachrichten über Männer unterzogen hat, die eine bedeutende, wenn auch nicht hervorragende Rolle geſpielt haben, wohl den Dank der Geſchichtsfreunde, die nicht zufrieden mit dem ſehr oft Mangelhaften ſind, was bisher als Reſultat aus den Ereigniſſen einer Periode gewonnen iſt, ſondern gern das Bild einer ſolchen noch immer vollſtändiger, treuer und lebendiger ſich geſtalten ſehen mögen.

Der Stoff der vorliegenden Monographie iſt ein höchſt intereſſanter; ein Prinz aus einem der deutſchen fürſtlichen

Häuſer, bei deſſen Mitgliedern hohe Tapferkeit ſtets heimiſch war, eilt, auch ſeinen Theil kriegeriſcher Lorbeeren zu pflücken, und ſchließt ſich dem Geſchicke eines Königs an, deſſen Ruhm die Welt erfüllte. Carl XII. empfing den jungen Würtemberger mit väterlicher Gute, und hielt ihn auf allen Kriegsfahrten ſtets in ſeiner unmittelbaren Nähe, bis die Schlacht von Pultawa ſie trennte, wo der junge Prinz, nach der heldenmüthigſten Gegenwehr, gefangen ward, während ſein König zu den Türken flüchten mußte.

Die Thaten, welche Carl XII. ausführte, und an denen Max Emanuel Theil nahm, ſind anſchaulich geſchildert, und der Verfaſſer hat die vorhandenen, gedruckten Quellen offenbar mit vielem Fleiße geleſen und mit richtiger Critik benutzt; indeſſen hat er es verſäumt, manches Naheliegende in den Kreis ſeiner Schilderung zu ziehen. So würden die Geſtalten Carls XII. und des jungen Fürſten, der den Schwedenkönig als ſein Ideal verehrte und ſich nach ihm zu bilden ſtrebte, prägnanter hervortreten, wären ſie im Zuſammenhange oder vielmehr im Conflicte mit der weichlichen, verdorbenen Zeit geſchildert, die damals ihren Anfang nahm, wäre der eigenthümliche Charakter Auguſts des Starken, der Sachſens beſtes Mark, Sachſens Schätze und die Blüthe ſeiner Jugend in den Kriegen um die polniſche Königskrone und in unſinniger Zügelloſigkeit und Verſchwendung vergeudete, ſtärker hervorgehoben, und endlich die Stellung der damaligen europäiſchen Diplomatie, die ihre höchſten Triumphe in gegenſeitiger Prellerei und Ueberliſtung ſuchte, dem Schwedenkönige, der in ſeiner Ehrlichkeit ihr ſtets ſchroff und hart gegenüberſtand, mehr entgegengeſetzt worden. Auch Peter I. iſt, da er ſo ſehr in Carls und der Seinen Geſchick eingriff, wohl zu flüchtig geſchildert. Eine nur eben hingeworfene Parallele zwiſchen Beiden ſcheint jedoch ſehr richtig: „Es iſt intereſſant, Carl XII. und Peter I. neben einander zu ſehen: Jener hochherzig, offen, aber von beſchränktem Ideenkreis; Dieſer roh, ja gemein, kein Mittel ihm zu ſchlecht, aber auch keine Reform, kein zeitgemäßes Bedürfniß fremd; Beide ausgeſtattet mit einer ungeheuern Feſtigkeit des Willens." — Sehr treffend, wenn gleich auch nur flüchtig, iſt angedeutet, wie Carls XII. Thun minder abenteuerlich war, als man gewöhnlich anzunehmen geneigt iſt; daß vielmehr das Bewußtſeyn, Schweden müſſe wieder, wie zur Zeit Guſtav Adolphs, den Rang unter den erſten Mächten Europa's einnehmen, den ritterlichen König beherrſchte, und wie er, vielleicht ohne daß er ſich davon Rechenſchaft geben konnte, ein Hauptziel ſeines Lebens war, der Ausbreitung des Slaventhums in Europa ſich entgegenzuſtemmen.

Sehr bemerkenswerth iſt die Vertheidigung Carls XII. gegen den Vorwurf, der ihm von ſo vielen Seiten gemacht wird, er habe ſich gegen Patkul Ungerechtigkeit und Grauſamkeit zu Schulden kommen laſſen. Patkul hatte Verrath an ſeinem Vaterlande begangen, er war, ſeinem eigenen Geſtändniſſe zufolge, Haupturheber der Allianz zwiſchen Dänemark, Polen und Rußland gegen Schweden, hatte ferner die Waffen gegen die Heere ſeines Königs getragen, und deſſen Feinde unaufhörlich wider ihn gehetzt; für ſolche Vergehen iſt, wenn überhaupt Rechtmäßigkeit der Todesſtrafe ſtatuirt wird, Hinrichtung nicht zu harte Ahndung; — daß ſie auf ſo qualvolle Weiſe geſchah, darf nicht dem Könige zur Laſt gelegt werden, ſondern dem Geiſte der Zeit, der barbariſchen Strafen noch nicht ſo abhold war, als unſer humaner gewordenes Jahrhundert. Auch die Erzählung von Carls Beſuch des Schlachtfeldes, wo Guſtav Adolph ſo ruhmvoll gefallen, iſt intereſſant und

höchſt charakteriſtiſch für die edle Denkart des Königs. „Carl beſuchte mit dem Prinzen, bei den Muſterungen der in ganz Sachſen zerſtreut liegenden Regimenter, namentlich auch das Schlachtfeld von Lützen. Ein unbekannter Greis hatte vor einiger Zeit dem König eine wurmſtichige Papierrolle zugeſtellt, enthaltend die Ausſage eines gewiſſen Hans von Haſſeldorf, datirt 4. Juli 1633, der in Guſtav Adolphs Gefolge geweſen ſey, und, nachdem ihm von einer Stückkugel das Bein weggenommen, gleich darauf geſehen haben will, wie der Herzog von Lauenburg den König erſchoſſen habe. Carl ſuchte die in dieſem verſificirten Documente angegebene Stelle, wo ſein Ahn gefallen ſeyn ſollte, auf, zweifelte aber an der Wahrheit jener Ausſage, „denn," ſagte er, „ich halte es für eine Unmöglichkeit, daß ein Fürſt ſo ſchändlich an ſeinem Wohlthäter handelt.""

Max Emanuel ſtarb neun Jahre vor Carl XII. (25. September 1709), in der Blüthe ſeiner Jugend; ſeine treue Anhänglichkeit an den König, dem er ſeine Dienſte geweiht, ſeine ritterliche Tapferkeit und Carls einfache Worte: „er war mein beſter Freund," werden ſein Andenken erhalten. — In flüchtigen Umriſſen iſt die Geſchichte Carls XII. noch bis zu deſſen, neun Jahre ſpäter erfolgtem, Tode vor Friedrichshall fortgeführt, und endet dann mit einer anſchaulichen Skizzirung der Perſönlichkeit und des Aeußern des Königs. Schott nimmt mit vielen Hiſtorikern an, der Schwedenkönig ſey durch Meuchelmord von der Hand ſeines General-Adjutanten Siquier, höchſt wahrſcheinlich auf Veranlaſſung der erbitterten Adels-Partei, gefallen, führt indeſſen nicht die Quellen an, die ihn und ſeine Vorgänger zu dieſer Behauptung beſtimmt haben.

Die Darſtellung, welche in der Arbeit herrſcht, iſt im Ganzen dem Gegenſtande angemeſſen; zu den ſtaunenswerthen Thaten perſönlicher Tapferkeit und einer Ausdauer, die keine Hinderniſſe kennt, paßt gar wohl eine raſche, friſche und jugendliche Erzählungsweiſe, die fern von allen überflüſſigen Reflexionen, wie von allem Schmuck der Rede iſt. Nur hie und da wären einige barocke Ausdrücke und Beziehungen wegzuwünſchen, wie auch das Kundgeben des perſönlichen Gefühls des Erzählers und ſeine Mißbilligung oder ſein Lob hie und da in Bezeichnungen hervortreten, die nicht geeignet ſind, der Erzählung die Würde zu bewahren, die einer hiſtoriſchen Arbeit auch in den geringſten Einzelnheiten nicht fehlen darf.

Der Verfaſſer hat indeſſen offenbar zu viel Beruf für Auffaſſung geſchichtlicher Ereigniſſe, und einen zu richtigen Takt, als daß er nicht aus ſpäteren Arbeiten dieſer Art Flüchtigkeiten und kleine Fehler, wie die angedeuteten, ausmerzen ſollte. Es wäre zu wünſchen, er machte die Geſchichte Carls XII., für die in Deutſchland, und vielleicht auch in Schweden, in unſerer Zeit wenig noch gethan iſt, wie ſehr ſie auch die höchſte Beachtung verdient, zum Vorwurf ſeiner nächſten hiſtoriſchen Studien.

H...k.

Miscellen.

Profeſſor Ranke aus Berlin hat kürzlich mehre Wochen in Brüſſel verweilt, um dort Studien in handſchriftlichen Mittheilungen zu machen, die ſich auf das Zeitalter und die Geſchichte der Reformation beziehen. Er fand dort ſehr reiche Ausbeute, und man kam ſeinen Wünſchen auf ausgedehnte Benützung des Archivs von Seiten der belgiſchen Regierung mit der Liberalität entgegen, der ſich ſchon oft deutſche Gelehrte, die ſich Behufs wiſſenſchaftlicher Zwecke dort aufhielten, zu erfreuen hatten.

— Fremden, welche das Archiv des Gerichtshofes der **doctors commons** in London beſuchen, werden dort die Teſtamente Shakeſpeare's, Miltons und Napoleons gezeigt. Sie ſind auf einen großen Bogen Papier zuſammengeklebt, als ob ſie nur einen Abſchnitt bildeten.

Das Teſtament des großen engliſchen Tragikers enthält eine Zwiſchenlinie, die von ſeiner Hand geſchrieben iſt, und die Worte enthält: „Ich vermache meiner Frau mein Bett und meine beſten Möbel.“ Es iſt von William Budens am 22. Juli 1616 beſcheinigt und gerichtlich bekräftigt worden.

Der bekanntlich blinde Dichter des „verlorenen Paradieſes“ hat ſeinen letzten Willen in der Form eines mündlich gemachten Teſtamentes ſeiner Tochter dictirt.

Das Teſtament Napoleons iſt in feſten und kühnen Zügen geſchrieben; aber das Codicill, das wenige Wochen vor ſeinem Tode hinzugefügt worden iſt, iſt faſt unleſerlich, und beweist, daß ſeine körperliche Kraft ſehr geſchwächt geweſen ſeyn muß.

— Ein holländiſcher Schriftſteller, C. P. E. Robide van der Aa, hat die Sagen unſerer Rheinufer geſammelt, und unter dem Titel: „**Volksverhalen en Legenden aan de Rhijn, Oevers verzamelt, 1ste deel,**“ herauszugeben angefangen.

— Von Alexander Dumas iſt erſchienen der erſte Theil ſeiner **Crimes célèbres**, enthaltend: **les Cenci, la marquise de Brinvillers, Carl Ludwig Sand, Marie Stuart.**

— Franzöſiſche Blätter loben eine in den letzten Tagen in Paris erſchienene Sammlung der Lieder eines jungen Dichters. M. Armand: **Fleurs de Bruyères**, nach bretagniſchen volksthümlichen Melodien zu ſingen. Ein Liedchen, das als Probe mitgetheilt wird, iſt wirklich hübſch:

Nuages, beaux nuages,
Qui venez de la mer
Et glissez sans orages
Dans les plaines de l'air;
Troupe d'oiseaux qui passe,
Blanche au fond du ciel bleu,
Êtes-vous dans l'espace
Les oiseaux du bon Dieu?

II.

Muſik.

Ole Bull.

Stuttgart.

Wir hörten ihn hier in zwei Concerten im Theater; das erſte war mit erhöhten Preiſen, hatte deſſenungeachtet aber ein ſehr zahlreiches Publikum herbeigezogen. Ole Bull erhielt zwei Drittheile, die Intendanz ein Drittheil der brillanten Einnahme. Es iſt ſchon ſo viel über dieſen Künſtler geſchrieben worden, daß wir uns überhoben fühlen, hier noch von ſeinen mannigfachen Abenteuern zu Waſſer und zu Lande zu ſprechen, die in Jedermanns Munde ſind. Es geht damit, wie mit den Kerkerjahren Paganini's und vielen Andern. Dergleichen Dinge ſind gut, um die erſte Aufmerkſamkeit der Menge auf eine bedeutende Perſönlichkeit hinzuleiten, hat dieſe aber erſt andere Titel geltend gemacht, ſo thut man beſſer, von jenen zu ſchweigen. Ole Bull wurde von Man-

cherlei begünſtigt; ſelbſt ſeine Heimath und ſein ächt ſcandinaviſcher Name Olav (Ole) kommt ihm zu Statten.

Man übertreibt nicht, wenn man Ole Bull's Spielweiſe einzig nennt; kein Virtuoſe vor und mit ihm hat wohl noch mit den größten Schwierigkeiten ſo geſpielt, wie er; er beherrſcht ſein Inſtrument vollkommen, und weit über die Gränzen hinaus, bei denen andere Virtuoſen innehalten zu müſſen glauben. Er leiert nicht Concert-Paſſagen ab, er ſchwindelt nicht auf und ab, bloß um Kunſtſtücke zu produciren; das iſt an ihm zu loben. Er zwingt ſeine edle Guarneri-Geige, ein Inſtrument von unſchäzbarem Werthe, bald zu klagen, bald zu ſeufzen, zu ſäuſeln, und in den zarteſten Flötenhauchen zu verhallen. Im **Adagio religioso** hört man eine Mutter bei dem Verluſt ihres einzigen Kindes weinen, und in tiefſtem Schmerze zerreißende Klagen aushauchen. Sein Kind war geſtorben, als Ole Bull zu dieſem Adagio begeiſtert wurde. Dann in der **Polacca guerriera** — welche Laune, welcher Humor! Wenn man mit verbundenen Augen Ole Bull zuhörte, ſo würde man ſich manchmal nicht überreden können, daß nur eine Geige geſpielt werde. Das Inſtrument entfaltet dann eine nicht geahnte Vollſtändigkeit und Gewalt, wenn er einen Saz im ſtrengen Styl mit Doppelgriffen vorträgt. Mögen Rigoriſten an ſeiner Kunſt des Saʒes Manches mit Recht zu rügen haben; Andere, denen das Talent abgeht, eine Erſcheinung, wie die Ole Bull's, in ihrer Totalität zu würdigen, manches Einzelne für Spielerei, oder für noch etwas Aergeres halten, gleichviel: Ole Bull verdient gewiß den Ruf des größten der jezt lebenden Violinſpieler, und ich glaube nicht, daß dieſe Anerkennung auf großen Widerſpruch ſtoßen werde.

Ole Bull beſucht noch einige deutſche Städte, und wendet ſich dann wieder nach Paris, wo er erwartet wird, um eine Reihe von Concerten zu geben, über die er mit dem Director der großen Oper einen Vertrag abgeſchloſſen hat.

A. L.

III.

Theater.

Miscellen.

— In Berlin neu: Album und Wechſel, Schauſpiel in fünf Acten. Verfaſſer zur Zeit noch unbekannt.

— Merelli, Theater-Unternehmer der Scala in Mailand, hat der Signora Tacchinardi in Paris einen Contract in Bianco geſendet, um ſo ihres Beſizes gewiß zu ſeyn, die Pariſer Directoren mögen nun ſo hoch bieten, als ſie wollen. Was ſind die feſten Gehalte ſelbſt einer Löwe und Lutzer gegen dieſe Großartigkeit? Es wird täglich bunter damit, und am Ende muß man es denn doch glauben, das Sänger und Muſiker das Unentbehrlichſte in unſerem Leben ſind.

— Man ſchreibt aus Paris, daß Mad. Dorval im April ein Engagement im **Théâtre français** antreten, und in einem neuen Drama von Victor Hugo debutiren werde.

— Lorzings gefälliges Talent, heißt es in der von Schumann redigirten, neuen Zeitſchrift für Muſik, iſt wohl geeignet, den Ueberſchwemmungen der Pariſer **Opéra comique** in Deutſchland eine Schranke entgegenzuſtellen, und für die muſik-theatraliſchen Bedürfniſſe des Tages mit Anſtand zu ſorgen.

— Zu Scribe's und Donizetti's neuer Oper: „les Martyrs," hat Scribe Zeichnungen alter Monumente aus Italien mitgebracht, die nun ſehr getreu für die Scene ausgeführt werden. Es werden ſieben neue Decorationen in den großartigſten Verhältniſſen dazu gemalt werden.

IV.

Geſellſchaft.

Schwäche eines ſtarken Geiſtes.

Es war an einem jener langen Winter-Abende, die auf dem Lande doppelt und dreifach lang ſind, als Jemond aus unſerer Geſellſchaft den Vorſchlag machte, Geſchichten zu erzählen. Unglücklicher Weiſe traf mich die Reihe, ein gelangweiltes Auditorium zu unterhalten, ſo gut, wie alle Andern. Ich bin aber ein ſehr ſchlechter Erzähler; indeſſen fügte ich mich in das Schickſal, gegen das jegliches Widerſtreben unnütz, ſah ſchüchtern im Kreiſe umher, ob Niemand ſchon im Voraus gähne oder lache, und begann: Eine mir befreundete Dame lebte von ihrer Fomilie entfernt, auf einem einſam gelegenen Landhauſe. Eines Abends, als ſie gerade ſich zu Bette legen wollte, und ſchon ihre Kammerjungfer fortgeſchickt hatte, glaubte ſie im Zimmer, gerade in der Nähe des Fenſters, ein leiſes Geräuſch zu hören. Sie wandte den Kopf dahin, und ſah deutlich die plumpen Füße eines Menſchen, der ſich hinter dem faltigen Vorhange des Fenſters verſteckt hatte. Was viele geſchickte Romandichter thun, will ich jetzt nachahmen, verehrteſte Zuhörer; ich will nämlich der größeren oder geringeren Doſis Phantaſie, welche Sie beſitzen, es überlaſſen, ſich den Schrecken recht lebhaft auszumalen, den die Dame empfinden mußte. Ich werde vielmehr gleich zu einer pſychologiſchen Betrachtung übergehen, und mir erlauben, Ihnen zu bemerken, daß, wie die Furcht ſehr oft alle geiſtigen Kräfte des Menſchen lähmt, auch häufig Fälle vorkommen, wo ſie die Spannkraft des Geiſtes mehrt, ja verdoppelt; eine Beobachtung, auf die zum Beiſpiel auch das Erziehungsſyſtem gebaut iſt, welches Stock und Ruthe fleißig zu handhaben gebietet, damit die liebe Jugend in heilſamer Furcht vor den Schmerzen, welche ſchnelle und wiederholte Manipulationen dieſer Inſtrumente an ihrem Körper hervorbringen, ihren Geiſt anzuſtrengen und zu ſammeln gewöhnt werde. Auf die einſame Dame nun wirkte die Furcht auch anregend; wie ein Blitzſtrahl durchzuckte es ſie, ein lauter Ruf nach Hilfe würde ihr Verderben ſeyn, der Dieb oder Mörder könne ſie mit vollkommenſter Gemüthsruhe aus dieſer Welt befördern, ehe ihre Leute, die in einem andern, ziemlich entlegenen Theile des Schloſſes ſchliefen, zu ihrer Hilfe herbeieilen würden. Sie beherrſchte alſo mit bewundernswerthem Muthe ihren Schreck, hielt ganz laut einen Monolog, in dem ſie ſich erinnerte, ſie habe irgend eine Kleinigkeit vergeſſen, ſtand dann auf, und ging hinaus.

Es verſteht ſich faſt von ſelbſt, daß ſie nach den Zimmern ihrer Leute eilte, daß die ganze Bevölkerung des Hauſes auf die Beine kam, und daß der Dieb in einem Zuchthauſe Zeit hatte, an der Beſſerung ſeines innern Menſchen zu arbeiten. Leider waren aber die Folgen dieſes Ereigniſſes der ernſteſten Art. Die arme Dame war, trotz der bewundernswerthen Geiſtesgegenwart, die ſie bei

dieſer Gelegenheit entwickelt hatte, von Natur ſehr furchtſam. Sie konnte den furchtbaren Eindruck, den die ſchreckliche Gefahr, der ſie faſt zur Beute geworden, auf ihr ganzes Weſen gemacht hatte, nicht überwinden. Sie erkrankte einige Tage darauf, erholte ſich niemals wieder ganz, und ſtarb nach zwei leidensvollen Jahren. Die Aerzte fanden die erſte Urſache ihres Todes in dem Schrecken und der furchtbaren Angſt, die ſie an jenem Abende ausgeſtanden hatte.

Bei dieſen Worten ſchüttelte Frau von H. ihr ſchönes Köpfchen höchſt ungläubig. „Wie kann man aber vor Schrecken und Angſt ſterben?“

„Gnädige Frau, ich bitte Sie, gefälligſt bemerken zu wollen, daß die Geſchichte nicht erfunden, ſondern eine reine Thatſache iſt, über die kein Streit weiter geführt werden kann.

Die junge Dame gab ſich mit dieſer Erklärung aber nicht zufrieden, und behauptete fortwährend, es ſey ganz unmöglich, vor Schrecken zu ſterben — kurz, ſie zeigte den größten Muth . . . in Worten.

Es war indeſſen ſpät geworden, und die im Salon verſammelte Geſellſchaft brach auf, um ſich in die Schlafzimmer zu begeben. Wachslichter wurden angezündet, und man wünſchte ſich gute Nacht.

Frau von H. war durch den Streit, ob man vor Schrecken ſterben könne oder nicht, doch etwas aufgeregt worden, und ging in ihr Zimmer. Als ſie die Treppe hinaufſtieg, drängte ſich ihr denn doch ganz unwillkührlich der Gedanke auf, ſie müßte allein ſchlafen; ihr Mann war am Morgen in die Stadt geritten, wo ein wichtiger Prozeß ſeine Anweſenheit für einige Tage nothwendig machte. Als ſich die muthige Frau entkleiden wollte, trat ſie ans Fenſter, um die Vorhänge niederzulaſſen... Aber wie groß war ihr Schreck, als ſie, da ſie eben ihre Hand nach dem Vorhange ausſtreckte, hinter demſelben ein Paar große Füße erblickte! Sie prallt beſtürzt zurück, das Licht entfällt ihrer zitternden Hand und verliſcht. Die Dunkelheit vermehrt noch ihre Angſt, — unbeweglich, zitternd ſteht ſie da, und wagt nicht einen Schritt zu thun . . .

Da taucht ein ermuthigender Gedanke in ihr auf; die beiden Füße kamen ja auch in der Geſchichte von heute Abend vor — es iſt nichts, als ein ſchlechter Scherz, eine plumpe Liſt, ihren Muth auf die Probe zu ſetzen. Das richtet ſie wieder auf — ſie geht noch einmal auf den Vorhang zu. Da wirft der Mond, den vorher dunkle Wolken verborgen hatten, ein helles Licht auf das Fenſter, und bei ſeinem Scheine ſieht ſie deutlich den ganzen Schatten eines Mannes. Aller Muth, mit dem ſie heute Abend noch bei ähnlichen Vorfällen ſo freigebig war, iſt ihr entſchwunden; — der Vorhang bewegt ſich hin und her — der Fußboden knarrt . . . Sie rafft alle ihre Kraft zuſammen — und ſchreit: „Zu Hilfe! zu Hilfe!“

Leute ſtürzen von allen Seiten herbei; man findet Frau von H. ohnmächtig am Boden liegend.

Es wird ihr gleich ärztliche Hilfe zu Theil, und ſie erholt ſich bald wieder. Mit allen Zeichen der höchſten Angſt weiſt ſie ſtumm auf den Fenſtervorhang hin, und man findet . . . einen ganz unſchuldigen Oberrock, an ſeinem Nagel hängend, und darunter ein Paar Stiefel. Den Vorhang hatte ein Luſthauch bewegt; der Oberrock und die Stiefel gehörten Herrn von H.

Ich näherte mich der jungen Dame, und ſagte ihr ganz leiſe: „Nun, gnädige Frau, iſt die Furcht eine Chimäre?“

„Ach, nein, eben ſo wenig, als das Gold.“

Ein Bogen Paganini's.

Italieniſche Blätter theilen ſolgenden Zug aus dem Leben des berühmten Virtuoſen mit, der ſchon ſeit einer Reihe von Jahren die Bewunderung aller Muſikfreunde erregt; ſie haben nur vergeſſen, das beliebte Motto: „**Se non è vero e bene trovato**," davor zu ſetzen.

Im Jahre 1819 ſollte Paganini ein Concert von einem gewiſſen Baldabrini, deſſen Ruhm weder von langer Dauer, noch von großem Umfange geweſen zu ſeyn ſcheint, vortragen. Nach der Generalprobe näherte ſich der Componiſt ihm und ſagte: „Aber, lieber Freund, was Sie da eben gegeigt haben, war nicht mein Concert; ich habe nicht das Mindeſte von dem, was ich geſchrieben, darin wiedergefunden."

„Machen Sie ſich darüber keine ſchlafloſen Nächte," antworte ihm Paganini, „im Concert werden Sie gewiß Ihr Concert auf das Vollſtändigſte wieder erkennen, nur muß ich dann Ihre Nachſicht für mich in Anſpruch nehmen."

Am andern Tage fand das Concert ſtatt. Paganini ſpielte erſt einige Stücke, die er ſich gewählt hatte, und wollte mit Baldabrini's Compoſition ſchließen. Alle Anweſenden waren der Meinung, der Künſtler wolle ihnen etwas Außerordentliches bereiten; Viele glaubten, er wolle Baldabrini's Motive variiren, wie er das oft mit Compoſitionen ſelbſt der ſchwerſten Art auf's Originellſte und Glänzendſte zu thun pflegte; Niemand konnte aber ſeine eigentliche Abſicht errathen.

Endlich war der Abend ſo weit vorgerückt, daß an Baldabrini's Concert die Reihe kommen mußte, und Paganini erſchien wieder vor dem Auditorium, aber dieſes Mal mit einem Rohre, ſtatt eines Bogens, in der Hand. Ein allgemeines Gemurmel des Erſtaunens durchlief die Verſammlung; aber Paganini nahm das Rohr ganz ruhig, gebrauchte daſſelbe wirklich ſtatt ſeines Bogens, und ſpielte damit das Concert, von dem der Componiſt ſelbſt geglaubt hatte, es könne nur nach langen Studien ausgeführt werden, noch mit den brillanteſten Variationen, und ohne nur in einem Tone die Reinheit, Anmuth und Kraft zu verlieren, die ſein Talent eben zu einem ſo außerordentlichen ſtempeln.

Franzöſiſche Calembourgs.

Weßhalb gleichen große Sängerinnen Seifenſiedern und Wachslichthändlern? — **Parcequ'elles ont pour industrie de vendre des chants d'elles (chandelles).**

In welcher Stadt tragen die Soldaten niemals Uniform? — **A Hambourg. parceque les soldats y sont Hambourgeois (en bourgeois).**

Weßhalb quält einen Spion immer die Luſt, zu reden? — **Parcequ'il est pie (épie).**

Weßhalb kann ein Kind, das nicht Leſen gelernt hat, niemals Früchte brechen, die auf einem hohen Zweige wachſen? — **Parcequ'il ne sait pas l'abaisser (l'ABC).**

Wodurch unterſcheidet ſich ein Theater von ſeinem Director? — **Le théâtre ne marcherait pas sans décors et le directeur ne pourrait pas marcher avec des cors.**

Weßhalb ſoll man ſich hüten, im Reden die A's zu verſchlucken? — **Parceque la police est faite pour réprimer les abus (a bus).**

Warum, fragt ein Componiſt, koſtet uns die Compoſition einer Romanze ſo wenig Zeit? — **Puisqu'elle se fait sur le champ (sur le chant).**

Welcher Fluß iſt am weiteſten vom Meere entfernt? — **C'est le Doubs (le doux, le plus éloigné de l'amer).**

Digitized by Google

In welcher Epoche waren die Künſte **am tiefſten** im Verfall? — **Dans l'époque de l'Aretin (de l'art éteint).**

Welcher Springbrunnen in Frankreich **gibt das** beſte Waſſer? — **La fontaine Dauphine (d'eau fine)**

Welche Gewerbtreibenden ſind die **unehrlichſten**? — **Les dentistes, parcequ'ils mettent le plus de dents (dedans).**

Welcher Buchſtabe iſt der luſtigſte? — **L'orient (l'o riant).**

Weßhalb konnten die Römer keinen **guten** Punſch bereiten? — **Parcequ'ils n'avaient à leur disposition que le forum (le faux rhum).**

Welche Sprache iſt die höflichſte? — **Celle des polissons (polis sons).**

Aus welchem Lande iſt der Verliebte, der den Dächern am nächſten wohnt? — **De Sardaigne, parceque c'est l'amant sarde (la mansarde).**

Miscellen.

Eine deutſche, vielgeleſene Zeitung enthielt unlängſt die Ankündigung eines „Repertoriums von polizeilichen Geſetzen," bei welcher Gelegenheit ſich der Verleger in ſeinem Fabrikations- und Vertriebs-Eifer alſo vernehmen läßt:

„Wer Bürger werden, ein Gewerbe anfangen, rediren, aufheben, wer bauen, repariren, handeln, zu- oder wegziehen, Leute entlaſſen oder aufnehmen, wer miethen, vermiethen, aufbewahren, kaufen, verkaufen, vorkaufen, heirathen, ſich ſepariren, wer aus- oder einwandern, beerdigen, beſchneiden, kuriren, diſpenſiren, ſchenken, fahren, ſchiffen, kochen, backen, trödeln, — kurz, wer im geſelligen Verbande leben und handeln will, wird in dem „Repertorium" die Regeln und Anweiſungen finden, was er zu thun, wie er zu handeln hat."

Als würdigen Pendant hierzu entlehnen wir einem amerikaniſchen Blatte folgende Annonce:

„Alle Leute, welche der unterzeichneten Buchhandlung ſchuldig ſind, werden hiermit höflichſt erſucht, die ſchon voriges Jahr fälligen Rechnungen nunmehr zu bezahlen. Was nützt es, die Sache zu beſchönigen! einmal im Jahre muß zum Wenigſten gezahlt werden, wenn ich nicht **nolens volens** zum Teufel gehen ſoll. Da ſagen die Leute: „wie gut doch der Herr Woodruff im Geſchäft vorwärts kommt!" während die reine Wahrheit iſt, daß ich wirklich nicht ſo viel in der Sparbüchſe habe, um mir ein Hemde oder ein Paar **inexpressibles** kaufen zu können. Eben jetzt wendet mir meine liebe Ehehälfte ein altes Paar auf die andere Seite um, und macht mir aus zwei alten Hemden ein neues. Sie erklärt geradezu, daß in Virginien, wo ſie erzogen worden iſt, keine Frau auf ſolche Weiſe beſchäftigt würde, ja daß dieß überhaupt eine höchſt gemeine Arbeit wäre. Wohlan denn, liebe Freunde und Gönner, kommt und bezahlt Eure Schulden; erhaltet mir den Hausfrieden und thut das Eurige, damit ich hinfort nicht meine Kleider auf beiden Seiten abzutragen brauche. Ihr könnt Euch kaum vorſtellen, wie ſehr Ihr dadurch verpflichten werdet Euern gehorſamſten, treuverbundenſten Diener:

Wm. Woodruff."

— Aus Perigueux in Südfrankreich wird gemeldet: „Unſer Handelsgericht iſt mit Unterſuchung einer Klage beſchäftigt, welche die Aufmerkſamkeit aller Leute unſerer guten Stadt, die nicht mit ihren eigenen Angelegenheiten übermäßig beſchäftigt ſind, ſehr in Anſpruch nimmt. Bekanntlich kam Don Carlos kleiner Hof im Zuſtande der größten Entblößung von allem Nothwendigen in Perigueux an, und mußte, zur Vervollſtändigung ſeiner Garderobe, Zuflucht zu den Kaufleuten unſerer Stadt nehmen. Madame ***, eine unſerer erſten Modiſtinnen, ward von

der Prinzeſſin von Beira mit einer Beſtellung beehrt, und entſprach dem ihr gewordenen Auftrage, dem Vernehmen nach, mit dem Talente einer bewährten Künſtlerin. Hoch erfreut über einen ſo günſtigen Erfolg, ſann Madame *** auf alle möglichen Mittel, ſich das ausſchließliche Privilegium zu verſchaffen, jenes erlauchte Haupt, wenigſtens für die Zeit, wo es in Frankreich weilt, mit Hauben und Hüten zu ſchmücken. In dieſer, des Ehrgeizes einer Modiſtin erſten Ranges ſo würdigen Abſicht machte ſie ſich an's Werk, und verfertigte das ſchönſte Aſſortiment von Hauben und Hüten, das je auf einem Toilettentiſche geprangt hat. Alles ward, ſorgfältig eingepackt, nach Bourges, wohin indeſſen der kleine Hof des Don Carlos gewandert war, an die Adreſſe ihrer erlauchten Gönnerin geſandt. Madame *** zweifelte nicht im Mindeſten, ihre Arbeiten werden die wohlwollendſte Aufnahme finden; aber ſie ward auf eine ſehr trübſelige Weiſe enttäuſcht, als die Sendung an ſie zurückkam, jedoch ganz verdorben, alle Hüte und Hauben zerknittert, und in dem traurigſten Zuſtande von der Welt. Die Prinzeſſin ſoll von allen ihr überſandten Gegenſtänden nur Kleinigkeiten, etwa im Betrage von zwanzig Franken, behalten haben. Madame *** fordert nun eine beträchtliche Summe als Schadenerſatz für die beſchädigten und verdorbenen Waaren."

— Aus Marſeille wird gemeldet: Vor einigen Tagen brachte noch ſpät Abends eine zugleich ſchreckliche und komiſche That die Gäſte eines jener meiſt von Seeleuten beſuchten Caffeehäuſer, in der Glandivèsſtraße, wo mehr Punſch und Branntwein als das Getränk conſumirt wird, das dem Gaſthauſe ſeinen Namen gab, in nicht geringen Allarm. Während an allen Tiſchen gezecht, geſpielt, gelacht und geſungen wurde, trat ein italieniſcher Matroſe, Namens Radami, der auf einem öſtreichiſchen Schiffe diente, auf die Wirthin zu, zeigte mit dem Finger auf einen andern Matroſen, der, ruhig ſeine Pfeife rauchend, in einem Winkel ſtand, und fragte ſie, ob der da ein Engländer ſey? Auf ihre bejahende Antwort blitzt wilde Freude in dem Geſichte des Italieners auf; er geht gerade auf den Briten zu, und verſetzt ihm zwei Meſſerſtiche. Der Engländer ſchreit vor Schmerz und Schreck laut auf, während der Sohn Italiens ſchnell davon läuft. Die aufgeregte Menge folgt ihm, unaufhörlich „haltet den Mörder! haltet den Mörder!" ſchreiend, auf dem Fuße. An der Theaterthüre, wo eine Polizey-Wache ſteht, ward er ergriffen.

Befragt, welche Gründe ihn zu dem Anfalle gegen einen ruhigen Menſchen, der ihn nicht gereizt, veranlaßt haben könnten, erzählte Radami: „Ich war früher Matroſe an Bord eines engliſchen Schiffes; da bekam ich Schläge im Uebermaaß. Um des geringſten Vergehens willen zogen ſie mir die Jacke aus, banden mich mit Händen und Füßen an einen Pfahl, und in dieſer Stellung erhielt ich von der britiſchen Großmuth Hiebe mit einem Seile, daß mir die Haut in Fetzen ging. Zuweilen erhielt ich auch dieſe beſchimpfende Strafe, auf den Rücken einer Kanone gebunden. Schäumend vor Wuth über ſo viel Schläge, den Rücken voll Narben von dem ewigen Peitſchen, ſchwur ich endlich zur Madonna, ich wollte alle Engländer, die mir in den Weg kämen, niederſtoßen, nur machte ich dabei mit mir aus, ich würde nie nach England reiſen, denn dort hätte ich wohl zu viel Arbeit für einen Arm gehabt. Dieſen Abend zeigte man mir einen Engländer, den ich nicht kenne, der auch meinen armen Rücken nicht kennt, aber ich erinnerte mich meines Gelübdes, und gab ihm zwei Meſſerſtiche. Das iſt Alles. Ecco tutto."

Der arme Matroſe, der den peitſchluſtigen Engländern Vernichtung geſchworen, ward in's Gefängniß abgeführt;

glücklicher Weiſe ſind die Wunden, die er verurſacht hat, nicht ſehr gefährlich.

— Ein von ſeinem Talente mehr als billig eingenommener Dichterling verbrachte ſeine Tage und Nächte damit, Verſe zu ſchmieden, konnte aber bald Niemand mehr finden, der ſich bereitwillig gezeigt hätte, ſie anzuhören. Seine ſehr bitter verwundete Eigenliebe ließ ihn bald in Melancholie verfallen und ernſtlich krank werden. Er nahm ſeine Zuflucht zu einem Arzte, der ſeine üble Schwäche und ſeinen Gemüthszuſtand genau kannte. Nachdem ihm der Kranke ſein Leiden weitläufig auseinandergeſetzt hatte, fragte er ihn ganz trocken: „Haben Sie nicht ſeit einiger Zeit Gedichte gemacht, die Sie noch Niemand vorleſen?“ — „Ja,“ antwortete der Verſemann in halb ſtolzem, halb wehmüthigem Tone. — „Nun denn,“ bat ihn der Arzt, „leſen Sie mir ſie vor.“ Der Sprößling der Muſen ließ ſich das nicht zwei Mal ſagen, und recitirte mit nicht geringem Pathos ſeine Verſe. Der Arzt, der bemerkte, welches Vergnügen jener ob des Genuſſes empfinde, ſeine Reime wieder einmal Preis geben zu dürfen, überhäufte ihn mit Lobſprüchen, und bat ihn, Dichtungen von dieſer Tiefe und dieſem Schwunge des Gedankens ihm noch einmal zu wiederholen. Der Dichterling war gern dazu bereit, und las ſie zum zweiten Male mit erhöhtem Pathos vor. Der Doctor ſtellte ſich wie von Bewunderung hingeriſſen, und verlangte ſie noch zum dritten Male zu hören. Zum dritten Male ließ ſich ſein Kranker erbitten. Als er zu Ende geleſen, ſagte ihm der Arzt im zuverſichtlichſten Tone: „Jetzt ſind Sie nach allen Regeln der Kunſt Ihrer Bürde los geworden, und werden beſtimmt große Erleichterung verſpüren.“ Und in der That war des Verſemachers Melancholie auf lange verſchwunden.

— **Zum Beſten der Caffee trinkenden Menſchheit.** Um zu erfahren, ob unter gemahlenem Caffee das heilloſe Präparat Cichorien, dieſer Fluch, der namentlich auf Norddeutſchland ruht, befindlich iſt, wirft man einen Löffelvoll dieſes gemahlenen Caffee's in ein Glas Waſſer; ſchwimmt der Caffee oben, ſo iſt er rein und unvermiſcht, enthält er aber Cichorien, ſo fällt er zum Theil auf den Boden des Glaſes nieder und färbt das Waſſer gelb. Dieſe Probe beruht auf Beobachtungen, die man angeſtellt hat, wie lange dieſe beiden Producte dem Einfluß des Waſſers zu widerſtehen vermögen. Unterſucht man den Bodenſatz, den die Cichorie gebildet hat, ſo wird man ihn weich und klebrig finden, während der Caffee, iſt er auch dem Waſſer lange ausgeſetzt worden, doch körnig bleibt.

— Van Amburgh wurde, wie in allen Zeitungen erwähnt worden iſt, neulich von einer noch nicht ganz civiliſirten Löwin in den Fuß gebiſſen. Der Zuſtand ſeiner Wunde ſoll, wie Pariſer Blätter verſichern, den Aerzten Grund zu ernſtlichen Beſorgniſſen geben; ja man hat ſelbſt gefürchtet, der kalte Brand möchte ſich dabei einſtellen. Van Amburgh hat, ohne Vorwiſſen der Aerzte, um der Entwickelung des kalten Brandes zuvorzukommen, Tränke eingenommen, denen er beruhigende Wirkung zuſchrieb, während im Gegentheil große Unordnungen in dem ganzen Organismus ſeines Körpers ſich bald als Folge dieſer Tränke zeigten. Er wird vielleicht ſeiner gefahrvollen Beſchäftigung entſagen müſſen.

— Eine ſehr liebenswürdige Matrone von fünfundfünfzig und einem halben Jahre, Marie-Reine Pillet, hat ſeit dem Monat Meſſidor des Jahres III. der franzöſiſchen einen und untheilbaren Republik, oder deutlicher, ſeit dem Juni bis Juli des Jahres 1795 bis jetzt, folgende kleine Unannehmlichkeiten mit der Pariſer Juſtiz gehabt.

Am 27. Meſſidor im Jahre III. ward ſie des Diebſtahls angeklagt, aber nicht überwieſen und in Freiheit geſetzt.

Dieſelbe Scene wiederholte ſich im Jahre VII. der Republik.

Am 1. Fructidor desſelben Jahres war ihr das Glück ungünſtiger; wegen Diebſtahls mit Anwendung falſcher Schlüſſel angeklagt, ward ſie zu zweijähriger Einſperrung verurtheilt.

Im Jahr X. der Republik, wo freilich neben der Republik ſchon Napoleons Kaiſerthum Platz hatte, ward ſie wegen Diebſtahls zu ſechsmonatlicher Gefängnißſtrafe verurtheilt.

Dann folgt eine lange Pauſe. Erſt am 17. Jannar 1817 erneuert das Gericht ſeine alte Bekanntſchaft mit ihr; böſe Leute haben ſie wieder des Diebſtahls angeklagt, können es ihr aber nicht beweiſen, und ſie wird freigeſprochen.

Am 14. September 1823 geht es ihr ſchlimmer; ſie wird wegen Diebſtahls mit erſchwerenden Umſtänden zu acht Jahren Gefängnißſtrafe verurtheilt; nach deren Erſtehung ſoll ſie eine eben ſo lange Zeit unter polizeiliche Aufſicht geſtellt werden.

Am 21. Juli 1832 wird ſie wieder zu dreimonatlicher Gefängnißſtrafe verurtheilt.

Am 15. November 1832 ſteht ſie wieder vor Gericht; das Unglück will, daß ſie wieder des Diebſtahls angeklagt wird, der nun einmal ihr Faible zu ſeyn ſcheint; ſie wird indeſſen freigeſprochen.

Am 7. März 1833 hat man ſie wieder verläumdet; aber ihre Unſchuld ſiegt.

Am 25. Juli 1833 geht es ihr unglücklicher; wegen Diebſtahls und eigenmächtigen Verlaſſens des ihr angewieſenen Aufenthalts wird ſie zu fünf Jahren Gefängnißſtrafe verurtheilt.

Um das Dutzend Mal, das Marie Dillet vor dem Gerichte erſchienen iſt, voll zu machen, hat ſie nähere Bekanntſchaft mit dem Geldbeutel einer Magd anzuknüpfen verſucht, die bei den Damen der Halle Einkäufe machen wollte; doch ſcheint man ſie wieder höchſt ungerecht verläumdet zu haben, wenigſtens ſchwört ſie hoch und theuer, ſie ſey unſchuldiger, als ein neugeborenes Kind. Die Richter ſcheinen jedoch der Magd und den Polizeibeamten, die Zeugen des Diebſtahls geweſen ſeyn wollen, mehr zu glauben, als ihren Betheuerungen, und verurtheilen ſie zu fünf Jahren Gefängnißſtrafe. Dieſe mit eingerechnet, hat ſie zwanzig Jahre ihres der Tugend geweihten Lebens in den Gefängniſſen des Staates zugebracht.

— Aus Frankfurt am Main wird gemeldet: Unſerem berühmten Mitbürger, dem Herrn Doctor Eduard Rüppel, wurde kürzlich ein Diplom als correſpondirendes Mitglied der „bataviſchen Geſellſchaft auf Java“ übergeben. Das Diplom war durch Herrn Doctor Döbel in Batavia hieher befördert worden, welcher zu gleicher Zeit auch die Senkenbergiſche naturforſchende Geſellſchaft mit einer abermaligen Zuſendung erfreut hat.

— Der berüchtigte Vidocq hat den Herzog und die Herzogin von Rohan-Rochefort wegen ſechstauſend Franken verklagt, die er denſelben geliehen hat.

Die artiſtiſchen Beilagen.

Wir übergeben unſern Leſern:

1) Der gutmüthige Trunkenbold.

2) Original-Mode-Bild aus Paris.

August Lewald.

Lith. Anst. v. W. Pobuda

DER GUTMÜTHIGE TRUNKENBOLD.

Digitized by Google

Digitized by Google

Modes de Paris.

Petit Courrier des Dames.

Digitized by Google

Doña Concha.

Jaën iſt eine ſchöne Stadt. Don Cäſar de Laovedra wohnte dort ſeit langen Jahren, er war glücklich und allgemein beliebt. Unfern von Jaën beſaß er einen ſchönen Landſitz, ein Häuschen mit einem ſchönen Garten und ergiebigen Feldern; aber Don Cäſar ging nur ſelten auf ſeinen Landſitz hinaus. Die Leute ſagten, es geſchehe das, weil er den Anblick des Schloſſes von Don Murviedro vermeide, das hoch auf einem Hügel über ſeinem beſcheidenen Beſitzthum emporragte, oder vielmehr aus Abneigung gegen Don Murviedro ſelbſt, der ehemals der vertraute Freund ſeines Herzens, jetzt ſein Todfeind geworden war. Begegneten ſie einander zufällig, ſo wechſelten ſie feindſelige Blicke, Blicke voll Haß und Verachtung. Der finſtre Don Murviedro erbleichte ſtets, wenn ſich ſeine Augen auf einen Diamantring richteten, den der fröhliche Don Cäſar an ſeinem Finger trug, während Don Cäſar dann gerade Vergnügen daran zu finden ſchien, deſſen ganzes Feuer im Strahl der Sonne ſpielen zu laſſen. In der

Digitized by Google

ganzen Gegend erzählten ſich die Leute, Eiferſucht habe einen ſo tödtlichen Haß zwiſchen den beiden Jugendfreunden angefacht, und der Ring ſey ein Liebespfand, das dem Begünſtigten zu Theil geworden ſey.

Don Cäſar hatte eine ſanfte und liebenswürdige Gattin und eine Tochter, der in der heiligen Taufe der Name Santa Maria della Concepcion gegeben war, und die man deßhalb der Kürze wegen, gewöhnlich Doña Concha nannte. Sie war dreizehn Jahre alt geworden, als die Entführung Ferdinand's VII., durch die Franzoſen, in ganz Spanien furchtbare Flammen anfachte. Don Cäſar, aus einem adeligen Geſchlechte entſproſſen, deſſen Stammbaum nicht ſehr weit reichte, an einen großen Grad perſönlicher Unabhängigkeit von früher Jugend an gewöhnt, und unterrichteter als es ſeine Landsleute, der damaligen Epoche wenigſtens, im Allgemeinen zu ſeyn pflegten, ward bald ein eifriger Anhänger der Neuerungen, die damals in Spanien an der Tagesordnung waren, und ſchlug ſich zu der vielgehaßten Partei der Anhänger Joſeph Napoleons, die man mit dem Namen **afrancesados** bezeichnete.

Don Cäſar kam zu jener Zeit öfter auf ſeinen Landſitz, theils um die allzurege Theilnahme an den politiſchen Angelegenheiten zu vermeiden, mehr noch um ſich der Erziehung ſeiner Tochter zu widmen, deren Schönheit und geiſtige Anlagen ſich von Tage zu Tage herrlicher entwickelten, und die der Augapfel ihrer Eltern war. Don Cäſar war bemüht, ihrem Geiſte eine ernſte, faſt männliche Richtung zu geben: „in dieſen Zeiten ſo ſchweren Unglücks,“ pflegte er wohl zu ſagen, „iſt es ſelbſt den Frauen nicht mehr geſtattet, ſchüchtern und zaghaft zu ſeyn.“ Indeſſen verlebten Vater, Mutter und Tochter glückliche Tage auf ihrem Landſitze, und freuten ſich dort einer Heiterkeit, die ſie recht zu genießen ſtrebten, da in allen Dreien die Ahnung lebte, ob ſie dieſe ſich freilich auch zu verbergen ſtrebten, ſolche friedliche Heiterkeit werde kurz ſeyn, wie ein ſonniger Wintertag. Tanz und Muſik verſchönerten die Abende bis ſpät in die Nacht hinein, und die Tage vergingen mit Leſen und freundlichen Geſprächen voll Unbefangenheit, als ob in Spanien der tiefſte Friede walte. Der Namenstag Doña Concha's ſtand nahe bevor, und ihr Vater traf Vorbereitungen, ihn durch einen glänzenden Ball zu feiern — da zerſtörte plötzlich hereinbrechendes Unglück den heitern Frieden der kleinen Familie.

Murviedro war einer ganz andern Bahn gefolgt als Don Cäſar de Laovedra. Statt, wie dieſer, ruhig auf ſeinem Landſitze zu bleiben, war er nach Madrid geeilt, hatte ſich dort eifrig der volksthümlichen Partei angeſchloſſen, die um jeden Preis Vertreibung der Franzoſen

wollte, war Theilnehmer aller Verſammlungen, die damals in tiefſter Verborgenheit in der Hauptſtadt ſelbſt, wo Joſeph, der junge König, reſidirte, gehalten wurden, und die eigentliche Seele aller Verſchwörungen, welche die, dem Volke bis auf den Tod verhaßte, Fremdherrſchaft bedrohten. Oftmals durchwanderte er zu Fuße ganze Strecken bergiger Gegenden, um dort Guerillas in's Leben zu rufen; mit allen einflußreichen Männern ſeiner Partei ſtand er in eifrigem und vertrautem Briefwechſel, und übte auf die Handlungsweiſe der bekannten proviſoriſchen Junta, die ſcheinbar im Einverſtändniß mit den Franzoſen arbeitete, um ihnen deſto ſicherer entgegen wirken zu können, bedeutenden Einfluß. Mitunter zeigte er ſich bald in dieſem, bald in jenem Städtchen mit einigen Reitern; ohne Titel, ohne beſtimmtes Amt, ohne Auftrag von der Regierung, galten ſeine Worte für Befehle, und ſeine Macht im Lande war groß.

Don Cäſar hatte oft geheime Warnungen erhalten; ſie waren gerade in der Zeit, wo er mit Vorbereitungen zu einem Balle beſchäftigt war, der ſeiner Tochter Namenstag feiern ſollte, häufiger und dringender als zuvor geworden; aber er fühlte ſich unter den Bauern, die zu ihm im Lehnsverbande ſtanden, und denen er ein gütiger und milder Herr war, und unter den vielen Fabrikarbeitern, die ihm ihr Brod verdankten, ſicher, und verſchmähte es, Vorſichtsmaßregeln irgend einer Art zu nehmen.

Er that ſehr Unrecht daran. Gerade als er im Saale ſeines Hauſes ein transparentes Bild aufzuſtellen beſchäftigt war, das ſeine Tochter und ihre heilige Schutzpatronin in einem glänzenden Strahlenkranze darſtellte, ſprengte ein Trupp Reiter auf ſeinen Hof; vor der Thüre ſeines Hauſes ſaßen ſie ab. Don Murviedro ließ ſich bei Don Cäſar melden. Ehe dieſer Zeit gewonnen hatte, ſich von ſeinem Erſtaunen und ſeiner Beſtürzung zu erholen, trat ſein Feind in's Zimmer, überreichte ihm mit einem Lächeln, in dem aller Hohn der Hölle lag, eine Art Verhaftsbefehl, und deutete ihm an, wie er den Auftrag habe, ihn in das Gefängniß von Jaën zu führen. Doña Concha und ihre Mutter waren im erſten Schrecken über Murviedro's ſo unerwartetes Erſcheinen herbeigeeilt, und ſchloſſen Don Cäſar in ihre Arme. Aber kaum hatte Doña Concha die Worte des Feindes gehört, der ſo voll Hohn und Uebermuth ihrem geliebten Vater gegenüber ſtand, ſo verſchwand ſie. Einige Augenblicke ſpäter, während Don Cäſar die Aechtheit des Verhaftsbefehls beſtritt, und ſich weigerte, dem Ueberbringer deſſelben zu folgen, erſchien ſie wieder; mit ſeltener Geiſtesgegenwart war ſie hingeeilt, alle Lehnsleute und Arbeiter zu verſammeln,

31 *

und zeigte ihrem Vater mit einem Wink der Augen, wie ſie alle wohlbewaffnet, ſeiner Befehle gewärtig, auf dem Vorplatze des Hauſes ſtänden.

Laovedra ſchöpfte neuen Muth, er weigerte ſich auf das Entſchiedenſte, dem Verhaftsbefehl Folge zu leiſten, und machte Miene, der gewaltthätigen Ausführung deſſelben auch ſeinerſeits Gewalt entgegenzuſetzen.

Murviedro ſchien einen Augenblick unſchlüſſig; dann zog er ein Piſtol, feuerte es auf Don Cäſar, der dicht vor ihm ſtand, ab, und dieſer ſtürzte lautlos in ſeinem Blute nieder. Seine Gattin fiel ohnmächtig in Doña Concha's Arme.

„Ave Maria! die Rache war ſchön; endlich, endlich darf ich ihrer genießen!" rief Murviedro und beugte ſich über ſeines Feindes Leiche nieder, um dem Todten den Ring zu entreißen, den er ihm zum Hohne getragen hatte.

„Tödtet den Mörder, tödtet den Dieb, nieder mit ihm!" ſchrie Doña Concha, die ihre ohnmächtige Mutter noch immer in ihren Armen hielt.

„Ich bin kein Dieb," antwortete Murviedro kalt und ſtolz. „Dieſer Ring hat mir angehört. Doch ſey's darum, ich will Euch ſeinen Werth erſtatten." Und er warf eine Börſe, ſchwer von Goldſtücken, Doña Concha in den Schooß, dann ſtürmte er hinaus, ſchwang ſich auf ſein Roß und ſprengte mit ſeinen Reitern im Galopp davon.

Der Mord Don Cäſars, und was ihm folgte, war das Werk weniger Augenblicke geweſen, alle waren beſtürzt, und Niemand hatte daran gedacht, Murviedro feſt zu nehmen.

Dieſer erſte gewaltthätige Ausbruch des Haſſes zwiſchen der nationalen Partei und den afrancesados, machte in Jaën und der ganzen Gegend einen tiefen Eindruck; es folgten ihm indeſſen ſo viel wichtige, blutige und thränenſchwere Ereigniſſe, daß der Tod eines Einzelnen bald der Vergeſſenheit überantwortet wurde.

Zwei Jahre waren ſeit Don Cäſars plötzlichem Tode, durch Murviedros Hand, verfloſſen; ſeine Wittwe hatte ſich endlich in Demuth in ihr Schickſal ergeben, und ihre Gedanken verweilten, ohne Haß gegen den

Mörder, in der Vergangenheit; anders aber war es mit Doña Concha· ſie hatte ihren Vater zu kindlich, zu ausſchließlich möchte man ſagen, geliebt, als daß ſich nicht Rachegedanken mit unwiderſtehlicher Gewalt in ihr junges und glühendes Herz geſchlichen hätten. Wie Spaniens glühende Sonne Doña Concha's Schönheit frühzeitig entwickelt hatte, ſo war auch durch das Uebermaaß des Unglücks, das ihre Jahre getrübt, der Geiſt der Jungfrau ſchon gereift. Ihre ſchwarzen, glühenden Augen, ſahen noch voll Unbefangenheit umher, aber doch hatte ſie ſchon gelernt, das Leben ſehr ernſt zu nehmen, und ſo weilte ihr Blick minder feurig auf der Schönheit und den äußerlichen Vorzügen der vielen Anbeter, die ſich um die Fünfzehnjährige drängten, als ſie vielmehr ihre Seele zu durchſchauen, ihren Charakter zu prüfen ſtrebte. Ungeachtet der Bitten und des Drängens ihrer Mutter, die gern für ihre Tochter, in dieſer Zeit voll Kampf und Unruhe, einen Schützer gefunden hätte, ſchlug ſie die Bewerbungen aller Mayorazgos (ſo heißen die älteſten Söhne Adeliger, Beſitzer von Majoraten) aus, die ſich um ihre Hand bemühten. „Sie ſind mir zu eitel und zu dumm,“ ſagte ſie, ſo oft die Rede auf dieſe Herren kam. Die jungen Officiere die um ſie warben, fand ſie zu herriſch mit ihr, und viel zu unterwürfig ihren Vorgeſetzten gegenüber, und nannte ſie eine troſtloſe Miſchung von Tyrannen und Sclaven. Die Kaufleute, meinte ſie, ſetzten ihrer Seele Seligkeit daran, einen Vortheil von ein Paar Realen herauszuklügeln und ſeyen ihr gar unausſtehlich.

Doña Concha's Mutter drängte ſie indeſſen von Tage zu Tage mehr, ſich zu einer Heirath zu entſchließen, und ihre Wahl zu treffen.

„Laſſ' mich doch bei Dir bleiben, Mutter!“ antwortete ſie einſt auf ſolche Bitten, „Niemand iſt ja unſerer Ruhe feindlich geſinnt; ſeit zwei Jahren habe ich gar viel gelernt; ich werde nie einen Mann heirathen, den ich nicht liebe, und nenne mir einen von allen denen, die ſich um mich bewerben, der etwa meiner Liebe würdig wäre.“

„Der ganze junge Adel der Provinz liegt zu Deinen Füßen.“

„Aber lieben ſie mich? wer kennt mich, wer durchſchaut mich, wer erräth meine Gedanken, und iſt mit meinen Gefühlen vertraut? ſie hegen alle mögliche Liebe zu meinem Gelde, zu meinem friſchen Geſichte. Aber alles das kann bald verſchwinden, und was wird dann aus ihrer Liebe werden? — Dazu kommt noch,“ fügte ſie in ernſtem Tone und mit geſenkten Augen hinzu, „dazu kommt, daß ich ſchon einen Bräutigam habe, den ich liebe ...“

„Wer iſt denn der?“ fragte ihre Mutter ſchmerzlich überraſcht.

Doña Concha ſchüttelte ſchweigend den Kopf.

„Wer iſt es denn, mein liebes Kind?" wiederholte die Wittwe. „Ich rathe und rathe vergeblich. Ich erinnere mich keines Mannes, dem Du nur liebevoll gelächelt hätteſt. Wer iſt es denn, ſage es mir."

Ihre Tochter ſchwieg noch immer.

„Hat denn mein einziges Kind zu mir kein Zutrauen mehr, zu mir, ſeiner Mutter? Das iſt ſehr grauſam von Dir."

„Kann ich ihn nennen?" antwortete Doña Concha endlich halblaut, „kenne ich ihn ja ſelbſt noch nicht."

„Und Du liebſt ihn ja, haſt Du mir geſagt! Heilige Mutter Gottes, was ſoll ich davon denken."

„Ich werde ihn lieben!" antwortete die Tochter lebhaft. „Doch Du quälſt mich, liebe Mutter. Nun, wohlan denn, ich will Dir alles anvertrauen; aber ſpotte meiner nicht, bekümmere Dich meinetwegen nicht, und ſtrebe nicht, mich von einem Gedanken abzubringen, der tief im Innern meiner Seele ſeine Wurzeln geſchlagen hat. Ich liebe den, der meines Vaters Tod rächen wird, und ich mag keinen andern Trauring, als den Ring, den mein guter Vater trug, der ſoll, in ſeines Mörders und meines Todfeindes Blut getränkt, das Geſchenk ſeyn, das ich aus meines Bräutigams Händen empfangen will."

Ihre Mutter erblaßte — „Armes Kind," ſagte ſie, „ich fürchte dann wird Dich nie ein Mann heimführen. Doch haſt Du Recht: Murviedro iſt nicht werth, daß ihn noch die Sonne beſcheint. Indeſſen iſt er mächtig geworden, und ein Schrecken der Franzoſen, ſeine Macht und ſein Einfluß im Lande ſind ſehr groß. — So wird Dir denn ein Bräutigam fehlen."

„Finde ich keinen Gatten auf Erden," antwortete Doña Concha ernſt und ruhig, wie zuvor, „ſo iſt mein Entſchluß gefaßt: meine Hand dem Rächer meines armen Vaters, oder der Nonnenſchleier auf mein Haupt."

Eine tiefe Stille folgte ihren Worten. Doña Laovedra dachte eine Weile nach. „Da Du denn ſo entſchloſſen biſt," ſprach ſie darauf, „ſo will ich Dir einen Gatten nennen. Was denkſt Du von Deinem Vetter Manzorès?"

„Von dieſem armen Menſchen mit bleichem Antlitz und erloſchenen Blicken, der immer betheuert, wie er mich liebe? Er iſt der nächſte Verwandte meines Vaters, und wenn ich ſterbe, kommt er höchſt bequem in den Beſitz meines Vermögens."

„Verkenne ihn nicht, er liebt Dich innig; wirſt auch Du ihn lieben können?"

„Ich weiß es nicht. Mutter, ich kenne das Gefühl nicht, was Ihr Liebe nennt, was ich davon habe ſagen hören, was ich davon in Büchern las, oder in Liedern hörte, hat kein Echo in meiner Bruſt gefunden. — Wenn er Muth hat, ſo glaube ich, ich werde Liebe für ihn fühlen."

Don Manzorès kam noch am ſelben Abend zu einer glänzenden Geſellſchaft, die Doña Saavedra gab, auf ein Zeichen von ihr, verließ er den glänzenden Kreis, der ſich um Doña Concha gebildet hatte, und folgte der guten Dame in ein kleines Nebengemach. „Ich habe endlich des ſonderbaren Kindes Willen erfahren, Vetter Manzorès. Concha widerſtrebt unſern Wünſchen nicht, aber..." Und ſie erzählte ihm die ausdrückliche Bedingung, die ihre Tochter dem Manne ſetzte, der ſie heimführen wollte. Der Vetter ſchien einigermaßen betroffen darüber. „Laßt mich nur machen," ſprach er dann, „ich hatte früher freien Zutritt in Murviedros Hauſe, ich werde ihn wieder haben können... Ich kenne die Saite, die man berühren muß."

Am ſelben Abende noch fand er, ehe die Geſellſchaft ſich trennte, Gelegenheit, mit Doña Concha heimlich zu reden, er verbarg ihr nicht, daß ſie ihm nur entfernt Hoffnung auf ihren Beſitz gemacht habe, aber daß ſeine feurige Liebe zu ihr die Bedingung erfüllen werde, welche ſie an den Beſitz ihrer Hand knüpfen wolle. „Gewiß, gewiß," betheuerte er, „der Mörder muß ſterben, aber Ihr müßt mir Zeit dazu laſſen, nur mit Liſt wird es gelingen, einen günſtigen Zeitpunkt abzuwarten."

„Mit Liſt?" wiederholte Doña Concha.

„Wie ſoll ich anders handeln? er geht niemals ohne zahlreiches Geleit Bewaffneter aus. Es kann ſich alſo nur darum handeln, ſein Vertrauen zu gewinnen, und ihm nicht verdächtig zu werden, dann wird es mir möglich ſeyn, das Ziel zu erringen, das mir ſo theuer iſt, und zugleich die Rache ſeiner vielen Freunde zu vermeiden, die mich ſonſt nicht im ruhigen Beſitze meines theueren Gutes laſſen würden; Gift wird ihn von der Welt bringen, und mich kein Verdacht treffen."

„Pfui Vetter," rief Doña Concha. „Die Rache muß öffentlich ſeyn, fließen muß das Blut des Mörders: wozu gibt es denn Kugeln und Klingen? Gift dient nur Feigen. Geht, geht, Ihr ſeyd mein Mann nicht."

„Wie, ſchöne Baſe, ihn niederſtoßen? Wahrlich meinen Tod wollt Ihr und nicht mein Glück."

„Ich dachte, Ihr hättet Muth Vetter. Aber der Mord, den Ihr mir vorſchlagt, ließe ſich auch mit Geld, ließe ſich auch aus der Börſe

Digitized by Google

beſtreiten, die er uns an jenem unglückſeligen und ſchmachvollen Tage zugeworfen hat. — Geht, vergiftet ihn nicht, es würde Euch doch nichts bei mir helfen. Ich muß den Mann achten, deſſen Namen ich tragen werde.“

Sie ließ ihn ſtehen, und miſchte ſich unter die bunten Gruppen der Tanzenden. Ein frohes Gefühl, dem gleich, das man empfindet, wenn man ſich einer Gefahr glücklich entgangen ſieht, malte ſich in ihren Zügen. Don Manzorés ſchlich verſtört fort, und ließ ſich im Hauſe ſeiner Tante Doña Laovedra einige Wochen lang nicht wieder ſehen.

Die Unterredung mit ihrem Vetter hatte in dem jungen Mädchen tiefen Eindruck hinterlaſſen. Sie hatte eingeſehen, wie weit die Welt inmitten der ſie lebte, entfernt war, ihren Muth und ihre eiſenfeſte Entſchloſſenheit zu theilen, ſie verzweifelte daran, eine Seele zu finden, die ſie ganz verſtände, und ihre Rachegedanken zu den ihrigen machte. — „Ich ſehe,“ ſagte ſie ſich oft in einſamen Stunden, „das Kloſter wird meine Zukunft ſeyn, und mein Rächer vielleicht erſt in ferner, ferner Zukunft der Himmel.“

Indeſſen erhob ſich gegen ſolche Gedanken an Ergebung und Duldung ſtets alles wieder, was an jugendlichem Feuer in ihrer Seele lebte. Ihre Mutter hatte ſtets zu thun, daß ſie die lodernde Rachegluth ihres Kindes dämpfte, ſie dachte Zerſtreuung und Bekanntſchaft mit den Freuden des geſelligen Lebens würden dazu das ſicherſte Mittel ſeyn können. Bis dahin hatten die beiden Frauen ein gar eingezogenes Leben geführt, und alle ihre Genüſſe waren auf ein Paar tertullas, und die Beſuche weniger Freunde und Verwandte beſchränkt geblieben. Konnte ſich nicht auch in Jaën, oder in der benachbarten Gegend ein junger Menſch finden, deſſen Muth, deſſen liebenswürdiges Weſen auf Doña Conchas Seele einen wohlthuenden Eindruck machte? Seit Don Cäſars Tode hatte ſeine Wittwe mit ihrer Tochter das Landhaus, auf dem er ſo verhängnißvoll geendet, nicht wieder geſehen. Alle Vorbereitungen, die damals zu Doña Conchas Namensfeſte getroffen, waren noch in demſelben Zuſtande geblieben, und jetzt nahte dieſer feſtliche Tag wieder. Doña Laovedra wollte ihn dieſes Mal feiern, und bat ihre Tochter, deu Ort nicht länger zu meiden, wo ſie beide der glücklichen Tage ſo viele verlebt hatten, und darein zu willigen, daß auf dem Landſitze wieder der Tag in Freuden begangen würde, der in glücklicheren Zeiten ſtets ein Familienfeſt geweſen war. Doña Concha mochte ihre Mutter nicht vergebens bitten laſſen, und willigte in die Feier ihres Namenstages auf dem Landhauſe.

Am Vorabende der Feier trafen Mutter und Tochter dort ein.

Als Doña Concha den Fuß über die Schwelle ſetzte, ſchwanden die Jahre, die zwiſchen heute und dem Tage lagen, deſſen untergehende Sonne ihres Vaters blutige Leiche geſehen, und was damals ihm und ihr widerfahren, ſtand in ſeiner ganzen Schrecklichkeit, durch nichts mehr gemildert, vor dem Auge ihrer Seele. Ihr Herz klopfte ungeſtüm, das Blut wollte ihr faſt die Adern zerſprengen, vor den Ohren dröhnte ihr immer das Wort: Rache. Indeſſen ſchlief ſie die Nacht doch trefflich; denn die Reiſe hatte ſie ſehr ermüdet. Als ſie früh Morgens erwachte, begrüßten ſie der Sonne helle Strahlen, und heiter erhob ſie ſich von ihrem Lager. Selbſt das reiche, weiß ſeidene Kleid, das Angebinde ihrer Mutter, trug dazu bei, ihre frohe Stimmung zu erhöhen; ſie betrachtete ſich eifrig im Spiegel, und durfte ſich mit einiger Selbſtzufriedenheit ſagen, daß ſie ſchön ſey, nur durchzuckte es ſie, wie ein leichtes Zittern, als die Kammerjungfer ihr lächelnd die Bemerkung machte, es fehle ihrer Herrin nur der Myrtenkranz, daß ſie, wie eine Braut geſchmückt ſey.

Alle Gäſte waren verſammelt, Manzorés, der vorſichtige Vetter, noch bleicher und matter als ſonſt, ſtürmte zuletzt in den Saal. „Wißt Ihr nicht, was dieſe Nacht geſchehen iſt?“ ſchrie er im Hereintreten.

Alle Anweſenden ſammelten ſich in einen neugierigen Kreis um ihn.

Der furchtbare Horqueto hat dieſe Nacht Murviedros Schloß überfallen, es rein ausgeplündert, trotz dem, daß Murviedro ſelbſt, wenige Stunden zuvor, dort eingetroffen war; wie es ſcheint, haben Straßenräuber weniger Furcht vor ihm, als ehrliche Leute. Murviedro ſoll ſich wie ein eingefleiſchter Teufel gewehrt haben, Einige behaupten, er ſey erſchlagen worden, andere, er habe ſich durch die Flucht gerettet. Die ganze Umgegend iſt in Aufruhr und Schrecken; überall fürchtet man einen Einbruch Horquetos und ſeiner zahlreichen Bande.

„Würde er es wohl wagen, hieher zu kommen, wo ſo zahlreiche Geſellſchaft beiſammen iſt?“ fragte Doña Laovedra, ſichtlich bemüht, Herrin ihres Schreckens zu werden.

„Was wagt Horqueto nicht!“ lautete ihres Vetters nicht ſehr tröſtliche Antwort. „Aber ich habe mir ſchon in Jaën eine Abtheilung franzöſiſcher Soldaten zu unſerem Schutze erbeten.“

Doña Concha hatte ſchweigend zugehört; ſie nahm freudigen Antheil an dem Räuber, den Alle fürchteten, hatte er ja doch das Schloß Murviedros ihres Todfeindes geplündert, ihm ſelbſt vielleicht den Dolch in die verrätheriſche Bruſt geſenkt.

„Ich hoffe indeſſen, wir haben hier nichts zu fürchten,“ nahm Manzorès wieder das Wort, „unſere Geſellſchaft iſt zu groß, als daß Horqueto im Ernſt an einen Angriff auf Doña Laovedras Landſitz denken könnte; außerdem wären zwei Raubanfälle, die in ſo kurzen Zwiſchenräumen dieſelbe Gegend träfen, etwas ganz Unerhörtes.“

„Wer fürchtet hier etwas?“ rief Doña Concha laut und in feſtem Tone. „Ich meinerſeits fürchte nicht, daß dieſe Räuber mir irgend Leid zufügten. Sie haben das Schloß Murviedros geplündert, ſie haben ihn ſelbſt vielleicht niedergeſtoßen: Viva Horqueto.“

„Señora!“ rief einer der Gäſte erſtaunt aus.

„Verzeiht mir,“ antwortete Doña Concha ruhig, ſich zu ihm wendend. „Ich bin die Tochter Don Cäſars de Laovedra, und ſah an der Stelle, wo Ihr ſteht, ſein Blut fließen.“

Die Erinnerung daran übermannte ſie von neuem und halbohnmächtig fiel ſie auf einen Stuhl nieder, doch erholte ſie ſich bald, und machte dann heiter und voll Anmuth die Honneurs des Feſtes.

Auf ihren Befehl blieben alle lehnspflichtigen Bauern und die Arbeiter aus den Fabriken, die Don Laovedra gegründet, auf dem Landſitze, und als der Abend anbrach, tanzten ſie auf einem großen Raſenplatze, dicht vor der Hauptthüre des Hauſes. Doña Concha ſelbſt, die ſeit zwei Jahren nicht getanzt hatte, ſchien die verlorne Zeit wieder einholen zu wollen, und ſchlug keinem der jungen Männer, die ſich um einen Tanz bei ihr bewarben, ſeine Bitte ab. Rauſchende Muſik ertönte überall im Garten, in allen Sälen herrſchte rege Freude.

Mit einem Male ſtürzten Bediente in den Saal, und ſchrien mit gellender Stimme: „Horqueto!“ Die Muſik verſtummte.

„Horqueto!“ wiederholten alle Tänzer, und ſahen ſich verſtört an. „Wo iſt er denn?“

„Er kommt durch den Garten,“ antwortete der Verwalter zitternd. „Einer von ſeiner Bande iſt über die Mauer geklettert und hat die Thore geöffnet.“

„Zu den Waffen!“ ſchrie der bleiche Manzorès, der jetzt auch etwas zitterte, und eilte, von einigen jungen Leuten gefolgt, hinaus. Alle Gäſte drängten ſich durch die Thüren, aber im nämlichen Augenblicke erſchienen Horqueto's Leute. Ihnen folgte der Räuberhauptmann ſelbſt.

Es war ein ſchöner, junger Mann, ein geſchmackvoller Anzug hob ſeinen hohen Wuchs hervor, ſeine Züge waren geiſtvoll, ein feiner, ſchwarzer Bart, der feine Lippen umſchattete, ließ ſeinem Geſichte auch den Eindruck männlichen Ernſtes nicht fehlen; Muth und Entſchloſſenheit

leuchteten in ſeinem dunkeln Auge und ſprachen aus ſeinem ganzen Weſen.

War es ſein Weſen oder war es der Ring, der an ſeiner Rechten glänzte. Doña Concha, die mit einigen Gäſten im Saale geblieben war, fühlte ſich unwiderſtehlich zu dem Räuber hingezogen; ſie bemerkte kaum, daß ihre Mutter halb bewußtlos vor Horqueto auf die Knie geſunken war, ſie ſah nur ihn, nur ihn allein.

Horqueto warf einen gierigen Blick auf die reichen, ſilbernen Gefäße, auf die ſchweren Leuchter, auf die Koſtbarkeiten, die vor ihm am Boden lagen, denn viele Damen hatten in ihrem Schrecken ſich ihres Schmuckes freiwillig entäußert; aber plötzlich blieb ſein ſchwarzes, glühendes Auge auf Doña Concha haften, die, äußerlich ganz unbefangen, im vollen Prangen ihrer Schönheit vor ihm ſtand. Nur gewöhnt, todtenbleiche, vom Schreck verzerrte Frauengeſichter zu ſehen, konnte er nicht müde werden, dieſe edeln, jugendfriſchen Züge zu betrachten, ſich an dieſer Schönheit, an dieſen herrlichen Augen, an dieſer Erſcheinung voll Würde und Hoheit zu weiden.

Doña Concha ſchien auf ihn denſelben Zauber zu üben, den ſie bei ſeinem Anblick empfand.

„Nein!" rief er endlich, „ich will nichts, nichts als nur ſie, nur ſie allein! — Nur ſie!" wiederholte er noch einmal, und kniete, die Hände auf die Bruſt gefaltet, das Haupt geſenkt, wie man vor einer Heiligen kniet, vor ihr nieder.

„Stecke dieſen Ring an meinen Finger und ich will Dir angehören," rief ſie halblaut, und nur mit Mühe Athem ſchöpfend.

„Dieſen Ring?" fragte er fröhlich.

„Ja, wenn Du ihn von einem Finger gezogen haſt, der ſich nie wieder rühren wird."

„Ich habe Murviedro niedergeſtoßen. Der Schuft vertheidigte ſich tapfer; aber Dank meiner heiligen Schutzpatronin, endlich mußte er mir doch unterliegen. Die Wunde, an der er verblutete, iſt ſo groß, als Eure ſchöne Hand Señora."

„Ich gehöre Dir an! Komm'!"

„Mein Kind, mein Kind!" ſchrie Doña Laovedra in furchtbarem Schmerze auf.

„Arme Mutter! Du kennſt meinen Eid."

„Aber," rief ihre Mutter, ihre letzte Kraft zuſammenraffend, „aber, wenn er ſchon ein Weib hat?"

Doña Concha ſchrak zuſammen. — „Dann Mutter," ſprach ſie halblaut und zitternd, „iſt mein Loos entſchieden. Ehe die Sonne zur

Ruhe geht, laß ich mir das Haar abſchneiden, und vertauſche Dein Angebinde, das reiche, ſeidene Kleid mit einem Nonnengewande."

„Ich habe kein Weib," rief Horqueto, der vor Freude, vielleicht zum erſten Male in ſeinem Leben, außer Faſſung kam.

„So komm' denn," rief Doña Concha. — Weine **nicht**, meine gute Mutter," fügte ſie halb laut hinzu, und küßte der Wittwe Hände, „Dein Kind wird nicht unglücklich ſeyn, denn wiſſe, **ich** liebe ihn. — Seit wenig Minuten kenne ich die Liebe. Aber, um der Ehre unſeres Namens willen, komme dieß Geheimniß nie über Deine Lippen. — Sage, Horqueto habe mich entführt."

„Das thue ich auch," ſchrie der Räuber, und trug ſie auf ſeinen Armen davon.

Aus einem Briefe Jules Janins, an Madame Emile de Girardin.

(Verfaſſerin des Luſtſpiels: „die Schule der Journaliſten.“)

Sie haben mich vergangenen Freitag zur Lecture Ihres neuen Luſtſpiels eingeladen, das die Schauſpieler des Theatre français mit ſo lautem Beifalle begrüßten, und das die Schule der Journaliſten betitelt iſt. Ich nahm Ihre Einladung offen und ohne Rückhalt, gewiß alſo in dem Sinne an, in dem Sie ſie meinten. Schriftſtellern, die, gleich Ihnen, mit Beharrlichkeit, Muth und vor allem mit Talent kämpfen, iſt meine regſte Theilnahme ſtets zugewendet. Ich hatte alſo Gründe aller Art zu denken, daß Sie mir, der, wie Sie wiſſen, zu Ihren beſten Freunden gehört, und der Ihrem Geiſte, Ihrem Style, der Art, wie Sie ſich in Verſen, wie in Proſa ausdrücken, die vollſte Gerechtigkeit widerfahren ließ, mir nicht vor aller Welt eine Falle legen würden, mir, einem Kinde der Preſſe, einem Manne der Preſſe, der nur für ſie und durch ſie lebt, der ſie liebt, wie man eine gute Amme

Digitized by Google

liebt, der ſie ehrt, wie eine Mutter, mir, der ihr alles verzeiht, ſelbſt ihre Bosheiten, ſelbſt ihre Ungerechtigkeiten, ſelbſt ihre Verbrechen, um deſſen willen, was ſie Großes, Nützliches, Ehrenvolles und Schönes hat.

Ich war alſo einer der erſten in Ihren ſchönen Salons, die zum Vorleſen und zu vertraulicher Plauderei ſo günſtig ſind, ich bewunderte mit aller Muße ihren eleganten Luxus, die Gemälde, von denen zwei Bouchers Chiffre tragen, die Spiegel, die Vergoldungen, die ſo bequemen Seſſel, von denen man faſt ſagen ſollte, ſie ſeyen gewiß nicht gemacht, eine Vorleſung anzuhören, wo jeder bis zum Ende aufmerkſam ſeyn muß, ich bewunderte den ſchönen Garten, der an ihr Arbeitszimmer ſtößt, die dienſteifrigen und ſchön gekleideten Bedienten, mit einem Worte, alle dieſe Einzelnheiten einer vernünftigen und reichen Lebensweiſe, und ich verſichere Ihnen, es kam mir dabei nicht einen Augenblick in den Sinn, für eine Schriftſtellerin, für einen beliebten Journaliſten, wie Sie, Ihre Wohnung zu ſchön, Ihre Meubel zu prachtvoll, Ihre Dienerſchaft zu zahlreich zu finden. Im Gegentheil aus Liebe und Achtung, die ich vor der edlen und großartigen Beſchäftigung habe, welche Sie und ich treiben, habe ich mir nie eingebildet, daß man den Erſten in der Journaliſtik vorwerfen könne, ſie wohnen eben ſo ſchön, als Wechſelagenten: die einen machen Ideen flüſſig, die Andern vertreiben nur Thaler, die leben von ihrem Geiſte, jene von ihrem Gelde. Sich Sorgen um die Glücksgüter eines Schriftſtellers machen, ihn fragen, weßhalb er nicht in einem Stalle mit einem Weibe und fünf oder ſechs Kleinen hauſe, ihn fragen, wie er ſich erlauben mag, einen Bedienten zu haben, der ihm aufwartet, eine Pendule, die ihm die Stunde ſchlägt, einen Teppich, auf den ſein Fuß tritt, eine junge und ſchöne Frau für ſeine Liebe, einen Wagen, der ihn den Maſſen entführt, und auch ihn in die Welt der Glücklichen und Reichen trägt: das ſind Unverſchämtheiten, die wir Niemanden mehr geſtatten; man iſt ſchon lange zu der Ueberzeugung gekommen, daß die ganze, poetiſche Bettelhaftigkeit, von der man ſpricht, eine Erdichtung ſey, die unter uns unmöglich geworden iſt, wo der Menſch ſich nicht allein ſchätzt, weil er etwas werth iſt, ſondern weil er etwas vermag und gilt. Und ſo ſahen Sie, ſeitdem anerkannt iſt, wie Reichthum eine Macht ſey, die größten Dichter der modernen Zeit, Byron, Walter Scott, Herrn von Chateaubriand und Herrn von Lamartine ganz einfach aus Eitelkeit und Stolz nach reichem Geldgewinne ſtreben.

Ich war alſo an jenem Abende bei Ihnen, bewunderte den Glanz Ihrer Umgebung, und erinnerte mich Ihrer erſten, poetiſchen Erfolge,

als Sie noch ein ſchönes Kind, blond gelockt, und voll Begeiſterung waren, und ich dachte nicht ohne Stolz auf unſere Kunſt, wenn man ſo ſagen darf, wie groß die Macht der Journaliſtik ſey, daß auch Sie, Sie eine Dichterin, zuletzt von Ihren Höhen herabgekommen ſind, um unſere Tribune eines jeden Tages zu beſteigen, und daß von dort jeden Morgen Ihre beredte, aber freundliche Stimme erſchallt war, daß Sie nach und nach in dieſes Journalleben ganz eindrangen, welches das wirkliche Leben in der poetiſchen Welt iſt; ganz leiſe ſagte ich mir da: „nein, nein, es iſt unmöglich! es iſt wieder einmal erlogen, ſie wird nicht hingehen, und Anklagen und Schmähungen auf dieſe gute, freilich etwas launenhafte Amme häufen, die im Grunde doch treu und anhänglich iſt, die ſich immer allen Launen, allen Plaudereien, allen Scherzen, oft ſelbſt allen Bosheiten des Kindes, dem ſie Mutter geworden, hergeliehen hat. Nein, es iſt nicht wahr, nein, was man im Voraus von dieſem Luſtſpiele erzählt hat, von den Bitterkeiten, von den Verwünſchungen, von den Tücken darin, alles das iſt nicht wahr. So groß war mein Vertrauen, in Sie meine Collegin (frère), daß ich des glänzenden Empfanges, den die Herrn Schauſpieler des Theatre français Ihrer Arbeit hatten zu Theil werden laſſen, und der rührenden Einſtimmigkeit vergaß, mit der ſie **die Schule der Journaliſten** angenommen. Wahrhaftig, um auf dieſe rührende und bei den Herren Schauſpielern, die nicht drei Monate leben würden, thäte ihnen die Preſſe nicht die Ehre an, alle Tage von ihnen zu reden, ſo ſeltene Einſtimmigkeit zu treffen, mußten ja die armen Journaliſten arg genug von Ihnen mißhandelt ſeyn. Doch ich vergaß gern ſolche traurige Vorbedeutungen, war ich ja doch mit dem guten Willen zu Ihnen gekommen, Sie gerecht und ruhig inmitten ſo vieler Gehäſſigkeiten zu finden, die, ich geſtehe es, wohl geeignet waren, Ihren bittern Unwillen zu erregen. *)

Was mich noch zu ſolchen Gedanken ermuthigte, war, daß ſich nach und nach Ihr Salon mit Männern füllte, die die Pariſer Preſſe in ihre vorderſten Reihen ſtellt, und durch die ſie ſich mit vollem Rechte geehrt fühlt. An jenem Abende waren Journaliſten von allen

*) Janin ſpielt da wohl auf einen freilich ſehr zu rechtfertigenden Zorn an, welchen die Pariſer periodiſche Preſſe faſt aller Meinnngen und Partheien, Emil de Girardin, eine politiſche Wetterſahne der aller verächtlichſten Art, empfinden ließ, und von dem auch ſeine Gattin, die früher als **Delphine Gay** bekannte Dichterin, unſchuldiger Weiſe mit verletzt wurde.

Anmerkung des Bearbeiters.

Claſſen, von allen Meinungen und von den verſchiedenſten Verhältniſſen bei Ihnen: Der Politiker, der bis auf die geringſten Titel die Verfaſſung auswendig weiß, der, die Feder in der Hand, die Begebniſſe Europas verfolgt, der die Revolution des verfloſſenen Tages erklärt, und die des folgenden Morgens voraus ſieht; ein Mann mit kaltem Blute, der viele Gewitter vorüberſtürmen ſah, und beſſer, als Jemand die Eitelkeit menſchlicher Macht erkennt. Es war der philoſophiſche Journaliſt da, der Geſchichtsſchreiber, nicht der Thatſachen, ſondern der Ideen, der die Ereigniſſe und die darin Handelnden bei Seite läßt, um ſich nur mit Träumereien zu beſchäftigen. Es war der Critiker da, deſſen Leben in der Vertheidigung der alten Meiſterwerke dahin fließt, der alle Charten dieſer Welt für Despreaux *poetiſche Kunſt* und Shakeſpeares *Sommernachtstraum* hingeben würde. Es war der dichteriſche Journaliſt da, der hierhin und dorthin von ſeiner holden Phantaſie ausſäet, daß ſie ſchneller unter die Menge komme, die kein Buch mehr leſen will, als das Journal. Es war der Romanſchriftſteller da, der dieſen fliegenden Blättern ein Drama anvertraut, das er den im Theater verſammelten Maſſen nicht erzählen kann. Es war der ſpöttiſche Journaliſt da, deſſen Kraft die Ironie und das Epigramm iſt, wie die Kraft der andern, der richtige Verſtand und das Raiſonnement. Sie alle waren faſt da, ohne Sie noch mitzuzählen. Sie unſere Collegin, die ſich nach einander mit ſeltenem Glücke in allen Theilen dieſer, ſelbſt, wenn ſie ſcherzt, ernſten Kunſt verſucht hat. Wie hätte ich wohl denken können, daß Sie mit Ihrem freundlichen Blicke, mit Ihrer weißen Hand, mit Ihrer ſo zarten und glücklichen Laune, mit Ihrem Geiſte und Ihren ſchönen Verſen, daß Sie uns zu dieſem poetiſchen Feſte eingeladen hätten, um uns nach der Regel zu erdroſſeln? Aber wiſſen Sie, daß das gerade die Geſchichte eines Feſtes bei Domitian iſt? Er hatte in ſeinen Palaſt Schöngeiſter und große Herren aller Art geladen; er hatte ſie an ſeine Tafeln niederſitzen laſſen, die voll aller Pracht waren, von der Petronius erzählt. Plötzlich öffnet ſich leiſe die Decke, die den azurblauen Himmel mit ſeinen Geſtirnen darſtellte; ein feiner, leiſer Regen rieſelt auf die Gäſte herab, Roſenwaſſer war es, was niederfiel, und die Gäſte zollten des Kaiſers Großmuth Beifall. Bald füllte ſich der Saal mit den herrlichſten Düften, und ſchon rieſen die Gäſte, von dieſem ſeltſamen Behagen erquickt: Dank! aber der Thau ward zum Regen, die zuerſt ſo lieblichen Düfte ſtiegen den Verſammelten zu Kopfe, und man mußte ſie, einen nach dem andern halb todt aus dem feſtlichen Saale tragen. Das iſt es auch, was Sie verfloſſenen Freitag mit Ihrer An-

muth, Ihrem Geiſte, Ihrer Schönheit und Ihren ſchönen Verſen mit uns Journaliſten zu thun gedachten.

Schon war jeder von uns an ſeinem Platze; vor uns ſaßen geſchmückte Damen, manche ſehr ſchön, andere ſehr geiſtreich, was beinahe eben ſo viel werth iſt. Es waren auch mehre Dichter da, ein eben ſo berühmter als ungelenker unter ihnen, der gern ſeine ſchönſten Gedichte für ſeine ſchlechteſten Dramen gäbe, und deren ſind viele. Es waren ſelbſt vornehme Herren da, die ihre Namen, die der Geſchichte angehören, mit Ehren tragen; aber doch verſichere ich.Sie, meine ſchöne Collegin, gerade vor dieſen hätten Sie ſich enthalten müſſen, Schmach auf unſere Beſchäftigung zu häufen. Bedenken Sie doch, daß dieſe Männer, die alle ihre Privilegien verloren haben, über welche der Gleichheit ehernes Beil gefahren iſt, uns, uns Schriftſtellern zumal, nimmer verzeihen werden, daß wir uns vor ihre Sonne geſtellt haben. Bedenken Sie doch, daß heutzutage die Dichter, die Romanſchriftſteller, die Dramatiker, die Journaliſten von Ruf es ſind, welche Titel, Wappenſchilde, Kronen tragen. Thörin! vor dieſen Adeligen wollen Sie ein Luſtſpiel leſen, worin Ihre Mitbrüder im periodiſchen Kampfe, ohne Schonung, noch Achtung behandelt werden. Nicht doch! ſeyn Sie Ihrer und unſerer Würde beſſer eingedenk! Lachen wir über uns, wenn Sie denn doch wollen, aber nur im Familienkreiſe. Sagen wir einander dürre Wahrheiten, wenn es denn ſeyn muß, aber nur ſtill und im Vertrauen. Wer wir auch ſeyen, Dichter oder Journaliſten, laßt uns, Kinder derſelben Familie, unſer Neſt nicht beſchmutzen, geben wir uns nicht den Abkömmlingen derſelben fürſtlichen Häuſer zum Schauſpiele, in denen wir vor hundert Jahren keinen Zutritt gefunden haben würden, und die ſich jetzt glücklich ſchätzen, zu uns kommen zu dürfen.

Endlich war Alles bereit, alles an ſeinem Platze, und Sie erſchienen, begrüßt von einem beifälligen Gemurmel, wie eine geliebte und lang erwartete Freundin. Sie waren vergangenen Freitag ſehr ſchön, Madame. Aber ach! als Sie ſich hinſetzten, die erſte Scene Ihres Luſtſpiels zu leſen, da fühlte ich es, wie eiſig kalt in meinem Herzen, da fiel ich aus den ſchönen, poetiſchen Zeiten in dieſe traurige und elende Wirklichkeit täglichen Haders, täglicher Rache, täglicher Schmähungen und Verleumdungen. Sie alſo, die begeiſternde und begeiſterte Dichterin werfen ſich blindlings in dieſes gräßliche Gemetzel der periodiſchen Preſſe! Sie, Sie Delphine, raffen auf unſauberen Pfaden allen Schmutz auf! Sie unglückliches Weib faſſen mit Ihren weißen Händen dieſen Staub! Was! Sie, ſo gewöhnt auf Höhen zu

wandeln, ſteigen tiefer hinab, als auf die Erde, verlaſſen die Sonne, um der Cloake willen! In dieſer ſchönen Beſchäftigung mit der Journaliſtik, die Sie mit Liebe ergriffen haben, und die Sie mit ſo vielen fremden Geiſtern in Verbindung gebracht hat, die zuvor nicht von Ihnen hatten reden hören, ſelbſt als Dichterin nicht, haben Sie nur das traurige Elend geſehen, das Sie uns da vor erzählen! Von den beiden Seiten der Frage haben Sie nur die ſchmachvolle aufgedeckt, Sie haben den Kopf weggewandt, um nicht allen Edelmuth, alles Leben, alle Macht, alles Talent dieſer furchtbar-großartigen Inſtitutionen zu ſehen! Sie ſind ausgegangen, in ihrer Schenke, in ihrer Tabaksſtube, in der ſchauderhaften Höhle, in der ſie ſich verbergen, die armen Teufel aufzuſuchen, die von Gift, von Schmähungen und von Lügen leben, die Verleumder ſind um's tägliche Brod, die Niemand Böſes thun, und die man beklagen muß; unſchuldige Inſekten an einem großen Körper, der vorwärts ſchreitet, ohne zu wiſſen, daß ſie an ihm nagen. Und das Madame iſt es doch nur, was Sie in Ihrem Luſtſpiele gethan haben. Sie hatten ein langes Verzeichniß aller Journaliſten auf dieſer Welt vor Augen, eine lange und mächtige Liſte, wie es nur jemals eine gab; auf dieſer Liſte ſtehen die Namen der glorreichen Emancipirten von 1789, die Einfluß hatten auf die Geſchicke Europas; Mirabeau, Madame Roland, Bailly, Barnave, Lameth; und aus unſeren Tagen General Foy, Benjamin Conſtant, die beiden Bertin, die das Tagblatt auf ſeine Höhe gebracht haben, Männer ſeltenen Geiſtes und großen Muthes, denen ſpäter volle Gerechtigkeit werden wird. Aber, wie ſie Alle nennen, dieſe genialen Journaliſten, die die Welt gerettet, aufgeklärt und größer gemacht haben? Wiſſen Sie nicht, welches der Kampf des Herrn von Chateaubriand geweſen iſt, und kennen Sie in den Anſtrengungen der antiken Tribune etwas ſchöneres, als dieſen Mann, der allein gegen Alle Frieden, Freiheit und Glauben vertheidigte? Aber, ehe ich alle dieſe Schriftſteller, die Ehre ihres Landes und der Journaliſtik, zu nennen ſuche, ſagen Sie mir doch, wer iſt jetzt der Mann von einigem Werthe, der nicht Journaliſt war, oder ſpäter Journaliſt ſeyn wird? Guizot, Odillon Barrot, Mauguin, Berryer ſind Journaliſten! Das Journal iſt die Tribune, das Forum, das politiſche Leben, die Stimme, die ſich allen vernehmen läßt, und die Sprache, welche die Nationen unter ſich reden, es iſt die Gegenwart, welche der Zukunft ruft. Ach, wie beklage ich Sie, daß Sie mit Ihrem edeln Geiſte ſich ſolchen Reden, ſolchen traurigen und ohnmächtigen Declamationen hingeben. Wie beklage ich Sie, daß Sie ſich mit dieſen elenden und ſchmachvollen Ein-

zelnheiten beſchäftigen, ohne das Ganze betrachten zu wollen! Denn hier, ich muß es Ihnen offen ſagen, — und weßhalb wäre ich denn zu Ihnen gekommen, wollte ich nicht freimüthig und redlich ſeyn — hier haben Sie ſich in die niedrigſte Region der Frage geſtellt, um die es ſich handelt. Sie haben unter ſich geblickt, nicht über ſich, nicht zur Seite, Sie haben uns mit vielem Witz und Geiſt, ich geſtehe es, *die Küche* des Journals gezeigt; ich weiß keinen ehrlichern Ausdruck dafür zu finden. Aber wer, ich bitte Sie, wird Vergnügen daran finden, ehe er ſich an eine glänzende, blumengeſchmückte Tafel zu ſchönen Damen ſetzt, in die ſchmutzigen, fettigen Räume hinab zu ſteigen, wo die Saucen gekocht werden? Sie halten in Ihrer Hand ein Glas edlen Weines, und Sie denken nicht daran, daß dieſe Traube von den Füßen eines ſchmutzigen Winzers getreten wurde. Es heißt kein Luſtſpiel ſchreiben, wenn man hingeht, einen Haken in der Hand, in den materiellſten Dingen wühlt, um uns Einzelnheiten zu erzählen, um die niemand ſich kümmert. Könnte ich Ihnen ſagen, was die tapferſten Feldherren, was die muthigſten Heere thun, bevor ſie in die Schlacht gehen ... aber, was liegt daran, wird nur die Schlacht gewonnen? Das Luſtſpiel würde ein etwas gar zu leichtes Ding ſeyn, beſchäftigte es ſich nur mit äußeren Formen und dürfte ſich die menſchliche Seele erlaſſen, begnügte es ſich, die Falten im Geſichte zu zählen. Ohne Zweifel würde Molières *Tartuffe* noch weit ſchrecklicher ſeyn, hätte er ihn uns nackt gezeigt. Aber im Gegentheil, und als großer Dichter, der er iſt, läßt er, ehe er ſeinen Heuchler auf's Theater ſchleudert, ihn von Orgon von Kopf bis zu Fuße ankleiden. Nur in unſern Tagen iſt man dahin gekommen, der Menſchen Charakter durch ſein Kleid, den innern Grund durch die Form zu erſetzen. Und würden Sie, Sie vor Allen ſo elegante Dame, nun glücklich und zufrieden ſeyn, wenn das Parterre über die Lumpen der Schriftſteller lacht, wie es über die Lumpen Robert Macaires und Bertrands, ſeines würdigen Freundes, gelacht hat?

Es war mir daher unmöglich, trotz Ihres Geiſtes und der Leichtigkeit des Dialogs, den erſten Akt der *Schule der Journaliſten* zu billigen. Dieſer erſte Akt iſt ein Gebilde ohne Aehnlichkeit und ohne Wahrheit, und Sie haben da ein ſchlechtes Anlehen, bei, ich weiß nicht mehr, welchem ſchlechten Roman des Herrn von Balzac gemacht. Angenommen auch, es bedarf ſo wenig Geiſt und Talent, ein Journal zu ſchreiben, als Sie ſagen, Sie beweiſen uns freilich alle Tage das Gegentheil davon, ſo wiſſen Sie gar wohl, wie ein Gelage eine ſehr ſchlechte Scene ſeyn würde, um ſelbſt nur die Pariſer Petites-

Afſiches zu redigiren; Sie wiſſen gar wohl, daß man nach einem Rauſche nicht eine Seite, ich ſage nicht eine beredte, ſondern nur eine vernünftige ſchreiben kann. Ich bitte Sie, die doch zu den Unſerigen gehören, kennen Sie denn viele Mitglieder der periodiſchen Preſſe, die, wie Sie ſie uns in dieſem erſten Akte zeigen, ihr Leben damit hinbringen, zu eſſen und zu trinken, Lieder zu ſingen, und ſich unter einander abſcheuliche Grobheiten zu ſagen? Aber ſo geht es nicht einmal in einer Geſellſchaft von Lumpenſammlern, in einer Geſellſchaft von Dieben zu. Welche Beſchäftigung man auch üben mag, ſelbſt die ſchmachvollſte, jede Beſchäftigung fordert für ihre Uebung Stunden der Arbeit, des kalten Blutes, der Wachſamkeit auf ſich ſelbſt. Der Mörder, der ſeinem Manne an der Straßenecke auflauert, hütet ſich wohl zu trinken, und wartet, ehe er ſich berauſcht, bis er in ſeinen Wein Blut miſchen kann. Weßhalb wollen denn Sie und Herr Balzac allein in dieſer Welt, daß der Mann, der ein Journal ſchreibt, um ſich zu berauſchen, gerade den Augenblick des Tages wähle, wo er ſeines kalten Blutes, ſeines Styles und ſeines Geiſtes am meiſten bedarf?

Nein, Sie wiſſen es beſſer, als irgend Jemand, der Wein hat niemals begeiſtert, ſelbſt die Liederſänger, die Amor und Bacchus feiern, ſind bei klarem Verſtande, nüchtern und beſonnen; es gibt kein Trinklied, das wirklich beim Trunke gedichtet wäre. Wenn Boileau ſagt: Horaz hat ſich ganz voll getrunken, ſo begeht Boileau da eine poetiſche Licenz; und das gilt noch weit mehr, wenn es ſich darum handelt, benebelt ein Journal zu ſchreiben, das heißt, ein ganzes Buch, das in Aller Hände ſeyn ſoll, in Aller Munde, das alle Angelegenheiten des Landes beſpricht, die größten und die kleinſten, das jegliche Leidenſchaft berührt, jegliche Eigenliebe, jegliche Eitelkeit, jegliches Bedürfniß; das ſich in Kampf mit Menſchen und Dingen, mit der Macht und dem Ruhme einläßt. Nehmen Sie doch, ich bitte Sie, aus Ihrem Luſtſpiele dieſe unedlen Punſchbowlen, deren Flamme einen ſo traurigen Schatten auf Ihren Geiſt wirft. Nehmen Sie ihm dieſen unangenehmen Geruch von Fleiſch und Trüffeln, dieſes Geräuſch der Gläſer, die man zerbricht, dieſer Servietten, die man einander an den Kopf wirft. Die Correcturen kommen ſehr zur Unzeit auf dieſes weinbefleckte Tiſchtuch, Niemand würde ein Journal voll ſchlechter Witze, hingeſtreckt auf dieſen ſchmutzigen Sopha, ſchreiben können; um wie viel weniger denn ein Journal, das am folgenden Morgen, wenn es redet, das Miniſterium verändern, und Alles umſtürzen ſoll. Denn auch das iſt einer der ſchneidendſten Widerſprüche in Ihrem Luſtſpiele, daß Sie, während Sie uns das Journal an die niedrigſten und un-

edelſten Fäden geknüpft zeigen, doch dieſe Macht, die Sie ſo ſehr verachten, unglaubliche Wirkungen hervorbringen laſſen. Und ſo geſchieht es, daß das Journal, geſchrieben von Betrunkenen, mit überladenem Magen, mit vollem Bauche und leerem Kopfe kaum am andern Morgen erſchienen iſt, ſo zerſplittert ſich alsbald das Miniſterium, der Thron iſt in Gefahr, die Familie des Miniſters iſt furchtbar verwirrt, und der größte Künſtler dieſer Zeit ſtürzt ſich aus dem Fenſter! Wie! alle dieſe Gefahren, all dieſes Unglück, all dieſes Elend, alles das in vierundzwanzig Stunden hervorgebracht von einem Journal, von ſolchen Tröpfen geſchrieben! Aber wenn dieſes nur einigermaßen wahrſcheinlich wäre, es würde etwas darin liegen, was uns für das dummſte und feigſte Volk auf dem Erdenrunde gelten ließe.

Das geſagt, ſtatte ich Ihnen meinen aufrichtigſten Glückwunſch für wahre, mit Meiſterhand gezeichnete Porträts ab, deren Originale man wieder erkennt, aber dieſes Mal auf jene entfernte und wohlanſtändige Weiſe, in der mit der größte Reiz des Luſtſpiels beſteht. Das Luſtſpiel iſt eine jener etwas koketten Schönen, die den hellen Tag fürchten; es iſt nicht gut alles zu ſagen, und das Publikum liebt ſo ſehr zu errathen!

Die Vorwürfe, die ich Ihnen für den erſten Act mache, bin ich genöthigt Ihnen für den folgenden Act noch in lebhafterer Weiſe zu wiederholen. Nachdem Sie uns den Journaliſten bei Andern gezeigt haben, wo er ſich berauſcht und Gläſer zerbricht, zeigen Sie uns den Journaliſten bei ſich zu Hauſe. Dieſes Mal erkenne ich den eleganten Salon nicht wieder, in den ich getreten bin, noch das ſo ſchön geordnete Arbeitszimmer, noch irgend eine der ſo reichen Einzelnheiten eines wohlgeordneten und wohlgeführten Lebens; ganz im Gegentheil, bei dem Journaliſten, den Sie uns zeigen, iſt alles Verwirrung, Schmutz und eckelerregend. Es iſt zwölf Uhr und der Bediente hat noch das Zimmer nicht ausgekehrt. Noch iſt das nicht alle Unordnung bei dieſem Manne; er hat, um ihn zu beherrſchen, um ihn zu jeder Stunde zu beleidigen, ein furchtbares Weib ohne Kopf, ohne Herz, ohne Gefühl bei ſich; einen jener knöcherigen Dämone, die in der Oper tanzen. Iſt es denn wohl, ehrlich gemeint, ein Grund, weil auch bei unſerer Beſchäftigung, wie bei jeder andern, einige dieſer furchtbaren Troſtloſigkeiten gefunden worden ſind, über die man Mitleid haben ſollte, iſt es da wohl ein Grund aus dieſer beweinenswerthen Ausnahme eine allgemeine Regel zu machen? Sind Sie nicht recht grauſam geweſen, dieſe an Leib und Seele ſchmutzige Tänzerin, die auf dieſem Manne mit der ganzen Laſt ihrer beleidigten Nichtigkeit und Eitelkeit laſtet,

auf das Theater zu bringen? Iſt Sie Ihres Zornes würdig? Iſt ſo etwas der Mühe werth, daß das Luſtſpiel ſich darüber beunruhige? Sie ſelbſt, da Ihre Anklage einmal erhoben, Sie haben herrliche Verſe geſchrieben, um zu erklären, wie dieſer Mann ſein Elend mit dieſem Weibe theilt, da er ihr nicht die Hälfte eines Vermögens geben kann, das er nicht hat. Und war es außerdem nicht ſchon genug, aus dieſem Elend ein weinerliches Elend zu machen, mußten Sie auch ein entehrendes daraus ſchaffen? Wie können Sie denn ohne Injurie annehmen, daß ein ſolches Weib, in dem ganzen Schmutz des Theaters umhergeſchleift, einen edeln Geiſt beherrſchen könne? Wie kann dieſer Mann, der einige Achtung vor ſich ſelbſt haben muß, weil Sie doch auch eingeſtehen, daß er Talent hat, wie kann er dieſer Thörin erlauben, daß ſie auf der letzten Seite ſeines Journals eine Familie beſchimpft, die er, der Schriftſteller, achtet, eine junge Frau, die er liebt, ein großes Talent das er mit gutem Rechte ehrt? Ach wenn Sie doch wüßten wie fürchterlich alle dieſe Einzelnheiten ſind, wie traurig ſie ſind, wie ſie Angſt machen; wenn Sie doch wüßten wie es rein unmöglich iſt, daß ein Mann ſich ſelber ſo eingeſteht, daß er ein Feiger, ein Verleumder, daß er käuflich und entehrt iſt, Sie würden nicht anſtehen, alle dieſe Einzelnheiten wieder zu verwiſchen, die, ich geſtehe es ungern, des elenden Romans würdig ſind, den Herr von Balzac kürzlich ſchrieb, um eine Macht zu zerſchmettern, der ſein ganzer Zorn gewidmet iſt, und die ſeinen Schmähungen geantwortet hat, wie ein Rieſe einem verzogenen Kinde antwortet, das ihm von unten herauf Schmähworte ſagt. Madame wenn man Ihren Geiſt und Ihr Talent beſitzt, muß man Niemand abſchreiben, muß nicht hingehen und in obſcuren Romanen, denen das Publikum hat Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, lediglich in der Einbildungskraft entſtandene Bilder, unmögliche Verbrechen, und Schimpf und Schande aufſuchen, die wir nicht wiſſen ſollen. Wenn man, wie Sie, ein leichtes, beredtes, zierliches Dichtertalent beſitzt, muß man ſich nicht ergötzen, Rothwälſch zuſammenzureimen, und wahrlich, die literariſche Diebsſprache iſt von Allen die ekelhafteſte. Man muß, wenn man Portraitmaler iſt, zu wählen wiſſen zwiſchen La Bruyère und Retif de la Bretonne, zwiſchen dem Salon und dem Pflaſter der Straße. Ohne hier dieſe lächerliche Unterſcheidung in literariſche Marſchälle, Hauptleute, Lieutenants und Corporale aufnehmen zu wollen, über die drei Tage lang ſo viel gelacht worden iſt, muß ich doch anerkennen, daß es in dieſem Heere der ſchönen Wiſſenſchaften, das ſo voll guter und böſer Leidenſchaften iſt, Marketenderinnen und Troßbuben gibt. Mit dieſen aber beſchäftigt ſich das Luſtſpiel wenig, nicht mehr als der

Digitized by Google

Roman: De minimis non curat praetor. Sie reden von dem ſchmachbedeckten und entehrten Journaliſten; aber wiſſen Sie, daß Sie noch weit von der Wahrheit entfernt ſind, wenn Ihre Abſicht wirklich geweſen iſt, die ſchmutzigſten Inſekten im Kehricht der Literatur zu zählen? Weßhalb denn, wenn Sie ſo viel Muth haben, uns dieſe fürchterliche Wunde nicht in ihrer ganzen Schrecklichkeit zeigen? Wiſſen Sie wohl Madame, daß die Helden Ihres Luſtſpiels, ſo abſcheulich ſie auch ſind, nichts ſind, wenn Sie einmal durch ein Luſtſpiel die äußerſte Schande des Journals zeigen, und ſich um den letzten Elenden beunruhigen wollen, der mit unreiner Hand an dieſe mächtige Waffe rührt? Wiſſen Sie, daß für zehn Thaler, die Summe iſt beſtimmt, ſich in Paris Schriftſteller finden, die gegen den Mann, welchen Sie ihnen bezeichnen, ſelbſt in der Halle unbekannte Schimpfreden drucken laſſen? Sie laſſen von dieſem Mann drucken, daß er ein Dieb, ein Fälſcher, ein Vatermörder ſey, daß ſeine Frau ſich verkauft habe, daß ſeine Tochter eine Buhlerin ſey, und gegen Bezahlung dieſer zehn Thaler, die vorher zu leiſten iſt, ſchickt derſelbe Literat drei hundert Exemplare ſeines Journals den drei hundert Freunden des Mannes, den Sie entehren wollen. Nennen Sie denn das ein Journal und dieſen Elenden einen Journaliſten? Dann müſſen Sie auch zugeben, daß auf den Bagnos Pairs von Frankreich ſind, und Generalprocuratoren und hohe Würdenträger der Kirche, dann müſſen Sie auch bei der Erinnerung an den ſchrecklichen Peytel ſich fürchten, einem Notar die Hand zu drücken. Ich ſage nur noch ein Wort über Ihren zweiten Akt, Sie klagen Ihren Journaliſten an, er arbeite zu ſchnell. Mir ſcheint, und ich hoffe ſehr, Sie mögen meiner Anſicht werden, Ihre Anklage wenig begründet. Wer ſagt: ein Journaliſt, ſagt zugleich ein Mann, der improviſirt, ein gewandter Schriftſteller, der mit allen Schwierigkeiten der Sprache ſein Spiel treibt, ein Schöngeiſt, der zu der verſammelten Menge redet, wie der Advokat zu ſeinen Richtern alle Tage und zu allen Stunden ſpricht; wer ſagt: ein Journal, ſagt zu gleicher Zeit ein ephemeres Werk, und wenn nur dieſes Werk, ohne hohe Anſprüche, aber nicht ohne Gewiſſenhaftigkeit hingeworfen, zierlich und lebhaft iſt, wenn es nur rein, klar und ſchnell iſt, ſo iſt es genug damit: das Publikum verlangt vom Journal nicht die Eigenſchaften des Buches, nicht mehr, als es von Chaix-d'Eſt-Ange zum Beiſpiel verlangt, er ſolle, wenn er vor der gerührten und freudig bewegten Jury ſpricht, ſeine Rede anlegen, wie es der römiſche Redner that, da er für Milo, oder für den Dichter Archias ſprach.

Das hindert indeſſen nicht, daß ſelbſt in den Seiten eines Journals,

das raſch im Fluge der Feder und des Gedankens geſchrieben worden, ſich oft herrliche Stellen finden, wo Kunſt und Begeiſterung höchlichſt glänzen. Und was finden Sie denn Uebles dabei, daß eine großmüthige, oft bis zur Verſchwendung großmüthige Nation ſo, von einem Tage auf den andern Tag, ihren Geiſt, ihren Muth, ihren Verſtand verſchwende? Es ſcheint mir im Gegentheil, daß es, wie wir es auch thun, ehrenvoll iſt, dieſer unermüdlichen Verwendung der koſtbarſten Fähigkeiten beizuwohnen, um davon, wie wir es alle thun, ohne Gewiſſensbiſſe und ohne Dankbarkeit Nutzen zu ziehen. Die Verſchwender ſchaden nur ſich ſelbſt, und deßhalb liebt und achtet man ſie, ſo lange ſie keinem etwas ſchuldig ſind. Wer ein Buch ſchreibt, wer ſich geſchickt in ſeine kleinliche Perſönlichkeit verſchanzt, wer ſich ſeinen perſönlichen Ruhm zuſtutzt, wer nach ſeiner Bequemlichkeit über alle Materialien ſo verfügt, daß ſie recht von ferne geſehen werden, und in ihrem vortheilhafteſten Lichte erſcheinen, der iſt recht oft ein Egoiſt. Aber der Verfaſſer eines Journals, der ſeinen Geiſt allen, die da kommen, jeden Morgen hinwirft, ohne „gebt Acht“ zu ſchreien, und ſeinen Namen irgend jemanden zu ſagen, außer denen, die ihn todt ſchlagen wollen, der, welcher oft ohne Ende, ohne Aufhören und ohne Maaß, ſeinen Geiſt und ſeine Leidenſchaft, ſeine Schönheit, ſeine Jugend und ſeine Liebe verſchwendet. der iſt — ein Thor vielleicht, aber, wer Ihr auch ſeyd, Euer ganzes Mitgefühl ſeyd Ihr ihm dennoch ſchuldig.

Es iſt alſo ausgemacht, daß der Geiſt Ihrer beiden erſten Akte durch dieſe unglückſeligen Einzelnheiten, ich hätte faſt geſagt, durch dieſe Ungerechtigkeiten, entſtellt iſt, und Sie werden mir nun um ſo lieber glauben, wenn ich, Ihnen in dieſer traurigen Erzählung folgend, Ihnen gleich ſelbſt beweiſen werde, daß das Luſtſpiel Ihnen entflieht. Wider Ihren Willen verfallen Sie in das Schauſpiel, in dieſes Etwas ohne Namen, das Sie im Grunde Ihrer Seele ſehr verachten. Indeſſen war dieſer Vorfall bei Ihrer traurigen Art, literariſche Menſchen und Dinge zu betrachten, unvermeidlich. Man lacht nicht lange bei dem, was haſſenswerth, und man ſoll niemals über das lachen, was feig und jämmerlich iſt. Dieſe Elenden, die Sie uns zeigten, dieſe von Wein berauſcht, jenen mit ſeiner Tänzerin, ſie müſſen aus Ihrem Werke verſchwinden, denn Sie ſelbſt, Sie fühlen das Bedürfniß, ſie verſchwinden zu laſſen. Sie haben in der That des Taktes und der geiſtigen Feinheit zu viel, als daß Sie je daran gedacht hätten, fünf Luſtſpielakte mit ſolchen Elenden zu ſchreiben; Sie ſelbſt legen alſo ſchon dieſe Journaliſten von Ihrer Schöpfung nieder, und Sie führen uns im dritten Akte Ihres Luſtſpiels, in die Familie

des Miniſters ein, den jeder bei der Vorleſung Ihrer Arbeit zu nennen wußte.

Bei dieſer Gelegenheit habe ich wohl nicht nöthig Ihnen zu ſagen, daß dieſer Mann die Ehre der Preſſe unſerer Zeit iſt; er iſt die mächtigſte, die augenſcheinlichſte Manifeſtation derſelben. An dem Tage wo dieſer Mann ſich ſelbſt zum Präſidenten des Miniſterraths machte, an dem Tage gewann die franzöſiſche Preſſe die Schlacht von Auſterlitz. So gut wie ich wiſſen Sie von dem Gewichte dieſes allmächtigen Redners, Sie kennen die Leichtigkeit ſeines ſeltenen Genies, und wie er ſich auf die Höhe der ſchwierigſten Stellungen zu erheben gewußt hat; Sie wiſſen auch von welch ſeltſamen und furchtbaren Verleumdungen das Leben dieſes Mannes umgeben worden iſt, und mit welchen abſcheulichen Biſſen die Preſſe dieſes edle Kind ihrer Schöpfung gezeichnet hat. Aber was Sie nicht zu kennen ſcheinen, Madame, iſt, daß die Geiſteskraft dieſes Mannes, deſſen Vertheidigung Sie übernehmen, ihn vor der Verzweiflung bewahrt hat, die Sie bei ihm vorausſetzen; daß die tiefe Kenntniß der Pariſer Preſſe, dieſer launenhaften Macht, aus der er hervorgegangen iſt, ihm den Muth gegeben hat, alle ihre Ungerechtigkeiten und alle ihre Launen zu ertragen. Der Mann weiß ſehr wohl, daß die Volksgunſt von allen Glücksgütern das ſchwankendſte und wechſelndſte iſt, er weiß ſehr wohl, daß das Schaukelſpiel, das man die Conſtitution nennt, die welche ſich ſeiner bedienen, dem Wechſelfalle ausſetzt, bald bis zum Himmel, bald tiefer als auf die Erde gebracht zu werden; er weiß ſehr wohl, daß wenn der heutige Tag ſeinen unerwarteten Sieg hat, der Morgen vielleicht ſeine Niederlage haben wird. Dieſer Mann, mit dem ſich Ihr Luſtſpiel viel zu viel beſchäftigt, iſt nur ein ſo großer Staatsmann geworden und geblieben, weil er wirklich all den Muth eines Staatsmannes beſaß. Denn in ſo hohen Stellungen iſt der wirkſamſte Muth der: ohne verwirrt zu ſeyn, die Schmähworte und Spottreden, die Ungerechtigkeiten und argen Bosheiten der periodiſchen Preſſe zu ertragen, ruhig zu bleiben bei ihrem wüthenden Geſchrei, dem Partheihaß eine heitere Stirne zu bieten, und dem gedruckten Aufruhr *) eines jeden Tages zu trotzen, und ihn

*) Janins Original hat hier **emeute**, das ſo charakteriſtiſche Wort, das man einen theils zum Spaß, theils im Ernſt unternommenen Aufruhr definiren könnte, es iſt im Deutſchen ganz unüberſetzbar. übrigens bedarf es wohl kaum der Bemerkung, daß der Miniſter, von dem in dieſem Briefe und in dem Luſtſpiel die Rede, Thiers iſt, deſſen Verdienſte um ſein Vaterland ſelbſt ſeine bitterſten Feinde nicht hinwegleugnen können.

Anmerkung des Bearbeiters.

Digitized by Google

zu verachten. Und deßhalb, Madame, iſt dieſer Mann eben mächtig, deßhalb weil ihn dieſe Schmähungen nicht treffen konnten, weil ſeine Seele heiter blieb inmitten dieſes Schimpfes und dieſer Gehäſſigkeit. Wahrlich, wäre er nur um einen einzigen Schritt gewichen, als man ihn Dieb nannte und Verräther, als man ſeine Familie und ſeine junge Gattin beſchimpfte, wahrlich, hätten ihn dieſe heftigen Ausbrüche ſeiner guten Amme, der Preſſe, geirrt, wie würde es mit dieſem Manne heute ſtehen? dann in der That wäre er ein Feiger geweſen, und Niemand in dieſem Königreich Frankreich würde daran denken, ſeine Vertheidigung zu übernehmen, Sie ſelbſt nicht.

Ich weiß nicht ob der Mann, von dem wir ſprechen, die beredte Vertheidigung, welche Sie ihm widmen, annehmen wird, er iſt einer von den Männern, die ſich ganz allein beſchützen, und er hat das wohl gezeigt. Aber da hier die Anſpielung keine weſentliche Bedingung des Schauſpiels iſt, ſo erlauben Sie mir Sie aufrichtigſt und ohne Rückhalt über Ihren dritten Act zu beglückwünſchen, in welchem Sie Ihren Haß gegen die Tagblätter ein wenig Ruhe gönnen. Dieſes Vergeſſen des Eiferns hat Ihnen Glück gebracht, und ich kenne nichts dramatiſcheres als dieſe ganze Stelle wo die junge Frau, auf eine anonyme Lüge hin, wie verzweifelt thut, als ſie erfährt, daß ihre Mutter wirklich ihres Mannes erſte Liebe geweſen ſey. Wie voller Begeiſterung ſind Sie in dieſem Augenblicke! Wie ſind Sie rührend und beredt! Wie ganz findet man da die Dichterin Ihrer ſchönen Tage wieder, als Sie in Ihre keuſche Poeſie noch nicht dieſe erſchrecklichen Perſönlichkeiten und fürchterlichen Flüche geworfen hatten. Die Scene zwiſchen Mutter und Tochter iſt eine der ſchönſten, die eine und die andere ſagen ſich wunderbar, was ſie ſich ſagen können, und wahrlich dieſe junge Frau iſt rührend in ihrem ſo geſtörten Glücke, geſtört durch ein Paar dieſer infamen Zeilen, die ich ſo ſehr verabſcheue, wie Sie ſie nur verabſcheuen können. Nur darin ſtimmen wir nicht mehr überein, und das macht den ganzen Gegenſtand unſers Haders aus, daß ich, was Sie ein Journal genannt haben, im Namen aller Journaliſten Frankreichs, eine unedle und feige Schmähſchrift nenne. Und, mein Gott, ſeit wann müſſen denn dieſe anonymen Niederträchtigkeiten gedruckt ſeyn, um ihre Wirkung zu thun? Nehmen Sie an, die Journale ſeyen gar nicht erfunden, und laſſen Sie von unbekannter Hand der jungen Frau die ſchauderhaften Mittheilungen machen, die das Tagblatt druckt, Sie werden daſſelbe Reſultat haben, ihr Schauſpiel wird daſſelbe ſeyn, wird eben ſo rührend, eben ſo ſchrecklich ſeyn. Ich bitte Sie, wollen Sie gerecht ſeyn und bei der Wahrheit bleiben, geben Sie Ihrem Schauſpiel

den Titel: der anonyme Brief. Mit welchem Rechte nennen Sie es: die Schule der Journaliſten?

Ja, Madame, noch einmal, das ganze Ende des dritten Actes iſt ſehr ſchön; die Poeſie darin iſt ſtreng und geißelnd, eine gewiſſer, aus Begeiſterung hervorgegangener Unwille wird darin offenbar, und hätten Sie nur zeigen wollen, was die Verleumdung, die gedruckte oder ungedruckte, mit oder ohne verantwortlichen Herausgeber, ſey, Sie hätten da ein ſehr ſchönes Drama geſchrieben.

Ich komme jetzt zum letzten Theile meiner Anklage.

Haben Sie in dramatiſcher Hinſicht an Ihrem Werke einen großen Fehler bemerkt, Madame? Dieſes Theaterſtück, das zu gleicher Zeit ein Luſtſpiel iſt und ein Drama, beſtebt aus drei verſchiedenen Theilen, die, freilich ohne Ihr Wiſſen, ſcharf abgeſchnitten ſind. Zuerſt haben wir die Comödie von den albernen und berauſchten Journaliſten, die Comödie von dem Journaliſten, den eine Tänzerin unterjocht, zwei ſehr traurige Comödien; dann, wenn Ihre flüchtige Luſtigkeit verraucht iſt, verfallen Sie in das Drama, und erzählen uns mit mächtiger Wärme und mächtiger Kraft die beweinenswerthe Geſchichte dieſes, durch einen Journalartikel auf immerdar zerſtörten und entehrten Hauſes. Iſt dieſes Drama zu Ende, ſo gehen Sie zu einem anderen Drama über. Sie laſſen ein zweites Journal-Schlachtopfer dazwiſchen kommen; der Künſtler kommt nach dem politiſchen Charakter; damit kein einziger dem täglichen Souper des Währwolfs entgehe und fehle. Bei einem guten Luſtſpiele iſt das aber ein Fehler, man muß ſeine Partie zu nehmen wiſſen, zwiſchen dem Lachen und den Thränen, zwiſchen Unwillen und Ironie. Sie wollen ein Luſtſpiel machen, machen wir denn ein Luſtſpiel, Sie wollen ein Drama machen, nun machen wir ein Drama, Sie wollen, daß das Journal ſeinen Miniſter verſchlinge, mit Leib und Seele, Ehre und Vermögen, ſo preiſen wir denn einen Miniſter; Sie wollen ihm mit heiler Haut einen großen Künſtler vorwerfen; thun wir auch den großen Künſtler ab. Aber miſchen wir nur nicht dieſes Weinen und dieſes Lachen unter einander, halten wir nicht alle dieſe Hinrichtungen an einem Tage ab, ſparen wir wenigſtens einen kleinen Leichnam für den Hunger des andern Morgens auf.

Indeſſen will ich wohl an Ihrem zweiten Drama, Ihrem zweiten Schlachtopfer, Ihrem Künſtler Theil nehmen. Der, nun ſagen Sie, der größte Maler ſeiner Zeit, der kräftigſte und leidenſchaftlichſte Geſchichtsſchreiber des kaiſerlichen Ruhmes, der Mann, der ganz allein, gerade wie der Kaiſer Napoleon ſelbſt, die Soldaten der großen Armee kannte, iſt von dem Journal beſiegt, zu Boden geworfen, beleidigt, er-

mordet worden; ſo ſagen Sie wirklich, und um Ihre Behauptung zu beweiſen, führen Sie uns ſtatt des großen Genius, der ſo mächtig und ſtark ſeyn ſollte, der ſeine Palette trug, wie Murat ſeinen Waffenſchmuck, einen ſchwachen, kindiſchen Greis vor, einen Tropf, der ſeinen verdunkelten Ruhm bejammert; dieſer Mann läuft umher, auf die Journale ſchimpfend, als ſey das Journal der Ruhm, als könne das Journal erſchöpfte Einbildungskraft wieder beleben, als könne es dem Herzen Leben wieder verleihen, dem Blicke Feuer, dem Gedanken Thätigkeit. In dieſem Falle wären die Journale mächtiger, als ſelbſt der liebe Gott. Aber, wie haben Sie denn nicht eingeſehen, Madame, daß Sie, als Sie dieſen Greis in die wahnſinnige Wuth wider die Journale gerathen ließen, ihm alle Würde des Alters raubten? Welche Achtung ſollen wir Zuſchauer denn dieſem Manne zollen, der die Meiſterwerke ſeines Mannesalters genugſam verachtet, um zu ſechzig Jahren bei den Journalen Lob zu erbetteln? Aber Sie nehmen alſo nicht an, daß für den Künſtler ſo gut, wie für die andern Menſchen, ein Alter der Ruhe da ſey? Sie wollen alſo, daß die öffentliche Meinung für den Mann, der darauf verſeſſen iſt, noch zu ſchaffen, wenn ihm die Kraft mangelt, mit dem Lobe verſchwenderiſch ſey, wie für das Talent, das in ſeiner ganzen Fülle ſich kund gibt. Sie laſſen alſo in der Welt der ſchönen Künſte das ganze Trümmerwerk des Alters zu, das von vielem Schaffen ermüdet iſt?

Wahrhaftig, Sie ſind zu gütig, und ich fürchte ſehr, das Publikum wird weder Ihr Mitleid noch Ihre Nachſicht theilen. Im Gegentheil, das Publikum, dieſes wilde Thier mit tauſend Köpfen, iſt grauſam und unerbittlich, es ſpielt mit ſeinen großen Männern, es ſpielt mit ſeinen großen Künſtlern wie das Kind mit ſeinen Puppen ſpielt, die das Kind bei ſeiner erſten Laune zerbricht. Wie wollen Sie denn nun, daß wir uns für dieſen Greis intereſſiren, der bei einer Nation um Lob bettelt, wo, wie in der unſrigen, auf jeder Stufe der Geſellſchaft das Idol des Abends niemals mehr das Idol des andern Tages iſt, wo der, den man am Morgen groß findet, am Abend kaum angeſehen wird? Seltſamer Abgrund, dieſe Welt von Paris! Sie verſchluckt im Großen wie im Kleinen und ohne jemals geſättigt zu ſeyn; alles was Ruhm iſt, was Talent, was Schönheit, was Jugend, was Muth, was Beredtſamkeit und ſelbſt was Tugend. Sie iſt taub wie der Stier des Phalaris; ſie hat alle kleinlichen Leidenſchaften der Frauen, um ein Nichts ſchmiegt ſie ſich an, und bricht mit Freuden das Band, an das ſie ſich mit Liebe gebunden hat. Was! Sie machen uns ein Luſtſpiel, um uns zu beweiſen, daß wir nicht aufhören müſſen, die Künſtler vor

ihrem Tode zu loben. Aber haben Sie auch an die ganze Ausdehnung gedacht, die Ihr Paradoxon gewinnen könnte? Sie ſagen aus der Kunſt und aus der Welt das einzige Etwas, das ſie noch beſchützt, die Wahrheit der Maſſen. Gehen Sie doch nur hin und ſagen Sie der Stimme, die nicht mehr ſingen kann: ſinge noch. Gehen Sie hin und ſagen Sie dem Prinzen von Condé, der wieder kindiſch geworden iſt: führe uns zur Schlacht! Sagen Sie Paſcal, der wahnſinnig geworden iſt: vollende dein großes Buch über die Wahrheit der Religion! Es wäre zu ſpät, allen dieſen ohnmächtigen Greiſen Athem einflößen, dieſen Staub vergeſſenen Ruhmes wieder beleben zu wollen! ebenſogut könnten Sie um Mitternacht ganz weiß und nachdenklich, wie ein Geſpenſt, auf den Kirchhof von Pere Lachaiſe gehen, und den großen Geiſtern, den Schönheiten, den ſeltenen Talenten, die dieſer kleine Erdwinkel birgt zurufen: ſteht auf und folgt mir! Sie werden die furchtbare Luſt des Menſchen nicht ändern: mit Freuden zerbricht er, was er in Liebe verehrt hat. Sie werden nie dieſen furchtbaren Egoismus einer ganzen Nation verbeſſern, die ihre geiſtvollen Männer mißbraucht, wie die Wüſtlinge die Schönheit der Frauen mißbrauchen, und ganz unter uns, wollte ich Ihnen den Stoff zu einer ſchönen Rede liefern, ich würde Ihnen geſtehen, wie ich nichts ſehr Schlimmes dabei finde, daß der geniale Mann, wenn er erſchöpft iſt, einem Andern ſeinen Platz abtrete, denn es handelt ſich dabei um das Wohl und das Vergnügen Aller.

Wollen Sie denn gerecht ſeyn, nicht die Journale klagen Sie ob des Todes jenes Malers der Kaiſerzeit an, ſein Selbſtmord war einer wie alle anderen. Wollte ich Beiſpiele beweinenswerther und thörichter Todesfälle anführen, wie den des Malers Gros, und an denen Niemand Schuld iſt, wahrlich, an Beiſpielen würde es nicht fehlen, ich würde deren unter jungen Männern ebenſowohl finden, als unter Greiſen. Escouſſe *) war noch nicht fünfundzwanzig Jahre, als er ſich den Tod gab, nachdem ihm auf dem Theater ein glänzender Erfolg zu Theil geworden war; ein anderes Mal gab ſich Nourrit den Tod, und dem hat doch, Gott ſey Dank, Lob aller Sorten und von allen Preſſen der Welt nicht gefehlt. Damit

*) Victor Escouſſe, ein Jüngling von bedeutenden dichteriſchen Talenten, tödtete ſich im Februar 1832 mit Auguſt Lebras, dem Genoſſen ſeiner Arbeiten und Studien, durch freiwilliges Erſticken in einem mit Kohlendampfe erfüllten Zimmer. Beranger, beiden jungen Männern perſönlich befreundet, hat ihrem Andenken ein ſchönes Lied gewidmet. Anmerk. d. Bearbeiters.

haben die Blätter nichts zu thun ... gerade weil es Räthſel ohne Auflöſung ſind, die ſo erſchrecken — da haben die Blätter nichts zu thun, bei einem ſolchen Elende nicht, wo auch der Prieſter nichts vermöchte, und hieße er Fenelon oder Boſſuet. Seyen Sie davon überzeugt, die Journale haben Niemanden zum Tode gebracht, ja noch mehr, ſie haben nicht einen einzigen Ruhm getödtet, denn ſie gehen nur nach dem richtigen Sinne des Publikums. Ei zum Teufel auch, was man auch thue, was man auch ſage, ein guter Vers iſt ein guter Vers! ein gutes Gemälde iſt ein gutes Gemälde! ein ehrenwerther Mann iſt ein ehrenwerther Mann! Stände die öffentliche Meinung dieſen Urtheilen in's Blaue hinein, die Sie traurig ſtimmen, wirklich ſo zu Dienſten, man müßte ja an der menſchlichen Geſellſchaft verzweifeln. Daß es auch in der öffentlichen Meinung Ungerechtigkeiten gebe, ſtellt Niemand in Abrede. Ungerechtigkeit ſchleicht ſich überall in die geſellſchaftlichen Einrichtungen der Menſchen; aber wäre, weil an Calas ein Juſtizmord begangen worden iſt, wohl ein Grund vorhanden, alle Richter, alle Tribunale in Frankreich abzuſchaffen? Endlich iſt noch dieſer Grund anzuführen, daß die Publicität eine der unentbehrlichen Bedingungen der conſtitutionellen Freiheit iſt. Thun Sie was Sie wollen, nichts wird Sie den doppelten Debatten der Tribunale und des Journals entziehen können. Nehmen Sie doch mit allen ihren Vortheilen auch alle Unbequemlichkeiten dieſer neuen Kraft hin. Der tugendhafteſte Bürger der Stadt Athen, jener Ariſtides, der durch den Oſtracismus verbannt wurde, weil man müde war, ihn den *Gerechten* nennen zu hören, huldigte ſelbſt dem Oſtracismus, da er auf eines Bürgers Bitte ſeinen eigenen Namen auf das Blatt *) ſchrieb, das ihn verbannte.

Und unter uns, fürchten Sie denn nicht, da Sie mit ſo vieler Sorgfalt und ſo vielem Aufwande an Verſtand, nicht allein gegen die Preſſe ſchreiben, ſondern auch gegen alle kleinen Bosheiten, welche ſie ſich wieder alle hervorragenden Männer dieſer Zeit erlaubt, daß Sie einen Pflaſterſtein aufnehmen, um eine Mücke zu tödten? Dieſe kleinen Tücken, die Sie in ſo arge Unruhe verſetzen, ſind ſie denn wohl der Mühe werth, daß man ſich ihretwegen beunruhigt? Würde es Ihnen, bei Ihrem vielen Verſtande und richtigen Takte, nicht weit beſſer anſtehen, wenn Sie, ſtatt ſo ſehr über den ſchlechten Witzbold in Zorn zu gerathen, einiges Mitleid mit dem armen Menſchen haben möchten, der vielleicht ſchon älter als ein halbes Jahrhundert, jeden Tag den Kopf in beide Hände geſtützt, Blut ſchwitzt, um ein wenig Gift, Honig und Geifer zu finden, mit dem er die Stiefel der größten Geiſter, der ſeltenſten Talente, der edelſten Tugenden dieſer Zeit putzt? Welches Böſe haben denn dieſe Menſchen Männern von dem geringſten Gehalte nur zugefügt? Hat der König Ludwig Philipp, der am meiſten beſchimpfte Mann, in ſeinem Königreiche deßhalb minder glorreich dieſe zehn Jahre durchſchritten, welche die Geſchichte unglaubliche Jahre nennen wird? Aufrichtig, wenn man ſich in ſolcher Geſellſchaft beſchimpft findet, hat man dann nicht das Recht, darüber ſehr glücklich und ſtolz zu ſeyn? Seyen Sie alſo nachſichtig, beſänftigen Sie Ihren Zorn, geben Sie den Dingen nicht mehr Wichtigkeit, als ſie in der

*) Im Originale heißt es: bulletin; Janin ſcheint nicht daran gedacht zu haben, daß das verdammende oder losſprechende Urtheil bei den Oſtracismen auf Scherben geſchrieben wurde. Anmerk. d. Bearbeiters.

That haben. Denken Sie doch, daß wenn das öffentliche Leben ſeinen Ruhm, ſeinen Ruf, ſeine Reize hat, es auch Unannehmlichkeiten mit ſich führt, die man ertragen muß. Sie wollen gelobt ſeyn, machen Sie ſich dann auch auf lebhafte Ausſtellungen gefaßt, der Tadel iſt des Lobes Gefährte. Cäſar ſelbſt, der große Cäſar, ward, da man ihn im Triumphe einhertrug, von Troßbuben verfolgt, die ihm zuriefen, er ſey kahlköpfig. Achilles war unverwundbar, außer an der Ferſe, und noch jetzt iſt es an der Ferſe, wo die großen Männer gebiſſen werden, und deßhalb iſt es ſo leicht, das Gewürm zu zertreten, merkt Ihr nur, daß Ihr von ihm gebiſſen werdet. Mit einem Worte, in dem conſtitutionellen Leben, wie es iſt, muß man wählen, Allen angehören oder nur für ſich da ſeyn; Ruhm und Spott von den Journalen erhalten, oder ſich mit der Freundſchaft ſeiner Nachbarn begnügen.

Nach dem, was ich Ihnen da ein wenig breit ſage, denn Sie haben wohl nöthig, ſich von mir überzeugen zu laſſen, daß Sie ungerecht und boshaft ſind, werden Sie wohl ohne Mühe den Schluß ziehen, daß Ihr fünfter Akt, der mit dem Selbſtmorde des Künſtlers ſchließt, auch für ein Schauſpiel zu blutig iſt. Selbſt angenommen, die Thatſache ſey wahr, ſo ſind Sie doch da auf eine der Wahrheiten ohne Wahrſcheinlichkeit verfallen, welche die poetiſche Kunſt verbietet. Das iſt Schade, denn der Monolog Ihres Malers, der ſterben will, iſt meiner Anſicht nach, ſehr ſchön. Aber mein Gott! wie können Sie denn ein Stück Luſtſpiel nennen, das mit dem Selbſtmorde eines Mannes ſchließt, der ſich aus dem Fenſter ſtürzt. Und können Sie glauben, daß das Parterre in Gegenwart einer ſo blutigen Cataſtrophe kaltblütig bleiben werde, wenn Sie ihm vier Mal hinter einander zuſchreien:

Die Blätter, die Blätter, die Blätter, die Blätter!

Ich faſſe jetzt, was ich geſagt, zuſammen, und es iſt auch wohl Zeit dazu. Sie haben mir die Ehre erwieſen, mich herbeizurufen, nicht, um mir eine Falle zu ſtellen, was für Sie und mich gleich peinlich geweſen ſeyn würde, ſondern, um Ihnen freimüthig und offen meine Meinung mitzutheilen, wie ich es hinſichtlich der größten Geiſter dieſer Zeit thue. Ich erwartete nur Collegen bei Ihnen zu finden, und dann hätten wir bei verſchloſſenen Thüren die Frage, welche Sie an uns richteten, ob Sie ein nützliches und edles Werk geſchaffen, beſprochen. Aber ich fand mich in einem ſo großen Gemiſch geiſtvoller Leute, ſchöner Damen, Staatsmänner und vornehmer Herren, daß ich wohl alles hören mußte, ohne etwas zu ſagen. Was ich Ihnen aber nicht ganz leiſe ſagen konnte, ſchreibe ich Ihnen ganz laut, und wenn mein Brief öffentlich iſt, ſo war ja, alles zu einander gerechnet, Ihr Luſtſpiel auch vor uns Männern der Preſſe, und vor einer Verſammlung von Menſchen geleſen, die nichts beſſeres zu thun hat, als überall zu erzählen, was ſie ſah und hörte; Ihr Luſtſpiel hat ſchon, meiner Anſicht nach, ganz den Charakter der Oeffentlichkeit. Sie haben Ihre Arbeit mit vieler Anmuth, vielem Geiſte, vieler Wärme und vieler Ironie geleſen, und Sie wird niemals auf dem Theatre-francais geſpielt werden, wie Sie ſie geleſen haben. Es ſtand Ihnen die ganze Macht eines begeiſterten Advokaten zu Gebote, und gewiß, wie ich Sie bei dem Beifallsgemurmel und den Lobeserhebungen, die Ihnen nicht gefehlt haben, leſen hörte, iſt keiner dieſer ſchönen Herren, keine dieſer ſchönen Damen, die nicht alle mit der lebhaften Ueberzeugung von Ihnen fortgegangen wären, daß der Journaliſt ein ſchauderhaftes, ver-

abſcheuungswürdiges, gottloſes Weſen iſt, das ohne Talent, und vor Allem, ohne Mitleid iſt, das nach ſeinem Gefallen, jeglichen Ruhm, jegliche Schönheit beſchimpft, das gleicherweiſe den Greis und das junge Mädchen zu Boden wirft, das, wie es der Marder thut, erwürgt, ohne hungrig oder durſtig zu ſeyn, das, wie die Schlange, ihr Gift auf alle ſpritzt, die vorübergehen, das vom Morgen bis zum Abend und vom Abend bis zum Morgen betrunken iſt; denn das iſt Ihr ganzes Luſtſpiel, das iſt Ihr ganzes Drama, und Sie haben geoffenbart, wünſchen Sie ſich Glück dazu, was Sie offenbaren wollten.

Jetzt (und Sie können mir darin glauben), da dieſer Eindruck einmal verwiſcht iſt, habe ich mich ruhig und kaltblütig gefunden. Ich kann Sie zu dieſer Stunde wie ein Mann beurtheilen, der auf Ihr Talent große Stücke hält, und der für Ihre Perſönlichkeit große Anhänglichkeit hegt: Ihr Luſtſpiel iſt kein Luſtſpiel, Ihr Drama, kein Drama. Das Publikum wird in dem komiſchen Theile Ihrer Arbeit nicht lachen, weil dieſe literariſchen Sitten es ſehr wenig intereſſiren, weil es ſich ganz und gar nicht um ſie kümmert, weil, wenn es nur ſein Journal hat, ſich gar wenig darob beunruhigt, wie ſein Journal gemacht wird; Sie haben, es iſt noch nicht lange her, ohne Weiteres das Luſtſpiel Caſimir Delavignes Popularität fallen ſehen, worin von nichts als Journalen und Journaliſten die Rede war. Was die doppelte, dramatiſche Handlung in Ihrem Stücke betrifft, ſo glaube ich, Ihnen erklärt zu haben, wie ſie das Publikum nicht intereſſiren wird, da das Publikum nicht daran glauben kann, Sie würden alſo ſehr Unrecht haben, den Zufällen und Gefahren der Scene ein Luſtſpiel auszuſetzen, das ganz den Charakter der Schmähſchrift trägt; muß ich freilich auch hinzufügen, daß ſie deren ganze Schärfe, Geiſt, Indignation und Poeſie hat. Sie ſind von dem, was Sie ſagen, überzeugt, Madame, man ſieht das, und eben deßhalb beklage ich Sie, indem ich Sie tadle, und deßhalb bin ich ohne Zorn, deßhalb nehme ich ein ſo uneigennütziges und brüderliches Intereſſe an Ihnen. Was auch geſchehe, ob Ihr Stück geſpielt werde, oder nicht, Ihre perſönliche Ueberzeugung eben ſo ſehr, als Ihr ſeltenes, poetiſches Talent werden mich wider Sie zum wohlwollenden und nachſichtigen Gegner machen, deſſen Unmuth ſich nie bis zu der Indignation ſteigern wird, die mir der abgeſchmackte Roman des Herrn von Balzac: „Die verlorenen Illuſionen, verurſacht hat, der eben ſo an Mangel des Styls, als der Ueberzeugung leidet, und der von Allen vergeſſen iſt, außer von mir.

Madame, wenn Sie dieſen Brief mit eben ſo viel Aufmerkſamkeit und Eifer leſen, als ich ihn zu ſchreiben verwendete, ſo werden Sie, ich hoffe es, die aufrichtige Betrübniß eines Mannes darin finden, der, über alles andere, die Beſchäftigung liebt, die er erwählt hat, der ſie vor allen groß und ſchön findet, und der ihr ſeine ganze Arbeit, ſein ganzes Leben gewidmet hat. Ich will meine Perſönlichkeit recht oft Angriffen ausſetzen, die mich nicht treffen können, aber, wenn auch die Journaliſten ruhig bleiben, ich werde mich niemals dazu verſtehen, ſtumm und unempfindlich zu bleiben, wenn der Journalismus angegriffen wird, am wenigſten, wenn der Angriff von einer Schriftſtellerin ausgeht, die ſo ſchön, ſo talentvoll und ſo geiſtvoll iſt, als Sie.

Digitized by Google

Feuilleton.

I.

Literatur.

Denkwürdigkeiten eines Philoſophen

oder

Erinnerungen und Begegniſſe aus meinem ſeitherigen Leben.

Von

Herrmann v. Keyſerlingk,

Dr. der Philoſophie.

Altona, Verlag von Hammerich. 1839.

Der Verfaſſer vorliegenden Buches bietet ein Beiſpiel von den Vielen, welche durch ſpeculative Studien, wie ſie vor nicht gar langer Zeit noch hin und wieder bei uns überwiegend waren, ſowohl um ihre Wirkſamkeit, als um ihr Lebensglück gebracht wurden. Leute, die in ihrer Jugend, anſtatt Materielles und Hiſtoriſches zu erlernen, philoſophiſche Syſteme ſich ausſchließlich einzupfropfen ſuchen, können unmöglich daran Befriedigung finden, weil dieſelben keinen abgeſchloſſenen und beſtimmten Stoff ihnen darbieten; ſie werden ferner durch die nothwendigen Widerſprüche des einen Syſtems mit dem andern irre geführt, und halten endlich die Ideen, die ſie zuletzt mit vieler Mühe ſich ausſpinnen, oder die ſie in ſich aufnehmen, ſchon wegen der darauf verwendeten, bedeutenden Mühe, für unumſtößliche und höchſte Wahrheit. Somit können ſie die wirkliche Welt nicht erkennen, von welcher freilich in metaphyſiſchen Syſtemen nie-

mals die Rede iſt, oder die als etwas Unweſentliches höchſtens berückſichtigt wird. Solche Leute bieten alsdann eine uns Deutſchen eigenthümliche Figur, die eines philoſophiſchen Pedanten, der zwar in äußeren Formen nicht ſo unbeholfen erſcheinen mag, als der ſogenannte Stubengelehrte, oder Bücherwurm, oder **Doctor umbraticus** der früheren Zeiten, allein dennoch bei weitem ſchlimmer daran iſt. Er hat nämlich, weil er äußeren Formen ſich anſchmiegt, bei weitem mehr Bedürfniſſe, und zwar in einem Grade, die der alte Pedant im Bücherſtaube nie ahnete; er kommt mit anderen Menſchen in häufigere Berührungen, die man freilich nicht nach philoſophiſchen Syſtemen, ſondern durch den geſunden Menſchenverſtand wird ausgleichen müſſen. Wenn dergleichen Philoſophen akademiſche Lehrſtühle nicht einnehmen, deren Anzahl freilich gering iſt, und die ſtets ſich noch vermindert, ſo müſſen ſie nothwendig ſcheitern, denn ſie beſitzen in ſich ſelbſt keine Hilfsquellen, um dem ſinkenden Glücke wieder aufzuhelfen. So nun iſt es dem Verfaſſer ergangen, einem philoſophiſchen Privatdocenten auf verſchiedenen Univerſitäten. Referent möchte das Buch jungen Leuten als Lectüre empfehlen, die ſie vielleicht vor einem ähnlichen Fehlſchlagen ihrer Exiſtenz bewahren könnte. Letzteres möchte gegenwärtig bei angehenden Philoſophen um ſo ſicherer der Fall ſeyn, da die materiellen und politiſchen Intereſſen und Beſtrebungen in neueſter Zeit überall überwiegen.

Wie erwähnt, pflegt die Kenntniß der wirklichen Welt den Leuten, die ihr Leben in philoſophiſcher Betrachtung zubringen, durchaus fremd zu bleiben. Der Verfaſſer dieſer Autobiographie gibt davon ein ſchlagendes Beiſpiel, und zwar ſchon als Student, und als ein hoffnungsvoller Schüler des bekannten, und auch in neueſter Zeit, freilich bei anderer Gelegenheit, nicht eben ſehr vortheilhaft wieder bemerkten Herbart; als ſolchem wird ihm ein angelangter Wechſel in Scheidemünze auf einem Schubkarren vor die Thür gefahren, ſo daß die ganze Stadt Göttingen davon in Kenntniß geſetzt wird. Nach einigen Stunden geht er aus, und läßt die Zimmerthüre unverſchloſſen, gleichſam um die Diebe einzuladen, die ſich dann auch einſtellen. Als Mann von reiferen Jahren läßt er ſich wie eine Taube rupfen, wobei ihm mancherlei Reflexionen einfallen, nur nicht das einfachſte Verfahren, der Gang zu einem Advokaten. Endlich verliert er ſein Vermögen im Handel mit Staatspapieren, worin freilich auch mancher Nichtphiloſoph ſein Geld einbüßte, der ohne politiſches Urtheil auf die Verhältniſſe bewegter Staaten ſpeculirte. Der Verfaſſer iſt ſicherlich im höchſten Grade zu bedauern, vielleicht ſchon wegen des Umſtandes, daß er im Alter, nachdem er ſich noch auf mancherlei Art an der Naſe hat herumführen laſſen, eine Zuflucht auf einer Kanzlei als eine Art Regiſtrator hat nachſuchen müſſen.

Winterſtudien
und
Sommerſtreifereien in Canada.
Ein Tagebuch
von
Mrs. Jameſon.
Aus dem Engliſchen überſetzt
von
A. W.
Drei Theile.
Braunſchweig, bei Vieweg. 1839.

Eine Dame vom Geſchlecht der britiſchen Blauſtrümpfe, durch Kinderſchriften in ihrem Vaterlande bereits bekannt, hat es unternommen, ihre Landsleute und die Welt über Canada durch ein Buch zu belehren, und Herr Vieweg in Braunſchweig hat daſſelbe zu unſerer Erbauung überſetzen laſſen. Die Verfaſſerin verſpricht in der Vorrede viel, und leiſtet

Digitized by Google

daſſelbe, was ſchon ſo manche Schriftſtellerin geleiſtet hat. Die Verfaſſerin will auch über Politik ſprechen — für Frauen eine mißliche Sache. Um das Buch zu charakteriſiren, wollen wir theilweiſe den Inhalt angeben. Der Niagara-Fall gefällt der Verfaſſerin nicht ganz; ſie hat auch einen franzöſiſchen Canadier geſehen, der ſie an die Bauern der Normandie erinnert (hierauf beſchränkt ſich Alles, was von franzöſiſchen Canadiern im Buche ſteht); ſie iſt in einer canadiſchen Landkutſche gefahren, und ärgert ſich, daß dort nicht derſelbe Anſtand, wie in der engliſchen Mail und der deutſchen Schnellpoſt, beobachtet wird; ſie bemitleidet die gefällten Wälder, und ſpeculirt, ob ein Baum nicht Gefühl bei ſeiner Vernichtung beſitze, ſo daß man an die Sentimentalität einer deutſchen Dame erinnert wird, welche unmöglich eine Fliege erſchlagen konnte; ſie erinnert ſich in Canada mit Wohlbehagen ihrer Theegeſellſchaften in Weimar, und ſchwatzt ſehr viel und mit mancher Breite über Schiller, Sternberg, Schauſpieler und Schauſpielerinnen in Weimar, Wien u. ſ. w., ſo daß dieß Buch vielleicht manchem Deutſchen wohlgefallen wird, der an das Leſen täglicher Theaterberichte gewöhnt iſt. — Referent kann es nicht unterlaſſen, für die Wahl dieſes Buches zur Ueberſetzung Herrn Birweg Glück zu wünſchen.

Mahmud II.,

Padiſchah der Osmanen,
ſein Leben, ſeine Regierung und ſeine Reformen.
Von
Dr. Ernſt Münch.
Mit einem Porträt Mahmuds.
Stuttgart, bei Adolf Krabbe. 1839.

Vorliegende Lebensbeſchreibung des Sultans Mahmud, welche natürlich bei der gegenwärtigen Criſe des Orients um ſo größeres Intereſſe gewährt, iſt in jeder Hinſicht, ſowohl wegen der Darſtellung, als auch wegen der Vollſtändigkeit, zu loben. In letzterer Hinſicht iſt es das einzige Werk, welches bis jetzt die ganze Regierungs-Periode dieſes Monarchen, für Europa wie für die Osmanen die wichtigſte ſeit Solimans Zeiten, in jeder Hinſicht umfaſſend zuſammenſtellt. Die Menge der Ereigniſſe, welche vom türkiſchen Reiche, das wenigſtens zwei Mal dem Untergange entgegenzueilen ſchien, eine Provinz nach der andern losriſſen, Serbien, die Hospodarate, Griechenland, Aegypten u. ſ. w., der Andrang der arabiſchen Race durch die Wechabiten, dann die Organiſation Mehemet-Ali's, die Kriege mit Rußland, Ibrahim, die Einwirkungen und die Verhältniſſe der europäiſchen Diplomatie, die Stürme, womit die Regierung begann, und die endlich den Sultan in den Stand ſetzten, eine vielleicht unmögliche Umbildung ſeines Reiches wenigſtens zu verſuchen, — Alles dieß iſt ſo vollſtändig und genau gegeben, daß der gegenwärtige Zuſtand leicht erklärbar wird. Der Verfaſſer hat ſich, wie es ſich für einen Hiſtoriker geziemt, auf Vorherſagungen über die nächſte Zukunft nicht eingelaſſen. Nach der gegebenen Ueberſicht kann man ſich jedoch des Gedankens nicht erwehren, das Reich gehe ſeinem Untergange entgegen. — Natürlich bleibt Mahmud als der unumſchränkte Herrſcher der Mittelpunkt, und erweckt ſicherlich Bedauern, weil er, als Charakter ausgezeichneter, wie eine lange Reihe ſeiner Vorgänger, für Verhältniſſe büßen mußte, die er zwar zu entfernen ſuchte, aber nicht vermochte.

K — p.

Franzöſiſche Literatur.

— **Les aventures d'un homme de bien, par Achille Duval.**

— Les révenans, par Jules Sandeau et Arsène Houssaye. 2 vol.

— Télèphe, tragédie en 5 actes, par J. B. Dalban.

— Les vieux péchés, esquisses de moeurs, par Augustin Ricard et Maximilien Perrin. 2 vol.

— Le viveur, par Auguste Ricard. 2 vol.

Miscellen.

Im Verlage von Friedrich Volkmar in Leipzig erſcheint eine Geſammt-Ausgabe von Mahlmanns Schriften in elegantem Gewande; voran wird als Einleitung der Lebenslauf des Dichters gegeben. Der erſte Band, der vor uns liegt, enthält die Gedichte; die zu ihrer Zeit berühmte Parodie: Herodes vor Bethlehem, und ſeine einſt ſo beliebten Marionettenſpiele, wie Simon Lämmchen u. A., deren treffende und witzige Anſpielungen jetzt freilich bald nicht mehr verſtanden werden, folgen; auch ſeine Reiſe durch Schweden, Rußland u. ſ. w. wird verſprochen. Mahlmann beſaß eines von jenen glücklichen und gefälligen Talenten, denen nicht vorbehalten iſt, Ausgezeichnetes zur Welt zu bringen, die ſich aber dafür überall Freunde erwerben. Er war ein gebildeter Geiſt, ein frommes Gemüth, beſaß Witz, und eine durchaus ehrenhafte Geſinnung. Er war einer der Mitbegründer der Zeitung für die elegante Welt, und nach Spaziers Tode bis zum Jahre 1816 Redacteur derſelben.

— Von Ferdinand Stolle iſt unlängſt ein Roman, „der Weltbürger 1830—32,“ erſchienen, auf den wir wohl noch zurückkommen. — Von dem in Paris erſcheinenden Buche: „Babel,“ herausgegeben von der Geſellſchaft der Schriftſteller in Paris, wird von Prof. O. L. B. Wolff eine deutſche Ueberſetzung veranſtaltet. — Die Gräfin Ida von Hahn-Hahn arbeitet an einem neuen Roman, „Jenſeits der Berge;“ ihre unlängſt erſchienene Novelle: „der Rechte,“ wird in einer der nächſten Lieferungen unſerer Zeitſchrift beſprochen werden.

— Der Sohn des in Frankreich populärſten Schriftſtellers, des Lieblings aller Griſetten und Ladendiener, Paul de Kock, tritt in die Fußtapfen ſeines Vaters. Von Henri de Kock erſcheint nächſtens ein Vaudeville auf der Bühne und ein Roman im Druck.

II.

Bildende Kunſt.

Berliner Kunſtausſtellung.

V.

(Schlußartikel.)

An Landſchaften von bedeutendem Kunſtwerthe ſind noch zu nennen: Von Didony in Genf zwei ſchöne Arbeiten, „die Tränke“ und „die Mühlen von Sallenches;“ von Alexander Calamon, gleichfalls einem Genfer, deſſen Bilder ſchon auf Pariſer Ausſtellungen verdientes Aufſehen erregt haben, eine ernſte Gebirgsgegend; von einem dritten Genfer Maler, dem Herrn Profeſſor Friedrich Fregevize, ſind drei überaus froſtige Herbſtlandſchaften

ausgeſtellt — wohl nur, um den Berlinern die tröſtliche Ueberzeugung zu geben, daß nicht alle Genfer Landſchaftsmaler Ausgezeichnetes leiſten.

Von Eduard Freihoſt und Eduard Gärtner ſind Proſpecte aus Potsdam und Petersburg ausgeſtellt, die von fleißigem Streben zeugen; daſſelbe gilt von Graebs Landſchaft aus der Gegend von Salzburg. Von Krauſe, der ſich ſeit einigen Jahren als Marine-Maler hervorgethan hat, iſt der Oſt-Nothhafen von Swinemünde, ein verdienſtliches Bild, ausgeſtellt; beſonders iſt dem Künſtler gelungen, das Getreibe von Schiffern und Matroſen lebhaft hervorzuheben. Zwei Landſchaften, „norwegiſche Küſte bei Solswig," und vaterländiſche Gegend," zengen gleichfalls von dem Fleiße, wie von der leichten, naturwahren Auffaſſung des Künſtlers. Grieben aus Berlin hat eine jener flachen Gegenden Norddeutſchlands gemalt, die der Spott der Bewohner maleriſcher Länder ſind, und die dennoch eines gewiſſen, freilich trüdſelig-poetiſchen, Reizes nicht entbehren; ſeine Landſchaft im Charakter der Mark zeugt von richtigee Auffaſſung ſolcher Gegenden, und das Colorit iſt wahr und naturgetren. Schirmer aus Düſſeldorf, gleichfalls ein Landſchaftsmaler von bedentendem Rufe, hat ein treffliches Bild, „eine Gebirgsſchlucht im Herdſte," ausgeſtellt, in dem vorzüglich die Behandlung der Luft und der Wolkenmaſſen ausgezeichnet iſt. W. Schirmer aus Berlin ſtellte ſechs gelungene landſchaftliche Darſtellungen aus, unter denen „das alte Nepi bei heranziehendem Unwetter" und „ein jüdiſcher Kirchhof bei dämmerndem Morgen" beſonders verdienſtlich ſind.

Ferner verdienen unter den Landſchaftsmalern Erwähnung: A. Giroux, deſſen „Küſte der Bretagne" ein treffliches, namentlich durch geiſtreiche Behandlung der Staffage bemerkenswerthes Bild iſt; dann Elſaſſer aus Berlin, mit italieniſchen Gegenden; F. Gudin, mit einem Seeſtücke, und das Bild eines der Kunſt zu früh entriſſen Malers, C. Blechen, „der Golf von Specia." Vierzig angefangene und theils vollendete Bilder und Skizzen dieſes Meiſters beſitzt noch die Wittwe; ein Wink, den reiche Kunſtfreunde nicht unbeachtet laſſen ſollten.

Noch ſind drei hübſche Genrebilder zu nennen: Eſperſtädt's „baieriſches Landmädchen vor einer Krämerbude," Schendel's, aus dem Haag, „Fiſcherfamilie, Abends um das trauliche Kaminfeuer verſammelt," und von Adolph Menzel, deſſen geiſtreiche Zeichnungen bekannter ſind, als das, was er in der Oelmalerei leiſtet, „der Gerichtstag," wenn der Ausdruck erlaubt iſt, ein bürgerliches Trauerſpiel auf der Leinwand. Im Vordergrunde des Bildes liegt die bekleidete Leiche einer jugendlichen Frau, deren Züge noch im Tode ſchön und edel ſind; neben ihr kniet ihr Mann und ruft die Richter, die weiter zurück ſitzen, um Rache an; links vom Beſchauer ſtehen, von Gerichtsdienern bewacht, zwei Gefeſſelte; zu Füßen der Leiche eine Magd, einen Knaben an der Hand haltend, und der Schließer. Alle Geſtalten ſind voll Leben und Charakter; die Zeichnung nur dürfte hie und da ſtrenger ſeyn.

Unter den ausgeſtellten Sculpturen ſind vor allen zwei Victorien von Rauch zu nennen, die des Königs Majeſtät für die Terraſſe in Charlottenburg beſtimmt hat, und eine Danaë in Marmor, im Beſitz des Kaiſers von Rußland. Eine ſehr ſchöne Statue von Friedrich Drake, der ſich durch ſeine Porträt-Statuen ſo vortheilhaft bekannt gemacht, iſt die gleichfalls ſchon in vielen Gyps-Abgüſſen vorhandene Schmetterlingsfängerin. Auguſt Wredow aus Berlin hat eine fein gearbeitete Büſte des Paris und einen bittenden Knaben ausgeſtellt, an dem beſonders die Körperformen treff-

lich gearbeitet ſind. Ein ſehr ſchönes Gypsmodell, das wohl in Marmor ausgeführt zu werden verdiente, iſt ein kleines, mit einem auf ihrer Schulter ſitzenden Papagei ſpielendes Mädchen, von Heinrich Berges. Die Profeſſoren Tieck und Wichmann haben einige bemerkenswerthe Porträt-Büſten geliefert.

(Nach Berliner Blättern.)

Miscellen.

Ein ſchönes Bild von Daege, „das Weihwaſſer,“ eine Römerin, mit ihrem Kinde zum Weihkeſſel tretend, iſt von Wildt in Berlin ſehr gut lithographirt worden.

— Das Gropius'ſche Centralblatt der deutſchen Kunſtvereine enthält das Reſultat der ſiebenten, in Hannover ſtattgehabten Kunſtausſtellung; die Theilnahme an dieſem ſchönen Inſtitute iſt, wie es in dem Berichte heißt, „aus leicht erklärlichen Gründen“ geringer, als ſie es in früheren Jahren war, wo noch der Herzog von Cambridge demſelben ſeine wahrhaft großartige und edle Theilnahme zugewandt hatte. Der Verein hat 92 Actien verloren, zählt deren aber noch immer 1845, und auch die Ankäufe für Privatbeſitz waren bedeutend. Die nächſte Kunſtausſtellung in Hannover wird auch im folgenden Jahre ſtatutenmäßig am 24. Februar 1840, dem Geburtstage des Herzogs von Cambridge, ſtattfinden.

III.

Theater.

Ueberſicht der Darſtellungen, Gaſtrollen und Perſonalveränderungen am königl. Hof- und National-Theater zu München im Theaterjahre vom 1. October 1838 bis 1. October 1839.

In dieſem Jahre fanden 227 Vorſtellungen ſtatt, und zwar 205 im Abonnement, und 22 mit aufgehobenem Abonnement.

(Die Zahl der jährlichen Vorſtellungen, die im Jahre 1831—32 199 betrug, iſt fortdauernd mit jedem Jahre, und im letzten auf 227 geſtiegen. Die Zahl der contractlich zu leiſtenden Abonnements-Vorſtellungen beträgt 178; es fanden ſonach in dieſem Jahre 27 mehr ſtatt.)

Es wurden 84 Opern, 24 Singſpiele, 22 Balletts und Divertiſſements, 18 Trauerſpiele, 61 Schauſpiele, mit Inbegriff der metriſchen Dramen, wie z. B. Griſeldis, Kaufmann von Venedig ꝛc., 56 Luſtſpiele und Poſſen, zuſammen 265 einzelne Stücke gegeben, und mit 30 Opern und 123 Stücken der übrigen Gattungen, zuſammen mit 153 Stücken, abgewechſelt *).

Aus dem Verzeichniſſe der gegebenen Stücke geht hervor, daß 137 Stücke dem recitirenden Schauſpiele, und zwar dem ohne alle Beimiſchung von Geſang, 128 der Oper, dem Vaudeville, dem Schauſpiel mit Geſang und dem Ballette angehören.

*) Der obige Wechſel mit 30 Opern und 123 andern Stücken, zuſammen mit 153 Stücken, bei 227 Vorſtellungen jährlich, übertrifft noch den des vorigen Jahres, und iſt zu den größeren, welche Theater bieten, zu zählen.

Digitized by Google

Es wurden zum Erſtenmale oder Neu-einſtudirt gegeben: 41 Stücke, und zwar *):

7 Opern. Euryanthe, von C. M. v. Weber. Macbeth, von Chelard. Alidia, von Lachner. Maurer und Schloſſer, von Auber. Der Liebestrank, von Donizetti. Der Brauer von Preſton, und Zum treuen Schäfer, von Adam.

5 Poſſen mit Geſang. Elias Regenwurm, von Hopp. Die Schweſtern von Prag, von W. Müller. Die gefeſſelte Phantaſie, von Raimund. Der Kobold, von Schickh. Die verhängnißvolle Faſchingsnacht, von Neſtroy.

4 Trauerſpiele. Othello, von Shakespeare. Verſchwörung des Fiesco, von Schiller. Egmont, von Göthe. Das Majorat, von Vogel.

10 Schauſpiele. Scheiben-Toni, von Ch. Birch-Pfeiffer. Die Fremde, von Joh. v. Weiſſentdurn. Camoens, von Halm. Die Geſchwiſter, von Leutner. Der letzte Wille, nach dem Franzöſiſchen, von Herrmann. Das Abenteuer in Venedig, von Karl. Die Vorleſerin, nach dem Franzöſiſchen von Koch. Der arme Poet, von Kotzebue. Der Jude, nach Cumberland. Pflicht und Liebe, vom Verfaſſer von Lüge und Wahrheit.

13 Luſtſpiele. Minna von Barnhelm, von Leſſing. Vielliebchen, n. d. Franz. von Lebrün. Die Einfalt vom Lande, von Töpfer. Rückſichten, nach dem Franz. von L. v. Alvensleben. Die Widerſpenſtige, von Shakespeare. Die Schleichhändler, von Raupach. Ein Tag Carl Stuarts II., von Zadihaas. Die Hofdame, vom Verfaſſer von: Komm her! Der Kammerdiener, nach dem Franz. von Krickeberg. Die Verlobung in Genf, von Blum. Mamſell Bernard, n. d. Franz., und der Escadrons-Chirurg, n. d. F. von Genee. Der Majorats-Erbe, vom Verfaſſer von Lüge und Wahrheit **).

2 Balletts. Die Rauchfangkehrer, und der Berggeiſt, von Horſchelt.

---

*) Nach der allgemeinen Annahme, daß monatlich zwei bis drei Novitäten im Durchſchnitte zu liefern, iſt dieſe Anzahl auch in dieſem Jahre übertroffen.

**) Unter den oben angegebenen neuen 10 Schauſpielen und 13 Luſtſpielen befinden ſich 7 Stücke, welche aus dem Franzöſiſchen ſind.

Von der Geſellſchaft der franzöſiſchen Schauſpieler unter der Direction des Herrn Doligny wurden folgende Stücke aufgeführt:

La demoiselle à marier. Pauvre Jacques. Moiroud et Compagnie. Une position délicate. Michel et Christine. La Chanoinesse. Les trois quartiers de Paris. Les deux divorces. Théobald. Bruno, le fileur. Clermont. Le Voyage à Dieppe. Le Gamin de Paris. Ma femme et mon parapluie. Toujours. Le dépit amoureux. Les premiers amours. Tartuffe. Etre aimé, ou mourir.

Von früher gegebenen Stücken wurden im Jahre 1838—39 wiederholt:

König Lear, Hamlet, Kaufmann von Venedig, von Shakespeare. Wallenſteins Tod, Maria Stuart, die Räuber, die Jungfrau von Orleans, Wilhelm Tell, Don Carlos, von Schiller. Die Geſchwiſter, Fauſt, von Göthe. Die Jäger, der Spieler, die Hageſtolzen, von Iffland. Albrecht Dürer in Venedig, Beliſar, von Ed. v. Schenk. Die Fürſtenbraut, der Oheim, der Landwirth, vom Verfaſſer von Lüge und Wahrheit. Bruderzwiſt und Verſöhnung, der Taubſtumme, von A. v. Kotzebue. Das Käthchen von Heilbronn, von H. v. Kleiſt. Otto von Wittelsbach, von Babo. Das Liebesprotokoll, Bürgerlich und romantiſch, das Tagebuch, von Bauernfeld. Grieſeldis, von Halm. Das Leben ein Traum, Donna Diana — nach dem Spaniſchen von Weſt. Gebrüder Foſter, der beſte Ton, Pariſer Taugenichts, Zurückſetzung, von Töpfer. Der Verräther, Liebe kann Alles, von Holbein. Das Kaſernenzimmer, von Meck. Pfeffer-Röſel, Glöckner von Notre-Dame, Rubens in Madrid, von Ch. Birch-Pfeiffer. Der Vater der Debütantin, Kean, von Herrmann. Der Ball zu Ellerbrunn, von Blum. Der Eſſighändler, von Vogel. Gefährliche Tante, von Albini. Der Kammerdiener, von Wolff. Der Maler, von Cosmar. Der todte Gaſt, von Robert. Die junge Pathe, von Both. Das Anekdotenbüchlein, von Caſtelli. „Der treue Uhlan, von U. v. Destouches. Clementine, von Johanna v. Weißentdurn. Ludwig XI., nach Delavigne von Kühn. Liebe im Eckhauſe, nach Calderon.

Von früher gegebenen Opern, Vaudevilles und Singſpielen wurden im Jahre 1838—39 wiederholt:

Iphigenie in Tauris, von Gluck. Don Juan, Entführung aus dem Serail, die Hochzeit des Figaro, Weibertreue, die Zauberflöte, von Mozart. Der Freiſchütz, Oberon, von C. M. v. Weber. Das Nachtlager in Granada, von Kreutzer. Robert der Teufel, die Anglikaner und Puritaner, von Meyerbeer. Die weiße Frau, von Boieldieu. Zampa, von Herold. Stumme von Portici. Fra Diavolo, von Auber. Barbier von Sevilla, Othello, Tell, von Roſſini. Norma, Nachtwandlerin, Unbekannte, von Bellini. Der Poſtillion von Lonjumeau, von Adam. Joconde, von Iſouard. Der Verſchwender, der Diamant des Geiſterkönigs, von Raimund. Zu ebener Erde und erſter Stock, Lumpacivagabundus, von Neſtroy. Das Feſt der Handwerker, von Angely. Der reiſende Student, von Winter und Methfeſſel.

Von Balletten, Pantomimen, Divertiſſements wurden wiederholt:

Danina, von Taglioni. Eliſene, die Porträts, die beiden Zöglinge, Divertiſſement, von Horſchelt. Divertiſſement, von Schneider.

Gäſte:

Dem. Stubenrauch, Herr Waldheim (v. Poißl), Herr Leſer, Herr Tichatſcheck, Dem. Jazedé, Herr La Roche, Dem. Kreutzer, Mad. Pirſcher, Dem. Koppmann.

Engagirt:

Dem. Bia', Dem. Hetzenecker, Mad. Joſt, Herr und Mad. Schenk, Herr Schmid, Herr Thomas, Herr Geiger, Mad. Horſchelt.

Abgegangen:

Herr Meixner, Dem. van Haſſelt, Dem. Urban, Dem. Scherzer.

Miscellen.

Herr Cornelius vom Theater in Mainz gab in Stuttgart einige Gaſtrollen: den Oberförſter, von Iffland, den Eſſighändler, den armen Poeten u. ſ. w., und bewährte ſich darin als einen natürlichen und gemüthvollen Darſteller, der ſeiner Sache vollkommen gewiß iſt. Er erhielt vom Publikum laute Zeichen des Beifalls. Krankheiten im Perſonal, die in dieſer Jahreszeit nur zu häufig vorkommen, verhinderten leider, daß dieſer intereſſante Künſtler ſein Gaſtſpiel weiter ausdehnte.

— In Berlin wurde am 20. November zum erſten Male ein, in unſerem Blatte ſchon erwähntes, fünfaktiges Schauſpiel, „Album und Wechſel,“ von einem noch unbekannten Verfaſſer, aufgeführt, das originell erfunden und nicht ohne einige dramatiſch ſehr wirkſame Situationen ſeyn ſoll, obgleich es, was mit Recht lobend angeführt wird, aller Theatercoups ermangelt; nur Dehnungen und Weitläufigkeiten werden dem Verfaſſer, den man in den höheren Kreiſen der Geſellſchaft vermuthet, vorgeworfen. Das königliche Theater war bei der erſten Vorſtellung des neuen Schauſpiels ſehr gefüllt, und das Publikum würdigte das Verdienſt deſſelben durch lauten und oftmaligen Beifall. Unter den Leiſtungen der Mitwirkenden werden die der beiden Fräulein Stich und der Herren Devrient, Rott, Grua und Blume als beſonders gelungen erwähnt.

— Auf dem Pariſer Theater der Porte Saint-Martin werden für dieſen Winter bedeutende Vorbereitungen getroffen; unter anderen ſoll ein Drama von Balzac, der ſich mit edler Freigebigkeit den Namen und Titel eines literariſchen Marſchalls beigelegt hat, dort zur Aufführung kommen; auch von einem Spektakelſtücke, „das Erdbeben auf Martinique,“ wird geſprochen.

— Eine Geſellſchaft junger Männer und Damen aus den erſten in Warſchau lebenden Familien gab auf dem dortigen Theater eine Reihe lebender Bilder, entworfen und arrangirt von dem Grafen Adam Dzawasky und der Gräfin Stanislaus Potozka, die auch in einigen dieſer Bilder ſelbſt mitgewirkt

Digitized by Google

haben. Die Vorſtellung der lebenden Bilder fand, obgleich die Preiſe viermal ſo hoch, als an gewöhnlichen Theatertagen, angeſetzt waren, bei ſehr vollem Hauſe ſtatt, und die Einnahme betrug, nach Abzug der Koſten, 22,000 polniſche Gulden, die der Warſchauer Stadtbehörde zur Verfügung geſtellt wurden, um ſie zur Vertheilung an die Gemeinden, welche durch Ueberſchwemmungen der Weichſel am meiſten gelitten hatten, zu verwenden.

— Es heißt, Caſimir Delavigne habe ſein Trauerſpiel: „die Tochter des Cid,“ das auf dem Theatre françals gegeben werden ſollte, zurückgezogen; auch ein junger Dichter, Soumet, ſoll eine Tragödie, „der Gladiator,“ dort nicht aufgeführt zu ſehen wünſchen. Mademoiſelle Fitzjames, eine Schülerin Ligiers, wird nächſtens in den erſten Rollen des ſogenannten claſſiſchen Trauerſpielrepertoirs auftreten.

— Das Theater françals hat es nach langer Ruhe wieder einmal mit dem **Coriolan** von La Harpe verſucht, der in dem Hungerjahre 1784 das erſte Mal zum Beſten der Armen in Paris gegeben wurde, und damals 10,330 Livres eintrug. Die jetzige Wiederholung war nicht im Stande, beſondere Theilnahme zu erregen, obgleich Ligier in der Hauptrolle auftrat. Die Veturia gab Mlle. Charton.

— In der Pariſer großen Oper wird ein neues Ballett: **Le diabte amoureux**, einſtudirt.

— In einer der letzten Vorſtellungen des Drama's: **Le massacre des innocents**, ſprang — in dem Augenblicke, als ein römiſcher Soldat ein Kind bei den Haaren ergriff — eine Frau im Parterre von ihrem Sitze und rief: „**Oh! par pitié! grace! grace!**“ und fiel darauf ohnmächtig hin.

IV.

Geſellſchaft.

Eine Wette.

An einem ſchönen Frühlingstage gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts marſchirte ein ſchönes Cavallerie-Regiment durch eine weite, menſchenleere Ebene in der Bretagne. Der Oberſt war unter ſeinem ganzen Regimente der hübſcheſte und eitelſte Mann, und that ſich nicht wenig auf die ſchöne, kriegeriſche Haltung ſeiner Leute zu Gute, die dem Regimente indeſſen keineswegs durch ſeine Sorgfalt zu Theil geworden war. Aber jetzt war der Weg lang, und der hübſche Oberſt langweilte ſich ſehr an der Spitze ſeiner Reiter, denn keiner ſeiner Stabsofficiere war in der Unterhaltung ſein Mann; ſie alle hatten von den untern Graden auf gedient, und kannten das Leben der Hofherren wenig, wußten nichts von Spielgelagen, von Liebesintriguen mit hochgeſtellten Damen und von Beſuchen bei Operntänzerinnen, kurz, ſie waren höchſt unerfahren in den wichtigſten Angelegenheiten des Pariſer Hoflebens, und mithin nicht im Stande, ein geiſtvolles Geſpräch darüber zu führen.

Was die üble Laune des Herrn Oberſten noch vermehrte, war, daß das Regiment keine Zuſchauer herbeilockte, die ſeine kriegeriſche Haltung bewunderten. Er hätte herzlich gern einen der drei Diamanten, welche ſeinen Säbelgriff zier-

Digitized by Google

ten, darum gegeben, wäre er und ſein Regiment nur von einem halben Dutzend neugierig auf der Straße zuſammengelaufener Bauern bewundert worden — aber keine bewundernde menſchliche Seele ließ ſich blicken, ringsum herrſchte die unverſchämteſte Einſamkeit.

Mit einem Male verklärt ſich des würdigen Oberſten Antlitz; er ſieht in einer Entfernung von zwanzig Schritten, am Saume eines dichten Forſtes, einen Reiter halten, deſſen Blick mit augenſcheinlicher Bewunderung auf ſeinen Schwadronen ruht.

Der Unbekannte, offenbar ein Mann aus den höheren Ständen, reitet darauf zu dem Oberſten heran, grüßt ihn ſehr achtungsvoll, und richtet einige höfliche Worte über die treffliche Haltung ſeines Regiments an ihn.

Der junge Oberſt war gleich feſt überzeugt, nur ein Mann von adeliger Geburt und hoher Stellung im Staate könne die Gabe beſitzen, in ſo eleganten Ausdrücken von einem Reiterregimente zu reden; er freute ſich daher ſehr, mit dem Fremden ſich eine Weile unterhalten zu können. Die Beiden ſprachen vom Hof, von der Kirche, von der Oper und ihren Sängerinnen und Tänzerinnen; ſie wußten allerlei Hiſtörchen über bekannte Damen auszutauſchen, und endlich kam, wie das unter Cavalieren nicht anders ſeyn kann, das Geſpräch auf Pferde.

„Ich bin wahrhaftig in alle ſchöne Pferde wie verliebt,“ erzählte der Oberſt, „ſehe ich ein edles Thier, und der Preis iſt nicht gar zu übermäßig hoch, ſo kaufe ich es jedes Mal.“

„Dann muß Ihr Stall ſehr voll ſtehen.“

„Ja wohl, und eben jetzt iſt er etwas zu voll; ich habe mir deßhalb vorgenommen, einige Pferde wegzugeben.“

„Dann erlauben Sie mir wohl die Bemerkung . . . das Pferd, das Sie da reiten, iſt nicht ohne Kraft und ſchön gebaut, doch rathe ich Ihnen ſehr, wenn Sie die Zahl Ihrer Pferde beſchränken, dieſes mit wegzugeben.“

„Ach, wahrhaftig, mein fremder Herr, ich hielt Sie auch für einen Kenner, aber Ihre Meinung von meinem Pferde zeigt, daß ich darin eine viel zu günſtige Meinung von Ihnen hatte.“

„Vielleicht . . . Doch Sie ſcheinen mein Pferd noch gar nicht beachtet zu haben.“

„Ihr Pferd? . . . Meiner Treu, mein werther Herr Baron, fürchtete ich nicht, Sie zu erzürnen, ich würde ſagen, Ihr Pferd ſey eine ſteife Mähre.“

„Da irren Sie, Oberſt, mein Pferd iſt leichter und ſchneller, als ein Hirſch. Im Laufe macht es zehn Engländer, wie Ihre Stute, ſchachmatt.“

„Das iſt wohl nur Ihr Scherz?“

„Hören Sie! der Weg läuft faſt in einer geraden Linie und leidlich eben. Wollen Sie, daß wir vom nächſten Meilenſteine an bis zum darauf folgenden unſere Pferde in Galopp ſetzen? Ich wette fünf Louisd'or, ich komme fünf Minuten vor Ihnen am Ziele an.“

„Gut, die Wette gilt; der Graf Branzellha iſt Ihr Mann.“

Sie ritten im Schritt bis zum nächſten Meilenſteine. Dort halten ſie einen Augenblick, ſetzen ſich feſter im Sattel, dann den Pferden die Sporen in die Rippen, und vorwärts . . .

Schon haben ſie weit, weit hinter ſich die erſten Pelotons des Regiments gelaſſen, ſchon ſind ſie dem Ziele nahe, dicht vor ihnen ſteht der Meilenſtein. Bis dahin ſind die beiden Reiter ziemlich neben einander geblieben. Aber plötzlich eilt das Pferd des Unbekannten wie auf Schwingen des Sturmes voraus . . . umſonſt verſucht der Engländer des Oberſten noch gleichen Schritt zu halten, er muß zurückbleiben — ſein Herr hat verloren.

Der Graf von Branzhella wird mit leichter Mühe des Mißmuthes Herr, der ſich in ihm regt. Er holt im Galopp den Fremden ein, deſſen Pferd ſchon einige Minuten lang am Ziele verſchnauſt, und ſagt ihm lächelnd: „Ich bin Ihr Schuldner.“ Damit zieht er ſeine Börſe, nimmt fünf Goldſtücke heraus, und reicht ſie höflich dem Unbekannten hin.

Aber plötzlich nehmen deſſen bis dahin freundliche Züge einen drohenden und höhniſchen Charakter an, und er ſpricht lachend: „Ich will Eure ganze Börſe, mein Herr Oberſt.“ Ein langes Reiterpiſtol, das der Fremde aus dem Halfter zieht, und deſſen Hahn er ſpannt, gibt ſeiner nicht ſehr freundſchaftlichen Aufforderung ein ernſtes Gewicht.

Der arme Oberſt weiß nicht, was er zu der ſeltſamen Verwandlung eines Barons in einen Straßenräuber ſagen ſoll, und der Unbekannte ſieht ſich genöthigt, ſeine Aufforderung zu wiederholen. „Eure Börſe will ich; könnt Ihr denn nicht hören?“ ruft er mit drohender Stimme.

Dem Grafen Branzhella fehlte es durchaus nicht an Muth, aber was nützte ihn dieſer? was nützten ihn ſeine ungeladenen Piſtolen? was nützte ihn der Säbel an ſeiner Linken? Ehe er ihn ziehen konnte, hatte der Unbekannte Zeit, ihn mit der größten Bequemlichkeit vom Pferde zu ſchießen, und dieſer ſchien durchaus nicht abgeneigt, um jeden Preis in Beſitz einer wohlgefüllten Börſe zu gelangen . . . er gab alſo die Börſe hin. —

„Schön,“ lachte der Unbekannte, „ich danke Ihnen, Herr Oberſt; leben Sie indeſſen wohl bis auf Wiederſehen! Wahrlich, unter die ſeltſamſten Vorfälle Ihres Lebens können Sie den heutigen rechnen; es iſt doch zu komiſch, an der Spitze eines Regimentes beſtohlen zu werden.“

Und nach dieſen Worten ſpornte er wieder ſein Pferd, und verſchwand in der Dunkelheit eines Waldweges.

Miscellen.

Ein alter, als Geizhals bekannter Mann, Sir John Pleek in London, ſtarb vor einigen Wochen. In ſeinem Teſtamente fanden ſich unter andern für ſeine nächſten Angehörigen folgende ſeltſame Vermächtniſſe: „Ich ſchenke und vermache meinem Neffen meinen alten, ſchwarzen Rock; meiner Nichte die Unterweſte von Flanell, die ich auf meinem Todtenbette anhatte; ich vermache jedem der Enkel meiner Schweſter einen der kleinen Fayancetöpfe, die oben auf dem Schranke in meinem Schlafzimmer ſtehen; meiner Schweſter ſelbſt vermache ich zum Beweiſe der Freundſchaft, die uns ſo lange Jahre verbunden hat, den braunen, irdenen Krug, den ſie zu Häupten meines Bettes finden wird.“

Die Erben waren natürlich nicht ſehr erbaut, als ihnen dieſe ſonderbaren Vermächtniſſe zuerkannt wurden; jeder hatte einige nicht ſehr achtungsvolle Bemerkungen für den Verſtorbenen. Die Schweſter des Harpagon, die zufällig neben dem Kruge ſtand, deſſen Beſitz ihres Bruders Großmuth ihr zugewieſen hatte, zerbrach ihn zornig, aber wie liebevoll und ſchweſterlich wurden plötzlich wieder ihre Gefühle, als aus den Scherben Tauſende von Goldſtücken fielen! der Herr Neffe, die Frau Nichte und alle Enkel eilten jetzt ſehr, die Gegenſtände, die ihnen vermacht waren, zu unterſuchen, und fanden, daß der Verſtorbene ihnen nur eine angenehme Ueberraſchung hatte bereiten wollen.

— In Paris erhielten 63,947 Menſchen von den Armenanſtalten Unterſtützung.

— In einem engliſchen Kalender für 1840 wird den Landwirthen ein ſehr fruchtbares Jahr verſprochen. Der Wettermann behauptet, der Januar werde nicht eben kalt ſeyn, und noch vor Ende des Monats Thauwetter eintreten. Der Februar wird ungewöhnlich milde, der März ſtürmiſch, der April mit vielem Regen geſegnet ſeyn. Ein herrlicher Sommer wird nicht ausbleiben; September und October nichts zu wünſchen übrig laſſen; nur November und December werden unverbeſſerlich bleiben. Außerdem ſoll 1840 in politiſcher Beziehung hübſch ruhig werden.

— Der Primaner des Danziger Gymnaſiums, Schilke, rettete im Anfange Octobers einen Mann, welcher früher bei der Garde in Berlin geſtanden, bei Berent aus dem Waſſer, da dieſer bereits untergeſunken war, mit Gefahr ſeines eigenen Lebens. Schilke erhielt am 18. November dafür die Rettungsmedaille. Der Polizei-Director Leſſe begab ſich in die Claſſe, und überreichte dem muthigen, jungen Manne, nach einer, ſeine ſchöne That lobenden Anrede, in Gegenwart ſeiner Mitſchüler das Ehrenzeichen.

— Eine eigene Commiſſion iſt ernannt worden, um die Vorſichtsmaßregeln zu unterſuchen, welche in dem Cirque Olympique in Paris getroffen ſind, wo der Amerikaner Carter mit ſeinen nicht eingeſperrten Thieren Vorſtellungen gibt. Die erſte fand am 27. November ſtatt. Das Stück heißt: „le lion du désert," und neben Carter und den Schauſpielern erſcheinen darin zwölf gezähmte Thiere. Im erſten Act wird der Kampf mit einem Tiger dargeſtellt, im zweiten die Zähmung des Löwen, im dritten zieht der Löwe den Wagen.

— Eine ſehr elegante Brigg, die im Laufe des Sommers in Kopenhagen erbaut worden iſt, hat der Rheder, mit Erlaubniß des großen Bildhauers, „Thorwaldſen" benannt, und deſſen wohlgetroffene Büſte ſchmückt den Vordertheil des Schiffes.

— In einem Berliner Blatte wird darauf aufmerkſam gemacht, wie eine alte ſchöne Sitte, Kinder am Weihnachtsabend mit bildlichen Darſtellungen aus der Jugendgeſchichte des Erlöſers und mit ſogenannten Kripplein, Hirtenhäuschen und dergleichen zu beſchenken, faſt ganz abgekommen ſey; es wäre jetzt wohl an der Zeit, dieſe Sitte wieder erſtehen zu laſſen, und Künſtler und Fabrikanten dürften den Fleiß, den ſie auf Anfertigung bildlicher Darſtellungen aus der Heiligengeſchichte verwendeten, wohl durch die Theilnahme vieler Eltern belohnt ſehen.

Nekrolog.

Am 17. November ſtarb in Berlin eine am dortigen Theater angeſtellte, verdienſtvolle Schauſpielerin, Frau von Wrochem, geborene Schütz. In älteren komiſchen Frauenrollen, einem Fache, für das ſich ſelten Schauſpielerinnen von mehr als mittelmäßigen Gaben finden, excellirte ſie beſonders. Zum letzten Mal war ſie als Renate in Raupachs Luſtſpiel: „die Lebensmüden," aufgetreten.

Die artiſtiſchen Beilagen.

Wir übergeben unſern Leſern:

1) Anſicht von Oporto.
2) Lied von F. Fues und Lindpaintner.

August Lewald.

OPORTO.

Digitized by Google

ruhr Verlegenheiten bereite, ſandte er einige ſeiner vertrauteſten Officiere, Saint Regent, Limolan, Joyaux, Lahaye und andere mehr, in den

Digitized by Google

Die Höllenmaſchine vom dritten Nivoſe.

Eine Staatsrathsſitzung unter Napoleons Conſulate.

Es war nach der Schlacht von Marengo, wo die Göttinnen des Sieges und des Glückes Napoleon einen ſo reichen Lorbeerkranz auf das Haupt gedrückt hatten, wo ſein Glücksſtern ſo glänzend ſtrahlte, daß Pitt und das engliſche Miniſterium es nicht an der Zeit hielten, vorerſt offen gegen den kühnen Feldherrn und Staatslenker aufzutreten, wo nur Georges Cadoudal noch Hoffnung hegte, Napoleons Glücksſtern könne erbleichen, und es könne auf die eine oder die andere Art möglich werden, den erſten Conſul aus dem Wege zu räumen.

Durch ſeine Verbündeten in Paris benachrichtigt, wie dort allgemeine Aufregung herrſche, und die Volks- oder vielmehr die Jakobinerpartei, der Regierung durch Verſchwörungen und Anreizung zum Aufruhr Verlegenheiten bereite, ſandte er einige ſeiner vertrauteſten Officiere, Saint Regent, Limolan, Joyaur, Lahaye und andere mehr, in den

Digitized by Google

erſten Tagen des Octobers 1800, mit dem Plane einer Höllenmaſchine, nach der Hauptſtadt von Frankreich ab. Er hatte dieſen den Jakobinern abzunehmen gewußt, und war überzeugt, daß, käme ſein Anſchlag zur Ausführung, er dieſen, nicht aber der royaliſtiſchen Partei, die vielmehr deſſen Früchte in Ruhe würde genießen dürfen, Schuld gegeben werde. Dieſe Vorausſetzung war bei der damaligen Stimmung der Gemüther ganz richtig. Ein Umſtand trat ein, der die Abſichten von Cadoudals Freunden zu begünſtigen und die paſſendſte Gelegenheit ſchien, dem Anſchlag die Wahrſcheinlichkeit des Gelingens zu ſichern; die Verſchworenen beeilten ſich, denſelben ſich zu Nutze zu machen.

Am Mittwoch den 3. Nivoſe des Jahres IX. der einen und untheilbaren Republik (am 24. December 1800), ſollte in der großen Oper (oder im Theater der Künſte und der Republik, wie ſie damals hieß) eine Aufführung des großen Oratoriums, die Schöpfung von Haydn, ſtatt finden. Alle Zeitungen hatten ſchon zwei Tage vorher gemeldet, der erſte Conſul werde mit ſeiner Gemahlin und Allen, welche den damals entſtehenden Hof bildeten, dieſer Aufführung beiwohnen. Der Haß, der in den Verſchworenen wider das Haupt der Conſularregierung glühte, war ſo ungemeſſen, daß ſie zuerſt berathſchlagten, ob es nicht ſicherer ſey, ihre Höllenmaſchine in den Kellern des Schauſpielhauſes ſelbſt anzubringen, ſo, daß ſie gleichzeitig den erſten Conſul, ſeine Familie und die vornehmſten Regierungsmänner, Generale u. ſ. w. in die Luft ſprengten; aber viele techniſche Gegengründe widerſprachen dem, und man blieb bei dem Vorſchlage des ehemaligen Seeofficiers, Saint Regent, der in Uebereinſtimmung mit ſeinem Subalternen Cambon, bekannt unter dem Namen „der kleine Franz," gerathen hatte: eine Maſchine in der Straße Saint Nicaiſe aufzuſtellen, durch welche Napoleon nothwendiger Weiſe fahren mußte, und ihn dort in ſeinem Wagen in die Luft zu ſprengen.

Am Abend vor der Aufführung des Oratoriums von Haydn, erhielt der erſte Conſul ein anonymes Billet, in welchem er benachrichtigt ward, am nächſten Tage ſolle ein Mordverſuch auf ihn gemacht werden; da aber in dem Schreiben keine genaueren Umſtände angegeben waren, ſo glaubte Napoleon anfangs nicht an die Wahrheit der Warnung; gegen Ende des Tages jedoch, an deſſen Abend er dem Concerte beizuwohnen Willens war, erinnerte er ſich ihrer noch einmal, und ſchickte ſie dem Polizeiminiſter mit den Worten, durch ſeinen Adjutanten, zu: „das geht Fouché an, meine Pflicht iſt es, in's Theater zu gehen, ich und meine Frau werden dort erwartet; Fouché's Pflicht iſt es, über

meine Tage, wie über die Sicherheit derer zu wachen, die mit mir in der Oper ſind.“

Und er fuhr auch wirklich Abends acht Uhr aus den Tuilerien ab, ein Piquet der Garde diente ihm als Escorte; mit ihm im Wagen ſaßen die Generale Berthier, Lannes und ſein Adjutant Lauriſton. Als der Zug in die Straße Saint Nicaiſe kam, ſtand dort ein elender Karren, mit einem kleinen, magern Pferde, ſo, daß er den Weg verſperrte. Napoleons Kutſcher wich dem Karren ſehr geſchickt aus; einige Minuten ſpäter zerſchmetterte eine furchtbare Exploſion die Fenſter im Wagen des erſten Conſuls, traf das Pferd des letzten Mannes von dem Gardepiquet, tödtete acht Menſchen, und verwundete dreißig mehr oder minder gefährlich; auch ſechsundvierzig Häuſer litten bedeutenden Schaden *).

Napoleon ließ einen Augenblick halten, um ſich nach den näheren Umſtänden der Exploſion zu erkundigen; dann befahl er weiterzufahren und kam in die Oper. „Sie wiſſen es noch nicht,“ ſprach er ruhig zu denen, die ihm in ſeiner Loge ihre Aufwartung machten, „die Schurken von Jakobiner haben mich in die Luft ſprengen wollen!“

Aber Napoleons Ruhe war dieſes Mal nur eine äußerliche, es zog ſich in ſeiner Seele ein Gewitter zuſammen, das nach dem Concerte, als er wieder in die Tuilerien zurückgekehrt war, in donnernden Worten und furchtbaren Gebehrden ausbrach. Obgleich noch gegen Niemanden Beweiſe irgend einer Art vorlagen, und man nicht wiſſen konnte, von welcher Partei der Mordverſuch ausgegangen, ſo wiederholte Napoleon in ſeinem Zorne doch immer wieder, die Jakobiner ſeyen die Anſtifter deſſelben, und wenn es wahr iſt, was das Sprüchwort ſagt,

*) Der Moniteur vom 25. December 1800 theilt faſt in denſelben Ausdrücken, wie unſere Erzählung, das Faktum mit; die Allgemeine Zeitung brachte die Kunde von der „ſogenannten hölliſchen Maſchine“ ihren Leſern am 1. Januar 1801. Merkwürdig und ein Beweis, wie der Inſtinkt der Maſſen Napoleons Conſulat, und damit die Beruhigung Frankreichs trotz aller Attentate für geſichert hielt, iſt, daß gerade unmittelbar nach dem 24. December, die Staatspapiere bedeutend ſtiegen, und der öffentliche Credit ſich befeſtigte. Der durch die Exploſion an den Häuſern und dem Eigenthum in der Straße Saint Nicaiſe verurſachte Schaden betrug, nach der amtlichen Schätzung des Miniſterium des Innern, 164490 Franken; für die Verunglückten und Beſchädigten wurde auf der Policeipräfectur und in den einzelnen Mairien, wo die ames sensibles zu mildthätigen Beiträgen aufgefordert wurden, Sammlungen eröffnet; unter den erſten Unterzeichnern bemerkt man die Eigenthümer des Journal des débats mit der beſcheidenen Summe von 50 Franken.

Anmerkung des Ueberſetzers.

daß nur dem Reichen geliehen wird, ſo mochte Napoleon entſchuldigt werden, wenn er ihnen noch ein Verbrechen mehr aufbürdete.

Am andern Morgen eilten Deputationen des Staatsrathes, des Senates, des geſetzgebenden Körpers und der Tribunen in die Tuilerien, um dem erſten Conſul ihre Glückwünſche darzubringen, daß er glücklich der Gefahr entgangen ſey, womit ſie zugleich den Wunſch ausſprachen, es möge gegen die Urheber des Mordanſchlages mit aller Strenge verfahren werden.

Boulay de la Meurthe, einer der erſten, der im Namen des Staatsrathes den erſten Conſul beglückwünſchte, ſchloß ſeine Rede mit dieſen Worten: „Es iſt endlich Zeit, Bürger, erſter Conſul, dem Nationalwunſch Genüge zu leiſten, und alle zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung nöthigen Maaßregeln zu ergreifen.“

„Ja Bürger,“ antwortete Napoleon, „ich werde gegen die Septembermänner Maaßregeln ergreifen!... So lange dieſe Handvoll Räuber mich geradezu angriff, durfte ich den Geſetzen die Sorge überlaſſen, ſie zu beſtrafen; aber da ſie, durch ein beiſpielloſes Verbrechen, einen Theil der Bevölkerung und der Stadt gefährdet haben, ſoll die Strafe, die ich ihnen bereiten werde, ſo ſchnell als exemplariſch ſeyn... Dieſe Elenden, nie haben ſie etwas anders gethan, als die Freiheit durch die Verbrechen zu verleumden, die ſie in ihrem Namen begingen, doch ich will ſie in die Unmöglichkeit verſetzen, noch ferner Böſes üben zu können.“

Man müßte das Geſicht Napoleons in dieſem Augenblicke, man müßte die ausdrucksvollen Gebehrden geſehen haben, mit denen er ſeine Worte begleitete, um ſich einen Begriff von der Art zu machen, in der er ſie ausſprach.

Als ſich die Deputationen zurückgezogen hatten, blieben nur noch einige geheime Räthe und die Miniſter des Innern und der Polizei, in dem Friedensſaale, in dem die Deputationen empfangen worden waren. Der Miniſter der Polizei, Fouché, ſuchte Lucian Bonaparte, ſeinem Collegen, zu beweiſen, daß lediglich die ausgewanderten Royaliſten mit Englands Hilfe und Unterſtützung den Anſchlag angezettelt und ausgeführt hätten, da kam Napoleon, der Boulay de la Meurthe bis an die Thüre begleitet, und dort noch mit ihm geſprochen hatte, zurück, und unterbrach dann Fouché, dem er einen Augenblick zugehört hatte, heftig, mit den Worten: „Nein, nein, Sie werden weder meinen Bruder noch mich anders überzeugen, weder Adelige, noch Chouans, noch Prieſter ſind in dieſen Handel verwickelt; es ſind nur Septembermänner, Schurken, mit jeglicher Art von Verbrechen beladen, in ſteter

Verſchwörung, in offenem Aufruhr begriffen, als Bataillon im Quarré aufgeſtellt gegen alle Regierungen, die ſich ſeit Anfang der Revolution gefolgt ſind. Es ſind angebliche Patrioten, verſtärkt von Malern, Bildhauern, von elenden Hiſtrionen *), die eine hitzige Einbildungskraft und ein wenig mehr Kenntniſſe haben, als das Volk, mit dem ſie leben, und auf das ſie einigen Einfluß üben, wenn ſie mit ihm zuſammen in der Schenke ſind. Das ſind die Werkzeuge der Tage von Verſailles, vom September, vom 31. Mai, vom Prairial; was weiß ich noch!... Oh! oh! ich kenne ſie!...“

Die Staatsräthe, welche noch anweſend, waren vollkommen der Meinung des erſten Conſuls, und nahmen keinen Anſtand, Fouché, der übrigens von ihnen allen aus Herzensgrunde verabſcheut ward, offen anzuklagen. Der Miniſter der Polizei aber hatte ſich, als er alle Anklagen und Reden hörte, ruhig in eine Fenſterniſche zurückgezogen, und blieb dort, ſchweigend, aber furchtbar blaß. Die Hofleute betrachteten ihn ſchon als einen verlorenen Mann; ein Staatsrath, der in das allgemeine Eifern gegen Fouché nicht eingeſtimmt, hatte Mitleid mit ihm, trat auf ihn zu und fragte ihn: „aber was bedeutet denn das? weßhalb vertheidigen Sie ſich nicht?“

„Laßt ſie doch reden,“ antwortete der Polizeiminiſter mit erzwungenem Lächeln, „ich will weder des Staates Sicherheit noch irgend wen compromittiren ... ich will reden wenn es Zeit ſeyn wird, wer zuletzt lacht, lacht am beſten **).“

*) Napoleon ſpielte dabei auf die kurz zuvor entdeckte Verſchwörung von Cerachi, Arena und mehren Andern ziemlich obſcuren Männern an, in die ein armer Choriſt der großen Oper Namens Floridor und ein Tanzmeiſter verwickelt waren; die Haupttheilnehmer dieſer Verſchwörung wurden am 31. Januar 1801 hingerichtet.

Anmerk. d. Ueberſetzers.

) Nachforſchungen der, Fouché untergebenen, Polizei rechtfertigten bekanntlich ſpäter die von ihm gleich anfangs ausgeſprochene Behauptung, Royaliſten ſeyen Urheber des Attentats; der **Moniteur enthält einen vom 11. Pluvioſe, Jahr IX., (31. Januar 1801) datirten Bericht des Polizeiminiſters an die Conſuln, worin ausführlich dargethan wird, wie Agenten von Georges Cadoudal die Schuldigen ſeyen. Es war Polizeibeamten gelungen, ihre Signalements durch den Pferdehändler, der ihnen die Stute verkauft, durch einen Mann, der ihnen für ihr Pferd Hafer geliefert, dann durch den, welcher ihnen den Karren verkauft, auf dem die Höllenmaſchine angebracht war, und durch den Trödler, der ihnen blaue Fuhrmannskittel verſchafft hatte, ziemlich genau zu erhalten. Zuerſt ward François Corbon verhaftet; er hatte in einem, von ehemaligen Nonnen bewohnten Hauſe Zuflucht gefunden; nach ihm ward man Saint-Regents habhaft, der bei der Anzündung des Pulvers in der Höllenmaſchine bedeutend verwundet worden war. Fouché ſcheint noch immer befürchtet zu haben, die Conſuln,

„Wir müſſen durchaus ein Mittel finden," ſprach Napoleon zu denen, die im Kreiſe um ihn her ſtanden, „um den Rädelsführern und Theilnehmern des Mordverſuches von geſtern ſchnell ihr Recht widerfahren zu laſſen. Die Sectionen der Geſetzgebung und des Innern des Staatsrathes werden ſich zur Berathung darüber noch heute um zwei Uhr verſammeln; ich habe ſie zu dieſem Zwecke zuſammenberufen laſſen. Seit mehren Tagen beſchäftigen wir uns mit den Special Tribunalen, um dem gewöhnlichen Bereich der Gerichte die zu entziehen, welche auf den Heerſtraßen die Wagen anhalten und plündern, und die Räuber, welche, unter dem Namen chauffeurs bekannt, auf dem platten Lande ihr zügelloſes Weſen treiben; ich bin der Meinung, es wird hinreichend ſeyn, wir fügen dem Geſetzentwurf noch einen Artikel zu, und weiſen denſelben Tribunalen das Urtheil über alle, gegen den Staat begangene, Verbrechen zu."

„Ich bin ganz Ihrer Anſicht, Bürger erſter Conſul," verſetzte ein Staatsrath, „wir brauchen bei dieſer Gelegenheit kein beſonderes Geſetz zu machen; es iſt beſſer, wir verſchmelzen alles zuſammen, in den Geſetzentwurf über die Special-Tribunale."

„Nicht alle werden dieſer Meinung ſeyn," erklang eine Stimme aus dem Kreiſe.

„Wenn man denn das nicht will," erwiderte Napoleon lebhaft, „ſo werde ich ſchon Mittel finden, die Schurken durch eine Militair-Commiſſion verurtheilen zu laſſen."

In demſelben Augenblick trat der Polizeipräfekt Dubois in den Saal, und auf den erſten Conſul zu; ſobald dieſer ſeiner anſichtig ward, rief er laut: „Mich würde es ſehr unglücklich machen, wäre ich bei einer ſolchen Gelegenheit Polizeipräfekt geweſen!"

„Bürger erſter Conſul," antwortete Dubois mit vieler Ruhe,

---

oder vielmehr Napoleon, der darauf verſeſſen war, die Jakobiner des Frevels zu beſchuldigen, möge ſeiner Relation nicht allzuviel Glauben beimeſſen, und ſo verſichert er: „alle dieſe Einzelnheiten, Bürger Conſuln, ſtehen genauer in den Polizeiberichten verzeichnet, die Sie vor Augen haben."

Unter Fouchés Berichte, der mit der Aufforderung endet, die Verhafteten den Gerichten zu überweiſen, ſtehen noch die Worte: Dem Juſtizminiſter überwieſen, um wider die in dem Rapporte des Miniſters der hohen Polizei nahmhaft gemachten Individuen und ihre Hehler, die Geſetze in Anwendung zu bringen.

11. Pluvioſe, Jahr IX.

Der erſte Conſul

unterzeichnet: Bonaparte.

Anmerk. d. Ueberſetzers.

„eine gute Polizei hat die Pflicht, die öffentliche Ruhe und Sicherheit aufrecht zu 'erhalten, aufrühreriſchen Bewegungen zuvorzukommen ... aber es iſt ihr unmöglich zu errathen, was im Gehirne eines Wahnſinnigen vorgeht ... Es ſind wahrſcheinlich nur ſehr wenig Verſchworene ... Nur durch Mittheilungen einiger Eingeweihten kann man Complotte dieſer Art entdecken ... Indeſſen iſt die Polizei in Bewegung, und ich hoffe ...“

„Mit einem Miniſter der Polizei, wie Fouché, iſt nichts zu hoffen,“ unterbrach ihn Röderer, der gegen den Sündenbock des Tages am heftigſten eiferte; man kann nicht das Leben des erſten Conſuls einem Menſchen zur Verfügung laſſen, der ſich mit Schurken und einem Polizeipräfekten umgibt, deſſen ganzer Zeitvertreib iſt, ſich mit Dirnen und Spielhäuſern zu beſchäftigen ...“

„Laſſen Sie, laſſen Sie Röderer, keine Perſönlichkeiten,“ ſagte Napoleon, und gebot ihm mit einer Handbewegung Stillſchweigen, „ich bin überzeugt, der Polizeipräfekt hat ſchon ſeine Schuldigkeit gethan; es iſt jetzt an uns, die unſrige zu thun: kommen Sie mit mir.“ Und von mehren Staatsräthen gefolgt, ging er langſam nach dem Sitzungsſaale zu, auf den Arm Röderers geſtützt, dem er halblaut Vorſtellungen über das machte, was er ſeinen *übel geleiteten Eifer* nannte.

In dieſer erſten Sitzung (am 25. December), in der die drei Conſuln zugegen waren, ſetzte man die Faſſung der beiden Zuſatzartikel zu dem Geſetze über die Specialtribunale feſt. Der erſte wies ihnen die Kenntnißnahme *der Anſchläge wider die Sicherheit der Mitglieder der oberſten Regierungsgewalt* zu; der zweite gab den Conſuln das Recht, die Perſonen von Paris zu entfernen, deren Gegenwart ihnen die Sicherheit des Staates zu gefährden ſchien, und ſie, ſobald ſie ſich vom Orte ihrer Verbannung eigenmächtig entfernten, zu deportiren. Als ſich Portalis eben erhob, um die Artikel abzuleſen, nahm Napoleon das Wort und ſprach: „Die Thätigkeit eines Special-Tribunals iſt noch zu langſam, noch zu ſehr an Gränzen gebunden. Eine ſchnellere Rache muß ein ſo ſchreckliches Verbrechen finden, ſie muß raſch ſeyn, wie der Blitz; Blut muß fließen ... So viele Schuldige, als es Opfer gab, müſſen erſchoſſen, andere müſſen deportirt werden, und wir müſſen dieſe Gelegenheit benutzen, die Republik zu reinigen. Das Attentat iſt das Werk einer Bande von Septembermännern, die man in allen Verbrechen der Republik wiederfindet. Wird dieſe Partei ſehen, wie ihr Hauptquartier getroffen wird, ſo werden ihre übrigen Glieder zu ihrer Pflicht zurückkehren, die Arbeiter werden zu ihren Ge-

Digitized by Google

ſchäften zurückkehren, und zehntauſend Menſchen, die in Frankreich noch dieſer Partei angehören, und für die Reue noch empfänglich ſind, werden ſie ganz verlaſſen. Dieſes große Beiſpiel iſt nothwendig, um die Mittelklaſſe an die Republik zu knüpfen, was zu hoffen ſo lange unmöglich iſt, als dieſe Claſſe ſich von einem Hundert wüthender Wölfe bedroht ſieht, die nur auf den Augenblick lauern, um ſich auf ihre Beute zu ſtürzen. In einem Lande, wo die Räuber unbeſtraft bleiben, und alle revolutionairen Criſen überleben, ſetzt das Volk kein Vertrauen in die Regierung ehrlicher, beſcheidener und gemäßigter Menſchen, wenn dieſe Regierung ſtets der Schlechten ſchont, die ihr noch immer verderblich werden können. In dieſem Falle muß man verzeihen, wie Auguſtus, oder eine umfaſſende Maaßregel ergreifen, die für die geſellſchaftliche Ordnung Bürgſchaft bietet. Wir müſſen uns der Elenden entledigen, indem wir ſie nach dem Maaße ihrer Verbrechen verurtheilen. Bei der Verſchwörung des Catilina ließ Cicero die Verſchworenen hinrichten, und ſagte, er habe das Land gerettet. Ich würde unwürdig der großen Aufgabe ſeyn, die ich unternommen, und der Stellung, die mir anvertraut worden iſt, wollte ich mich nicht in ſolcher Bedrängniß ſtreng und feſt zeigen, Frankreich und Europa würden einer Regierung lachen, die ungeſtraft ein Stadtviertel von Paris unterminiren ließe, und einem ſolchen Verbrechen nur den gewöhnlichen Criminalproceß machte. Als Staatsmann muß man dieſen Handel betrachten. Ich bin ſo ſehr von der Nothwendigkeit, ein großes Beiſpiel zu geben, überzeugt, daß ich bereit bin, die Schuldigen vor mich zu beſcheiden, ſie zu verurtheilen, und ihr Urtheil zu unterſchreiben. Es iſt, ich bemerke das zum Ueberfluß, nicht meinetwegen, daß ich rede: ich habe anderen Gefahren getrotzt, mein Glück hat mich geſchützt, und darauf rechne ich noch; aber es handelt ſich hier um die geſellſchaftliche Ordnung, um die öffentliche Moral und den Nationalruhm."

Dieſe Rede änderte den Stand der Frage ganz um. Es handelte ſich nicht mehr, nach einem zu machenden Geſetze Urtheile zu ſprechen, ſondern nach Maaßgabe des öffentlichen Heils zu erſchießen und zu deportiren, nicht mehr um überführte Schuldige, ſondern rein, wie es der Zufall wollte, um Revolutionsmänner, die man, mit Unrecht oder mit Recht, als Böſewichte bezeichnen wollte. Dieſe Gewaltſamkeit widerſtrebte denn doch dem Staatsrathe. Die Debatte über die Nothwendigkeit einer ſolchen Maaßregel, und die zu ihrer Ausführung nöthigen Formen ward froſtig und ſchwerfällig. Napoleon nur kam immer wieder auf ſeine anfängliche Meinung zurück. Die Redner wandten und drehten ſich um die Frage, niemand wagte, freimüthig zu erwägen,

welcher politiſchen Partei die Schuldigen angehörten. Truguet hatte zuerſt den Muth dazu. „Es iſt keinem Zweifel unterworfen," ſprach er, „daß die Regierung Mittel ergreife, ſich gefährlicher Menſchen zu entledigen, nur gibt es deren mehr als eine Art. Wir können uns nicht verhehlen, daß die Emigrirten die Käufer der Nationalgüter bedrohen, daß abgeſetzte, fanatiſche Prieſter das Landvolk irre leiten, daß die Agenten Englands ſich regen, daß die öffentliche Meinung durch Pamphlete verdorben wird, daß der Aufſtand in der Vendée neues Leben gewinnt . . ."

„Einen Augenblick, Bürger Truguet," unterbrach ihn der erſte Conſul, „von welchen Pamphleten wollen Sie reden?"

„Von Pamphleten, die öffentlich cirkuliren."

„Aber noch einmal, wie heißen ſie?"

„Bürger Conſul, Sie kennen dieſe Pamphlete ſo gut als ich: wäre auch nur von dem die Rede, wo eine Parallele aufgeſtellt wird zwiſchen Cäſar, Cromwell und Ihnen . . ."

Bei dieſen Worten färbte dunkle Röthe Napoleons Geſicht, er erhob ſich heftig von ſeinem Sitze, und ſprach, Truguet unterbrechend: „Ich verlange das Wort, ich ſehe mit Schmerz, daß hier Leute ſind, die etwas... vorſchnell reden... und nicht genug über den Eindruck nachdenken, den ihre Worte in den Gemüthern zurücklaſſen können... Ja Bürger Truguet," wandte er ſich an dieſen, der gleichfalls aufgeſprungen war, und ſah ihn ſtarr an, „was ich da ſage, iſt für Sie. Uebrigens werde ich mich nicht an den Vorwurf ſtoßen, den Sie geradezu an mich zu richten ſcheinen, wir ſind hier ja unter uns, und müſſen gegenſeitig Nachſicht mit einander haben, und uns die Abſchweifungen verzeihen, zu denen das Feuer der Diſcuſſion uns hinreißen kann... Reden wir nicht mehr davon," fuhr er dann etwas ruhiger fort, „aber man wird mich nicht durch Declamationen auf andere Meinung bringen. Die Miſſethäter ſind bekannt, die Nation deutet auf ſie, es ſind Septembermänner, wie ich Ihnen ſchon geſagt habe. Ja, es ſind dieſe Menſchen, die, in allen Verbrechen wohl erfahren, immer von elenden, ehrgeizigen Subalternen vertheidigt und geſchont worden ſind. Es wird von Adeligen und Prieſtern geſprochen, will man, daß ich um des Standes willen proſcribire? Soll ich drei tauſend Prieſter, friedliche Greiſe, deportiren? Soll ich die Diener einer Religion verfolgen, zu der ſich die Mehrzahl der Franzoſen und zwei Drittheile von Europa bekennen? Als ſich Georges Cadoudal kürzlich wieder regen wollte, hat er die Prieſter angegriffen, die der Regierung treu geblieben. Die Vendée war niemals ruhiger, und fallen dort noch ver-

Digitized by Google

einzelte Mordthaten vor, ſo iſt es, weil es rein unmöglich, perſönliche Rachegefühle mit einem Male verſchwinden zu laſſen. Gewiß, dann müßte ich auch die Mehrzahl der Mitglieder des Staatsrathes fortſchicken; denn, mit Ausnahme von zweien oder dreien, heißt es von ihnen überall, ſie ſeyen Royaliſten... Bin ich nicht auch der Ariſtokratie beſchuldigt worden, ich!... Hat es nicht geheißen, der Bürger Defermon ſey ein royaliſtiſcher Agent? Ich ſollte wohl den Bürger Portalis nach Sennamary ſchicken, und den Bürger Devaines nach Madagaskar, und mir einen Staatsrath à la Babeuf einrichten... Halten ſie mich denn für ein Kind? Sollen wir das Vaterland in Gefahr erklären? War die Lage Frankreichs ſeit Beginn der Revolution jemals glänzender, waren ſeine Finanzen in beſſerem Zuſtande, ſeine Heere ſiegreicher, der Friede im Lande ungeſtörter? Ich habe es gern, daß Männer, die niemals in den Reihen der wahren Freunde der Freiheit geſehen wurden, um ihretwillen ſo lebhafte Unruhe an den Tag legen... Glauben Sie nicht, Bürger Truguet, Sie würden ſich damit retten, wenn Sie ſagen können: „ich habe im Staatsrathe die Patrioten vertheidigt.“ Dieſe vorgeblichen Patrioten, die Sie vertheidigen wollen, würden Sie ſo gut, wie uns alle ſchlachten.“

Nach dieſer Rede aus dem Stegreife, die Napoleon mit aller Kraft und Beredtſamkeit der Ueberzeugung geſprochen hatte, hob er raſch die Seſſion auf und ſtieg von ſeinem Sitze herab, ohne ſich einmal mit dem zweiten Conſul über die Zuſammenberufung der nächſten Sitzung zu verſtändigen; als er nahe an Truguet vorüberkam, trat dieſer von ſeinem Platze vor, und ſagte einige Worte mit leiſer Stimme, der erſte Conſul erwiderte ganz laut, indem er ſeine Schritte beſchleunigte: „Gehen Sie, Bürger Truguet, das Alles läßt ſich recht gut bei Madame Condorcet oder bei Maillat-Garat ſagen, aber nicht in einem Rathe, wo die geſcheiteſten Männer Frankreichs ſitzen; Sie möchten mich faſt glauben laſſen, Sie jakobiniſirten noch immer.“ Und ohne dem Huiſſier, der ihm die Thüre des Saales geöffnet hatte, Zeit zu laſſen, ſie wieder hinter ihm zu ſchließen, warf er ſie ſelbſt hinter ſich zu, und brummte dabei noch in ſpöttiſchem Tone: „gehen Sie doch, Bürger Truguet.“

Alle Räthe wurden von einem Auftritte ſehr berührt, der, ihrer Meinung nach, der Würde der höchſten berathenden Behörde und der Freiheit der Meinungen Eintrag that, obgleich einige der Anſicht waren, zu Anfang ſey Truguet, der eine ſo delikate Frage ein wenig plump berührt habe, im Unrecht geweſen, die andern behaupteten jedoch, jeden Falles ſey der erſte Conſul, der ihm beim Fortgehen harte Worte geſagt, viel

zu weit gegangen, und um ihn das fühlen zu laſſen, beſchloſſen die **Staats**räthe einſtimmig, keiner von ihnen wolle am Abend die Geſell**ſchaft** des erſten Conſuls beſuchen, obgleich das ſo eingeführt war, **wenn** im Lauf des Tages Staatsrathsſitzung gehalten worden, in der Na**poleon** ſelbſt präſidirt hatte.

Napoleon bemerkte wohl, daß kein Mitglied des Staatsrathes an **jenem** Abende ſeinen Salon beſuchte, und ſprach zu einigen Perſonen **ſeiner** Umgebung: „ich glaube, ſie ſchmollen noch mit mir? Es iſt **wahr**, ich habe mich ein wenig erhitzt; ich habe ihnen erklärt, wir **müſſen** ſchnell treffen, wie der Blitz, ich bin ſelbſt mit Truguet, der **ſeinen** alten Gewohnheiten noch nicht entſagt hat, übel umgeſprungen... **Nun** weil es denn einmal ſo iſt, ſo iſt's um ſo beſſer, und ich will **Nutzen** daraus ziehen, um mit dem Pamphlet, das er mir ſo ohne **Weiteres** in's Geſicht geworfen hat, in's Klare zu kommen; mindeſtens **will** ich wiſſen, an was ich mich bei ihnen zu halten habe, und ſie in **der** nächſten Sitzung feſten Fußes erwarten."

John Elwes.

Jeder abſonderliche Charakter verdient die Aufmerkſamkeit der Nachkommen, und ich habe immer geſagt, wenn das Geſchick mein Leben verlängerte, würde ich das dieſes Mannes beſchreiben.
(Shaftesburys Charakteriſtiken.)

Ganz der gewöhnlichen Regel entgegen, daß ein verſchwenderiſcher Erbe gewöhnlich einem ſparſamen Vater oder Oheim folgt, trat John Elwes die Hinterlaſſenſchaft eines Verwandten an, deſſen Namen und Charakter er zugleich erbte. Urſprünglich hieß er Jack Meggot, und war Sohn eines Brauers aus Southwark, der ſtarb, da er noch kaum vier Jahre alt war, und die junge Waiſe unter ihrer Mutter Schutz und Obhut ließ. Dieſer ſind beſonders wenigſtens die erſten Keime ſeiner Originalität zuzuſchreiben. Obgleich ſie über ein Vermögen von hunderttauſend Pfund Sterling zu gebieten hatte, ſtarb ſie doch im buchſtäblichſten Sinne des Wortes Hungers. Die Geſchichte weiß übrigens außer ihrem Sparſamkeits-, oder vielmehr Hungertode nichts von Miſtreß Meggot zu erzählen; aber ſie hatte einen Bruder, Sir

Harvey Elves, der im Rufe eines wahrhaft idealen Geizes ſtand; erſt ſpäter wurde er im Geize noch von ſeinem Neffen übertroffen. Jack Meggot hatte auch ſeine ganze Berühmtheit nur ſeinem Oheim zu verdanken, deſſen Beiſpiel in allen Sparſamkeitsübungen und Sonderbarkeiten nachzuahmen er ſchon früh begann. Seine Biographen erwähnen, auf vollgültige Autoritäten geſtützt, er habe ſich als ganz junger Menſch zu Thorheiten verleiten laſſen, die der Jugend einen eigenen Reiz gewähren. Er liebte freilich ſchon das Geld, aber doch mehr, um es auszugeben. Er war damals nach der neueſten Mode gekleidet, hatte Liebſchaften und ein Paar natürliche Kinder, er machte ſelbſt koſtſpielige Reiſen; er ſpielte hoch, freilich um zu gewinnen, aber er ſetzte doch dabei bedeutende Summen auf's Spiel, da das Glück ja ihm ſo gut den Rücken kehren konnte, als ſeinem Gegner; er war lecker und liebte die Freuden der Tafel; kurz, wäre Sir Harvey von der eigentlichen Lebensweiſe ſeines Neffen unterrichtet geweſen, er hätte für ſeine Schätze ſich wahrſcheinlich einen andern Erben geſucht; das wollte der luſtige Jack Meggot denn doch vermeiden, und ſah ſich deßhalb in die Nothwendigkeit verſetzt, mit ſeinem würdigen Herrn Oheim Comödie zu ſpielen.

Sir Harvey bewohnte ſein Schloß Stoke, in der Grafſchaft Suffolk. Ein Rebhuhn, der Ertrag ſeiner Jagd, ein ſchmächtiger Pudding und ein Paar Kartoffeln waren alle Erzeugniſſe der Natur und Kunſt, aus denen des Baronets Mittagsmahl beſtand. In den kälteſten Wintertagen ließ er, während er ſein frugales Diner hielt, niemals Feuer im Kamin anmachen. Das Eſſen, meinte er, ſey eine Uebung, die ſchon warm erhalte. Wenn ſein Neffe John bei ihm aß, ſo hatte der ſchon heimlich und ſtill vorher redlich für ſeinen jugendlichen Magen geſorgt, der bei des Oheims ſparſamer Gaſtlichkeit ſonſt gar zu kurz gekommen wäre. Den Oheim freute es dann, wie enthaltſam der junge Menſch ſchon ſey, und er lobte ihn oft ob dieſer Triumphe über ſo thieriſche Neigungen, wie Vieleſſen und Trinken; aber der Neffe begnügte ſich nicht, ſatt und hungrig bei ſeinem Oheim zu erſcheinen, er hatte ſich für dieſe Beſuche ein ganz eigenes Coſtüm angeſchafft. Ehe er in Stoke erſchien, kleidete er ſich jedes Mal in einem Wirthshauſe in Chelmesford um, und legte die ganze Kleidung, die er ſonſt zu tragen pflegte ab, warf ſich in einen alten, fadenſcheinigen Ueberrock, zog Strümpfe an, deren Maſchen hie und da zu Löchern geworden waren, und grobe, plumpe Schuhe. So aufgeputzt, ein lebendiger Band „politiſche Oekonomie" hielt er bei Sir Harvey ſeinen Einzug, der ihn mit freudiger Rührung betrachtete, und nicht ohne eine Art von Eiferſucht

die Löcher in ſeinem Oberrocke und in ſeinen Strümpfen zählte. Dann ſetzten ſich beide an einen elenden Tiſch, in ein altes Zimmer, wo ein einziges Stück Holz, „ein Spott und Hohn dem Feuer" rauchte. Dort ſprach das Paar, ſich der eigenen Sparſamkeit behaglich freuend, von der thörichten Verſchwendung, in der ſich die Menſchen dieſer Zeit ergingen; ein einziges Glas Wein erhöhte die Freuden ihres feſtlichen Mahles, und kam der Abend heran, ſo erinnerten ſie ſich lachend an das läppiſche Sprüchwort: „früh zu Bette gehen erſpart Licht."

Sir Harvey liebte weder die Geſellſchaft, noch die Frauen. Sir Iſaac Newton, der mit neunzig Jahren ſtarb, hatte keine andere Geliebten gehabt, als die Sterne, „die Poeſie des Himmels," wie Child Harold ſie nennt; Sir Harvey liebte inniger noch als die Sterne, wie glänzend ſie auch ſind, neugeprägte Goldſtücke, „dieſe Poeſie der Erde."

Sir Gervaiſe Elves, Sir Harvey's unmittelbarer Vorfahr in den Beſitzthümern der Familie, hatte die ihm überkommenen Liegenſchaften ſo mit Schulden beſchwert, daß er ſeinem Sohn nur Schulden hinterließ. Sir Harvey ſuchte eine Ehre darin, nicht allein ſeine Schulden zu bezahlen, ſondern noch Reichthum zu hinterlaſſen; Dank ſeiner Sparſamkeit, gelang ihm das auch; bei ſeinem Tode beſaß er ein Vermögen von 100,000 Pfund Sterling.

Neben ſeinen ökonomiſchen Berechnungen war die Rebhuhnjagd Sir Harvey's Lieblingsbeſchäftigung. Während der Jagdzeit ging ſelten ein Tag hin, ohne daß er ſelbſt, ſeine mehr als beſcheidene Tafel mit Wild verſehen hätte. Wilddiebe wollten ſogar behaupten, des edeln Baronnets Zweck ſey ebenſowohl dahin gerichtet, ihnen auf den Märkten als in Feld und Flur Abbruch zu thun, oder ohne Umſchweife geſprochen, ſie meinten, Sir Harvey treibe unter der Hand einen kleinen Handel mit Wildpret. Es iſt nicht ganz unwahrſcheinlich, daß dieſe eines Gentlemans unwürdige Beſchuldigung nicht alles Grundes entbehrte. Doch laſſen wir das dahingeſtellt ſeyn. Jeden Morgen machte ſich Sir Harvey, gefolgt von einem treuen Diener, der eine herrliche Meute Hunde führte, auf den Weg. Eine ſchwarze Sammetmütze tief in die Augen gedrückt, ſpornte er einen feingebauten Renner, der an Magerkeit der Roſinante, weltberühmten Andenkens, ziemlich gleich kam; Sir Harvey ſelbſt war eben nicht viel umfangreicher als der Ritter von der traurigen Geſtalt, und ſah man Reiter und Roß, man hätte darauf ſchwören ſollen, der Wind könne ſie beide umblaſen.

Sein einſames Leben und der Ruf von ſeinen Schätzen, führten eine Diebsbande in Verſuchung, und ſie gaben ſich nicht die Mühe, dieſer Verſuchung zu widerſtehen. Nachdem die Schelme alle Lokalitäten

des Hauſes wohl ausgeſpäht hatten, benützten ſie den Augenblick, wo der alte Bediente die Pferde putzte, drangen in den Stall, banden ihn, überraſchten dann Sir Harvey und ſetzten ihm ein Piſtol auf die Bruſt. Ein Held hätte, dieſer Gefahr gegenüber, nicht mehr edeln Muth zeigen können, als der alte Geizige. Sein damaliges Benehmen iſt der ſchönſte Zug ſeines Lebens. Als die Diebe ihm ſein Geld abforderten, verweigerte er jede Antwort, bis ſie ihm zugeſchworen hatten, ſein Diener ſey nicht mißhandelt worden. Dann erſt gab er ihnen den Schlüſſel zu einem Schranke, worin fünfzig Guineen waren. Die Spitzbuben wußten recht wohl, das könne nicht alles baare Geld ſeyn, was der alte Edelmann im Hauſe habe, ſie drohten alſo ihn niederzuſchießen, wenn er ihnen nicht entdecke, wo er ſeinen Schatz verborgen. Nach langem Zögern bequemte er ſich dann endlich, ihnen eine Geldkiſte anzugeben, in der ſie noch die Summe von ſiebenundzwanzig Guineen fanden. Als ſie ihn verließen, erklärten ſie ihm, einer von ihnen ſolle noch da bleiben, um ihm eine Kugel durch den Kopf zu jagen, wofern er einen Schritt thue oder um Hilfe zu ſchreien wage, worauf Sir Harvey mit großer Kaltblütigkeit und einer gewiſſen Naivität ſeine Uhr zog, welche die Diebe vielleicht für zu werthlos hielten, und ihm deßhalb nicht abgefordert hatten, und ihnen erklärte: „Ihr Herren, ich will keinen von Euch hängen laſſen. Ich gebe Euch daher zwanzig Minuten Zeit, Eure Flucht zu bewerkſtelligen, aber nach dieſen zwanzig Minuten wird mich nichts abhalten können, zu ſehen was aus meinem Bedienten geworden iſt."

Er hielt Wort. Als die zwanzig Minuten abgelaufen waren, löste er die Bande ſeines Bedienten, und ſuchte, ſo viel als es ihm möglich war, die geſtohlenen ſiebenundfünfzig Goldſtücke zu vergeſſen. Ein Paar Jahre ſpäter fielen die Diebe der Juſtiz in die Hände, und bekannten unter andern Ueberfällen auch den bei Sir Harvey. Der aber weigerte ſich, als Zeuge wider ſie aufzutreten. Welcher Verſchwender hätte kälteren Muth bei ſolcher Gelegenheit zeigen können, als der alte Geizhals, wer rührendere Sorge für ſeinen treuen Diener? Hier erhebt er ſich über ſeine Geldſäcke, und ſeine Handlungsweiſe gewinnt etwas von antiker Größe. Als er ſtarb, weinte auf ſeinem Sarge der Mann allein, der ihm treu und ergeben lange Jahre hindurch gedient hatte. Sir Harvey vermachte ihm in ſeinem Teſtamente zum eigenthümlichen Beſitze ein Pachtgut von fünfzig Pfund Sterling jährlicher Einkünfte.

Als Sir Harvey aufgehört hatte zu leben, ward er mit allen Feierlichkeiten in ſeinem Schloſſe Stoke ausgeſtellt. Er ſeinerſeits hätte

ſeinen Erben gern dieſe, ſeiner Leiche erwieſene Ehre geſchenkt, und wäre er nicht ſchon todt geweſen, der Aerger über ſolche zweckloſe Ausgaben hätte ihn vielleicht von dieſer Welt gefördert. Sein Teſtament legte ſeinem vielgeliebten Neffen, Jak oder John Meggot, die Verpflichtung auf, fortan ſeinen Namen und ſein Wappen zu führen.

Sir Harvey ſtarb als neunzigjähriger Greis, ein augenſcheinlicher Beweis, von wie erſprießlichen Folgen Geiz auf die Verlängerung des menſchlichen Lebens ſeyn kann; denn in ſeiner Jugend ſchon hatten ihn die Aerzte wegen einer, ihrer Meinung nach, unheilbaren Auszehrung für nächſtens reif zum Kirchhofe erklärt.

Sir Harvey ſoll ſich ſeines Anzugs wegen niemals in Unkoſten verſetzt haben: ſein verſchwenderiſcher Vater, Sir Gervais Elves, hatte bei ſeinen Lebzeiten eine ſtets wohlverſehene, und für ſeine Zeit ganz moderne Garderobe gehabt. Sir John Elves nahm auch, gleich ſeinem Oheim, Sir Harvey, Kleider aus derſelben, ſo oft er deren neue bedurfte, wobei er jedesmal ernſte Betrachtungen über den thörichten Wechſel der Mode anzuſtellen pflegte. Das Schloß Stoke, von dem er Beſitz ergriff, war ihm in ſeiner Geſtalt als maleriſche Ruine zu lieb, als daß er daran hätte ändern und beſſern laſſen mögen. Seit einem Jahrhundert war kein Zimmer mehr friſch gemalt, keine zerbrochene Fenſterſcheibe wieder eingeſetzt worden; die Betten hatten Vorhänge und Ueberzüge die noch aus den Zeiten Eliſabeth's, der jungfräulichen Königin, ſtammten. Ein Freund von Alterthümern würde ſich in Bewunderung, dieſer Sammlung uralter Mobilien ergötzt haben. Der Nachfolger Sir Harvey's benutzte ſie ganz einfach und in friedlicher Gemeinſchaft mit Ratten, Würmern und Motten.

Als John Meggot Sir John Elves wurde, war er vierzig Jahre alt. In ſeiner Jugend hatte er die öffentlichen Schulen ſeines Landes dann Oxford beſucht, und als Sohn einer guten und vermöglichen Familie den Continent bereist. Er war ein Pferdekenner und tüchtiger Reiter geworden. Zum Spieler wie geboren, war er ſo lange dem gefährlichen Vergnügen ſehr ergeben, bedeutende Summen auf eine Karte oder einen Paſch zu ſetzen, bis ſein Unſtern oder ſchlechte Zahler ſeine Luſt am Spiel minderten. Hätte John Elves alles was er gewonnen immer erhalten, ſo wäre er vielleicht um einige tauſend Pfund Sterling reicher geweſen; aber es galt ihm als Grundſatz, nie eine Spielſchuld von einem Gentleman einzufordern: für einen Geizigen, ein wahrhaft ſeltener Beweis von Takt. Aber trotz einer Leidenſchaft, die den Menſchen gewöhnlich in dem Grade erniedrigt und ſchamlos macht, wie Ausſchweifungen anderer Art, blieb Sir John ſtets ſo fein, ſo zart

in ſeinem Weſen, ſo edel und gefällig, daß man ihn füglich mit einem Ritter aus alter, galanter Zeit vergleichen konnte, beſonders wenn er bei ſeines Großoheims, Sir Gervais, Garderobe ein neues Anlehen machte, und irgend ein Zufall ſein beſcheidenes Werktagskleid in die Hände eines ſehr billigen Schneiders gebracht hatte.

Wer ſeinen Charakter genauer ſtudierte, mußte überhaupt auf eigenthümliche Widerſprüche in demſelben ſtoßen. Zwei Leidenſchaften, Geiz und Spiel, kämpften in ſeiner ſtarken Seele. Zur Zeit als er noch hie und da in der feinen Geſellſchaft von London lebte, verließ er mehr als ein Mal, nach einer im Spiel durchwachten Nacht, den eleganten Clubbſaal, um ein Uhr Morgens, nicht um noch zur Ruhe zu gehen, ſondern um hinauszueilen auf den Markt von Smithfield (dort wurden die Viehmärkte gehalten), und ſein Vieh zu erwarten, das von Thaydon Hall, einem ſeiner Pachtgüter in der Grafſchaft Eſſer kam. Ja es war oft der Fall, daß derſelbe Mann dann, eben von dem weichen, ſeidenen Sopha des Spielſaales ſich erhebend, Stunden lang im Schmutz des Marktes ſtand, und mit Schlächtern und Viehmäklern um ein Paar Schillinge handelte; zuweilen ging er ſelbſt, wenn ſein Vieh nicht zur rechten Zeit auf dem Markte war, ihm weite Strecken auf der Straße entgegen, ja ganz bis zu ſeinem Gute hin, das ſiebenzehn engliſche Meilen von London entfernt war.

Sir John Elves beſtieg niemals eine Poſtkutſche, ſeines Pferdes Sattel war ſein Wagen. Ein Mal auf ſeinem Bucephalus, ein hartes Ei und ein Paar Semmeln in der Taſche und gar kein Gepäck, kannte er keinen andern Aufenthalt als hie und da Grashalme am Wege, die er ſein Pferd abweiden ließ, und eine friſche Quelle, die ihm und ſeinem Thiere einen friſchen Trunk bot, und er hatte damals ſein Vermögen bis auf wenigſtens 500,000 Pfund Sterling gebracht.

Vor ſeines Oheims Tode hatte er in Marsham gelebt, aber nach des alten Baronets Tode richtete er ſich in dem ihm erblich zugefallenen Schloſſe Stoke ein, das trotz ſeines ruinenartigen Ausſehens noch viel ſolider als Marsham war, das Sturm und Regen freien Eingang ließ. Der Oberſt Timms, ſein Neffe, pflegte oft zu erzählen, daß, als er ihm einſt in Marsham einen Beſuch abgeſtattet, er Abends kaum zu Bette geweſen ſey, als er ein Gefühl verſpürt habe, als ſitze er in einem Douchebade, er habe ſich denn auch bald überzeugt, daß von der Decke ſeines Zimmers dichte Regentropfen herab und auf ſein Bett fielen. Er ſtand auf; ſchob ſein Bett auf eine andere Stelle und legte ſich wieder hin, es dauerte nicht lange, ſo tropfte der Regen wieder auf ihn nieder, und er mußte noch ein Mal aufſtehen. Endlich

Digitized by Google

fand er, nachdem er mit ſeinem Bette eine Reiſe durch das ganze Zimmer angetreten hatte, eine Ecke in der die Decke des Zimmers am wenigſten mit Löchern geſegnet zu ſeyn ſchien, und ſchlief dort bis zum andern Morgen. Als er am andern Morgen mit ſeinem Oheim frühſtückte, erzählte er ihm, was ſeine nächtliche Ruhe geſtört habe; „ja, ja," ſagte dieſer, „ich gebe nicht mehr Achtung darauf, aber für die, die minder abgehärtet ſind als ich, iſt in dem Zimmer doch auch noch eine trockene Ecke bei Regenwetter."

In Stoke geſtattete ſich Sir John Elves einen der angenehmſten Zeitvertreibe für einen Landedelmann, er unterhielt eine Meute, aber ein ſo ökonomiſcher Mann als er, konnte nur Hunde unter der Bedingung halten, wie Molieres Harpagon Pferde hielt ... daß ſie ihm wenig Sorgen, das heißt wenig Geld koſteten, und er nicht den Schwarm von Jägern, Knechten und Piqueurs zu unterhalten brauchte, welche den Squires von Großbritannien ſonſt auf der Jagd folgen. Er hatte nur wenige, aber dafür trefflich dreſſirte Hunde; ſie jagten mit leerem Magen, und die Oberaufſicht über ſie hatte ſein Jak, der eine ganze Compagnie Diener erſetzte. Dieſer Proteus in Livree, ſtand Morgens um vier Uhr auf, melkte dann zuerſt die Kühe und tränkte die Pferde. Dann bereitete er ſeines Herrn mäßiger als mäßiges Frühſtück, holte deſſen Befehle ein, ſteckte ſeine dienſtfertigen Glieder in eine alte, grüne, goldbordirte Jacke, ſattelte die Pferde und koppelte die Hunde los. Abends war ſeine Beſchäftigung, die Pferde zu ſtriegeln, die Kühe zum zweiten Male zu melken und die Streu in den Ställen zurecht zu machen. Die Chronik des Schloſſes Stoke erzählt, dieſes Wunder eines Bedienten habe nie ein Glas zu viel getrunken, noch jemals an den Folgen eines verdorbenen Magens zu leiden gehabt. Wo ſollte er auch Zeit dazu finden? Und doch wandelte Sir Elves mitunter die Laune an, ihn als einen Faulenzer zu behandeln, der ſeinen Lohn nur im Schlafe zu verdienen wünſche.

Hie und da ſaß der Herr ſeinem Bedienten ſehr auf den Ferſen, namentlich um Pferde abzurichten traute er nur ſeiner eigenen Erfahrung vollkommen. Er zog Thiere, um die ihn die Habitués bei Wettrennen beneideten. Es ward ihm mitunter für eine ſeiner Stuten bis dreihundert Guineen geboten, für jene Zeit eine Summe, die bedeutend genug war. Sir John war dann auch eben nicht der Mann, der ſich lange bitten ließ, ein ſo koſtbares Thier zu veräußern, das ſich ja jeden Tag den Fuß verrenken oder lahm werden konnte.

Alle Jahre beſuchte Sir John Elves die Wettrennen von New-Market, doch nahm er, wie es heißt, wohlweislich keinen Antheil an den Wetten. Einſt aber bewies er dort, daß mitunter ſeine Großmuth auch ſeinem gewöhnlichen Geize gleich kommen könne. Lord Abingdon hatte eine Wette von 7000 Pfund Sterling entrirt, alle Chaneen der Wette waren ihm nach der Meinung der Jokeys günſtig, und dennoch ſtand Lord Abingdon auf dem Punkte, von ſeiner Wette zurück zu treten, da er nicht über ſo viel Geld verfügen konnte, um die Einlage zu machen. Da nähert ſich John Elves, Zeuge von des Lords Verlegenheit, Seiner Herrlichkeit, und bietet ihr ſeine Börſe an. Lord Abingdon unterdrückt mit Mühe ſein Erſtaunen, nimmt das Anerbieten an, zahlt die Einlage, und gewinnt die Wette. Am Abend dieſes denkwürdigen Tages ritt Sir John Elves, nachdem die Rennen geendigt, nach Hauſe, ohne von Morgens früh an, etwas anderes als ein Brod für zwei Pence genoſſen zu haben; aber er hatte 7000 Pfund ohne Zinſen gewagt. Er hatte zwei natürliche Söhne, die er aus der Grafſchaft Berks kommen ließ, und denen er mit wahrhaft natürlicher Liebe zugethan war. Er weigerte ſich freilich hartnäckig, ihnen eine ſogenannte Erziehung geben zu laſſen, und führte als Grund ſeiner beharrlichen Weigerung an, er fürchte, ihnen lächerliche und eitle Bedürfniſſe aufzuladen, und ſie auf falſche Ideen und Grübeleien zu bringen. Einmal fiel der Aelteſte von ſeinen Söhnen von einer Leiter, auf die er geſtiegen war, um Weintrauben zu pflücken, und eine Quetſchung davon, und ließ ſich von einem Feldſcheerer im Dorfe zur Ader. Als ſein Vater davon erfuhr, rief er: „gleich zur Ader laſſen, gleich zur Ader laſſen! Wie viel haſt Du denn dem Bader gegeben?“ „Einen Schilling,“ antwortete der Sohn. „Ei, ei,“ verſetzte der Vater, „Du biſt ein Narr, ſey doch ſparſamer mit Deinem Blute.“ Welches Blut Sir John Elves wohl gemeint haben mag.

Eine andere Sonderbarkeit dieſes merkwürdigen Mannes war, daß ſich niemand leichtgläubiger und waghalſiger in Spekulationen einließ, als er; bei vielen, induſtriellen Unternehmungen mit vielen Tauſenden betheiligt, verlor er in ihnen ungemein bedeutende Summen. Hätte er in unſeren Tagen gelebt, er würde die Hälfte ſeines Vermögens in Aktien auf die Minen von Mexico, oder auf den Themſetunnel angelegt haben. Und derſelbe Mann, der in Spekulationen Tauſende wagte, von denen er nie einen Penny wiederſah, verſagte ſich alle Bequemlichkeiten, alle Comforts des Lebens, und machte lieber den Weg nach London zu Fuß, und regnete es auch, wie in Strömen, ehe er in einen Fiaker ſtieg. Ward er von einem Regenguſſe überfallen, ſo trocknete er, wenn

der Himmel wieder heiter geworden war, ſeine Kleider an der Sonne, und erging ſich dabei eine Stunde lang im Freien; das Feuer eines Kamins, das auf ſeine Koſten geheizt wurde, fürchtete er, als ob ihm prophezeit worden ſey, er werde noch einmal verbrennen müſſen.

Nachdem er Jahre lang gegen den Gebrauch der Perüken, freilich zu einer Zeit geeifert hatte, wo dieſe Hauptzierde oft an fünfzig Guineen koſtete, ſöhnte er ſich doch endlich mit dieſer Mode wieder aus, als der Zufall wollte, daß er eine von irgend einem Lumpenſammler vergeſſene Perüke fand.

Es wird ein Zug erzählt, der dafür ſpricht, wie ritterlich und galant ſich Sir John Elves gegen Damen benehmen konnte, wenn es ihn nur kein Geld koſtete. Zwei alte Damen, die in ſeiner Nachbarſchaft wohnten, waren, Gott weiß, wegen welcher unfreiwillig begangenen Sünde wider die anglikaniſche Kirchenzucht, vom Biſchof von London mit der Excommunication bedroht worden, ganz erſchreckt über einen ſolchen Spruch, der ihrer Meinung nach, im Himmel und auf Erden, von den fürchterlichſten Folgen ſeyn mußte, kommen ſie zu dem geizigen Gentleman, und begehren Rath von ihm, ſie erklären ſich gern zu Bußen jeder Art bereit, um den biſchöflichen Zorn zu beſänftigen. Es war übrigens nicht viel Zeit mehr zu verlieren, ſollte die Excommunication noch rückgängig gemacht werden, bevor ſie förmlich ausgeſprochen war. Sir John erbot ſich gleich höchſt galant, beim Biſchofe alles wieder in's Reine zu bringen, ließ ſein Pferd ſatteln, ſteckte, wie gewöhnlich, zwei harte Eier in ſeine Taſche, und trabte gen London; es war Abends ſpät, am folgenden Morgen brachte er des Biſchofs vollkommene Verzeihung mit, er hatte nicht zu Abend gegeſſen, und die ganze Nacht nicht geſchlafen, konnte aber ſeinen Nachbarinnen den Troſt bringen, ſie ſeyen wieder bei Gott und Menſchen in ſo weit in Gnaden, als dafür ein Biſchof einer Kirche haften kann.

Die Damen erſchöpften ſich in Dankbezeugungen, ſie wurden nicht müde zu wiederholen, wie ſie ſich außer Stande fühlten, einen ſolchen Liebesdienſt jemals zu vergelten. Um ihr Gewiſſen in etwas zu beruhigen, ſagte ein irländiſcher Edelmann, der gerade bei ihnen zu Gaſte war, und Sir Johns Art Reiſen zu machen kannte: „Meine Damen, wenn es Sie beunruhigt, daß Sir John ſich Ihretwegen in Koſten verſetzt hat, ſo geben Sie ihm zwölf Pence, dann hat er noch vier bei dem Ritte verdient."

Sir John Elves brachte den größten Theil des Jahres auf dem Lande lebend, doch hie und da einige Wochen in London zu, um in den vielen Häuſern nachzuſehen, die er dort beſaß, Miethzinſe einzuziehen

und dergleichen. Da es faſt unmöglich war, daß alle ſeine Häuſer auf einmal vermiethet geweſen wären, ſo hütete er ſich wohl, in einem Gaſthauſe abzuſteigen. Er zog, ward dann ein Haus vermiethet, mit wunderbarer Schnelligkeit aus, und in ein anderes, ihm gehöriges, was zu bewerkſtelligen nicht ſehr ſchwierig war, da er ſein ganzes Mobiliar leicht große Strecken weit fortſchaffen konnte, beſtand es ja doch nur in zwei Betten, zwei Stühlen, einem Tiſche und einer alten Frau. Von dieſen ſeinen Möbeln ſetzte ihn nur die alte Frau bisweilen in Verlegenheit, denn ſie hatte ein lahmes Bein, ſo daß es ihr beſchwerlich fiel, Hals über Kopf auszuziehen, wie es Sir John oft für nöthig erachtete, und dann litt ſie an einer Vorliebe für Rhum, die nicht geeignet war, ihrem lahmen Beine mehr Feſtigkeit zu verleihen. Doch mußte ſie oft ein kleines Haus in Haymarket mit einem Hotel in Portland-Place und ein ſchmales Stübchen mit einer prachtvollen Zimmerreihe vertauſchen, wo ein Paar von den Tiſchlern ſtehen gelaſſene Commoden und Stühle allein als traurige Wahrzeichen da ſtanden, daß dieſe Gemächer erſt vor Kurzem bewohnt geweſen ſeyen.

Die arme Frau, die zu Sir Johns Mobiliar gehörte, nahm ein wahrhaft dramatiſches Ende; ihr Herr war nach London gekommen, und hatte ſich, ſeiner ſparſamen Gewohnheit nach, in einem ſeiner Häuſer niedergelaſſen, an dem er bei ſeiner Ankunft den Zettel „iſt zu vermiethen" gefunden. Der Oberſt Timms erfuhr zufällig, er ſey in der Hauptſtadt, und da er nothwendig mit ihm zu reden hatte, ſuchte er ihn in all' ſeinen vermietheten Häuſern. Schon verzweifelte er daran, ihn zu finden, als ihm ein Lohnbedienter mittheilte, er habe in ein großes, altes Haus, einen ältlichen Mann gehen ſehen, auf den des Obriſten Beſchreibung genau paſſe. Jener klopfte zu wiederholten Malen an die Thüre, da aber niemand öffnete, ſchickte er endlich nach einem Schloſſer, um die Thüre erbrechen zu laſſen; im Erdgeſchoſſe herrſchte Todtenſtille und alle Zimmer waren verſchloſſen; als der Oberſt die Treppe hinauf ſtieg, hörte er Töne einer klagenden Stimme. Er ging der Stimme nach, und fand endlich Sir John, blaß wie eine Leiche, beſinnungslos auf einem alten Feldbette liegen, ein eilig herbeigerufener Arzt verordnete ſchnell ein Mittel, das dem Halbtodten wieder den Gebrauch ſeiner Sinne gab. Auf alle an ihn gerichteten Fragen wußte er nur zu antworten, wie er glaube, liege er ſchon zwei oder drei Tagen krank; es ſey noch ſeine alte Aufwärterin im Hauſe, weßhalb die nicht bei ihm ſey, wiſſe er nicht zu ſagen. Der Oberſt Timms und ſeine Begleiter ſuchten nach ihr, und fanden die arme Alte im Holzſtalle auf einem großen Wollſacke, ohne Bewegung

liegen: allem Anſcheine nach, war ſie ſchon ſeit acht und vierzig Stunden todt.

Um dieſe Zeit ungefähr kam es Lord Craven in den Sinn, Sir John Elves in das Parlament zu bringen, der war auch damit einverſtanden, ſich von der Grafſchaft Berks wählen zu laſſen, machte jedoch zur ausdrücklichen Bedingung, er müſſe keine Stimme zu bezahlen brauchen; in unſeren Tagen würde er, dieſer Bedingung nach, ein warmer Anhänger der Wahlreform geweſen ſeyn. Sir John Elves war damals ſechzig Jahre alt, aber raſch auf den Beinen, wie ein Windſpiel, und nicht viel ſetter als dieſes hübſche Thier zu ſeyn pflegt. Als beſtändiger Beſucher der Wettrennen in der Grafſchaft hatte er viel Bekanntſchaften unter der count-gentry, und ward zu allen Feſtlichkeiten eingeladen, bei denen er ſich auch immer zu Pferde, die Tanzſchuhe in ſeinen ſchweren Reiterſtiefeln und ſeinen Haarbeutel in der Taſche, einſtellte und rüſtig mittanzte. Als er Mitglied des Unterhauſes geworden war, verlegte er ſeinen Aufenthalt auf dem Lande von Stoke wieder nach Marsham, wohin ihn zuerſt ſeine Meute begleitete. Bald fand er aber, ſeine legislatoriſche Thätigkeit gewähre ihm Zerſtreuungen genug, und er nahm keinen Anſtand „his parliament of beasts“ „ſein Viehparlament“ aufzulöſen.

Fox, der Sir John in New-Market, und wohl auch oft an Spieltiſchen getroffen hatte, hoffte, ihn für die Oppoſitionsparthei gewinnen zu können; Sir John aber ſtimmte mit Lord North, verließ jedoch ſpäter auch deſſen Banner, da er an keine Parthei gefeſſelt ſeyn, und ſelbſt auf den miniſteriellen Bänken unabhängig bleiben wollte, wofür Collegen, die minder auf ihre Unabhängigkeit hielten als er, ihn „eine parlamentariſche Kokette“ nannten.

Seine uneigennützige und aufrichtige Vaterlandsliebe machten überhaupt dem Parlamente mehr Ehre als ſeine Kleidung, die der Art war, daß er, der es verſchmähte, je den Miniſtern die bittende Hand hin zu halten, für einen Straßenbettler gelten konnte. Für die üblichen Diners des Sprechers hatte er ein galonirtes Kleid aus ſeines Großoheims Sir Gervais Garderobe aufgetrieben. Dieſes Kleid hatte, ſeiner abenteuerlichen Form wegen, am Ende der Seſſion eine wahre Berühmtheit erlangt.

Zu damaliger Zeit, die politiſch vielfach bewegt geweſen, waren die Sitzungen ſehr intereſſant, aber auch ſehr lange; ſie dauerten oft die ganze Nacht hindurch, bis frühe am Morgen. Sir John, der mit ſeiner Höflichkeit nach altem Schnitte niemals eine Verſammlung, mochte ſie eine öffentliche, oder eine zu Privatzwecken zuſammen gekommene

ſeyn, zuerſt verließ, blieb ſtets bis zum Schluſſe der Sitzung im Hauſe. Wenn endlich abgeſtimmt war, ging er, der Kälte Trotz bietend, zu Fuße und ohne Mantel, aber hoch erfreut, daß er ſich einen Miethswagen erſpart habe, in ſeine Wohnung. Sir Joſeph Mandey und Maſter Wood von Littleton, die mit ihm in demſelben Stadttheile wohnten, machten ihm oft den Vorſchlag, mit ihnen gemeinſchaftlich einen Wagen zu nehmen. „Nein, nein," war dann ſeine Antwort, „ich gehe viel lieber." Doch weigerte er ſich nicht, wenn er voraus gegangen war, und dieſe Herren ihn in ihrer Kutſche eingeholt hatten, auf ihre Einladung ſich neben ſie zu ſetzen, da er dann wohl wußte, er brauche nicht mit an dem Wagen zu zahlen. Die beiden Herren hatten oft ihren Spaß mit dieſer Liſt. Einſt als er bei dunkler Nacht, ein wahrer, peripathetiſcher Philoſoph, aus dem Parlamente fort und nach Hauſe gehen wollte, ſtieß er, da es ſehr finſter war, mit ſolcher Heftigkeit an die Stange einer Porte-Chaiſe, daß er eine bedeutende Quetſchung an beiden Beinen davon trug. Seiner Gewohnheit gemäß, in die viel Geld koſtende, ärztliche Hilfe bedeutendes Mißtrauen zu ſetzen, wollte er nichts von einem Arzte wiſſen; nur mit Mühe und Noth brachte ihn der Oberſt Timms, in deſſen Wohnung in Orchard Street er logirte, dazu, daß er einen Apotheker holen ließ *). Dieſer Mann der Wiſſenſchaft fing ſein Heilverfahren damit an, daß er dem alten Sir John eine lange Rede über Wunden im Allgemeinen und über ſeine Wunden im Beſonderen hielt, und ihm Glück wünſchte, daß ſie, die einen ſehr bedenklichen Charakter trügen, einem ſo erfahrenen Heilkünſtler als ihm zur Behandlung übergeben ſeyen. „Ihr mögt ganz Recht haben, Doctor," antwortete der alte Gentleman trocken, „aber erlaubt mir denn doch, zu bemerken, daß die Verletzung meiner Beine nicht ſehr bedeutend iſt. Seyd Ihr anderer Meinung, ſo wollen wir einen Vertrag abſchließen; Ihr ſollt ein Bein übernehmen, ich will das andere behalten, Ihr ſollt mit meinem Beine, das Euer gehört, anfangen dürfen, was Ihr wollt, ich werde mit dem anderen gar nichts machen, ich wette mit Euch, um die Kurkoſten, mein Bein wird eher geſund, als das Eure."

Sir John erzählte dieſen Schwank oft ſelbſt, und ſetzte mit triumphirendem Lächeln hinzu, er habe den Apotheker überwunden, und ſey ihm mit dem einen Beine um vierzehn Tage zuvorgekommen. Um der

*) In England treiben auch die Apotheker niedere Heilkunde, behandeln Wunden u. ſ. w., wie bei uns in Deutſchland die Chirurgen und Wundärzte.

Ehre der Medicin willen, hätte eigentlich ermittelt werden müſſen, ob in dieſem Wettrennen ſeiner beiden Beine ein ſo ſchlauer Jockey, als Sir John, ſeinen Widerpart nicht ohne Bedenken einigermaßen geprellt habe.

Nach Norths Abgang aus dem Miniſterium ſtimmte das Mitglied für die Grafſchaft Berks eine Zeit lang mit Fox, dann mit dem Marquis von Landsdowne, und zuletzt mit der berühmten Coalition; das war das Ende ſeiner politiſchen Laufbahn. Als das Parlament aufgelöst wurde, wollte Sir John nicht noch einmal als Bewerber um einen Sitz auftreten, der ihm von mehren Seiten ſtreitig gemacht wurde.

In dem Jahre, wo ſich Sir John aus dem öffentlichen Leben zurückzog, ſtarb auch ſein merkwürdiger Bedienter; er hatte ihm ſo nahe geſtanden, daß er ſich zuletzt ganz nach dem Beiſpiele ſeines Herren gebildet, das er Tag für Tag vor Augen hatte. Er war ein Geizhals mindeſtens in der Theorie geworden, da ihm jede Gelegenheit fehlte, in der Praxis etwas für ſich auf die Seite zu bringen; er ſtarb eines freiwilligen Hungertodes aus purer Achtung vor ſeinem Herrn, denn da er dieſen als getreuer Knecht an Enthaltſamkeit noch zu überbieten ſtrebte, endete er auf einer Reiſe durch die Grafſchaft Berks an den Folgen eines sechs und dreißig ſtündigen Faſtens, das er ſich ſelbſt auferlegt hatte, ſein pflichtgetreues Leben.

Dieſer ausgezeichnete Bediente konnte als leibhafter Beleg für das bekannte Sprüchwort dienen, welches ſein Herr oft zu citiren pflegte: „habt ihr einen Bedienten, ſo werdet ihr bedient, habt ihr deren zwei, ſo werdet ihr halb und halb bedient; habt ihr deren gar drei, ſo dürft ihr euch nur getroſt ſelbſt bedienen.“ Es gab keine Art von Beſchäftigung, in der dieſer Bediente nicht erfahren war; aber trotz aller Gewandtheit verließ ihn ſeine bäueriſche Naivetät Zeit ſeines Lebens nicht. Als die Kammer der Gemeinen ihre Adreſſe über den amerikaniſchen Krieg dem Könige überbrachte, bildete ſich der alte Thoms (ſo hieß der Bediente) ein, ſein Herr, den er nie anders als zu Pferde zu einer wichtigen Unternehmung hatte fortgehen ſehen, werde auch in St. James zu Pferde einreiten, und in ſeinen Bügeln bleibend mit des Königs Majeſtät reden. Deßhalb putzte er das alte Sattelzeug beſtens, gab den Pferden auf ſeine eigene Koſten eine Maaß Hafer über ihr gewöhnliches Quantum, kaufte gleichfalls auf ſeine Koſten ein neues Band, um die Zügel damit zu putzen, ſetzte alles in den Stand,

damit ſein Herr auf's Beſte, wie es einem public character geziemt, erſcheinen könnte. Seine Ueberraſchung war daher nicht gering, als Sir John mit einem neuen Haarbeutel, mit mächtigem Buſenſtriche und allen andern „Nothwendigkeiten" eines ſchönen Anzuges aus ſeinem Zimmer trat, die ihm der Obriſt Timms aus der Gardrobe eines Freundes ausgeliehen hatte. Sir John war nicht mehr derſelbe Mann, und der alte Thoms, der ſammt ſeinem Eifer und ſeinen Zurüſtungen wieder in den Stall ſchlich, brummte: „wahrhaftig, es iſt wohl möglich, daß mein Herr ausſieht wie ein Gentleman, aber er iſt ſo verändert, daß ihn ſicher Niemand erkennen wird."

Man hat nicht erfahren können, welchen Beweggrund Sir John gehabt haben mochte, als er im Jahr 1785 einem Garde du Corps eine runde Summe lieh, damit er ſich den Grad eines Majors in der Armee kaufen konnte; aber es kann kein einziger Zug von Großmuth von ihm angeführt werden, ohne daß man ſich dabei zugleich eines Begebniſſes erinnert, aus dem die ihn beherrſchende Leidenſchaft, der Geiz, hervorleuchtet. Um dieſelbe Zeit hatte er mit einem Herrn Spurling verabredet, ſie wollten zuſammen nach New Market reiten; es war an einem Frühlingstage, wo das Wettrennen ſich eines beſonders zahlreichen Beſuchs zu erfreuen gehabt hatte, und es ward Abends acht Uhr, ehe ſie ſich auf den Heimweg machten. Sir John, ſeinen alten Grundſätzen getreu, wollte nichts zu Mittag eſſen, ſein Begleiter war natürlich mehr für ſeinen Magen als ſeine Börſe beſorgt, und nahm ein ganz gehöriges Diner zu ſich. Als ſie zu Pferde ſtiegen, war es ſchon ganz Dunkel und die Nacht kühl. Spurling hatte ſein Pferd etwas animirt, und wollte an dem Schlagbaume bei den Teufelsgräben vorüber, als er Sir John hörte, der ihn dringend zurückrief, er kehrte dann auch um, ohne den Zoll bezahlt zu haben; „hieher, hieher, folgen Sie mir, das iſt der beſte Weg," ſagte ihm der alte Geizige, und lenkte ſchon ſein Pferd in den tiefen Graben. „Aber Sir," ſchrie Spurling, „durch den Graben kann ja kein Pferd kommen." „Doch, doch," lautete die Antwort, „es iſt gar keine Gefahr dabei, aber können Sie ſich nicht auf Ihres Gaules Beine verlaſſen, ſo ſteigen Sie ab und führen es am Zügel weiter." Auf dem faſt unwegſamen Pfade ſtürzte denn auch das Pferd wirklich, aber ſie kamen doch glücklich durch den Graben, und dann trabten die beiden Reiter friedlich auf der ebenen Straße weiter. Spurling dankte dem Himmel, ſo wohlfeilen Kaufes durch eine ſo gefährliche Paſſage gekommen zu ſeyn. „Sie wollen von dem Gelde reden," ſagte Sir John „das man am Schlagbaume zahlen muß. Sie haben

Recht, bezahlen Sie niemals Zoll wenn Sie darum hin können.“ Eine Meile weiter mußten Sie durch einen engen Pfad, durch den nur einer hinter dem andern reiten konnte; mit einem Male ließ Sir John, trotz der empfindlichen Nachtkälte, sein Pferd im langsamsten Schritte gehen; als ihn Spurling, der hinter ihm war, bat, er möge doch etwas schneller reiten, antwortete er: „ich ließ mein Pferd nur sich mit ein Paar Halmen Heu regaliren, die über die Hecke herunterhängen, ganz vortreffliches Heu, das kann ich Ihnen versichern, und es kostet gar nichts.“

Sir John Elves war fünfundsiebenzig Jahre alt, als er seiner politischen Laufbahn Valet sagte; er verfiel darauf in eine Art von Müßiggang, und vergaß ganz, daß der Müßiggang aller Laster Anfang ist: indem er sein Gewissen damit beschwichtigte, daß er sich in einem Clubb zur Winterszeit billiger wärmen könne, als in seinem eigenen Hause, ließ er sich dort einführen und unterlag einer der Lieblingssünden seiner Jugend. In einer Partie Piquet, die zwei Tage und eine Nacht währte, verlor er dreitausend Pfund. Etwas verdutzt über eine Ausgabe, von der er vielleicht anderthalb Decennien hätte leben können, schwur er, das verführerische London auf ewige Zeiten zu verlassen, und tröstete sich nur, als er einen Freund antraf, der ihm vorschlug, er wolle ihn ganz kostenfrei nach seinem Landsitze Stoke führen, den er wieder zu sehen wünsche.

Es war ihm das Glück vorbehalten, sein altes Schloß als eine malerische Ruine wiederzusehen. Sein Sohn, Master John Elves, hatte es als Statthalter verwaltet, aber aus Mangel an Geld, nur die allernothwendigsten Reparaturen daran vornehmen können. So waren zum Beispiel alle zerbrochene Fensterscheiben nur durch in Oel getränktes Papier ersetzt worden. Als die Erntezeit kam, machte es dem alten Sir John, der allmählig kindisch geworden war, Vergnügen, auf seine Felder hinauszugehen und Nachlese zu halten, und seine Schnitter machten es ihrem Herrn zu Liebe, wie die beim Boz, und ließen ihm viele Aehren nachzusammeln, die er den Armen des Kirchspiels streitig machte.

Im Winter 1789 nahmen Sir Johns Gesundheit und seine Verstandeskräfte mehr und mehr, und in dem Grade ab, daß er beinahe in die Schlingen einer listigen Magd gefallen wäre, die ihm eine Heirath mit ihr, als besonders geeignet, Ersparungen in seinem Haushalte eintreten lassen zu können, vorspiegelte. Glücklicherweise kamen

ſeine Söhne noch zeitig der ſchlauen Magd zuvor, und nahmen den alten Mann in ihr Haus. Er hatte, als er zu ihnen zog, fünf Guineen und eine halbe Krone bei ſich getragen, und o Elend! dieſe Summe lag ihm Tag und Nacht am Herzen. Oft ſchrie er mitten aus ſeinem Schlafe auf: „mein Geld, ich will mein Geld, ich will es behalten, Niemand ſoll es mir ſtehlen, Niemand!" Seines Lebens Uhr war faſt abgelaufen.

Ein Herr Patis, der gleichfalls im Hauſe ſeiner Söhne wohnte, ward einſt in früher Morgenſtunde, durch den leiſen Schritt eines Menſchen, der vorſichtig im Zimmer umherſchlich, aufgeweckt. Natürlich ein wenig erſchreckt rief er: „wer iſt da?" worauf ſich Jemand ſeinem Bette näherte, und ſehr höflich ſprach: „Guter Herr, mein Name iſt John Eloes, ich war ſo unglücklich, in dieſem Hauſe, das, wie ich glaube, eigentlich mir gehört, beſtohlen worden zu ſeyn; ſie haben mir alles Geld, was ich auf der Welt beſitze, fünf Guineen und eine halbe Krone, genommen."

„Mein lieber Herr," antwortete Patis eben ſo höflich, „ich hoffe, Sie irren ſich, machen Sie ſich nicht ſolche Sorgen." „Ach nein, nein," verſetzte der Greis kopfſchüttelnd, „es iſt wahr, es iſt ganz gewiß wahr, ach, Herr Patis, mit einer ſolchen Summe hätte ich bis an das Ende meiner Tage ausreichen können."

Einige Tage ſpäter ward die Summe, die Sir John ſo ſehr am Herzen lag, in einem Winkel hinter einem Fenſtervorhange wieder gefunden, wo ſie der alte Mann vielleicht ſelbſt verſteckt hatte.

Während der letzten ſechs Wochen vor ſeinem Tode hatte Sir John die Manie, ſich ſtets ganz angekleidet zu Bette legen zu wollen, mit Stiefeln und Sporen, ſeinen alten, durchlöcherten Hut auf dem Kopfe, ſein ſpaniſches Rohr in der Hand. Der Bediente, der beauftragt war, ihn zu bedienen und ihn zu überwachen, hatte viele Mühe, ihn anders zu Bette zu bringen. Um ihm zu ſchmeicheln, und ſeinem Willen gefügig zu machen, hatte der Greis die Großmuth, ihm in ſeinem Teſtamente etwas zu *verſprechen*. Eigentlich bettlägerig war er aber nur acht Tage, wo er faſt nichts mehr eſſen mochte, und ihn ſein Gedächtniß gänzlich verlaſſen hatte. Die letzten Worte, die er bei vollem Verſtande ſprach, waren an ſeinen Sohn gerichtet, dem er ſagte: „ich hoffe, ich habe Dir hinterlaſſen, was Du wünſcheſt". Am 26. November 1789 verſchied er; ſein Ende war ſchmerz-

los, er ſtarb ohne Seufzer," und, wie ſein Biograph ſich ausdrückt, mit der Ruhe eines Kindes, das ermüdet von dem Spielwerk, mit dem es den Tag hingebracht hat, auf ſeiner Mutter Schooße einſchläft.

Noch verdient der Biograph des Sir John Elves, der dieſe Züge aus ſeinem Leben der Nachwelt aufbewahrt hat, einige Erwähnung: es war der Major Topham, zu ſeiner Zeit ein ſehr thätiger Officier, ein liebenswürdiger Geſellſchafter, ein angenehmer Schriftſteller und ein tüchtiger Jäger. Der König Georg ſagte ihm einſt viel Schmeichelhaftes über die treffliche Diſciplin, die in ſeinem Corps herrſchte, und es ward ihm ſelbſt die Ehre zu Theil, in einer Caricatur verſpottet zu werden, welche lange von den Pflaſtertretern vor Kupferſtichläden angeſtaunt wurde. Auf dieſer Caricatur hieß er der Adjutant Tip-Tap, und ſie bezog ſich auf ſeine Pläne zu militäriſchen Reformen. Horne Tocke, Georg Colmann, Wilkes Jerningham, Jekill und andere Berühmtheiten der Modewelt, der Literatur und Politik von damals, waren mit dem Major Topham bekannt und befreundet. Die erſte, literariſche Arbeit, mit der er auftrat, waren Letters from Edinburgh, die eine zweite Auflage erlebten. Die damals beliebten Schriftſteller nahmen ihn mit offenen Armen in ihre Gemeinſchaft auf; er ſchrieb ein wenig für das Theater, ein wenig für die Zeitſchriften. Bei vielen engliſchen Stücken war noch zu ſeiner Zeit ein Prolog und ein Epilog nöthig. Der Major war ſo glücklich, einen Prolog zu ſchreiben, den der berühmte Schauſpieler Lee Lewis, in der Rolle der alten Frau ſprach, und der das Haus mehre Male füllte. Sein zweiter theatraliſcher Succeß war ein Epilog, der ſehr geiſtvoll gedichtet war, und den die liebenswürdige Miß Farren, die ſpäter Gräfin von Derby wurde, ausgezeichnet declamirte. Der alte Colman geſtand ein, daß dieſer Epilog dem Haymarket-Theater 500 Pfund Sterling eingetragen habe.

Es war alſo kein Wunder, daß eine höchſt liebenswürdige Schauſpielerin, Miß Wells von Drury Lane, ſich eines Tages an den poetiſchen Major mit der Bitte wandte, er möge auch ihr eine Anrede an das Publikum dichten. Sie war ſo ſchön, daß Topham ihr nicht allein ihre Bitte gewährte, ſondern ſich alles Ernſtes in ſie verliebte, und ſelbſt ein Blatt „die Welt“ gründete, um ſie wöchentlich den Londonern nach Herzensluſt loben zu können. Sein Blatt, das er nur gegründet hatte, um der Geliebten ſchwarz auf weiß Beweiſe ſeiner Neigung geben zu können, machte bei allen empfindſamen Herzen, die damals in der Metropole ſchlugen, Glück, und brachte ſeinem Gründer viel Geld ein. Der Major öffnete die Spalten ſeiner Wochenſchrift hauptſächlich einer ſentimentalen Schule, della Crusca, die jetzt in England nur noch Literaturhiſtorikern bekannt iſt. Mißtreß Lowley und die andern Täubchen aus demſelben Neſte, beteten ſich in Verſen in „der Welt“ in der papiernen mindeſtens, gegenſeitig an. In ſeltſamem Contraſte zur Sentimentalität, die Topham protegirte, druckte er auch mit vieler Bereitwilligkeit die Cartels in ſeinem Blatte ab, die ſich zwei berühmte Boxer von Zeit zu Zeit zuſandten, und auch das unterhielt die Menge. Endlich hatte er noch den glücklichen Einfall, Capitelweiſe die Biographie des berühmteſten Geizigen ſeiner Zeit in ſeinem Blatte abdrucken zu laſſen, und das Publikum erwartete mit wahrer Begierde die Nummern, in denen ihm eine neue Anekdote von Sir John Elves verſprochen ward. Dieſe Capitel wurden ſpäter von Topham noch einmal geſammelt, revidirt, vermehrt und in einem Bändchen herausgegeben, das, wie Horace Walpole oft ſagte, ſeiner Meinung nach, die wahrſte und anziehendſte Lebensbeſchreibung ſey, die er kenne. Ei Auflagen folgten ſich raſch auf einander; die letzten ſind mit Sir Johns Portrait geſchmückt, das, dem Ausdruck der Züge nach zu urtheilen, ähnlich genug ſeyn muß. Der Zeichner hat den Liebhaber des Goldes mit einer Goldbörſe in der einen Hand und einer Guinee in der andern dargeſtellt.

Der vollſtändige Titel von des Major Tophams intereſſanten Buche heißt: The life of John Elves Esq. Member in three successive parliaments for Berkshire, first published in the paper of the world inscribed to sir Paul Jodrell by Edward Topham late captain in the second trop of horse guards etc. etc. London 1790.

Digitized by Google

Feuilleton.

I.

Literatur.

Fünfzig Gedichte
von
Philipp Engelhard Nathuſius.
Probe-Sammlung.
Braunſchweig, Druck und Verlag von
F. Vieweg und Sohn. 1839.

Gedichte faſt immer; nur wenig mit conventionellen Redensarten in Jamben und Trochäen und hübſch mit Endreimen Verſehenes, faſt immer wirklich Erlebtes, wirklich Gefühltes mit dichteriſcher Gluth ausgedrückt — ein Büchlein voll friſcher, aus dem Herzen kommender Lieder. Ich habe mir da Zeichen gemacht, wo ich ein Lied ſand, das mir beſonders ſchön ſchien, und es ſind der Zeichen viele geworden. Beſonders anſprechend ſind: „das Wirthstöchterlein," „die Wanderlieder," „das Wiegenlied auf dem Meere," „an die Geliebte". Eines der ſchönſten Gedichte möge hier eine Stelle finden:

Das Wörtchen überall.

Jüngſt im Grünen lag ich ohne Sorgen,
Nahm ein Roſenblatt, ein Roſendörnchen,
Schrieb zum Scherze drauf: Ich liebe dich.

Und der Wind, er hat das Blatt genommen,
Trug es ſpielend hin durch alle Weite,
Las und flüſterte: Ich liebe dich.

Und ein Vogel hat es ihm entwendet,
Trug es in dem Schnabel durch die Lüfte,
Las und ſang ſo ſchön: Ich liebe dich.

In das Waſſer iſt es da gefallen,
Und die Wellen ſchaukelten's am Buſen,
Laſen, ſchwellten auf: Ich liebe dich.

Und ein Mädchen ſaß am Ufer, badend
Seine Füße, fiſchte auf das Blättchen,
Las, erröthete: Ich liebe dich. —

Wenn der warme Wind mir nun begegnet,
Meint er gleich, es war an ihn gerichtet,
Flüſtert mir ins Ohr: Ich liebe dich.

Sitzt der Vogel über mir im Grünen,
Guckt er mir mit klugem Aug' herunter,
Singt vernehmlich, hold: Ich liebe dich.

Wenn die Wellen nun ans Ufer kommen,
Fließen ſie ſo weich zu mir heran und
Rauſchen ſehnſuchtsvoll: Ich liebe dich.

Wenn ich nun dem Mädchen wo begegne,
Lächelt's, grüßt mich, ſchlägt die Augen nieder,
Und ihr Zagen ſpricht: Ich liebe dich.

Und ſo hat dieß unvorſicht'ge Wörtchen,
Das ich launig ſo im Muthwill hinſchrieb,
Und nicht wußt' an wen: Ich liebe dich —

Alles hat's in Eiferſucht erreget;
Wind und Welle, Vogel, Mädchen; Allen
Muß ich ſagen: Still! ich liebe dich.

Die ſchönen Lieder ſind einem trefflichen Zwecke geweiht: ihr Ertrag ſoll den ſieben Profeſſoren zu Gute kommen, deren Verluſt Göttingen, in dem ſie ſo pflichtgetreu wirkten, zu beklagen hat, deren edle und anſpruchsloſe Redlichkeit den Zeitgenoſſen ein Troſt, den Jüngern ein herrliches Beiſpiel iſt.

Eine Ueberſetzung der Lieder Beranger's von Nathuſius, die kürzlich auch von Rubens übertragen worden ſind, wird in einem ſpäteren Hefte der Europa beſprochen werden.

Auf dem Titel der Gedichte von Nathuſius ſteht „Probe-Sammlung": das läßt der ſchönen Lieder noch mehre erwarten.

Wanderbuch

von

Franz Dingelſtedt.

Leipzig, Verlag von Wilhelm Einhorn.

1839.

Die Leſer unſeres Blattes haben ſchon mehrfach Aufſätze von dieſem jungen Dichter geleſen, der eines der friſcheſten Talente unter denen iſt, welche jetzt das deutſche Publikum zu unterhalten ſtreben; mehrfach hatten wir in den literariſchen Ueberſichten Gelegenheit, Arbeiten von ihm, denen faſt immer gerechtes Lob nicht verſagt werden konnte, zu beſprechen. Im „Wanderbuche" hat Dingelſtedt früher in Zeitblättern zerſtreute Erzählungen und Skizzen geſammelt, unter denen einige von bedeutendem Werthe, andere hübſch und leicht hingeworfen, und ein Paar verfehlt ſind. Um vom Verfehlten zuerſt zu reden, ſo macht in der alten Novelle vom Weſerſtrome die Miſchung moderner Frivolität und des alten Chronikentones keinen ſehr angenehmen Eindruck; es ſcheinen faſt hie und da große Betrachtungen nur eingeſchoben zu ſeyn, um die Hiſtorie zu einer anſehnlichen Seitenzahl auszudehnen. Auch die Geſchichte aus dem Thüringer Walde könnte den Titel führen: „eines Novelliſten ſchwache Stunde."

Die kleine Novellette „Pygmaliona" iſt voll ächter Poeſie, ſie iſt luſtig und zart gehalten, wie es ein ächtes Mährchen ſeyn ſoll; auch die „Traumnovelle" iſt hübſch erfunden. „Der trauernde Poſtillon" iſt ein in ſeiner Einfachheit ſehr ſchönes Genrebild, wie denn Dingelſtedts Erzählungsgabe am ſchönſten in Schilderung einfach-rührender Zuſtände hervorleitt. Die Skizzen: „Boa Conſtrictor," „der zweite Pfingſttag in Caſſel," „eine Mitternacht in Lippe-Detmold," die, wie

der Dichter uns ſchried, ihm in jenem Lande einigr grimmige Feinde erweckt hat, und „Göttingens letzter Jubel," werden die Leſer der Europa früher in unſern Heſtrn geſunden haben. Dem Auſſaße übrr Göttingens Jubiläum, drm ſo trübe Tage für die Georgia Auguſta gefolgt ſind, iſt die Ehre widerfahren, im Brockhaus'ſchen Converſations-Lexicon der neueſten Zeit als Quelle citirt zu werden.

H...k.

Miscellen.

Unter den neueren Erſcheinungen drr Literatur in London macht ein Roman von M. H. Ainsworth: **Jack Sheppard**, viel Aufſehen; es iſt davon der Anfang einer deutſchen Ueberſetzung erſchienen; ſobald ſie ganz vollendet iſt, wird der Roman in unſrrem Blatte beſprochen werden. Außerdem ſind im Laufe der letzten Wochen beachtenswerthe Neuigkeiten: die Memoiren der Herzogin von St. Albans, Heinrich von Guiſe oder die Stände von Blois, von James, mein Onkel, der Graf, von Mistriß Gore, Memoiren von Sir Sidney Smith, erſchienen.

— Eine für Militärs nicht unintereſſante Neuigkeit iſt wohl eine neue Relation der Schlacht von Friedland, verfaßt nach den in dem Archive des franzöſiſchen Kriegsminiſteriums befindlichen Aktenſtücken, nach Mittheilungen franzöſiſcher Generale, und nach den beſten Werken über neueſte Kriegsgeſchichte von M. Derock, ehmaligem Profeſſor an der Kriegsſchule zu Saint-Cyr.

— In Paris ſind kürzlich die beiden erſten Bände einer „Phyſiologie des Theaters" von Hypolyte Auger erſchienen, die eine ſehr ernſt und Wiſſenſchaftlich gehaltene Arbeit, und, ob auch nur zunächſt vom franzöſiſchen Standpunkte ausgehend, doch von allgemeinem Intereſſe zu ſeyn ſcheint. Das Inhalts-Verzeichniß iſt mindeſtens ſehr reichhaltig, und beweist, daß der Verfaſſer den ihm zu Gebote ſtehenden Stoff zweckmäßig zu ordnen gewußt hat. Die beiden erſchienenen Bände, denen zwei andere, welche das Werk vervollſtändigen, binnen kurzer Friſt folgen ſollen, enthalten alles auf das Theater Bezügliche, ſelbſt das mit ihm nur in den feenſten Berührungen Stehende. Der Verfaſſer will die Theater-Verwaltung des Pariſer Theater français in allen ihren Details und das Treiben der letzten Comödianten-Geſellſchaft ſchildern, die in Flecken und Dörfeen die Bevölkerung um ihr ſchnell aufgeſchlagenes, ſchnell wieder abgebrochenes Gerüſte zieht; eigene Capitel ſind dem Verhältniſſe des Theaters zur Staatsgewalt, den oft ſo zu unrechter Zeit kommenden Krankheiten der Schauſpieler, den Rivalitäten, den Liebhabereien der Directoren, den Beziehungen der Journaliſtik zum Theater gewidmet.

— Von Johann Sporſchill wird eine Schweizer Chronik, von der Stiftung des Rütli-Bundes bis zum ewigen Frieden mit Frankreich, mit 25 Stahlſtichen, nach Originalzeichnungen von G. Opiz, erſcheinen. Sein Talent als volksthümlicher Geſchichtsſchreiber, im beſten Sinne des Wortes, hat Sporſchill durch ſeine Chronik des Befreiungskrieges, die bald vollſtändig ſeyn wird, glänzend bewieſen; hier iſt Quellenſtudium, deutliche, populäre Sprache, die dennoch ſchön und gewichtig iſt, und jene Unparteilichkeit, die ſehr wohl neben ächter Vaterlandsliebe beſtehen kann, und der Schmuck eines tüchtigen Hiſtorikers ſeyn ſoll. Ob Sporſchills Schweizer-Chronik ihm eben ſo gelingen wird, muß der Erfolg lehren; ſo viel wir wiſſen, iſt er Norddeutſcher, und da muß es ihm bei allem hiſtoriſchen Talente ſehr ſchwer ſeyn, ſich ein klares Bild von den ver-

wickelten Schweizer-Zuſtänden zu machen, die mit denen in unſern Duodezfürſtenthümern wohl wenig Aehnlichkeit haben.

— Aus Kopenhagen wird gemeldet: Oehlenſchläger, der vor Kurzem ſeinen ſechszigſten Geburtstag feierte, hat in dieſen Tagen ſeine Ueberſetzung von Ludwig Tieck's Gedichten herausgegeben.

— In der Nicolaiſchen Buchhandlung in Berlin iſt von J. D. H. Temme eine beachtenswerthe Arbeit, „die Volksſagen der Altmark," mit einem Anhange, „Sagen aus der übrigen Mark und dem Brandenburgiſchen," erſchienen; es ſchließt ſich dieſe Sammlung einer früheren, von dem Verfaſſer in Gemeinſchaft mit Herrn von Tettau herausgegebenen, den „Volksſagen Oſtpreußens, Litthauens und Weſtpreußens," zweckmäßig an.

— Von Kühne's „Kloſternovellen" iſt eine franzöſiſche Ueberſetzung erſchienen.

II.

Muſik.

Ch. de Beriot.

Wir entnehmen der „neuen Zeitſchrift für Muſik," von R. Schumann, folgende Charakteriſtik des berühmten Virtuoſen aus der Feder des Herrn Koßmaly in Amſterdam:

„In Beriot's Spielart findet man eine Vereinigung des claſſiſchen und romantiſchen Elements, wenn man überhaupt dieſe Unterſcheidung auch auf muſikaliſche Richtungen anwenden will — oder vielmehr: Beriot erſcheint in der Kunſt des Violinſpiels als Vermittler, als Uebergangspunkt zwiſchen den eben bezeichneten Gattungen, die bis jetzt für unvereinbar gehalten wurden, indem er, obwohl beide in ſich aufnehmend, doch keiner ausſchließlich mit überwiegender Vorliebe ſich hingab, und die Extreme, die Ausartungen beider Schulen zu vermeiden wußte: unſtreitig das dankbarſte Juste milieu, das ſich mit dem demokratiſch-unbegränzten, überfluthenden Princip des Romantiſchen, wie mit dem ariſtokratiſch ſcharf begränzten und abgeſchloſſenen Element des Claſſiſchen gleichgut und vortheilhaft zu ſtellen gewußt. Demzufolge beſitzt Beriot in hohem Grade die Eleganz, jene Vollendung in der Form, kurz, jene Grazie und feine Tournüre der alten Schule, ohne je in das kleinlich Uebertriebene, in das unnatürlich Geſpreizte, oder in das Geleckte und Verblaßte derſelben zu verfallen. Er hat andererſeits ſich ganz das degagirte Weſen, den leichten Schwung der neuen Schule zu eigen gemacht, ohne die hyper-genialen Excentricitäten, die ins Bizarre ausartenden Uebertreibungen derſelben angenommen zu haben. Dazu kommt in techniſcher Beziehung die vollendetſte Meiſterſchaft, ein voller, ſtarker, jedoch dabei ſchöner, in der menſchlichen Bruſt nachhallender Ton, ein dem Vortrag und Ausdruck der Menſchenſtimme gleichkommendes Portamento, eine ſich bis in die höchſten Lagen ſtets gleichbleibende Reinheit und Deutlichkeit, und eine Fertigkeit, vor der alle Schwierigkeiten erblaſſen, deren Geheimniß uns jedoch hauptſächlich in Be-

riots meiſterhafter, vollkommenſt ausgebildeter Bogenführung zu liegen ſcheint."

„Dreimal hörte ich Beriot, in einem Adagio und Rondo russe, welches letztere im Charakter gleichſam „ausgelaſſener Wehmuth" gehalten, übrigens nicht frei von Paganini-Anklängen iſt, — in dem berühmten Tremolo, dem das bekannte Beethoven'ſche Motiv zum Grunde liegt, und wobei Beriot eine faſt übermenſchliche Ausdauer entwickelte; endlich in dem Songe de Tartini, einer capricenmäßig behandelten Ballade von Panſeron, von P. *Garcia* und dem Meiſter mit der höchſten Vollendung und einer ſich bis in die kleinſten Nuancen erſtreckenden Abrundung vorgetragen."

„Man will es Beriot hin und wieder verübeln, daß er faſt überall nur immer eigene Compoſitionen vorträgt; bei reiflicher Ueberlegung wird man indeß das Verfahren nicht nur nicht anſtößig, ſondern ſelbſt es ganz natürlich und angemeſſen finden, daß ein Künſtler von Superiorität, deſſen Selbſtſtändigkeit und Eigenthümlichkeit ſich bereits entſchieden ausgeſprochen und abgeſchloſſen, *fertig* daſteht; der ferner in der Kunſt ſich eine Bahn gebrochen, um dieſe ſeine Manier und Methode, ſein Eigentlichſtes, Innerſtes ſelbſt in urſprünglicher Friſche und in unmittelbarer, unverkümmerter Originalität wieder zu geben und zu veranſchaulichen — ſich nur eigener Compoſitionen bedient, namentlich wenn dieſe auch in Betreff der *Compoſition an ſich* eine *gewiſſe Bedeutung*, einen *gewiſſen Kunſtwerth* in ſich ſchließen, was gerade heut zu Tage nicht zu häufig der Fall iſt. Mindeſtens für den Kunſtrichter werden die „eigenen Compoſitionen" des Meiſters immer von um ſo größerem Intereſſe ſeyn, als nur dieſe ihm die Möglichkeit, den Maßſtab darbieten, den Künſtler in ſeiner Ganzheit zu erfaſſen und zu beurtheilen."

Miscellen.

(*Zweites Concert der Herren Krüger in Stuttgart.*) Dieſe beiden jungen Virtuoſen, die ſich ſowohl in ihrem erſten Concerte, von dem wir meldeten, als in Privatcirkeln, viele Freunde und Verehrer erworben haben, entſchloſſen ſich, mannigfach an ſie ergangenen Anforderungen zu genügen, vor ihrer Rückreiſe nach Paris ein zweites Concert zu geben. Der ſchöne Saal des Bürgermuſeums war ſehr gefüllt, und der Beifall glänzend. Wirklich zeichnen ſich beide Brüder von dem Troſſe der jetzt die Welt in allen Richtungen durchziehenden Concertgeber auf die entſchiedenſte Weiſe aus, und dem älteren Bruder, der das Piano ſpielt, wird auch als Compoſiteur für ſein Inſtrument die gerechteſte Anerkennung zu Theil werden müſſen. Hier iſt ächter Beruf und ernſtlicher Fleiß mit einer liebenswürdigen Beſcheidenheit gepaart, und wer ſollte nicht dieſer Vereinigung ſo ſchätzenswerther Gaben die Anerkennung von Herzen gönnen, die ihr überall zu Theil werden wird?

— Herr Concertmeiſter *Rieſſtahl* aus Frankfurt hat auf ſeiner Kunſtreiſe durch das nördliche Deutſchland ſich nun auch in Dresden hören laſſen, und als ausgezeichneter Violinvirtuoſe reichlichen Beifall erhalten.

— In der *neuen Zeitſchrift für Muſik* wird über einen Vorfall, der nicht ohne Abſichtlichkeit verbreitet worden iſt, Folgendes berichtet: Herr Dr. *Mendelsſohn* erhielt im Sommer dieſes Jahres durch die Geſellſchaft der niederöſterreichiſchen Muſikfreunde, und dann wiederholt in ihrem Namen durch den gerade am Rhein reiſenden Schriftſteller, Herrn C., die Einladung zur Direction ſeines Oratoriums, und zeigte ſich dazu bereit. Die Geſellſchaft mochte ſich vielleicht auf Herrn C. verlaſſen haben, daß

er auch das Oekonomiſche beſpräche; es war jedoch unterblieben. Daß derlei aber je eher, je lieber beſeitigt werde, kann nur in der Ordnung geſunden werden. Herr Dr. Mendelsſohn ſchrieb alſo ſeine Bedingungen, und verlangte Alles in Allem hundert Louisd'or, eine Summe, die Jeder, der den weiten Weg überſchlägt, und das Leben in Wien kennt, nur billigſt finden kann; dazu verſprach er noch, ein Concert zu einem milden Zwecke zu geben. Hierauf unterblieb nicht nur die Sache lange Zeit, ſondern ſie war auch entſtellt und gehäſſig in's Publikum getragen worden. So kam es, daß, ehe Herr Dr. Mendelsſohn noch Antwort von der Geſellſchaft hatte, er die Angelegenheit ſchon in öffentlichen Blättern beſprochen fand. Dieß konnte dem Componiſten unmöglich angenehm ſeyn, und er ſchrieb dem Comité ab, zudem ihm auch Privatangelegenheiten ein längeres Wegbleiben von Leipzig verboten. Ueber all das andere Gerede ſteht dieſer Künſtler ſo erhaben, daß es keiner Widerlegung werth ſcheint.

— Der Concertmeiſter Lipinsky in Dresden beabſichtigt, ſeine Amati Viole zu verkaufen; es iſt eines der vorzüglichſten Inſtrumente. Der in der Viola befindliche Originalzettel lautet: Antonius et Hieronymus F. F. Amati Cremonen. Andreae fil. F. 1627.

— Der berühmte Virtuoſe, Herr Eisner aus Petersburg, der ſich auf ſeiner Durchreiſe in Stuttgart hören ließ, und das jetzt ſo ſeltene, eigentliche Waldhorn (ohne Klappen) in großer Vollkommenheit ſpielt, iſt in Paris angekommen, und bereits in der muſikaliſchen Welt der Salons auf's vortheilhafteſte eingeführt worden. Seine Concerte werden nicht ermangeln, eine ſeltene Aufmerkſamkeit zu erregen.

III.

Theater.

Miscellen.

(Stuttgart.) Von den zuletzt gegebenen Neuigkeiten hat keine wohl ſo allgemeines Glück gemacht, als das Luſtſpiel nach Roſier: die Frau von dreißig Jahren. Sowohl die von Herrn Regiſſeur Moritz beſorgte mise-en-scène, die ſich in einer Menge ſehr wirkſamer und durch die Situation gebotener Zuthaten erſchöpfte, als auch die treffliche Beſetzung durch die Damen Lange, Maurer und Novak und die Herren Döring, Moritz und Auguſti, die es an nichts fehlen ließen, um das Ganze zu heben, ſind beſonders lobend zu erwähnen. — Dazu gab man Wolfs altes Luſtſpiel: der Mann von fünfzig Jahren, wohl des Contraſtes wegen. Die Hauptrolle ſpielte Herr Maurer mit gewohnter Virtuoſität. — Herr Cornelius iſt abgereiſt; Dem. Ruth, aus Oeſtreich, hat ein Gaſtſpiel mit der Wirthin im „Poſtillon von Lonjumeau" eröffnet, und Dem. Stepanek aus Prag, gleichfalls Sängerin, iſt eingetroffen; Herr Wigand aus Frankfurt, uns ſchon von früher als talentvoller Sänger bekannt, iſt auch hier, um Gaſtrollen zu geben.

— (St. Petersburg.) Wir ge-ben folgendr Mittheilnng nach der Ber-liner Spikrr'ſchen Zeitung:

„In der deutſchen Oper ſingt Brei-ting, der eine ſchöne, ſehr kraſtvolle Stimme hat, und ungewöhnlich rein ſingt: allein ſein Geſang hat keinen Geſchmack, und ſeinem Aeußern thut ſeine große Corpulenz Eintrag. Herr Wering iſt einer der beſten Buffo, die ich kenne: er iſt als Schauſpieler etwas kalt, und dieß drr einzige Fehler, den man ihm vorwerſen kann. Unter den Damen gibt es kein ausgezeichnetes Ta-lent; dagegen muß ich unter den Män-nern noch einen vortrefflichen Komiker, Herrn Holland, nennen, der aber faſt gar keine Stimme mehr hat. Die ruſſi-ſchen Sänger ſind nicht ausgezeichnet: drr rrſte Tenor, Leonoſ, hat faſt gar keine, der erſte Baß, Petroſ, dagegen eine vortreffliche Stimme, mit der er aber nichts anzuſangen weiß. Seine Gattin hat eine kleine Contrealt-Stimme, die ſie ſehr gut benutzt. Die erſte Sänge-rin, Mme. Solowiew, war in Frankreich lange unter dem Namen Mlle. Ber-truil bekannt, wußtr ſich aber bei der komiſchen Oprr nie einen Namen zu machen. Bei dem allen hat ſie indeß einr hübſche Stimme und ſingt mit Leichtigkeit. Die Chöre ſind ſchwach, und die Enſembles gehen oft nicht gut; dazu kommt noch, daß die Stimmung hier um einen halben Ton höher ſteht, als überall. — Dagegen findet ſich hier einr der trefflichſten muſikaliſchen Einrichtungen, dir ich kenne, nämlich die der kaiſerl. Capellſänger. Von einer muſikali-ſchen Execution von der Vollkommenheit, wir dieſe iſt, kann man ſich kaum einen Begriff machen. Namentlich ſind die Bäſſe erſtaunenswerth. Denken Sie ſich, daß ſir bis in das tieſe A unter der Linir ſingen! Ich würdr es nicht glau-ben, wenn ich es nicht ſelbſt gehört hälte. Wenn man dieſe Stimm-Maſſen, die mit der größten Richtigkeit ſingen, für das Theater anwenden könnte, und ihnen ein geſchicktes Accompagnement gäbe — der Effect müßte einzig in ſeiner Art ſeyn! — Es gibt hier mehre ſehr ausgezeich-nete Dilettanten, z. B. den Oberſt Lwoſſ, einen Virtuoſen des erſten Ranges auf der Violine und guten Ton-ſetzer; den Graſen Wirlohnrski, einen trefflichen Violoncelliſten, und ſeinen Bruder, der ſehr gut componirt; den Fürſten Gregor Woikonski, einen trefflichen Muſiker, der ſehr gut Baß ſingt; den Fürſten Kotſchubey, der einr ſehr angenehme Tenorſtimme hat u. ſ. w. Die Sängerin, welche Adam mitgebracht, Mlle. Levrand, hat hier großen Beiſall erhalten. Mlle. L. ſang zuerſt italieniſche Muſik: überall aber wollte man nur franzöſiſche Muſik von ihr hören, und dieſe trägt ihr den Sieg davon. Vor einigen Tagen hatte der franzöſiſche Geſandte, Baron v. Bn-rante, bei ſich eine Soiree für Adam arrangirt, bei welcher ſich die Elite der hieſigen großen Geſellſchaften eingefunden hatte. Der Fürſt Gregor Wolkonski hatte die Gefälligkeit, das hübſche Trio aus dem „Brauer von Preſton" mitzu-ſingen, das, ſo executirt, eine große Wir-kung hervorbrachte. Die Gräſin Roſſi (Mlle. Sontag), welche ebenſalls in der Geſellſchaſt war, machte Adam und ſei-ner Schülerin viele Complimente, ein Beiſall, der beiden nicht wenig ſchmei-chelte. Alles dieß läßt hoffen, daß Adam mit ſeiner Schülerin bei den Concerten, die er mit ihr zu geben gedenkt, ein großes Publikum haben werde. Leider ſallen indeß dieſe Concertr in die Faſten-zeit, was Adam's Plänen nicht wrnig entgegen ſeyn dürfte, da er gegen Ende Fedruars St. Petersburg zu verlaſſen und dann nach Berlin zu gehen ge-denkt, wo er ſich etwa acht Tage auf-halten wird. Im Lanſe des April muß er wiedrr in Paris ſeyn."

— (Aus Dresden.) Die Waſſerkur, Luſtſpiel von Töpfer, hat allgemein angeſprochen. In „Eugen Aram,“ von Rellſtab, waren Devrient als Eugen und Pauli als Brandon ausgezeichnet. — An die Stelle des verſtorbenen Weymar kommt vielleicht Herr Schöpe aus Breslau, der in dieſem Augenblicke in Dresden gaſtirt. — Sophie Schröder wird ſechs Gaſtrollen geben. Da Mad. Schröder-Devrient öfter unwohl iſt, ſo gaſtirte Dem. Schlegel aus Leipzig in einigen ihrer Partien, und erfreute ſich einer enthuſiaſtiſchen Aufnahme; auch Dem. Marx, eine in Paris gebildete, junge Sängerin, gefiel bei ihrem Auftreten.

— Norddeutſche Blätter melden aus Hamburg: Am 23. November wurde Gutzkow's vielbeſprochenes Drama: Richard Savage, gegeben; es ward mit dem allgemeinſten Beifall aufgenommen, und der Dichter ſchon nach dem vierten Akte ſtürmiſch gerufen. Unter den Darſtellern werden Madame Lenz und Herr Baiſon beſonders gelobt.

— In Peſth wird Gutzkow's „Richard Savage“, von Lukács ins Ungariſche überſetzt, auf dem Magyariſchen National-Theater gegeben.

— Herr Kolb, den wir kürzlich in Stuttgart als Sever in „Norma“ hörten, iſt in Caſſel engagirt, und wird von dort aus recht beifällig erwähnt.

— Der rühmlichſt bekannte Baſſiſt, Herr Reichel, iſt in Hamburg auf ein Jahr mit ſiebentauſend Mark engagirt. — Dem. Enghaus, eine tüchtige Schauſpielerin im Fache der erſten Liebhaberinnen, wird jene Bühne zum Frühjahr verlaſſen.

— Nach Briefen aus Mannheim ſoll der talentvolle und kenntnißreiche Künſtler, Herr Jerrmann, die dortige Bühne verlaſſen, wo er ſeit mehren Jahren als Regiſſeur wirkte. Es wäre zu wünſchen, daß Herr Jerrmann einen Platz bei einer Bühne fände, deren Rang mit ſeinen Eigenſchaften im Niveau ſteht.

— Herr Deſſoir, ein junger Künſtler, der eminente Befähigung zu Rollen, wie Hamlet, Don Cäſar u. ſ. w., beſitzen ſoll, hat ſein Gaſtſpiel in Mannheim verlängern müſſen, und wird nach deſſen Beendigung ſein Engagement in Carlsruhe antreten.

— Von Sheridan Knowles, der als Schauſpieler wie als Theaterdichter bei der von Macready und ſeinen Freunden unternommenen Regeneration des engliſchen Drama's Antheil nimmt, iſt ein Stück, „Liebe,“ auf dem Drury-Lane-Theater aufgeführt worden, das eine mehr als oberflächliche Aehnlichkeit mit einem Trauerſpiele von Ancelot hat, welches vor mehren Jahren in Paris ohne ſonderlichen Succeß gegeben wurde.

„Der Schiffscapitain,“ Drama von Bulwer, hat in ſo fern Aehnlichkeit mit dem Trauerſpiele, mit welchem Gutzkow das deutſche Theater unlängſt bereichert hat, als der Held deſſelben, Lord Norman, wie Savage, von ſeiner Mutter unbarmherzig zurückgeſtoßen wird. Das Stück ſoll einige gelungene Scenen und einige Stellen enthalten, welche dichteriſchen Schwunges nicht entbehren, im Ganzen aber ohne ſonderliche Wirkung auf die Zuſchauer geblieben ſeyn; im Hay-Market-Theater wurde es gegeben.

— Ein junger, italieniſcher Componiſt, Giuſeppe Verda, hat im Theater della Scala in Mailand eine Oper: „Oberto conte de San Bonifacio,“ aufführen laſſen, die wahrhaft Fanatismo erregt haben ſoll.

— Im Laufe des Novembers wurden auf Pariſer Theatern ein Luſtſpiel, eine Oper, zwei Pantomimen und zwanzig Vaudevilles, im Ganzen achtundzwanzig Neuigkeiten von fünfzig Verfaſſern gegeben. Am meiſten gefielen: „der Pro-

Digitized by Google

ſcribirte," ein Drama, welches das Theater de la Renaiſſance brachte, ein Vaudeville, „die Advokaten während der Ferien," und „der Löwe der Wüſte," aufgeführt von Carter und ſeinen Thieren im Circus.

— Leopold Schefer, der neben ſeinem ſo höchſt liebenswürdigen Dichtertalente auch als Componiſt hoch ſtehen ſoll, iſt, wie berichtet wird, mit der Compoſition einer großen Oper, „Hekuba," beſchäftigt. Auch Marſchner, ein Componiſt, deſſen Opern in Deutſchland bei weitem nicht ſo verbreitet ſind, als ſie es zu ſeyn verdienten, wahrſcheinlich weil er ein Deutſcher iſt, ſoll an einer neuen Oper, „der Prinz von Homburg," arbeiten.

IV.

Geſellſchaft.

Moden.

Die rechte Saiſon für die Moden ſind die Wintermonate, die unendlich langen Winterabende, deren erſte Stunden ſo ſchön mit der Toilette für die ſpäteren, mit Vorbereitungen für die Toilette zum Ball des nächſten Abends, zum Concerte auf übermorgen, und zur vorbereitenden Auswahl des Anzuges für die kleinen Ausgänge des Morgens, für freundſchaftliche Beſuche und Viſiten von Pflicht- und Höflichkeitswegen verwendet werden können.

Für die Abend-Toilette in Soireen und Concerten ſind reichgeſtickte Echarpen, Palmblätter auf einem Grunde von indiſchem Battiſt, ſehr modern. Auch Rubans von demſelben Stoffe ſind ſehr beliebt; ſie paſſen beſonders trefflich zu ſchönem, ſchwarzem Haar. Pelzwerk der mannigfachſten Art wird ſchon ſeit Mitte Novembers getragen, und Pelzwerk ſcheint den ganzen Winter hindurch, namentlich für die Toilette zu Spaziergängen, verwendet werden zu ſollen.

Im Kopfputz werden die ſogenannten boucles à la Sévigné noch gern von blonden Damen getragen. Auf Bällen ſieht man mehr Blumen im Haar, als das im verfloſſenen Winter der Fall geweſen iſt. Auch Bänder im Haar ſieht man häufig; ſie ſind ſchmal und mit einer Kante von Gold oder Silber, häufig auch von Spitzen.

Viele junge Mädchen tragen Seidenſammet zu Kleidern.

Folgende Anzüge dürfen als vorzugsweiſe in der Mode betrachtet werden.

Negligé. Oberrock von apfelgrünem Brocard. Fichu von indiſchem Organdi, etwas bauſchig gemacht. Haube von Organdi, mit einfachen Spitzen beſetzt. Schuhe von violettem Sammet.

Negligé zum Ausgehen. Ueberrock von braunem Seidenſtoffe, vorn mit drei ſchmalen Garnituren beſetzt. Kragen und Manchetten von geſticktem Mouſſelin, mit Valenciennes beſetzt. Shawl von geſchorenem Wollenzeuge, mit blauen Punkten beſät und mit blauem Taffet gefüttert. Sehr einfacher, kleiner Hut von blauem oder ſchwarzem Sammet. Schwarze Huldſtiefel. Schnupftuch mit reich geſtickter Kante. Muff.

Toilette zum Ausgehen. Kleid von Satin, violett und ſchwarz geſtreift. Shawl von ſchwarzem Sammet, mit goldgelben Punkten durchwebt, mit Taffet von derſelben Farbe gefüttert, und mit

einer breiten Franſe von ſchwarzer Chenille beſetzt. Hut von violettem, geſchorenem Sammet, mit Federn. Hermelinmuff.

Abend-Negligé. Kleid von louiſenblauem Seidenſtoffe, mit einem großen Volant beſetzt. Mieder, in Herzform zugeſchnitten. Haube mit Roſen. Schwarzſeidene Schuhe. Fleiſchfarbene Handſchuhe.

Abend-Toilette. Kleid von citronenfarbigem Sammet, mit zwei Volans von Spitzen beſetzt. Mantille von gleichem Stoffe und gleicher oder ſchwarzer Farbe. Reicher Schmuck. Weiße Handſchuhe und Schuhe. Fächer.

Der Freund, der reist.

„Lieber Freund, ich verreiſe heute," heißt eigentlich: „ich brauche heute einen Sclaven und ein Laſtthier, und habe Dich dazu erwählt." Hat einmal der Freund die Stunde ſeiner Abreiſe beſtimmt, ſo gehörſt Du ihm an mit Leib und Seele, mit Haut und Haar; der Teufel hält keine arme Seele feſter, als Dich Dein **ami**. Will man auf dieſer Welt für einen nur leidlich höflichen Menſchen gelten, ſo muß man bei allen Bekannten Abſchieds-Viſiten machen — begleite doch Deinen Freund auf ſeinen Abſchieds-Viſiten. — Das Paßweſen iſt eine ſehr vortreffliche Einrichtung, ſo wird wenigſtens vielfach behauptet — gehe doch mit ihm auf das Polizeibureau und hilf ihm das Papier abholen, auf dem ſeine Schönheiten oder reſpective Häßlichkeiten verzeichnet ſtehen. Belege doch für ihn die Poſt. Seine Frau Gemahlin geräth in gelinde Verzweiflung; ſeine Kinder — wenn ſeine Ehe mit Kindern geſegnet iſt — leihen ihrem Schmerze auch nicht die harmoniſchſten Töne; ſeine Gläubiger — wenn ihm Leute etwas geborgt haben — brummen und klagen.

Und wäre es nur damit aus! Aber rechne darauf, daß er über Dich vom Kopf bis zu Füßen diſponirt. Du haſt die Ehre, ſo ſehr mit ihm befreundet zu ſeyn, daß er keinen Anſtand nimmt, Dir Deinen Mackintoſh abzuborgen, der auf der Poſt ſo bequem iſt, und Deinen Koffer und Deinen Fußſack und Deine Pelzſtiefel: — „ich und Du haben einen Fuß von faſt ganz gleicher Länge, Deine Stiefel paſſen mir wie Handſchuhe; ich will mir Deine Stiefel doch holen laſſen" — um ſie aber ja nicht zu vergeſſen, nimmt ſie der theure Freund ſelbſt mit.

Endlich reist er ab; mit einem heimlichen Dankgebete zum Himmel beförderſt Du ihn an den Wagentritt; er überhäuft Dich mit Umarmungen und ſchließlichen Aufträgen: „Schärfe meiner Frau noch einmal ein, daß ſie auf meinem Schreibtiſche nichts in Unordnung bringt; ſuche meine Gläubiger hinzuhalten; ſieh mal auf meinem Garten nach, ob ihn der Schlingel von Gärtner hübſch in Ordnung hält; gehe zu meinem Advokaten, daß mein Prozeß nicht bis zum jüngſten Gericht dauert. In vier Wochen iſt meiner Tante Geburtstag; ich hoffe, ſie einſt zu beerben, und liebe ſie ſehr; mache ihr doch in meinem Namen einige Verſe, und beſtelle beim Conditor einen ſchönen Kuchen, laſſe aber ja nicht mit rothen Zahlen ihr Alter auf den Guß ſetzen, ſie kann das nicht leiden."

Der Poſtillon bläst in's Horn; der Conducteur ruft ſein: „meine Herren, wenn's gefällig iſt, einzuſteigen!" noch eine letzte Umarmung — der Freund reist fort — Du ſeufzeſt tief auf — eine ſchwere Laſt iſt Deinen ſchwachen Schultern entnommen; — ſey ruhig, es dauert keine vier Wochen, ſo haſt Du Urſache, ob Deines theuern Freundes noch einmal tief zu ſeufzen.

Digitized by Google

Du ſitzeſt eines Morgens noch im Schlafrocke, behaglich eine Cigarre rauchend, ohne Sorgen im Sorgenſtuhle, da klopft der Poſtbote an, und bringt Dir einen Brief, der erkleckliches Porto koſtet. Du machſt den Brief auf und findeſt, daß er eine ganze Briefſammlung, ein halbes Dutzend Einlagen enthält — eine an ſeine theure Gattin, „Madame Thereſe N. N.,“ eine andere an die von Dir mit Verſen und Kuchen gefütterte Tante, eine dritte an ſeinen Advokaten, eine vierte, fünfte und ſechste an ſeine Gläubiger. Die an Dich gerichteten, nicht eben überflüſſig deutlich geſchriebenen Zeilen lauten:

„Liebſter Freund!

In aller Eile begleite ich die Einlagen, die Du gefälligſt gleich beſorgen willſt, mit einigen Worten an Dich. Was ſoll ich Dir auch von hier ſchreiben, als daß ich tagtäglich die verwünſchte Angelegenheit verfluche, die mich in dieſes langweiligſte aller langweiligen Krähwinkel geführt hat; hier gibt es nur Spießbürger, ein fürchterliches Geſchlecht. Du weißt, ich bin ſeit des ſeligen Mahmuds Tode gewöhnt, jeden Abend bei der Zeitung über dem Artikel „orientaliſche Angelegenheiten“ einzuſchlafen. Denke Dir, hier gibt es gar keine Zeitung, und ich muß mir die entſetzlichſte Mühe geben, ehe ich zu meiner nächtlichen Ruhe komme. Schicke mir doch irgend ein Werk, das ich noch nicht kenne, etwa das neueſte Heft der deutſchen Vierteljahrsſchrift, damit mir von eilf Uhr Abends an mein geſegneter Schlaf nicht fehle. Da ich vorausſichtlich noch faſt zwei Monate hier bleiben muß, und mein baares Geld mir ausgegangen iſt, ſo habe ich einen Wechſel von hundert und fünfzig Thalern auf Dich ausgeſtellt; er wird Dir in acht Tagen präſentirt werden, und Du ihn acceptiren.

Dein Dich liebender Freund

Philipp N. N.“

Herr Green.

Herr Green iſt ein Mann, der nichts gemein hat mit Gretna-Green, dieſer bequemen Zufluchtsſtätte für Liebende gegen den väterlichen, mütterlichen oder vormundſchaftlichen Willen; ſeine Eigenthümlichkeit iſt ſehr friedfertiger Art, und hat nichts mit Heirathen zu thun. Er begnügt ſich damit, den atlantiſchen Ocean zu durchmeſſen.

Den atlantiſchen Ocean zu durchſchiffen iſt nun freilich nichts ſehr Apartes, wenn man ihn durchſchifft wie ihn alle Leute durchſchiffen; es handelt ſich dann ganz einfach darum, in Plymouth, Portsmouth, Dermouth, oder einem beliebigen andern Mouth an Bord zu ſteigen, u. ſ. w., und nachdem das Schiff mehr oder minder ſchnell ſegelt, in anderthalb oder zwei Monaten friſch und geſund am Quai von New-York auszuſteigen; vorausgeſetzt, daß die Merrſchlange nicht Schiff und Mannſchaft unterwegs aufgefreſſen hat.

Herr Green iſt zu ſtolz, die Hilfe von Wind und Wellen, Steuerleuten und Matroſen für ſeine Seefahrt in Anſpruch zu nehmen, vielleicht fürchtet er ſich auch, wenn nicht vor der Seekrankheit, ſo doch vor langweiliger Reiſegeſellſchaft, er hat überhaupt vor dem Waſſer eine Abneigung, ſein Element iſt die Luft, er iſt nur glücklich in den Wolken, er athmet nur gern zwei Millionen Fuß hoch über den höchſten Berggipfeln, wo einſame Adler horſten; ſein Pallaſt iſt ein Luftballon. Käme eine neue Sündfluth, die Welt, ob ihren argen Sünden zu beſtrafen, der Luftballon des Herrn Green könnte als Arche Noah dienen, und es unterliegt gar keinem Zweifel, daß allerhand Vieh ſich in ihm würde retten wollen.

Die fixe Idee des Herrn Green, wie aller Aeronauten, iſt, ſeinen Ballon zu lenken, wie man ein Schiff, ein Pferd, ein Cabriolet lenkt; ſeine zweite fixe Idee

iſt dann das atlantiſche Meer zu befahren, er will mit aller Gewalt mit ſeinem Ballon die nordamerikaniſchen Herrlichkeiten ſchauen, und die Jankee's fragen, weßhalb ſie nicht etwas gewiſſenhafter ihre Schulden bezahlen. Es hat nun einmal jeder ſein Steckenpferd in dieſer Welt.

Jn London iſt eine Subſcription eröffnet worden, die Herrn Green die nothwendigen Mittel liefern ſoll, ſein Luftſchiff auszurüſten. Sobald eine hinreichende Summe unterzeichnet iſt, will Herr Green ſeinen Ballon füllen, und die Ueberfahrt von London nach Philadelphia unternehmen, wozu er nicht mehr als achtundvierzig Stunden zu brauchen gedenkt.

Wenn ſein Projekt gelingt, ſo wird das europäiſche Gleichgewicht wieder einmal bedenklich ſchwanken. Jedes Land wird die Portion Luft, die ihm gehört, für ſich ausbeuten wollen. Man wird Ballons von ſechsunddreißig Kanonen und Luftfregatten armiren, um alle Gränzüberſchreitungen der Nachbaren abzuwehren. Luftſchlachten können gar nicht ausbleiben, und das Menſchengeſchlecht wird ſo glücklich ſeyn, auch noch auf eine dritte Art Krieg führen zu können, troz dem daß Optimiſten behaupten, die Zeit für Schlacht und Krieg ſey vorüber, und werde niemals wiederkehren.

Der König zu Gaſte.

Einer der reichſten Männer Frankreichs zur Zeit Ludwigs XV. war der General-Pächter Bourret; er hatte zwölfmalhunderttauſend Livres jährlicher Einkünfte — eine für die damalige Epoche ungemein große Summe, und machte einen faſt königlichen Aufwand. Ludwig XV. hatte oft von der Pracht reden hören, die bei ſeinem General-Pächter herrſche, und war neugierig, ſich einmal davon mit eigenen Augen zu überzeugen. Er ließ einſt darüber ein Wort fallen, und Bourret galt der leiſe Wink ſeines Herrn für einen Befehl; er wagte es, den König auf ſeinen Landſitz Croix-Fontaine einzuladen, und erbat ſich nur vierzehn Tage als die nöthige Friſt, um Vorbereitungen zum würdigen Empfange eines ſo hohen Gaſtes treffen zu können.

Am feſtgeſetzten Tage traf der König, von ſeinem ganzen Hofe gefolgt, dort ein. Aber welch ſonderbarer Anblick bietet ſich ſeinen Augen dar! Vor ihm breitet ſich ein dunkler See aus, an deſſen Ufer Cypreſſen ſtehen; ein alter Schiffer, ganz wie die Alten den Charon malten, wartet des Herrſchers und ſeines Gefolges, und ladet Alle in ſeinen verhängnißvollen Kahn — er ſtößt vom felſigen Ufer ab, und lenkt das Fahrzeug mit übermenſchlicher Kraft . . . Geſchrei und ſeltſame Laute ertönen auf dem Spiegel des See's; die Hofleute im Kahn, noch vorhin ſo fröhlich und übermüthig, ſehen ſich befremdet an, und wiſſen nicht, ſollen ſie lachen, oder ſich fürchten; der König nur, der ſich zur rechten Zeit erinnert, wie er ſich zum Sieger von Fontenay erklärt hat, bleibt in ſtolzer und kriegeriſcher Haltung, die Hand an den Griff ſeines Galanterie-Degens gelehnt, ſtehen; Drachen, Ungeheuer und Phantome aller Art, die um das Fahrzeug ſchwärmten — das nicht Caeſar und ſein Glück, aber Ludwig „den Vielgeliebten" und ſeinen Hof trug — zerfließen vor ſeinem kühnen Blick; wie durch Zauber wird es helle — die felſigen Ufer, die dunkeln Cypreſſen verſchwinden, und in der Ferne wird eine herrliche, lachende Landſchaft ſichtbar.

Der Monarch träumte, er ſey in den Zaubergärten der Armida, und wahrlich ſie ſelbſt, die Zauberin, nahete mit dem Schwarme ihrer Nymphen, ihn willkommen zu heißen, ſie trägt die dem Könige ſo theuern Züge der Frau von Pompadour. Bald ertönen feſtliche Klänge und

vor den Augen des modernen Rinaldo entfaltet ſich das glänzende Feſt, mit dem einſt Armida Rinaldo in Vergeſſenheit verſenkte, ganz wie einſt Italiens großer Dichter es beſungen.

Zwei Stunden vergingen dem Monarchen ſchnell wie Minuten bei dieſen zauberhaften Tänzen, da erhebt ſich Armida von ihrem Sitze und rührt mit dem Zauberſtabe an die Säulenhalle des Palaſtes, der ſich alsbald öffnet und inmitten einer Fülle von Glanz und Licht eine Reihe glanzvoll drappirter Gemächer zeigt, in denen das königliche Feſtmahl bereitet iſt; Bourret macht mit vielem Eifer die Honneurs dieſes Feſtes, und was in Taſſo's Geſängen nur beſchrieben iſt, ward hier zur ſchmackhafteſten Wirklichkeit, auserleſene Gerichte aus allen vier Welttheilen, die koſtbarſten Delicateſſen laden die Gäſte zum Genuß ein und jugendliche Heben ſind bemüht, ihnen den edelſten Wein, den je die Sonne reifte, zu kredenzen.

Das Morgenroth des nächſten Tages war für Ludwig das Zeichen zum Aufbruch von dieſem ſo ſeltenen Feſte; ſeine Geliebte konnte ſich nur mit Mühe von dem herrlichen Palaſte und dem mächtigen Zauberſtabe, den ſie darin geführt, trennen. — „Lieber Boneret," ſprach ſie beim Abſchied zu dem General-Pächter, „ich war Zeit meines Lebens ſehr neugierig: ſagen Sie mir doch ganz im Vertrauen, was hat denn dieſes prachtvolle Feſt gekoſtet?" — „Drei Millionen, gnädige Frau," antwortete der ob des Königs und ſeiner Geliebten Zufriedenheit hoch erfreute Finanzmann, „aber wie wenig iſt das für die Ehre, welche mir zu Theil geworden iſt."

Miscellen.

Vor etwa einem Vierteljahre ſtieg ein Irländer in einem der erſten Pariſer Hotels ab, und ſagte dem Kellner, er möge ihm eine Wäſcherin ſchicken. Eine Viertelſtunde ſpäter klopft es an ſeine Thüre, und ein junges Mädchen tritt herein, er zählt ihr ſeine gebrauchte Wäſche vor, ſie nimmt ſie in einen Bündel zuſammen, und geht damit fort.

Nach Verlauf einer halben Stunde klopft es zum zweiten Male an des Irländers Thüre, es iſt wieder die junge Wäſcherinn, die dem Fremden ein Packet Banknoten zurückſtellt, das er aus Verſehen hatte unter die Wäſche fallen laſſen. Er will ihr eine Belohnung geben, ſie ſchlägt ſie aber ſtandhaft aus, und geht, den jungen Irländer in Verlegenheit laſſend, wie er es möglich machen ſoll, ihr ein Zeichen ſeiner Dankbarkeit zu geben. — In der Pfarrkirche von Saint Roch werden das Jahr über gar viele Hochzeiten gefeiert; es iſt eine Woche her, da ward dort mit vielen Feierlichkeiten eine Trauung vollzogen, die eine Menge Zuſchauer herbeilockte; der Bräutigam war, das konnte man leicht an ſeiner Geſichtsbildung und Haltung ſehen, kein Franzoſe; das ſchüchterne, befangene Weſen ſeiner Braut aber ließ errathen, daß ſie der geſellſchaftlichen Stellung ihres Gatten bisher fremd ſey, und daß die Ehe ſie zu einer Sphäre erhebe, welche ſie bisher nur von Hörenſagen gekannt hatte. — Kurz es war der Irländer, dem die Wäſcherin die Banknoten zurückgegeben, und ſein Herz geſtohlen hatte. Sie ſoll ſehr ſchön ſeyn, und eine natürliche Liebenswürdigkeit beſitzen, die ſie leicht empfänglich für höhere Bildung macht.

— Der bekannte deutſche Dichter Stieglitz verließ vor nicht langer Zeit Cattaro, nachdem er einen abenteuerlichen Beſuch bei dem Wladika von Montenegro abgeſtattet hatte.

— Der Herzog von Portland ſoll in ſeinen ausgedehnten Beſitzungen ein ſehr eigenthümliches Mittel anwenden, das

Wachsthum der Bäume zu verbeſſern. Er treibt nämlich Schweinheerden in ſeine Anpflanzungen, und hegt ſie eine Zeitlang in eine beſtimmte Abtheilung derſelben ein, damit ſie die Erde am Fuße der Bäume anlwühlen, und ſo für die Feuchtigkeit recht zugänglich machen. Iſt das zur Genüge geſchehen, ſo werden die Thieee in einen andern Theil der Anpflanzung getrieben, und dort wiederum eingehegt. Seine Herrlichkeit ſoll in dieſer neuen Methode der Waldcultur, die er erfunden zu haben ſich wohl rühmen darf, ſo viel Vortheilhaftes wahegenommen haben, daß er Schweine in Menge ankaufen läßt, die er mit Kartoffeln füttert.

Ein ſehr ernſthaftes, engliſches Blatt, **the Standard**, theilt dieſe landwirthſchaftliche Notiz mit, und ſie iſt ſomit wohl nicht als Erfindung eines luſtigen Kopfes zu betrachten.

— Der franzöſiſche Miniſter des Innern, Duchatel, hat der Mlle. Rachel die Sammlung der franzöſiſchen Claſſiker, prachtvoll gebunden und mit der Namens-Chiffre der Künſtlerin geſchmückt, überſandt; das Geſchenk begleiteten folgende Zeilen:

„Mademoiſelle!

Ich habe die Werke unſerer beſten Schriftſteller zuſammenbringen laſſen, um ſie Ihnen als Aufmunterung anbieten zu können. Erlauben Sie mir, ſie Ihnen zu überſenden; ich würde glücklich ſeyn, könnten ſie zu Ihren Studien dienen und dazu beitragen, ein Talent zu entwickeln, das als eine neue Größe ſich denen beigeſellt, welche das franzöſiſche Theater mit ihrem Glanze erfüllten.“

Die artiſtiſchen Beilagen.

Wir übergeben unſern Leſern:

1) Pariſer Gamins.

Dieſe eigenthümliche Claſſe der Pariſer Bevölkerung iſt nicht mit den deutſchen Gaſſenbuben zu vergleichen, noch weniger läßt ſich aber das Wort Gamin mit Taugenichts wiedergeben, wie es kürzlich dem Ueberſetzer des bekannten Luſtſpiels: „**Le gamin de Paris**,“ einfiel. Ein Beobachter lieferte uns kürzlich folgende Erklärung eines ächten Gamin: „Dieß Kind, oder vielmehr dieſer Menſch, reſumirt in ſich das, was man den franzöſiſchen **Esprit** nennt: Ein unbezähmbarer Unabhängigkeitsſinn, ein edles Herz, ein ſchlimmer Kopf, ein heiteres Geſicht, Bosheit ohne Galle, aufwallende Jugendkraft, großmüthiger Inſtinct, ſchnell von Begriffen, ſcharfer Blick, komiſche Eitelkeit; — ſo iſt der Gamin weder aus der Zeit, noch aus der Erziehung hervorgegangen — er iſt ganz aus ſich ſelbſt geworden, wie er iſt. Er verabſcheut das Verbrechen, und verfolgt den Verurtheilten bis zum Schaffott, bis zum Schandpfahl. Er nennt ihn nur „ſein Beiſpiel“ (**son exemple**). „**Gendarme, laissez-moi voir mon exemple,**“ ſo drückt er ſich in ſeiner Weiſe aus, wenn er ſich hinzudrängt, um das ſchrecklichſte Schauſpiel mit kaltem Blute anzuſehen. Gamin iſt faſt jeder Pariſer in einem gewiſſen Alter geweſen.“ — Wir geben die nette Gruppe als Beitrag zu unſeren Sittenbildern der Zeit, ohne den Pariſer Gamins dadurch eine beſondere Wichtigkeit beilegen zu wollen. Von unſern Vereinen gegen Thierquälerei ſcheinen dieſe Burſche übrigens noch nichts zu wiſſen.

2) Original-Mode-Bild aus Paris.

August Lewald.

PARISER GAMINS.

Digitized by Google

Modes de Paris.

Petit Courrier des Dames.

Digitized by Google

Digitized by Google

Von Hamburg nach Bremen.

(1830.)

Von

Auguſt Lewald.

Im Winter, wenn die Dampffähre der Frau Wittwe Kleudgen ihre Fahrten eingeſtellt hatte, war es eine üble Sache, über die Elbe zu kommen. Dann mußte man ſich der Ever bedienen, deren es verſchiedene Sorten gibt, als da ſind: Elbever, Poſtever, Milchever u. ſ. w. Trotz dieſer Namenverſchiedenheit ſind ſie jedoch bis auf ihre Größe alle gleich: Offene, flache Segelfahrzeuge, die zum Transport lebloſer Gegenſtände geeignet ſind, ſich aber zu einer Reiſe wie die Ueberfahrt, welche im Winter, bei nicht ſtarkem oder gar conträrem Winde, ſechs Stunden und auch wohl länger dauert, für gut conditionirte Menſchen, die nicht, wie Holländer „beidlebig" ſind, gar nicht eignet.

Es war um die Weihnachtzeit, als ich mich entſchloß, nach Bremen zu reiſen. Das Wetter war ungemein milde; die Sonne ſchien freundlich, und wenn ich von dem Stintfang hinab ſah und hinauf, ſo erblickte

ich noch immer ſchwimmende Schiffe, geſchwellte Segel überall, und den ganzen Hafen noch in der vollen Pracht ſeiner Takelage. So kam es denn, daß ich gar nicht an den Winter dachte, und wie bald dieſe freundliche Scenerie ſich unvortheilhaft verwandeln könnte.

Der Weihnachtsabend rückte heran, und ich hatte dieſen ſelbſt zu meiner Abreiſe beſtimmt. In den Häuſern der Hamburger bereitete ſich Alles zu dem fröhlichſten Feſte vor, während ich in ſtummer Eile meinen Koffer packte. Alle Aufforderungen, Theil zu nehmen an der allgemeinen Freude, prallten von meinem hartgepanzerten Herzen ab, das damals mit einer Bitterkeit erfüllt war, deren ich mich noch immer nicht ohne Anwandlung von geheimem Schauer erinnern kann. Meine Droſchke, die mich zum Baumhauſe brachte, flog an Weihnachtsbäumen und Spielzeug vorüber, die von frommen Eltern für gute Kinder nach Hauſe getragen wurden; mich ließ dieß kalt; ich bedauerte nichts; nicht einmal an meine Jugend erinnerte ich mich. Ich war nicht ohne Hoffnungen, aber ohne Empfehlungsbriefe, aus dem frohen, gemüthlichen Süden unſers Vaterlandes nach Hamburg gekommen, und ich muß geſtehen, daß der erſte Empfang nicht eben aufmunternd war.

Alles trieb ſich um egoiſtiſche Zwecke; meine Wiſſenſchaft, meine Kunſt fand keinen Käufer; ich ſtand am Markte und Niemand wollte mich dingen. Später fand ich's freilich Anders; man muß erſt warm werden in der alten Hanſe, wenn man ihr und ſich ſelbſt darin gefallen ſoll. „Wenn die Märzenſonne ihre Strahlen in die Elbe wirft, dann eſſen Sie mit mir ein Gericht Schollen!“ ſprach ein ehrlicher Hamburger zu mir, der ein großer Fiſchliebhaber war.

„Wenn's nicht jetzt ſeyn kann,“ erwiderte ich, „ſo wird's niemals ſeyn.“

„Jetzt bekommt man das Fieber davon,“ entgegnete Jener darauf, „aber im März — — “

„Dann bin ich in Bremen —“

„Was Bremen! da iſt nichts zu holen, Sie kommen wieder her! Hamburg verläßt man nicht ſo um nichts. Wer hier nur ausharrt, ſieht am Ende alle ſeine Wünſche realiſirt.“

Ich lächelte über den guten alten Mann; aber im März, beim herrlichſten Frühlings-Sonnenſchein, als die prächtige, breite Scholle gebraten vor uns ſtand, und er mit kundigem Meſſer das Filet davon löste, und mir den blendend weißen Leckerbiſſen vorlegte, da mußte ich wieder lächeln, aber voll inniger Freude, denn ich war nach Hamburg zurückgekehrt, und hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß von allen

Städten Norddeutſchlands, ſich's hier nur allein leben und gut leben läßt. —

Im Baumhauſe wurde die Taxe bis Harburg berichtigt, und dann begab man ſich auf das Fahrzeug, das am Ufer des Binnenhafens, nur wenige Schritte vom Hauſe lag. Es war ein Poſtever, der die Paſſagiere und Effecten des hannöverſchen Poſtwagens bis Harburg ſpedirte. Ballen, Koffer und anderes Reiſegepäck lag in zwei großen Haufen unordentlich aufgethürmt, und dazwiſchen reiheten ſich in geduldiger Faſſung ungefähr zwanzig Perſonen, verſchiedenen Alters, Standes und Glaubens, den Augenblick der Abfahrt erharrend. Es dauerte lange, bis die ſchwankende Maſchine ſich in Bewegung ſetzte. Endlich um drei Uhr Nachmittag wurde das Schwanken etwas ſtärker, und ohne daß wir es eigentlich merkten, waren wir vom Lande abgeſtoßen und ſchwammen auf dem Rücken der Elbe zum Baume hinaus. Mein Nachbar bemerkte, daß wir faſt Windſtille hatten, und mithin hoffen durften, recht lange auf dem Waſſer zu bleiben. Eine trübſelige Hoffnung; da in dieſer Jahreszeit der frühhereinbrechende Abend gewöhnlich ſchlechtes Wetter mitzubringen pflegt.

Als wir uns im äußern Hafen befanden und nun, Altona gegenüber, den Blick zurückſandten, überraſchte uns die großartige Anſicht des nördlichen Ufers, das, beide Städte in der Mitte, eingefaßt von einer auf mehre Stunden ausgedehnten Kette geſchmackvoller Villen und Gärten, ſich in ſeiner ganzen Herrlichkeit zeigte. Bei Altona bogen wir in den ſogenannten Köhlbrand, einen Elbarm, der ſich zwiſchen den Inſeln: Wilhelmsburg, Moorburg u. ſ. w. hinzieht, die uns nur flache Ufer und einige ſchlechte Fiſcherwohnungen präſentirten. Man zeigte uns die Stelle, wo Davouſt's Rieſenbrücke einſt beide Ufer verband. Ich verſtehe nichts von der Nautik, und war daher nicht im Stande zu beurtheilen, ob die vielfältigen Manöver mit Segeln und Tauen, bei dem Durchſchiffen der vielen Krümmungen zwiſchen den Inſeln nöthig waren, ſo viel aber darf ich behaupten: daß ſie die Paſſagiere höchſt beläſtigten. Wer nicht auf's Commando ſich ſchnell zu bücken verſtand, oder ſeinen Hut abnahm, konnte einen derben Stoß erwiſchen oder jenen in's Waſſer fallen ſehen. „Nicht die Schweine fährt man bei uns ſo zu Markte,“ ſagte ein Amerikaner, der zum erſten Male, wie ich, dieſe Reiſe mitmachte.

Unſer Fahrzeug drehte ſich nach allen Windgegenden, und wir kamen aus dieſem Labyrinthe von Fluß und Inſeln nicht heraus. Nie iſt mir eine Waſſerfahrt ſo peinlich und langweilig vorgekommen, und Harburg iſt doch ſo nahe, daß man es mit Hilfe eines guten Fernglaſes

vom Pinnasberge oder Altona, mit ſeinen rothen Dächern und gelben Häuſern ganz deutlich herüberlugen ſieht.

Der Abend dunkelte; der Nebel ſtieg und der Wind blies heftiger, als wir endlich den breiten Strom wieder gewannen, der im Gegenſatze zur Norderelbe bei Hamburg, die Süderelbe genannt wird, und das hannöverſche Ufer beſpült. Der heftige Wind war jedoch kein günſtiger, und die Fahrt wollte noch immer kein Ende nehmen. Wir ſchwammen ſtark ſchaukelnd, frierend und hungernd auf der Elbe, die hier die Ufer überſchwemmt hatte und vollkommen einem Meere gleich ſah; die Schiffer arbeiteten unter Geſchrei und Fluchen; man wußte nicht ob das immer ſo ſeyn müſſe, oder ob es ſich blos auf dieſe Ueberfahrt beziehe und irgend eine Fahrläßigkeit andeute. Einer der Paſſagiere nahm hieraus Gelegenheit, die Fälle herzuzählen, wo ſich mit dem Ever Unglück zugetragen. Einmal, auch gerade an einem Weihnachtabend, war der Ever mit neunzehn Paſſagieren umgeſchlagen, die ſämmtlich ertranken. Ich zählte mechaniſch die Köpfe, und fand die gleiche Summe, da zwei von uns ſich bei Wilhelmsburg hatten an's Ufer ſetzen laſſen. Dieſe Erzählungen und Betrachtungen erfriſchten unſere Stimmung nicht eben auf die angenehmſte Weiſe; zudem nahm der Wind zu, und die Bemühungen, in den Canal bei Harburg einzulaufen, brachten ein größeres Schwanken des Evers hervor. Endlich erblickten wir ein hohes, ſchwarzes Gebälke vor uns, und zugleich hörten wir in der Nähe eine Uhr ſchlagen. Wir zählten neun. Das Gebälke aber war die Schleuſe am Harburger Canal, und die Uhr ſteckte in dem Harburger Thurm und hatte unſere Erlöſungsſtunde verkündet.

Nach einer Viertelſtunde ſtießen wir an ein ſchwarzes, kothiges, nur von den Laternen, welche einige Leute in den Händen trugen, beleuchtetes Ufer. Wir hatten mithin nicht weniger als ſechs Stunden auf dem Waſſer zugebracht.

Es herrſchte damals große Finſterniß an der hannöver'ſchen Küſte. Die erſten Hannoveraner, welche ich hier ſah, drängten ſich mit Ungeſtüm auf unſer Fahrzeug, um ſich unſerer Effecten zu bemächtigen. Sie riſſen und rafften alles an ſich, und fragten weder nach dem Eigenthümer, noch darnach, ob das Gut zur Poſt oder nicht gehöre. Mit Ungeduld ſah ich dieſem wirren Treiben zu, denn ſo ſehr es mich auch drängte, das warme Zimmer zu ſuchen, ſo konnte ich mich doch nicht entſchließen fortzugehen und meinen Koffer auf den hannöver'ſchen Poſtwagen packen zu laſſen, während ſein Beſitzer den Weg nach Bremen einzuſchlagen gedachte. Das alte Luſtſpiel, „die Reiſe zur Hochzeit,“ welches ich erſt vor wenigen Tagen in Hamburg trefflich geben geſehen,

lag mir noch zu ſehr im Gedächtniß, als daß ich nicht allen Reſpect vor ſolchen Verwechſelungen haben ſollte.

Endlich hatte eine der dunkeln Geſtalten meinen Koffer und Nachtſack auf die Schulter geworfen, und ich durfte ihr ruhig und vertrauend zur offenen Thür des Gaſthauſes nachſchlendern, aus deſſen Küche ein freundliches Feuer herleuchtete. Schon freuete ich mich des wärmenden Ofens und einer kräftigen Suppe in Gedanken, als ich abermals einen unangenehmen Aufenthalt zu beſtehen hatte. Ehe ich nämlich die Stufen zur Hausthüre hinanſtieg, umdrängten mich viele Kerle in Mänteln, mit Peitſchen in der Hand, welche Alle die größte Luſt zeigten, mich zu entführen. Wohin war ihnen gleich. Ich entriß mich nur mit Mühe ihrem Ungeſtüm, und ſagte, wenn eine Retourgelegenheit nach Bremen da ſey, ſo wolle ich ſie miethen, jedoch nur im Hauſe drinnen, und nicht hier auf der Straße. Ich müſſe, um den Handel abzuſchließen, mich erſt erwärmen und ſtärken, denn, nach den Geſetzen meines Landes, könne ein Halberfrorener und Hungriger keinen gültigen Vertrag abſchließen.

Mit dieſen Worten eroberte ich denn Stufen und Hausthüre, und befand mich hierauf bald im Hauſe des Heils, im warmen, kleinen, niedrigen Stübchen, das gut erleuchtet und von angenehmem Speiſeduft durchzogen, nichts zu wünſchen übrig ließ, als etwas Elaſticität, denn es war augenfällig zu klein für die Menge, die der Bauch des Coers und die Kaſten einiger durchreiſenden Diligencen hiehergebracht, und die noch von den gewöhnlichen Gäſten, den Honoratioren Harburg's verſtärkt wurden.

Mit weithinſpähendem Auge war es mir nicht möglich ein günſtiges Plätzchen zu finden, und nur der Güte eines meiner Leidensgefährten vom Coer, der hier bekannt war, verdankte ich es, durch die Reihen brummender Gäſte, an ſeiner Seite mich einklemmen zu dürfen. Allein kaum hatte ich hier Raſt gefunden, als ich abermals durch die winkende Geſtalt eines jener bemäntelten Kerle aufgeſchreckt wurde, der wie ein Mörder bei Macbeths Gaſtmahl, unter der Thür erſchien, und mir Zeichen machte und das Wort Bremen zurief. Ich ſchnitt ihm ein barſches Geſicht und ſagte laut, er möge mich in Ruhe laſſen, aber er beharrte in ſeiner Stellung, und fing an ſich kläglich und mitleidig zu gebehrden.

„Was will der Menſch von mir?“ fragte ich meinen Nachbar.

„Sie reiſen wahrſcheinlich nach Bremen, und dieß iſt ein Kutſcher von dort, mit dem ſie wohlfeilen Kaufs fertig werden können,“ war die Antwort.

„Er wird mir aber doch wohl geſtatten, vorerſt etwas zu eſſen, ehe ich mit ihm wegen der morgenden Abreiſe unterhandle," bemerkte ich.

„Davon kann nicht die Rede ſeyn," erwiderte mein gefälliger Nachbar; „dieſer arme Teufel iſt gewiß ſchon zwölf Stunden hier, und länger dürfen fremde Kutſcher in Harburg ſich nicht aufhalten. Sie müſſen fort, mit oder ohne Ladung. Dieß kommt dann unſern Kutſchern manchmal zu Gute, wie Sie leicht denken können. Wahrſcheinlich iſt ſeine Stunde nun abgelaufen, und deßhalb ſchneidet er die kläglichen Mienen. Ich rathe Ihnen, ſich mit ihm zu verſtändigen, denn Sie kommen wohlfeil vom Wege, und ich kenne den Kutſcher und ſein Zeug noch überdieß als gut und verläßig."

Was war zu thun? ich drängte mich bückend und um Verzeihung bittend wieder durch die in einander eſſenden und qualmenden Reihen, trat hier einen Hund, dort ein Hühnerauge, und gelangte endlich zu meinem Mann unter die Thüre, der ſich jedoch ſogleich zurückzog, und, als ob er mir einen Hinterhalt legen wollte, mich in die finſterſte Ecke des Hausflurs zog.

„Was iſt's? was ſoll's?" rief ich überraſcht.

„Nicht ſo laut," bat der Kutſcher. „Ich darf eigentlich gar nicht mehr hier ſeyn, und wenn es einer von den Andern hört, was wir hier ſprechen, ſo muß ich noch Strafe zahlen obenein. Zum Glück iſt der Oberkellner mein Freund. Darum, Herr, wollen Sie für einen Friedrichsd'or nach Bremen, ſo beſinnen Sie ſich nicht lange, und kommen Sie hinaus an die Brücke, wo ich mit meinem Gläſerwagen halte."

Ich ſtand verſteinert. Noch dieſe Nacht, und zwar in dieſem Augenblicke noch fort, und nicht einmal vom Hauſe abgeholt, ſondern bis an die Brücke hinauslaufen müſſen, und welche Brücke? wie ſollte ich ſie finden? Auf der andern Seite aber die Ausſicht, am andern Tage ſchon bei guter Zeit meinen Einzug in Bremen halten zu können, und um ſo billigen Preis hinzukommen! Dieß gab den Ausſchlag, und ich willigte ein. Nur eſſen wollte ich, und meinen Kutſcher dann vor dem Weichbilde Harburgs einholen, das den Uebertreter ſeiner Geſetze nicht mehr in ſeinen Mauern dulden wollte. Die Sache hatte allerdings etwas Myſteriöſes, allein es war ein Verbrechen von der gutartigſten Sorte; dieß tröſtete mich.

Den Kutſcher hörte ich mit ſeinen ſchweren, benagelten Stiefeln, freudig, wie es mir ſchien, durch die Nacht forteilen, und ich begab mich wieder in's Zimmer, um ſchnell einen ſtärkenden Imbiß zu nehmen. Zum Glücke hatte eine ſo eben abfahrende Diligence gleich einer

Kartätſche, Lücken in die Reihen gebrochen, und ich durfte meinen beſchwerlichen Eiertanz von vorhin nicht wiederholen.

Wer von meinen ſüddeutſchen Leſern an jenem Abende in Harburg einen üppigen Speiſezettel, wie er in Oeſtreich, Baiern, Schwaben und am Rhein uns an den Wirthstafeln entgegenlächelt, erwartet hätte, würde ſich gleich mir bitter getäuſcht geſehen haben. Von Flüſſigkeiten war rother und weißer Wein, Thee und Caffee zu haben, allein die feſten Speiſen beſchränkten ſich auf eine gebratene, mit Kaſtanien gefüllte Gans, oder vielmehr, da alle die Hungrigen, die da geweſen waren, ſich mit derſelben Speiſe geſättigt hatten, und für die Hungrigen, welche nachfolgten, auch nichts Anders vorhanden war, aus vielen gebratenen und auf gleiche Weiſe mit Kaſtanien gefüllten Gänſen. „Wie? keine warme, kräftige Suppe?“ fragte ich, nicht ohne einige Beſtürzung. „Wir eſſen hier Abends nie Suppe;“ war die ziemlich barſche Erwiderung. „Gut, die Harburger!“ wagte ich zu bemerken, „allein es kommen ja vielerlei Nationen hier wohl zuſammen.“ — „Für die iſt geſorgt, die trinken Thee.“ — Und damit mußte ſich meine Suppenluſt zufrieden geben. „Wie iſt es möglich,“ ſprach ich ferner, „daß Sie hier, im Angeſichte ſo vielen Waſſers, nicht auf Fiſche bedacht ſind?“ — „Die haben wir alle Tage, daraus machen wir uns nichts.“ — „Gut, aber Andere, die weit hergereiſt kommen, dürften doch manchmal Verlangen darnach tragen,“ bemerkte ich wieder beſcheidentlich. — „Das ſind die Herrſchaften mit Extrapoſt, die ſich aufhalten können; die Eilwägen müſſen ſchnell expedirt werden, und ihre Paſſagiere haben nicht Zeit, Fiſche zu eſſen, und dabei an Gräten zu erſticken.“

Ich ſah, daß ich gegen ſolche norddeutſche Suade nicht ankämpfen konnte, und ergab mich in mein Schickſal. „Alſo in Gottesnamen denn,“ rief ich, „her mit der Gans, wenn ich gleich im Voraus weiß, daß ich mir daran den Magen verderbe.“

Und ſie kam — oder vielmehr, ſie wurde gebracht; eine Gans, wie man ſie im Süden nicht kennt; groß und fett und vollgeſtopft mit Aepfeln und Kaſtanien und Roſinen und Mandeln, und dabei gebraten mit einer Sorgfalt, die mich nur bedauern ließ, daß ſie an eine Gans verſchwendet war. Ich wagte nicht viel davon zu mir zu nehmen, und da eine Taſſe Thee zur Gans mir nicht munden wollte, ſo verließ ich ungeſättigt und unerwärmt das ungaſtliche Gaſthaus zu Harburg, und trat unter die Hausthür, um meinen Stern anzuflehen, der mich zur Brücke zu meinem harrenden Wagen bringen möchte. Der Stern ſtellte ſich mir ſogleich als Laternjunge dar, den der ſorgliche Kutſcher abge-

ſendet hatte, mich zum Orte des Stelldicheins zu bringen. Zum Glücke war es nicht weit, und die Laterne that ihre guten Dienſte. Ich hatte mich bald in einen Winkel des Wagens gedrückt, die Fenſter in die Höhe gezogen, und die Augen geſchloſſen, und nun raſſelte und rumpelte mein Fuhrwerk über die ſchlechte Straße durch die Nacht hin. Nach und nach gewöhnte ich mich an dieſe Bewegung, und konnte die Gegenwart verſchlafen. Mein Glück war jedoch nur von kurzer Dauer. Der Wagen hielt, und ſein Lenker ſaß ab und öffnete den Schlag.

Nach einigen nicht unerheblichen Flüchen erfuhr ich, daß im letzten Dorfe, wo der Kutſcher abgeſtiegen, um in der noch unerleuchteten Schenke einen Schnaps zu trinken, die Peitſche, aller Wahrſcheinlichkeit nach, liegen geblieben war. Er müſſe nun zurück, um ſie zu holen. Mein Einwenden, daß ich ihm eine neue Peitſche in Bremen kaufen wolle, half nichts; ohne Peitſche könne nicht gefahren werden, zumal bei Nacht, behauptete er; man wüßte ja nicht was vorfiele u. ſ. w. Endlich ergab ich mich, und geſtattete ihm ſeine Peitſche zu holen, indem ich mich ſogleich wieder in meinen Winkel drückte, und die Augen ſchloß. Allein um meine Erlaubniß war es dem Kutſcher gar nicht zu thun geweſen, er wollte daß ich ausſteige, um die Pferde indeß zu beobachten, d. h. den Zügel zu halten. Mein Weigern half nichts; ich mußte hinaus, und bald ſtand ich im flatternden Mantel, auf der norddeutſchen Haide, von tiefer Nacht umgeben, die pruhſtenden und keuchenden Pferde haltend, da, ein oſſianiſches Bild. Der Wind pfiff aus allen Richtungen, und Regen und Schnee rieſelten nieder, aber der Kutſcher kam in einer halben Stunde noch nicht wieder. Ich ſpähte mit Sorgfalt, ob ſich denn nirgends ein Licht zeige, um dahin den Wagen zu lenken; ich erwartete jeden Augenblick Menſchen, die des Weges ziehen würden, ſelbſt unheimliche Geſtalten wären mir recht geweſen; aber nichts zeigte ſich. Dieſelbe untröſtliche Dunkelheit umgab mich, und nichts Lebendes ließ ſich ſpüren. O wie traurig ſind dieſe nordiſchen Einöden! Es iſt ein verzweiflungsvoller Gedanke, dort zu reiſen. Wie gedachte ich da Euer, liebliche Thäler und Hügel Süddeutſchlands, wo die belebte Straße ſich überall zeigt, und die heimtrauteſten Weiler und Dörfer und Flecken verbindet, wo bei jedem Schritte ein rother Kirchthurm und freundliche Häuschen ſich zeigen, und die Hunde der benachbarten Höfe ſich bellend antworten, und man nie allein, ſich ſtets von Leben umgeben fühlt.

Endlich hörte ich Schritte durch das Waſſer des Weges patſchen; mein Kutſcher war's; ein derber Fluch, den er ſtatt der Entſchuldigung ausſtieß, brachte mir den unzweideutigen Beweis friſchgenoſſenen

Branntweins; er ſchwang ſich auf ſeinen Sitz, und überließ mir ſehr willfährig die Sorge, den Wagen von innen zuzumachen. Bald hatte ſich der alte Kaſten wieder in die rumpelnde und raſſelnde Bewegung geſetzt, und ein gütiger Schlummer ſenkte ſich auf mich hernieder. Als ich daraus erwachte, war es Zeit, am Wege den Morgencaffee zu nehmen.

Mittags kamen wir nach Rothenburg. Es war der erſte Weihnachtstag, und die Zimmer waren mit Klümpchen naſſen Sandes und gehackten Tannenzweigen beſtreut. Dieſe Sitte, die mich an meine Kinderjahre erinnerte, führt die Unbequemlichkeit mit ſich, daß man leicht fällt, wenn der Sand trocken geworden, und die Häufchen zertreten ſind, wie auch daß Flöhe dadurch geheckt werden. Die Tannenzweige hingegen geben ſolchen Zimmern, die nun eben für andere Bodenverzierungen, wie Teppiche oder Malereien ſind, ſich nicht eignen, ein anmuthiges Anſehen von Feſtlichkeit, und verbreiten einen überaus friſchen Waldgeruch, der mir lieblicher duftet als Pariſer Parfüm. Das Haus war weder geräumig noch beſonders reinlich, und ich war wieder zur gebratenen Gans verdammt, zu der ſich nur als Variante eine Schüſſel blauen Kohls geſellt hatte.

Ohne Abenteuer erreichte ich bei früh anbrechendem Abende das Thor von Bremen, wo ich nach Bezahlung eines nicht unanſehnlichen Entreegeldes meinen Einzug halten durfte. Es iſt auffallend, daß unſere deutſchen Republiken am längſten dieſen Gebrauch erhalten haben.

Bremen iſt eine Stadt, die Hamburg an Großartigkeit weit nachſteht. Das Treiben, das man dort bis zur ſpäten Nachtzeit in den Straßen antrifft, der laute Ausruf faſt aller zum Leben nöthigen Gegenſtände, die eleganten, glänzend erleuchteten Pavillons und Caffeehäuſer, das Alles findet man hier nicht wieder. Die Straßen waren ſtill und Abends wenig beſucht, nur ſelten begegnete man Equipagen und das harmoniſche Geläute von den Glocken-Thürmen tönte feierlich durch die Stille. Ich habe ſpäter manchmal die Stadt am ſpäten Abend nach allen Richtungen in ihrer ganzen Ausdehnung durchzogen, bis

„wo die letzten Häuſer ſtehen“

allein ich war ein einſamer Spaziergänger und mein Schatten mein einziger treuer Begleiter. Die Bremer wußten ſich viel mit dieſer Stille. Nach ihnen iſt Hamburg ein Neſt des Betrugs und der Unſittlichkeit; es iſt dort unrein und lärmend, während es in Bremen reinlich und ſtill iſt; ſie dulden keine Juden in Bremen. Nach allem dieſem ſollte man auf etwas Herrnhuterſinn ſchließen, auf Bigotterie und Pietismus, Philiſterei und kleinſtädtiſches Weſen.

Dieſer Schluß trügt nicht ganz, doch die alte, ſolide und reiche Hanſe ruht dabei auf tüchtigem Fundamente.

Während ich in Hamburg als Fremder zehn Mal täglich in einen Auſternkeller gehen konnte, und es Niemanden eingefallen war, darnach zu fragen, wird man in Bremen bald ſeine Bemerkungen daran knüpfen. Zuerſt wird es heißen: „Sieh' doch nur, wer mag denn wohl der fremde Mann mit dem ſchwarzen Schnurrbarte ſeyn, der heute ſchon zweimal hinüber zum Frühſtück ging; der muß einen guten Appetit haben."

Dann: „Er ſcheint ſich dort etabliren zu wollen; er geht ſchon wieder hin. Ei, ich muß mich doch unter der Hand erkundigen, wer es iſt."

Hierauf: „Ein Schriftſteller — hm, hm! der könnte auch ſparſamer leben! Etwas Solidität würde nicht ſchaden. Das Schlemmen nimmt ein böſes Ende."

Endlich: „Da iſt der ſchon wieder mit dem Schnurrbart; ſo trägt ſich kein ſolider, ordentlicher Menſch; an dem iſt nichts!"

Und damit iſt denn das Loos geworfen. Das einzige Mitglied eines bedeutenden Hauſes kann ſeine Bemerkungen nicht zurück halten, und ſteckt damit die ganze Familie an; dieſe überträgt den Stoff auf Freunde und Bekannte, und ſucht nun zufällig ein ſolcher Fremde etwas in der reichen Stadt, ſo kann er ſicher ſeyn, es nicht zu finden; will er Beſchäftigung, ſo iſt keine für ihn da; will er ſich amüſiren, die Häuſer ſind ihm verſchloſſen; will er tanzen, ſo findet er keine Tänzerin; ſpielen, keine Parthie.

Bremen iſt im Uebrigen höchſt comfortabel und elegant. Beides aber im Stillen; Comfort und Eleganz erſtrecken ſich mehr nach Innen als nach Außen. Alle öffentlichen Anſtalten tragen dieß Gepräge. Die Gaſthöfe ſind nach Außen keine Paläſte, aber im Innern entfalten ſie Alles, was der Reiſende zur behäbigſten Bequemlichkeit nur wünſchen kann. Die Wirthstafeln ſind mit den ausgeſuchteſten Speiſen beſetzt, und die Küche iſt einfach, engliſch, größtentheils au naturel. Da handelt es ſich nicht um Lückenbüßer, Gedankenſpähne und Streiflichter, womit oft die Redacteurs ſüddeutſcher Tafeln hungrige Gäſte bedienen. Da wird kein improviſirtes Hachis, keine Schüſſel mit Nieren oder Kalbsfüßen, keine Mehlſpeiſe aus alten Semmeln und ſonſtigen Brodüberreſten, mit Eiern überſchlagen, in die Reihe der Schüſſeln gedrängt, um nur die Zahl voll zu machen, gleich viel wie; da iſt Alles Fleiſch oder Fiſch aus einem Stück, klar, deutlich, jedem Auge ſchon im Voraus verſtändlich, noch ehe es dem Munde vergönnt wurde, ſich den

Begriff recht klar zu machen. Die Suppe iſt die reinſte, unverfälſchteſte, wie ſie nur die ſorgfältigſte Hausfrau bereiten läßt; ihre braune Farbe iſt Kraft und Stärke, nicht Schminke, die ein wenig Tafelbouillon oder etwas Bratenſauce, Beides dem Kenner unleidlich, ſo leicht zu Wege bringt. Das Stück Rindfleiſch iſt dick, ſchwellend, hoch, raſch gebraten, mit krachender Kruſte, doch im Innern den weichen Kern bergend, überfließend von rothem, warmem Herzblute; das Bild eines guten Charakters! Nun kommen die Fiſche in ihrer ganzen, ſcheuslichen Ungeſtalt. Der graue, hohe Kabeljau, der ſchlichte Holländer, der ſich an die Weſermündungen hin verirrt, unter deſſen einfachem Rocke ein feines, zartes Fleiſch ruht, und doch dabei kräftig, wie alle Bewohner des ſchönen, deutſchen Meeres; ferner die platte, plumpe Steinbutte, bicolor, faſt in Trauer, auf der einen Seite dunkelgrau, auf der andern matt-weiß; dieß iſt die holdeſte Bewohnerin der Gewäſſer, da ihrem Wohlgeſchmacke nichts gleich kommt. Es gab Zeiten, wo eine große, ſolide Steinbutte mit drei bis vier Louisd'ors bezahlt wurde. Mir iſt ein ſolcher Fall bekannt worden, wo während des Winters die Tafel des Herzogs von Cambridge bei einem Feſte damit beſtellt werden ſollte, und deßhalb Aufträge aus Hannover nach Bremen gelangt waren. Wenn nach den Fiſchen ſich das zahme Geflügel den Blicken zeigt, ſo wird man von der Größe und Dicke dieſer Hühner, Kapaunen und Poularden gewiß angenehm überraſcht werden; vor allen Dingen aber muß das Kalbfleiſch jedem unbeſtochenen Fremden gar lieblich entgegenleuchten. Dieſe Kälber, die wir doch in allen Ländern zur Genüge gekannt haben, und die uns in Süd-Deutſchland faſt unausſtehlich wurden, ſind hier ein eigenes Geſchlecht. Es ſind faſt Elephantenkälber, dem Umfange nach, und doch haben ſie dabei eine Zartheit, die an's Ueberirdiſche gränzt. Hier fängt das Reich des vortrefflichen Kalbfleiſches an, das dann immer mehr und mehr gewinnend, innerhalb Holland's Gränze, bei Gröningen etwa, zu einem Grade der Unübertrefflichkeit ſteigt, wie nirgends. Was nun aber zu dieſen ſchönen, auserleſenen Stoffen hinzugethan wird, Gemüſe, Saucen und dergleichen, trägt Alles den Stempel der Einfachheit und des guten Geſchmacks. Nicht ſelten werden edle Ingredienzien, wie Madera, Auſtern, Soya u. ſ. w. hiezu mit Profuſion verwendet.

Ich will aber ohne Scherz hiemit verſichert haben, daß eine Wirthstafel in der Stadt Frankfurt oder im Lindenhofe in Bremen, die beſte in Deutſchland iſt, daß ſie ſelbſt die geprieſenſten am Rheine weit übertrifft, und zwar aus dem einzigen Grunde: weil ſie keine Surrogate gibt, und nichts Uebereiltes, aber mit einem Ernſte und einer Gewiſſen-

Digitized by Google

haſtigkeit beſtellt wird, als gälte es jeden Tag, ein Feſt für Kenner zu begehen; dieß iſt aber der Charakter Bremens, wie er ſich in Allem ausſpricht. Wenn ich nun noch hier eines ſogenannten Round of beef erwähne, das eines Tages in der Stadt Frankfurt zu Bremen auf den Tiſch kam, ſo ſey es mir erlaubt, dieſes etwas lange Kapitel über die Bremer Küche damit zu ſchließen.

Ein Round of beef iſt nämlich ein Stück Rindfleiſch von achtzig bis hundert Pfund, das aus dem Hinterſchenkel ſo gelöſ't wird, daß der Knochen oben und unten durchſägt werden muß, und die ihn umgebenden Muskeln mit ihren Häuten in ihrer natürlichen Lage ganz erhalten werden. Es iſt einleuchtend, daß hiedurch das Fleiſch ungemein ſaftig bleiben muß. Es wird zum Pökeln in eine eigene Beitze gelegt, die theils aus Zucker, theils aus Salpeter beſteht, dann mit ſtarkem Bindfaden kräftig umſchnürt und ſo gekocht. Durch dieſe Compreſſion bewirkt man, daß das Fleiſch noch ſaftiger bleibt; denn ſobald es vor dem Auftragen aus dieſer Haft befreit wird, ſchwillt es empor, dehnt ſich aus, und wird unter den Augen der entzückten Sachverſtändigen erſt noch einmal ſo groß. Zu dieſer heroiſchen Schüſſel des edeln Albion werden fünf bis ſechs der feinſten, jüngſten Gemüſe der Jahreszeit ſervirt. Ich würde mißverſtanden werden, wenn ich „außer der Jahreszeit" ſchriebe, obgleich junge Erbſen im Jänner doch wohl ſo genannt werden dürften; allein bei einem feinen Mahle darf nichts hors de saison ſeyn, und hierunter könnten nur alte Erbſen oder Linſen im Juni verſtanden werden.

Von dem eleganten Comfort der Bremer wird man ſich ferner bei dem Beſuche ihres Muſeums ſehr bald überzeugen. Das Gebäude, mit Gas beleuchtet, die Räume mit Teppichen belegt, mit ſchönen Möbeln beſtellt, macht ſogleich einen freundlichen Eindruck. Man läßt ſich, während man die Zeitungen lieſt, eine Portion Thee reichen, und den Süd-Deutſchen, dem es nur in ſeinen Kneipen wohl iſt, überraſcht gewiß das ſchöne Porzellan, die Blume des Thees, den man nach Belieben ſelbſt miſcht und angießt und vor Allem, der durchſichtigſte, reinſte Candis, von dem eine gefüllte Büchſe dem Conſumenten hingeſtellt wird.

Dieß Alles wirkte auf mich ſehr angenehm ein, und ich vergaß darüber, daß in dem reichen Bremen faſt nur Gold curſirt, und daß ſein Thaler, aus zwei und ſiebzig Groten beſtehend, in ein Papierdütchen gewickelt, als etwas ſehr Unbedeutendes, gleichgiltig auf Treu und Glauben von Jedermann angenommen wird, ohne erſt gezählt zu werden. Wenn man aber ein ſolches Dütchen anbricht, ſo verſtreuen

ſich die kleinen, ſchmutzigen Groten gar leicht: „ſie fallen einem ſo eigentlich durch die Finger," und bei irgend einer Sache von Bedeutung muß man immer wieder ſeine Zuflucht zum rothen, blanken Golde nehmen.

Die Stadt iſt nicht ſchön gebaut; das Bedeutendſte ſind in dieſer Hinſicht die neuen Wallanlagen, die außer einem herrlichen Blumenflor und ſchönen Bäumen und Geſträuchen, auch daneben noch mit artigen, modernen Wohnhäuſern beſetzt ſind. Alles alterthümliche Bauwerk in der Stadt ſelbſt iſt nicht ausgezeichnet: ſo der Dom, die Ansgariikirche, das Rathhaus, Stadthaus u. ſ. w. Der Domplatz iſt weit und mit Bäumen beſetzt; in letzter Zeit dachte man daran, ihn mit einigen größern Gebäuden im modernen Styl zu ſchmücken. Die Rolandsſäule iſt ein Wahrzeichen der Stadt, ferner der Bleikeller und vor Allem der Rathskeller, mit ſeinen zwölf Apoſteln.

Jener, der Bleikeller, der ſo heißen ſoll, weil man dort die Orgelpfeifen gegoſſen, hat die ſeltſame Eigenſchaft, die Leichen zu conſerviren. Der ſcharfe Luftzug trocknet ſie aus, und ſie werden zu Pergament, über Knochen geſpannt. Für mich hat der Anblick ſtets etwas Abſchreckendes; man findet dergleichen auch in anderen Städten, wie z. B. in Straßburg. Von Intereſſe könnte ſo etwas nur dann ſeyn, wenn die Leichname von berühmten Perſonen auf ſolche Weiſe erhalten worden wären.

Eine intereſſantere Berühmtheit iſt jedenfalls der Rathskeller. Hier begrüßt man die ehrwürdigen Fäſſer, „die zwölf Apoſtel" genannt, mit altem Rheinwein gefüllt. Ein Tropfen des edelſten ſoll, wenn man Kapital und Intereſſen, Auffüllen edler Sorten u. ſ. w. berechnet, auf einen Ducaten zu ſtehen kommen. Geſchenke, die ſonſt mit dieſem Weine gemacht wurden, ſind nun ſeltener geworden; Aerzte bedienen ſich deſſelben manchmal als Stärkungsmittel ihrer Kranken. Für unſer jetziges Geſchlecht hat der alte Rheinwein ſeinen Nimbus eingebüßt. Man ſingt nicht „das Gold iſt nur Chimäre!" ſondern „der alte Rheinwein iſt Chimäre!" Man iſt endlich ſo klug, den Jüngern zu trinken, ehe er alt wird, und hat ſich vollkommen überzeugt, daß Knaben, die ſo eben erſt in's Jünglingsalter treten, neben Feuer und Kraft auch noch ſo viel Milde haben, daß ſie wonniger hinab fließen, als der alte, herbe Greis, der ſeine ſchweren Tropfen aus dem hundertjährigen Steingehäuſe hervorſickern läßt. Wer ſo glücklich war, die zarten Kinder vom Jahre 34 aus den glücklichen, ſonnigen Marken des Marcobrunners und Steinbergers, ächt zu ſchlürfen, wird ſich bei ihren heitern Spielen vollkommen begnügen, und nie nach der ernſten Unter-

haltung der ſauern zwölf Apoſtel des Bremer Rathskellers Verlangen tragen wollen. Jene Kinder ſind das Anmuthigſte und Herrlichſte, was der edle Rheingau erzeugt, und mit patriotiſchem Hochgefühle leert man den Römer, und bekennt mit entblößtem Haupte, daß unſer deutſcher Wein, in dieſer höchſten Blüte, die Krone aller Weine des Erdbodens iſt und bleiben wird! —

Wem etwas daran liegt, der möge wiſſen, daß der Freiherr von Knigge im Bremer Dome liegt, der ein zu ſeiner Zeit beliebter Schriftſteller war. Sein Buch „über den Umgang mit Menſchen" ward vor dreißig Jahren noch gern geleſen; wer kennt es heute? Es gibt eine philiſtröſe Anleitung, mit den Leuten zu verkehren; beſonders gaudirte mich in meiner Jugend Knigge's Ausſpruch: „mit Verliebten iſt vernünftiger Weiſe gar nicht umzugehen." Sein komiſcher Roman „die Reiſe nach Braunſchweig" iſt vor Kurzem der Vergeſſenheit entriſſen worden. Es wäre ſehr zu wünſchen, daß uns begabte Autoren jetzt mit ähnlichen Büchern beſchenkten, die eine ſo allgemeine, harmloſe Heiterkeit athmen.

Ein Fluß, wie die Weſer, wird jeder Gegend, und ſey ſie noch ſo eintönig, Leben verleihen können. Obgleich hier nichts, wie Moor und Haide iſt, ſo nimmt ſich doch dieſe lebhafte Waſſerſtraße herrlich aus. Beſonders intereſſant werden die Ufer bei Vegeſack, wo die reichen Bremer ihre Villen haben, mit Wieſen umgeben, und von ſchönen Gehölzen eingefaßt. Schöne Viehheerden und zerſtreute Gehöfte geben hier ein anmuthiges, landſchaftliches Bild.

Das Theater Bremens iſt nur unbedeutend; das alte Haus liegt auf dem Walle, und da die Stadt bis jetzt nichts that, um dem Unternehmer ſeine Mühe zu erleichtern, ſo wechſelt dieſer oft, und es iſt faſt ausgemacht, daß die meiſten mit Schaden abziehen müſſen. Zum Theil iſt wohl der Einfluß der Geiſtlichkeit dem beſſern Emporkommen der Schaubühne hinderlich. Bremen beſitzt viel religiöſen Sinn, und iſt dem beſchaulichen Stillleben mehr, als dem geräuſchvollen Vergnügen ergeben. Dazu kommt noch, daß ſich eine Stimmung bald im Allgemeinen geltend macht, da die Häuſer der Reichen und Vornehmen, was hier gleichbedeutend iſt, unter einander verwandt ſind.

Zu den berühmteſten Einwohnern Bremens war der Aſtronom Olbers zu zählen; ein freundlich ernſter Mann mit weißen Haaren, den man Abends im Muſeum finden konnte.

In keiner deutſchen Stadt iſt wohl die Sucht Clubbs zu organiſiren weiter verbreitet, als hier. Jeder Stand, jede Claſſe hat den ihrigen: von den erſten Kaufmannsfamilien und Rathsherren, bis zu

en Handwerkern; ja, ſelbſt die Dienſtboten glauben, ohne Clubb nicht eben zu können. Nur München, mit ſeinen geſchloſſenen Geſellſchaften nd abonnirten Bierkneipen, könnte hierin mit Bremen rivaliſiren; jedoch ritt der Unterſchied ein, daß in der reichen Hanſe Alles mit größerem Comfort und Glanze betrieben wird.

Bremen iſt bei der allgemeinen Verſchönerungsmanie unſerer Zeit nicht zurück geblieben; die Folge des langen Friedens. Das feſte, ſolide Handelsfundament dieſer Stadt, konnte durch die jüngſten Criſen nicht erſchüttert werden, und ſelbſt die Nordamerikaniſchen Stürme gingen faſt ſpurlos daran vorüber. Sie dienten zum warnenden Signale dem dortigen Handelſtande, noch vorſichtiger, wie bisher zu ſeyn. Schwindel kommt in Bremen nicht auf, wie in Hamburg, das troz ſeines Reichthums und ſeiner vielen, ſoliden Häuſer, doch durch ſeine Lage, ſeine Freiheiten und ſeinen Charakter auch vielen Abenteuerern das Spiel erleichtert. So ſchreitet Bremen nun ungeſtört und ſicher, aber eben ſo langſam, in ſeinen Verſchönerungen fort, und wer in zehn Jahren es nicht ſah, wird ſicher manche überraſchende Neuerung dort finden; ſeine ſtille Eigenthümlichkeit aber wird es nie verlieren; ein ihm urſprünglich angehöriger Dunſt wird es ſtets umgeben, wie er zur Herbſtzeit, aus den weiten, umherliegenden Mooren aufſteigend, ſeine alten Glockenthürme einhüllt, und ſich dann weit hinein in's Land bis an die Alpen der Schweiz, als räthſelhafter Höherauch verbreitet.

Google

Avignon.

(Aus dem Brief eines Reiſenden.)

— Der Süden Frankreichs iſt ein Land der originellſten Art, und gewährt denen, welche fremder Menſchen Sitte und Thun zu betrachten lieben, noch reiche Ausbeute, daher bilden auch dieſe Landſtriche einen eigenen Literaturzweig, archäologiſche, hiſtoriſche Schriftſteller, Agronomen und Finanzmänner haben dicke Bände über die Schätze geſchrieben, welche dieſe Herren nach ihren Fächern intereſſiren konnten. Ja wahrlich der Süden Frankreichs iſt ein reiches, gottgeſegnetes Land, mit einer Geſchichte, glühend und glänzend wie die Sonne, die es beſcheint. Laſſen Sie mich, verehrter Freund, Ihnen von einigen Orten und Gegenden dieſes Landes reden, deren Eigenthümlichkeit mich beſonders anzog.

Steigt der Wanderer von den unfruchtbaren Hügeln herab, welche im Oſten das Departement du Gard, das alte Languedoe umgeben,

Digitized by Google

dann durch fruchtbare Thäler den Ufern der Rhone zu, ſo überraſcht ihn, in ganz eigenthümlicher Weiſe, die erhabene Schönheit der großen Ebene, die mit dem allgemeinen Namen Graffſchaft belegt wird, und früher die Graffſchaften Venaiſſin und Avignon umfaßte. Ich glaube, dieſe Landſchaft iſt eine der ſchönſten der Welt. In Europa wüßte ich nur den Golf von Neapel und die Geſtade Conſtantinopels mit ihr zu vergleichen. Die Graffſchaft, das Comtat, wie ſie die Einwohner nennen, iſt in Nordweſten nnd Südweſten von den hohen, bläulichen Zacken der erſten Alpen begränzt, und die Durance wälzt ihre klaren Wellen durch dieſe große, grüne Ebene, um mit der Rhone verbunden, dieſe herrliche Landſchaft einzuhegen, daß man ſie einem Garten vergleichen ſollte, der, wie die alten Dichter erzählen, goldene Aepfel wachſen ſah und von Drachen bewacht wurde, welche ſchäumten und tobten, wie jene beiden Flüſſe.

Um nach Avignon zu gelangen, muß man über einen Arm der Rhone, auf einer engen, zitternden, von halbverfaultem Holze erbauten Brücke. Die alte Brücke, wie ſie heißt, iſt vor höchſtens dreißig Jahren erbaut worden. Der Strom reißt ſie regelmäßig alle vier oder fünf Jahre einmal fort, und dann wird ſie immer wieder mit großen Koſten aufgebaut; ihre Unterhaltung verurſacht große Koſten, welche eine ſteinerne, oder eine Kettenbrücke mindeſtens für das nächſte Jahrhundert nicht verurſachen würde. Die Stadt Avignon ſtellt ſich zu arm, auf ihre Koſten eine Brücke zu bauen, und die Regierung ſpielt auf alle Reclamationen der Preſſe, mit vieler Geſchicklichkeit, die Taube. Iſt man über die erſte Brücke, ſo führt eine Chauſſee, welche die Inſel de la Barthalaſſe in zwei Hälften theilt, an einen andern Arm der Rhone, an eine zweite Brücke, eine ehrwürdige Schweſter der vorigen und eben ſo armſelig als ſie. Von ihr aus tritt man unmittelbar in Avignon, in die alte Stadt der Paläſte ein, um die ein Gürtel der ſchönſten Wälle liegt.

Dieſe gute Stadt Avenio macht mit noch mehren ihrer provençaliſchen Schweſtern, ſehr ſtarke Anſprüche darauf, etwa 540 Jahre vor Chriſti Geburt, von eben jenen Phocaeern gegründet worden zu ſeyn, welche damals in der beſcheidenen Anzahl von achthundert Männern, Weibern und Kindern aus Phocis fortwanderten, und bei ihrer Ankunft im Lande der Gallo-Cavaren doch mehr als dreißig Städte und Dörfer erbauten. Will indeſſen ein Fremder in Avignon in Frieden leben, ſo möchte ich ihm nicht rathen, das Bautalent der alten Phocäer in Zweifel zu ziehen.

Avignons größte Eigenthümlichkeit iſt, daß es einer italiäniſchen, nach Frankreich verſetzten, Stadt gleicht, nur mit dem Unterſchiede, daß das Volk beweglich iſt wie Queckſilber. Die Hauptſtraßen ſind breit aber krumm, und die meiſten, welche der Mitte der Stadt ferner liegen, ſind öde, und zum Theil mit großen Gärten verſehen, welche Kirchen und Klöſter enthalten. In der Mitte der Stadt ſind die Straßen dagegen belebt und es treibt ſich in ihnen eine lebhafte, laut lärmende, über die Maßen bewegliche Bevölkerung umher. In den vormals von Edelleuten erbauten Häuſern herrſcht faſt überall eine monumentale Architectur vor, große Fenſter mit ſchweren Verzierungen, fein gearbeiteten Simſen, Gorgonaköpfen über den Thoren und Eingängen geben Zeugniſſe eines alterthümlichen Luxus, der unſerer Zeit ſo fern liegt, als die Verhältniſſe, aus denen er erblühen konnte. Bei einigen dieſer Häuſer iſt noch das alte Wappen des Geſchlechts, welches es erbaute und früher beſeſſen, über dem Portale des Haupteinganges ſichtbar. Faſt in allen ältern Häuſern in Avignon haben die Fenſter des Erdgeſchoſſes feſte Eiſengitter, ſo, daß ſie faſt einer Belagerung widerſtehen können. Vergeblich habe ich mich mehre Male nach dem Grunde dieſer eigenthümlichen Vorrichtungen erkundigt, welche in Staatsgefängniſſen allein von practiſchem Nutzen ſeyn können; Niemand war bereit, meine Neugierde zu befriedigen. Diebe ſind in Avignon nicht häufiger als auf andern Punkten der civiliſirten Welt; noch ſind ſie gewaltthätiger als dieſe Herren, die mit Nacht und Schlaf im Bunde, anderswo zu ſeyn pflegen; noch ſind hier ihre Feilen ſchärfer geſchliffen als an anderen Orten; jene überaus feſte Eiſengitter können alſo nicht lediglich aus Vorſicht wegen der Diebe vorhanden ſeyn. Vielleicht liegt in der Eiferſucht der Ehemänner von Avignon ein tieferer Grund dieſer Eiſengitter, und ſie ſind vielleicht in mancher Familie die Stützen, welche den ehelichen Frieden bewahren.

An jeder Straßenecke, namentlich in den lebhaften Straßen der innern Stadt, ſteht ein Madonnenbild in Stein, und mit ſchönen gothiſchen Verzierungen. Im Frühling ſchmückt das Volk die Madonnen mit Roſen und Lilien, im Sommer bringt das Volk ihnen Aehren und Früchte, im Herbſte bekränzt es ſie mit üppigen Weinreben; was aber kann des Volkes Frömmigkeit im Winter thun, dieſe heilige Gnadenbilder zu ſchmücken? Es umhüllt ſie mit Mänteln von Seide und Goldſtoff. — Hübſch anzuſehen iſt es, wenn die Bauersleute aus der Umgegend, an einem ſchönen Septembermorgen, nach Avignon auf den Markt kommen. Dann iſt der Piusplatz und die an ihn ſtoßenden Straßen, in einen wahren Garten verwandelt. Dann ſcheint der ganze Erndteſegen des Comtats auf dieſen Markt herniedergeregnet zu ſeyn;

Karren voll der herrlichſten Früchten, ſchön und ſaftig, und zum Genuſſe einladend, kommen aus allen Dörfern weit und breit. Hoch oben auf dem Karren, unter rieſigen Kohlköpfen, unter Früchten und Blumen thront ſtolz, wie eine Herzogin, und geſchmückt und Freude ſtrahlend, wie eine Braut, ein junges, meiſtens hübſches und zierliches Mädchen. Gewiß, ſie iſt nicht mit in die Stadt gekommen, um dem Manne, der die Ochſen oder das Pferd vor dem Karren lenkt, im Handel beizuſtehen, den er mit irgend einer Hausfrau oder einer Verkäuferin abſchließt, die alles erhandelt, was der Karren, außer dem hübſchen Mädchen, enthält. Nein, die Dorfſchöne kam in die Stadt, um ſich in ihrer anmuthigen Tracht und der Fülle ihres jugendlichen Reizes ſehen und ihren ſchlanken und doch vollen Wuchs, den ein ſchwarzes, an Bruſt und Armen mit Spitzen reich beſetztes Sammetmieder noch erhöht, ihre regelmäßig gebildeten Züge, den Glanz ihrer Augen, ihre reizenden und zärtlichen Blicke und den faſt einem phrygiſchen Helme vergleichbaren Kopfputz von den Stadtleuten bewundern zu laſſen, deſſen dunkelrothe Sammetbänder nur mit Mühe reiche Flechten halten, die an Schwärze Rabenfittiche noch zu übertreffen ſcheinen. So die Bewunderung Aller als einen ihr ſchuldigen Tribut erwartend, ſitzt das Landmädchen auf ihrem Karren da bis zu Ende des Marktes, ernſt und ruhig, ihrer Schönheit vollkommen gewiß, trotzig und doch ſichtbar erfreut über die Blicke der Vorübergehenden, die auf ihr weilen. Iſt der Markt zu Ende, ſo fährt ſie nach Hauſe, ohne von ihrem Karren herabgeſtiegen zu ſeyn.

Das Volk von Avignon iſt ſo wenig wie das Volk der meiſten Länder, das glücklichſte auf Erden, aber ſeine Thätigkeit und ſeine Heiterkeit beweiſen mindeſtens, daß es einen ziemlichen Vorrath Philoſophie für's Haus beſitzt. Die Frauen beſonders ſuchen in arbeitſamer Ausdauer und Beharrlichkeit ihres Gleichen. Nie wird man eine ältere Frau ohne Beſchäftigung ſehen, wohl aber oft Zeuge ſeyn können, wie Matronen mit dem Munde und nicht ſelten auch auf fühlbarere Weiſe mit der Hand ihre Töchter anfeuern. Die Töchter werden ſeltſamer und ſonderbarer Weiſe im ganzen Comtat „Katzen" genannt. Gewöhnlich iſt eine ſolche zweibeinige Katze thätig und fleißig, wie ihre Mutter, ſchön wie ihre Mutter es früher auch geweſen, und tugendhaft ebenfalls wie ihre Mutter, das heißt, ſo, daß ſie den Nachbarinnen zu allerhand Sagen und Geſchichten hie und da Anlaß gibt. Die Thürſchwelle eines jeden Hauſes, in dem Leute aus den niedern Stufen

der Geſellſchaft wohnen, iſt der Ort der Arbeit. Die Bewohner der Provençe leben in der ſchönen Jahreszeit viel mehr auf der Straße, als in ihren Häuſern. Die Häuſer dienen faſt nur als Schlafſtätten, auf der Straße wird geplaudert und gegeſſen, genäht und geſtrickt, der Roſenkranz gebetet, und Sittenſchilderungen der Nebenmenſchen unternommen, kurz auf der Straße leben und weben die Provençalen. Auf der Straße iſt es auch wo Liebeleien der jungen Leute ganz vorzugsweiſe angeknüpft und wieder abgebrochen werden, während das Rad dabei ſein Bündchen Seide abhaſpelt, und die Mutter Mions oder Margaridons nichts ahnend und ſehend, eine Geſchichte aus der Revolution oder von einem ſchönen Aufzuge zu den Zeiten der Vicelegaten erzählt. Dieſes Leben auf der Straße hat für den Fremden etwas ſehr Anziehendes und Tröſtliches; er ſteht nicht mehr ſo ganz allein, es iſt ihm, als finde er in der Menge, die ihr Geſchäft ſo harmlos auf der Straße treibt, Bekannte, ja ſelbſt Verwandte wieder, da er ſo leicht in das Geſpräch gezogen wird, das ſich da und dort in größern Kreiſen entſpinnt, und bald ſelbſt an Familienangelegenheiten Theil nehmen darf, die nichts weniger als geheim verhandelt werden. Es verbirgt ſich niemand vor dem Fremden, niemand läßt Mißtrauen gegen ihn blicken, vielmehr ſcheinen alle ein günſtiges Vorurtheil für ihn zu hegen, bekannt, ja befreundet mit ihm werden zu wollen. Der Fremde ſeinerſeits, den in Städten, wo er nur einige Stunden, höchſtens ein Paar Tage zu bleiben gedenkt, alles befangen zu machen pflegt, gibt ſich gern ſo ungewöhnlichen als heitern Eindrücken hin. — Avignon erinnert, beſonders in einigen Straßen, lebhaft an Molières Luſtſpiele, wo alles luſtig hergeht, und unter Gottes freiem Himmel betrieben wird.

So wird man auch höchſt ſelten Jemand in den Zimmern eines Caffeehauſes ſehen, alle Beſucher ſitzen auf freundlichen grünen Bänken um kleine Marmortiſche vor dem Hauſe. Hier iſt ſo recht der eigentliche Kampfplatz, das Schlachtfeld einer nie ermattenden Polemik, die bisweilen ſehr heftig, immer aber eigenthümlich und originell geführt wird. Da in Avignon die ganze Welt, die adelige wie die bürgerliche, die junge und alte in's Caffeehaus geht, ſo gewinnt dort die Politik höchſt eigenthümliche Nüancen, und es wird dort eine merkwürdige Sprache geführt, es werden dort Anſichten vertheidigt und beſtritten, denen mindeſtens der Reiz der Keckheit und Friſche nicht fehlt. Das Kind von Avignon, wie alt es auch ſey, und was auch im Leben aus ihm geworden, iſt von Natur Frondeur, und dazu geneigt, der Staatsgewalt

Steine in den Weg zu werfen, dabei nimmt in Avignon Jedermann Antheil an den Staatsereigniſſen, und beurtheilt die, welche am Ruder ſtehen, mit unerbitterlicher Strenge, und zwar aus zwei Gründen, erſtens laſſen ihm ſeine Arbeiten viel freie Zeit zum Denken und Pläne ſchmieden, und dann ſah ihn Avignon geboren werden. Aus Avignon gebürtig ſeyn, gilt im Comtate einem bedeutenden Titel gleich. Iſt Jemand in einem andern Orte Frankreichs geboren, der hat gut ein ſchönes Talent, ein bedeutendes Vermögen, einen glänzenden Namen geltend machen; er iſt nicht aus Avignon, und kann anderswohin gehen, ſich Anerkennung zu ſuchen. Karl V. zählte ſich zu den Bürgern von Gent, hätte er Luſt getragen ſich unter die Bürger der guten Stadt Avignon aufnehmen zu laſſen, ein wohlweiſer Rath hätte ihn vielleicht mit ſeinem Geſuche abgewieſen, es ſey denn, daß er Mitglied einer jener mit Worten ſo verſchwenderiſchen politiſchen Verbindung geworden wäre, die ihre Sitzungen in freier Luſt auf den grünen Bänken eines Caffeehauſes zu halten pflegen.

Die politiſche Meinung der Bewohner von Avignon iſt der beſtehenden Herrſchaft faſt durchgehends abgeneigt, ſie ſind entweder Royaliſten der übertriebenſten Art oder Republikaner, die ſich in allem Phraſenwerk ihrer Partei gefallen.

Die Geſellſchaft in Avignon iſt ganz dieſelbe, wie ſie es im Süden Frankreichs überhaupt iſt, mit dem charakteriſtiſchen Merkmale etwa noch, daß die höheren Claſſen der Bewohner des Comtates ſehr viel Neigung zu weltlichen Freuden tragen. Avignon war vormals eine Stadt, in der der Adel es ſich recht wohl ſeyn ließ, und die päbſtliche Herrſchaft legte dem Frohſinn nicht im mindeſten Feſſeln an. Seine Excellenz der Herr Vicelegat wußte mit ſeinen kirchlichen Aemtern gewöhnlich das eines Vicegouverneurs trefflich zu vereinigen, ſein Hof war zahlreich, und den Feſten, die er gab, pflegten ſchöne Damen nicht zu fehlen, die Anmuth und Liebenswürdigkeit, welche die Mitglieder des höheren franzöſiſchen Clerus ſtets ſo ſehr ausgezeichnet hat, herrſchte auch am Hofe des Vicelegaten vor, der zumeiſt aus Geiſtlichen, aber auch aus Beamten und Kriegsleuten beſtand. Der Palaſt, in welchem die als Stellvertreter von Rom geſandten Eminenzen reſidirten, war eine großartige und achtunggebietende Feſtung, wie ſie nur wenige Fürſten und Grafen des Mittelalters aufzuweiſen hatten. Ein ſpitzzulaufender Felſen bildet zur Hälfte die unbezwinglichen Mauern dieſer Burg, welche von Johann XXII. im Jahre 1319 gegründet, von Benedikt

XII. erweitert, und faſt neu aufgebaut, und von Clemens VI. 1349 vollendet worden iſt. Dieſer Palaſt iſt groß, wie eine Stadt, ſeine Mauern ſind ſo hoch, ſeine Zinnen ſo drohend, ſeine Hallen und Schwibbögen ſo kühn, daß ſie den Beſchauer mit unwillkührlicher Bewunderung erfüllen; an dem Palaſt ſind Fenſter, die oben zulaufen, wie Lanzenſpitzen, oben auf den Gipfeln der Thürme ſind Gorgonen und Thierköpfe mit weit aufgeriſſenen Rachen, daß ſie die Wolken anzugähnen ſcheinen. In dieſem Palaſte, der ſeinem Aeußern nach, einem für Rieſen erbauten Kerker gleicht, ſind vom vierzehnten Jahrhundert an, bis zur Revolution von 1789 ſich hohe Fürſten der römiſchen Kirche gefolgt, die eben ſo bemerkenswerth durch ihre zeitliche Größe, als durch die Macht und Schärfe ihres Geiſtes waren. Hierher ſind Fürſten gewallfahrt, um ſich von des Pabſtes Hand in Demuth mit der Herrſchaft ihrer Staaten belehnen zu laſſen, hierher kam König Robert von Neapel, Sohn Carls II., um aus den Händen Clemens V. ſeine Krone zu empfangen, dort war es auch, wo Ludwig von Cerda das Knie beugte, damit ihm Clemens VI. den goldenen Reif auf's Haupt drückte, der ihn zum Herrſcher der canariſchen Inſeln weihte. Um dieſelbe Epoche kamen noch viele Fürſten aus fernen Ländern herbei, Petris Fiſcherring an den Händen des heiligen Vaters zu küſſen: ſo Johann von Luxemburg, König von Böhmen, und ſein Sohn Karl IV., der ſpäter deutſcher Kaiſer wurde, und noch viele andere. Ja eines Morgens, erwähnen die Chroniken, kamen Geſandte des Königs von Armenien, und ſpäter Abgeordnete des großen Tatarchan. Doch von ihren feierlichen Einzügen, von dem Glanze, der ſie umgab, von der Feierlichkeit, mit der ſie aufgenommen wurden, weiß nur noch der Hiſtoriker zu erzählen; wer aber ſieht Avignons Thürme ragen, und gedenkt nicht Petrarcas, des edlen Sängers, der hier liebte und litt? War es nicht in Avignon, wo er im Kreiſe edler Damen ſeine Laura zuerſt ſah? Erſt Gregorius der XI. konnte ſich, wahrſcheinlich nur auf Antrieb und inſtändiges Dringen der heiligen Chatarina, dazu entſchließen, Avignon wieder mit Rom, der alten Hauptſtadt der chriſtlichen Welt, zu vertauſchen. Seit jener Zeit (1376) reſidirten nur noch Legaten oder Vicelegaten in dem Palaſte, den vordem der Päbſte Gegenwart geheiligt hatte.

Es iſt alſo nicht ſo ſehr überraſchend, daß alle Traditionen von alter Herrlichkeit eines Hoflebens, das in den Wogen einer vielbewegten Zeit untergegangen iſt, in Avignon ſich noch ziemlich friſch erhalten

haben, und daß man namentlich unter den dortigen Damen Individualitäten trifft, welche an Laura und die reizenden Gräfinnen und Edelfrauen des vierzehnten Jahrhunderts erinnern. Die politiſche Meinung der Ariſtokratie in Avignon iſt ſtocklegitimiſtiſch, gegen die Dynaſtie Orleans waltet ein Ingrimm in den Kreiſen der höhern Geſellſchaft, der um ſo komiſcher iſt, da er ſich als ein höchſt ohnmächtiger kund gibt. Und doch, eine merkwürdige Erſcheinung, hängen die ariſtokratiſchen Claſſen noch weniger an der ältern Linie des Bourbons, als ein Theil der Mittelſtände und des geringen Volks. Indeſſen iſt in Avignon wie in ganz Frankreich der Parteieifer und die Parteiwuth glücklicher Weiſe ſehr im Abnehmen. Die localen und mehr noch die perſönlichen Intereſſen haben manchen Schwärmer rauh genug in die Bahn des Beſtehenden und praktiſch Erreichbaren geworfen.

Der frühere römiſche Hof hat im Comtat mit Titeln ſehr verſchwenderiſch gewirthſchaftet; und Grafen und Herzoge, Barone und Edelleute im Uebermaaß geſchaffen. Indeſſen ſchadet das nicht mehr, da die Gleichheit mit eherner Hand alle Länder der alten Franken-Gallier berührt hat, ſo daß jetzt jedem der Ruhm durch eine tüchtige Individualität zu Theil werden kann, und Gegenwart und Zukunft allein Männern von großem Geiſte und edlem Herzen angehört.

Die ſchöne Hauptkirche von Avignon, deren Canonici Purpur tragen dürfen, gleich den Cardinalen, hat noch ihre ganze Alterthümlichkeit bewahrt, als ſitze Pabſt Clemens VI. noch auf ſeinem Throne in Notre Dame des Dons, und werde ſich nach geendigtem Gottesdienſte durch die großen, gothiſchen Corridors in ſeinen päbſtlichen Palaſt zurück begeben, um einen Botſchafter des römiſchen Kaiſers oder des Königs von Spanien in feierlicher Audienz zu empfangen. Und doch iſt jetzt nur ein Erzbiſchof die einzige apoſtoliſche Autorität, die mit ihrem Krummſtabe im Comtate herrſcht, ein Erzbiſchof, dem freilich eine Bulle des Pabſtes ſein Hirtenamt übergab, der aber es zu verwalten, einer Beſtätigung des Königs der Franzoſen bedurfte, und der ſeinen, für einen hohen Prälaten ſehr beſcheidenen Gehalt vom königlichen Schatze und aus den Händen des Generaleinnehmers des Departements de Vaucluſe erhält. Dem jetzigen Prälaten hat Avignon es zu danken, daß die Kirche Notre Dame des Dons noch ganz in alter Pracht erhalten iſt, und das Capitel ſich noch täglich in ſeinen rothen, hermelinverbrämten Gewändern zeigt, und in den alterthümlichen Kirchenſtühlen ſich zum Gebete niederläßt. Beſonders ſchön iſt der Kirchenſtuhl, in dem

der Erzbiſchof bei feierlichen Gelegenheiten Platz nimmt; er iſt von Marmor, faſt wie man die curuliſchen Stühle der Römer abbildet, ohne alle Bildhauerarbeit, aber von einem ſeidenen Baldachin, mit reichen, goldenen Troddeln überwölbt. Dieſer biſchöfliche Stuhl erinnert an die alten, byzantiniſchen Zeiten, wo ſich der Biſchof in ſeine cathedra, niederließ, um dort einen römiſchen Feldherrn zu hören, der ſeine heidniſchen Irrthümer abſchwur, oder die Gelübde einer ſchönen Büßenden entgegen zu nehmen.

Beim Heraustreten aus dieſer hiſtoriſch und künſtleriſch ſo merkwürdigen und ſchönen Kirche, wo unter Marmor die Päbſte des XIV. Jahrhunderts ſchlafen, wo Könige zum Gebete niedergekniet ſind, wo hie und da die moderne Kunſt, eine gehorſame und liebevolle Tochter, ihren Glanz und ihre Farbenfülle den alten Herrlichkeiten geliehen hat, wird das Auge unmittelbar vor dem Periſtyle unangenehm von einer geſchmackloſen Maſſe Holz und Stein berührt, die man ein Calvarium nennt. Aus Jeſus von Nazareth himmliſcher Geſtalt haben die ungeſchickten Steinmetzen einen plumpen Coloß gemacht. Vier ſchwerfällige, pausbäckige Geſtalten, deren jede eine Laterne trägt, knieen an den vier Ecken des Kreuzes und ſollen Engel vorſtellen.

Die ungeheueren Felsmaſſen, auf welche die Kirche und der Palaſt der Vicelegaten erbaut ſind, beherrſchen die Rhône und das ganze Comtat von allen Seiten, und bilden den Hauptpunkt eines der pittoreskſten Panoramen, die man nur ſehen kann. Es ſoll in den vorchriſtlichen Zeiten auf dem Felſen, da, wo jetzt die Kirche Notre Dame des Dons in die Wolken ragt, ein Bacchustempel geſtanden haben, und es wird erzählt, die Schiffer hätten, wenn ſie die Rhône hinab gefahren ſeyen, ſtets den Gott und ſeinen Tempel mit den Worten: Ave Jo begrüßt, woher dann der Name Avenio, Avignon, entſtanden ſey. Andere ſind dagegen der Meinung, der Tempel ſey von den Phocäern gegründet, und der Diana geweiht, und der Gruß ave Jo habe dieſer keuſchen Göttin gegolten, die in den griechiſchen Hymnen Jocheira, die Pfeile zu ſchleudern liebt (von ἰός Pfeil und von χαίρειν ſich freuen.)

Sie werden mir gewiß verzeihen, oder vielmehr mir danken, mein verehrter Freund, daß ich Ihnen nichts von einem armſeligen Bauwerke erzähle, welches ich beim Hinabſteigen von der Kirche und dem ehrwürdigen Palaſte ſah, und von dem man mir berichtete, es ſey das Theater der guten Stadt Avignon, und erſt vor wenigen Jahren erbaut. Der Architect, der den Bau geleitet, muß ſich in der That viel Mühe gegeben haben, eine ſo geſchmackloſe Façade zu erfinden. Neben

dem Theater ſteht ein alter Thurm, tour de l'Horloge wird er genannt, der in rein gothiſchem Geſchmacke erbaut iſt, und aus den ſpäteren Jahrhunderten des Mittelalters ſtammt, der ſchaut, wie höhniſch auf das läppiſche Gebäude herab, mit dem der unglückliche Baukünſtler eine Nachahmung des athenienſiſchen Odeons beabſichtigt hat, und das wie ein Guckkaſten ausſieht. Möchte uns doch der Himmel vor dieſen Baumeiſtern bewahren, die dem Staate ſchweres Geld koſten, und Wahrzeichen unſerer Geſchmackloſigkeit hinſtellen, die Jahrhunderte lang dauern, und uns zum Spotte der kommenden Geſchlechter werden laſſen.

Digitized by Google

Bakàla der Eulenſpiegel der Walachen.

Aus dem Walachiſchen wieder erzählt

von

Arthur Schott.

Vorbemerkung. Der Erzähler hielt es für eine Art Schuldigkeit, dem deutſchen Leſepublikum, bei dem der unübertreffliche Tyll Eulenſpiegel einen ſo groſsen und allgemeinen Beifall erlangte, deſſen walachiſchen Bruder, Bakàla, vorzuſtellen. Er würde es nicht wagen, denſelben zu empfehlen; denn Bakàla iſt Eulenſpiegeln gegenüber ein viel gröſserer Sünder; allein er baut dabei auf die Güte des Publikums, welches dem deutſchen Schalk ſo groſsmüthig verziehen hat.

Während Eulenſpiegel, vom Glück überall begünſtigt, ſeiner Schalkhaftigkeit in einer Reihe von polizeilichen Vergehen Luft macht, häuft Bakàla, vielleicht unter demſelben Himmelszeichen geboren, ein Verbrechen über das andere. Sein Hohn gilt hauptſächlich der Kirche und ihren Gebräuchen.

Digitized by Google

Spott, ein Hauptzug im Charakter des Walachen, ſpiegelt ſich allenthalben in den Erzählungen von Bakàla's Ränken und Schwänken. Hauptſächlich und am derbſten muß er aber das treffen, was der Wahrheit ſeines heiligen Glaubens, ſeiner Religion am unwürdigſten zur Seite ſteht; dieß ſind die oft ſo leer und geiſtlos ausgeführten Formen der Kirche, und ihre Handhaber, die Popen.

Dieſe Geiſtlichen ſind, ihrer Stellung im bürgerlichen Leben nach, zu ſehr mit ihrer Gemeinde verbrüdert, als daß ſie bei derſelben in großem geheiligtem Anſehen ſtehen könnten, und es iſt deßhalb nicht zu wundern, wenn Bakàla ſo gräßlich mit ihnen umgeht.

Der Erzähler begnügt ſich damit, am Schluſſe einige kurze Anmerkungen zu geben, die das aufklären werden, was dem deutſchen Leſer vielleicht undeutlich ſeyn mag.

Jàm im Banat.

Der Erzähler.

Kapitel I.

Wie Bakàla das Erbe ſeines Vaters erlangt und ſeine älteren Brüder leer ausgehen.

Es begab ſich, daß Einer ſtarb. Dieſer Eine hinterließ drei Söhne und eine Kuh. Ob die beiden älteren Brüder mit Namen verſehen waren, ſagt die Geſchichte nicht, der Jüngſte aber hieß Bakàla, zu deutſch „Sündiger."

Dieſe drei Söhne ſollten nun die Hinterlaſſenſchaft des Vaters theilen, wußten aber nicht, wie ſie dieſes mit der Kuh machen ſollten. Endlich wurde nach langem Hin- und Herrathen der Vorſchlag gethan, jeder von ihnen ſolle einen Stall bauen, dann die Kuh frei in die Mitte geſtellt, und dem zu eigen werden, in deſſen Stall ſie gehen würde. — Geſagt, gethan. — Die beiden ältern Brüder bauten ſich hübſche Ställe mit ſteinernen Wänden: Bakàla, dem dieſes zu mühſam wart, flocht ſich nur Wände von Reiſig und Laub. Als alles fertig war, wurde die Kuh zur freien Wahl in die Mitte geſtellt. Das Thier beleckte und beroch nur die Wände der ſteinernen Ställe, wandte ſich endlich aber doch zum dritten, und fraß dort mit Begierde das Laub von dem friſchen Reiſig, und erkor ſich Bakàlas Stall zu ſeinem Leibſtall. Nun hatte Bakàla gewonnen, die Kuh war ſein, und die Brüder konnten nichts darüber ſagen.

Kapitel II.

Wie Bakàla ſein Erbe an einen Baum verkauft, und ſich von ihm bezahlt macht.

Bakála war von Jugend auf ein unruhiger Kopf, der mehr vom Herumſchweifen, als von einem häuslichen Leben hielt. Darum nahm er ſich vor, ſeine Kuh zu verkaufen. Mit ſeinen Brüdern wollte er aber nicht handeln, weil er dachte: „Mit Fremden kann man beſſer handeln;" das heißt man kann von ihnen mit gutem Gewiſſen mehr fordern. Er nahm alſo ſeine Kuh und ging mit ihr fort. Endlich erreichte er einen Wald, in dem er auszuruhen gedachte, weil ein heftiger Sturm im Anzug war. Nachdem er die Kuh an einen Baum gebunden hatte, lagerte er ſich unter einer alten Tanne. Als er eine Weile geſeſſen, fuhr er plötzlich ſchnell auf und ſagte: „Ja!" Er hatte nämlich gemeint, die Tanne frage ihn: „ob dieſe Kuh feil ſey?" Die Tanne hatte jedoch nur geknarrt, weil der Wind ihren Gipfel hin und her beugte. — Die Tanne knarrte wieder, und Bakàla hörte ſie ſagen: „Wie theuer?" Seine Antwort war 20 Gulden. Jetzt knarrte die Tanne wieder: „Dieß iſt zu viel!" Bakàla blieb auf ſeinem Preis. Die Tanne handelte wieder und knarrte: „16 Gulden." Nachdem ſie beide noch eine Zeitlang hin- und wieder geredet hatten, willigte Bakàla endlich ein, ſagte aber: „Du mußt mich ſogleich baar bezahlen." Hierauf erwiederte die Tanne: „Heute kann ich nicht, hingegen morgen ganz gewiß." Der Verkäufer war dieß zufrieden, band die Kuh an die Tanne und ging heim. Als er nach Haus kam, fragten ihn ſeine Brüder, ob er ſeine Kuh verkauft habe, und wie theuer? Hierauf antwortete er ganz kurz und trocken: „Ja, um 16 Gulden." Als die Brüder wieder fragten: an wen? und er ihnen eben ſo trocken ſagte, an einen Baum, riefen jene verwundert: „Entweder lügſt du, oder biſt du verrückt." Auf dieſes gab Bakàla keine Antwort, ſondern er lachte nur ganz verſchmizt. Am andern Tage machte er ſich auf den Weg, und ging in den Wald zu der Tanne, welcher er ſeine Kuh verkauft hatte. Er erkannte ſie an dem abgeriſſ'nen Stricke, den die Kuh hier zurückgelaſſen hatte, um im Walde ihr Futter zu ſuchen. „Nun bin ich gekommen," ſagte er zu der Tanne, „um mein Geld abzuholen, gib mir's jetzt!" Die Tanne aber antwortete nicht, denn es ging kein Wind mehr, der ihren Gipfel hin und her beugte, drum konnte ſie auch nicht mehr reden. Bakàla ſchrie ſie noch ein Paar mal an; als

e aber durchaus keine Antwort mehr gab, ward er bös und ſchalt
e: „Weißt du, daß du betrogen und geſtohlen haſt, und daß man
Diebe beſtrafen muß?“ Mit dieſen Worten nahm er ſeine Axt, und
ieb die Tanne auf der Wurzel um. Als die Tanne raſſelnd zu Boden
ürzte, und ihre Wurzeln tief aus der Erde klafften, ſah er einen
roßen kupfernen Keſſel mit Geld drunter liegen. Hievon nahm er
ich ſeine 16 Gulden, und ging ſeiner Wege heim. Als ſeine Brüder
ahen, daß er das Geld habe, verwunderten ſie ſich ſehr, ſagten aber
veiter nichts darüber. —

Kapitel III.

Wie Bakàla auf's Geheiß ſeiner Brüder einen Popen todtſchlägt.

Als Bakàla in der Nacht ſchlief, ſprach ein Bruder zum anderen: „Höre! mir ſind die Reden des Bruders doch ſonderbar. Er iſt nicht betrunken und auch kein Narr, ich möchte doch wiſſen, woher er das Geld hat.“ D'rauf meinte der andere, daß es ihm auch verdächtig ſey, ſie wollen ihn am andern Morgen geradezu fragen. Am anderen Tage ſprachen ſie zu Bakàla: „Lieber Bruder, es iſt doch wunderbar, daß Du Deine Kuh an einen Baum verkauft haſt, aber noch viel mehr wundert uns, daß Dich der Baum bezahlt hat. Sag' uns doch die Wahrheit, und was das für ein ſonderbarer Baum iſt.“ Hierauf ſprach Bakàla: „Meine lieben Brüder, dieß will ich gern ſagen, ich will kein Geheimniß vor euch haben.“ Somit erzählte er ihnen Alles, was ihm mit dem Baume begegnet war, und wie er ſich von ihm bezahlt machte, auch ſetzte er hinzu, wie der Baum noch ſehr viel Geld habe. Ueber dieſe Erzählung freuten ſich die Brüder heimlich, und ſprachen: „Wie iſt unſer Bruder doch ſo dumm, daß er uns dieſes ſo offen erzählt, da er doch den Schatz für ſich allein hätte heben können!“ Sie gingen ihn nun darum an, mit ihnen zu kommen, daß ſie zu drei den Schatz holen, und unter ſich vertheilen könnten. Bakàla ging mit ihnen, und zeigte ihnen den Schatz, den ſie dann mit heim

nahmen. — Um ihn aber gleich zu vertheilen, ſandten die Brüder Bakála als den Jüngſten zum Popen, und baten um ein Fruchtmaaß, worin ſie das Geld meſſen wollten. Der Pope, ein alter, mürriſcher Mann, fragte Bakála: „Was willſt Du mit meinem Fruchtmaaß?“ „Ich will mein Geld meſſen,“ war die Antwort. Da gab der Pope Bakálen das Fruchtmaaß, und ſchlich ſich, als er damit fortging, nach, um heimlich am Fenſter zu lauſchen, was denn Balàla für Geld meſſen würde. — Während nun die drei Brüder über dem Geldmeſſen waren, bemerkte einer den Popen am Fenſter, da ſagte der Eine zu Bakála: „Geh' hinaus, und ſchlag' den Popen todt, daß er nicht wieder am Fenſter lauſcht.“ Flink ging Bakàla zur Thüre hinaus, und ſchlug den Popen, daß er niederſtürzte und ſogleich ſtarb; dann warf er ihn in einen Teich, der vor dem Hauſe war. Bakàla ging ruhig wieder in's Zimmer zurück, und ſagte lachend: „Der ſchaut nimmer herein!“ Die Brüder ahnten hiebei weiter nichts Schlimmes, ſondern dachten nur, er werde den Popen mit ein Paar Schlägen vertrieben haben. Endlich ſah einer den aufrechtſtehenden Bart des erſchlagenen Popen im Waſſer, und rief: „Was ſchwimmt doch wohl dort im Waſſer?“ Bakàla wandte ſich um, und ſagte ſchmunzelnd: „es iſt ein Bock, der ſich badet.“ Da lieſen die Brüder hin, denn es kam ihnen juſt nicht vor, als ob es ein badender Bock wäre, und erkannten zu ihrem Entſetzen die Leiche des Popen, der ſie ſo eben noch beim Geldmeſſen belauſcht hatte. Voll Angſt liefen ſie wieder heim, und fuhren Bakàla an, was er gemacht habe? „Kein Bock,“ ſagten ſie, „ſchwimmt im Waſſer herum, ſondern die Leiche des Popen, den Du erſchlagen haſt.“ „Hm!“ lächelte Bakàla boshaft: „Wenn's kein Bock iſt, ſo iſt's halt der Pope, ich ſchlug ihn todt, weil Ihr es geſagt habt.“ Da jammerten die Brüder, und fürchteten ſich, er aber ſagte: „Nun, den Popen können wir nicht wieder lebendig machen, wir müſſen alſo davon gehen, daß man uns nicht erwiſcht, ſonſt könnte es für uns Alle ſchlimm ausfallen.“ Jetzt fluchten die Brüder auf Balàla, und ſchalten ihn wegen ſeiner Dummheit, aber mehr konnten ſie nicht darüber ſagen, weil ſie ſelbſt ihn geheißen hatten, er ſolle den Popen todt ſchlagen.

Kapitel IV.

Wie Bakála mit ſeinen Brüdern auf einen Baum flieht, und zu einem Sack Weihrauch gelangt. —

Alles Reden und Schelten der Brüder half nichts, ſie mußten mit Bakála entfliehen, um nicht dem Gerichte in die Hände zu fallen. Sie rafften alſo in der Geſchwindigkeit ſo viel Geld als ihre Taſchen faſſen konnten, zuſammen, und flohen. Bakála nahm aber kein Geld, ſondern nur eine ſteinerne Handmühle mit, um Kukuruz zu Malaia und Mamalegat, darauf zu mahlen. Sie gingen den ganzen Tag über und kamen endlich Abends auf die Haide unter einen großen Eichbaum. Hier wollten ſie bleiben; weil ſie ſich aber fürchteten, ſchlug ihnen Bakála vor, ſich im Wipfel der Eiche zu verſtecken, und droben zu übernachten. Der Rath war gut, und bald ſaßen ſie alle bequem auf den Aeſten der Eiche, ohne daß man ſie von unten ſehen konnte. — Es ſtand nicht lange an, ſo nahte ſich ein großer Zug Bauern mit Vieh und Wagen, der ebenfalls unter dieſer Eiche Halt machte. Die Bauern ſpannten aus, und ließen ihr Vieh frei umher weiden, die Wagen aber führten ſie unter der Eiche zuſammen, damit ihre Fracht, im Fall es regnen ſollte, geſchützt wäre. — Als ſie zum Theile ſchon ſchliefen, und die andern ſich über dieß und jenes noch beſprachen, wurden ſie öfters durch herabfallende Dinge beunruhigt, von denen ſie ſich aber nicht erklären konnten, was es war. Bauern ſind etwas langſam und ſchwerfällig im Denken, und ſo kam es denn, daß ſie nicht näher unterſuchten was es ſeyn könnte und woher es käme, ſie ließen ſich in ihrer Ruhe nicht weiter ſtören. — Deſto unruhiger war aber Bakála, der zwar leiſe, aber unwillig zu ſeinen Brüdern ſprach: „jetzt wird mir die Mühle zu ſchwer zum Halten, ich laſſe ſie fallen." Die Brüder redeten ihm aber zu, er ſolle ſich nur noch bis zum Morgen gedulden, bis die Bauern unten fort ſeyen, ſonſt würden ſie alle drei verrathen. Bakála, dem nach einigen Augenblicken das Warten dennoch wieder zu lang ward, und der vielleicht ſeine Bosheit im Herzen ſo wenig, als die Mühle länger in der Hand halten konnte, achtete auf keine Vorſtellungen mehr, ſondern ließ die ſteinerne Handmühle hinabfallen. Glücklicherweiſe traf ſie keinen von den Schläfern unten, machte aber,

bis ſie von oben, durch alle Aeſte und Zweige hinabraſſelnd, auf den Boden geſtürzt war, einen ſolchen Lärmen, daß alle unten ſchnell erwachten, und, von einem paniſchen Schrecken ergriffen, ohne ſich mehr umzuſehen, nach allen Seiten hinaus flohen, indem ſie Vieh und Wagen im Stich ließen. Jetzt, dachten die Gäſte in der Eiche oben, iſt es Zeit, daß wir gehen, ehe dieſe wieder zurückkommen. Sie ſtiegen alſo eilends herab, und da ſie dieſes Abenteuer nicht ſo ganz umſonſt wollten beſtanden haben, durchſuchten ſie die Wagen, und nahmen ſo viel ſie tragen konnten, mit. Bakàla nahm, ohne lang zu ſuchen, einen Sack mit Weihrauch, der ſchien ihm nicht zu ſchwer und nicht zu leicht. Als die drei Brüder noch immer mit dem Abpacken der Wagen beſchäftigt waren, hörten ſie, wie ſich die entflohenen Bauern aus der Ferne wieder leiſe herbei ſchlichen, um zu unterſuchen, vor was ſie eigentlich ſo jählings geflohen waren. Jetzt galt es, zu laufen. Der Eine lief auf dieſe, der Andere auf jene Seite davon, ſo daß man von den beiden ältern Brüdern ſpäterhin nicht mehr erfuhr, ob ſie erwiſcht wurden, oder entflohen. Nur ſo viel iſt ſicher, daß Bakala mit dem Sacke Weihrauch entkam.

Kapitel V.

Wie Bakàla den lieben Gott geſund macht, und dieſer ihm einen alten Dudelſack ſchenkt.

Als Bakàla ſich auf ſeiner Flucht endlich in Sicherheit glaubte, gedachte er, Gott und ſich etwas Wohlgefälliges zu thun; er öffnete darum ſeinen Sack, ſchüttete allen Weihrauch auf einen Haufen, und zündete ihn an. „Was iſt das Wenige Weihrauch in der Kirche gegen dieſes Opfer?“ ſprach er zu ſich ſelber, und lachte; er ſtarrte dem Rauche, der ſich ganz gerade zum Himmel empor zog, nach, ſo weit

Digitized by Google

er ihn verfolgen konnte, da ſah er, wie ſich der Himmel öffnete, und ſein Opfer aufnahm. Hier ſaß Gott mit blaſſem, eingefallenem Antlitze auf ſeinem Thron, der winkte ein Paar Erzengeln, ſie ſollen Bakàla rufen. — Bakàla ward nun in den Himmel verſetzt. — Da richtete Gott ſich auf, und ſprach: „Bakàla, Dein Opfer war mir ein lieblicher Geruch, der mich von meiner Krankheit geſunden ließ. Ich will, daß Du Dir ein Geſchenk von mir erbitteſt.“ Bakala fürchtete ſich anfangs, wie er aber ſah, daß er mit Gott allein war, und zwar in einer Stube, wie ſie die Bauern haben, faßte er Muth und ſprach: „Weil es denn meines Gottes Wille iſt, ſo wähle ich hier dieſen Dudelſack.“ Mit dieſen Worten wies er auf einen alten Dudelſack in der Ecke, der von den Hühnern, die hier zu hauſen ſchienen, auf eine ſehr unmanierliche Weiſe zugerichtet war. Gott mußte lachen, und ſprach: „Aber Bakàla, wie kannſt Du Dir einen Dudelſack wählen, da ich doch viel ſchönere und größere Dinge zu geben hätte?“ „Es war von Jugend auf mein ſehnlichſter Wunſch, einen Dudelſack zu haben,“ erwiderte Bakala d'rauf, „darum, o lieber Gott, gib mir dieſen Dudelſack!“ Als Gott ſah, daß er durchaus von ſeinem beſcheidenen Wunſche nicht abzubringen war, gab er ihm den Dudelſack, und entließ ihn aus dem Himmel; Bakàla aber kehrte, bis in ſein Innerſtes vergnügt, mit ſeinem Geſchenk auf die Erde zurück.

Kapitel VI.

Wie Bakàla mit einem Popen einen merkwürdigen Contract macht, und ſich als Schäfer verdingt.

Nach langem Umherſtreifen wandte ſich Bakàla wieder einem Dorf zu, und ging in das Haus eines Popen. Als dieſer ihn fragte, was er wolle,“ ſagte er: „ich bin ein Schäfer, und ſuche einen Dienſt.“

Digitized by Google

Der Pope ſagte hierauf: „ich brauche einen Schäfer; aber wie viel willſt Du Lohn haben?“ „Ich ſehe mehr auf gute Menſchen,“ erwiderte Bakàla, „als auf großen Lohn; ich bin darum zufrieden, wenn ich gekleidet bin, und zu eſſen habe.“ „Gut,“ ſprach der Pope wieder, „Du ſollſt bei mir in Dienſt treten.“ „Das will ich!“ rief Bakàla, „nur müſſen wir zuvor einen Contract machen.“ „Gern,“ war des Popen Antwort, und der freute ſich heimlich, einen ſo wohlfeilen Schäfer bekommen zu haben, „gern, was für Bedingungen machſt Du noch?“ „Nehmt mir's nicht übel, verehrter Vater,“ hub Bakàla wieder an, „meine Sündenlaſt ruht ſo ſchwer auf mir, und ihr ſollt mir helfen, daß ich ſie abbüße. — Ich leide an einem ſchrecklichen Jähzorn, der mich ſchon zu vielen Unthaten verleitete. Ein alter Geiſtlicher, zu dem ich einmal in meiner Noth ging, gab mir nun auf, daß, wenn ich mich wieder einmal in einen ſolchen Zorn bringen laſſe, mir der, welcher mich ärgerte, einen Riemen aus meinem Rücken ſchneiden ſolle, dann würde ich gewiß beſſer werden. Ihr, geiſtlicher Herr ſollt mir nun ſchriftlich und vor Zeugen verſprechen, daß ihr dieß thun wollt.“ „Mit Freuden! Mit Freuden!“ rief der Pope auf Bakàlas Rede haſtig, und gedachte in ſeinem ſchlimmen Sinne, den Dummkopf will ich gewiß d'ran kriegen. „Aber,“ fuhr Bakàla jetzt wieder fort, „Ihr müßt dieſelbe Bedingung ebenfalls eingehen, damit es ein förmlicher Contract iſt, den wir ſchließen.“ Hierüber erſchrack der Pope und wollte lange nicht daran; als aber Bakàla ſagte, er wolle durchaus nicht anders dienen, ſagte er zu, und der Contract wurde ſchriftlich aufgeſetzt und vor Zeugen unterſchrieben. Beide, der Pope und Bakàla, bekamen eine Abſchrift, welche ſie zu ſich ſteckten. Dem Popen war es dabei nicht bange; denn er wußte, daß er die Geißel ſeiner Nachbarn war, und ſollte es ihm nicht gelingen, dachte er bei ſich, Bakàla zu ärgern, ſo würde gewiß ſeine Frau, die womöglich noch böſer war, nichts fehlen laſſen, den Schäfer tüchtig zu ärgern, und dann hätte er gewonnen Spiel. — Nachdem Bakàla gegeſſen hatte, nahm er ſeinen Dudelſack, und ging, die Schafe zu hüten. Auf der Weide begann er ſein Inſtrument zu ſpielen, aber kaum waren einige Töne erklungen, ſo fing ein Schaf um das andere an, zu tanzen. Hieran hatte Bakàla eine große Freude, und wurde in ſeinem Spiele immer eifriger, denn er dachte: „Ha! jetzt kann ich den Dudelſack noch nicht recht ſpielen, aber es muß eine Freude ſeyn, wenn ich einmal Meiſter darauf bin; dann werden die Schafe alle auch Tanzmeiſter werden.“ Abends trieb er endlich die Heerde heim, und der

Pope ſtand ſchon unter dem Thor, und erwartete ſie. Als er ſah, daß ſeine Schafe alle ganz abgemattet und mit leerem Magen heimkamen, fragte er: „Was iſt es denn mit den Schafen, daß ſie ſo matt ſind?“ Bakála entgegnete darauf: „Herr, ſie wollten alle draußen nicht freſſen, es ward ihnen zu warm.“ Der Pope verſtand nicht, was es wohl ſeyn könnte, und wie er ſah, daß die Schafe im Stall einen geſunden Hunger zeigten, beruhigte er ſich, und ſagte nichts weiter darüber.

Kapitel VII.

Wie Bakála den Dudelſack bläst, daß ſich die Frau des Popen zu Tode tanzt.

Mehre Tage hinter einander kamen die Schafe des Popen eben ſo erhitzt und ausgehungert nach Hauſe. Da wurde es dem Herrn zu viel und er ſchlich ſich den andern Morgen, als Bakála wieder austrieb, nach und lauſchte in einer Hecke von Schleedorn und wilden Roſen, was ſein Schäfer, dem er nicht recht traute, anſtelle. Obgleich Bakála ſeinen Herrn in der Hecke ſah, ließ er es doch ſich nicht merken, ſondern fing gelaſſen an, ſeinen Dudelſack zu ſpielen. Da ſah der Pope, wie ſeine Schafe alle anhoben zu tanzen, und nicht lange währte es, ſo mußte er ebenfalls tanzen. — Wie Bakála bemerkte, daß die Töne ſeines Inſtruments auf Menſchen dieſelbe Wirkung hatten, wie auf die Schafe, freute er ſich deſſen ſehr und blies immer ſtärker darauf los. Er ging näher zu ſeinem Herrn, ſtellte ſich ihm lachend unter das Geſicht und hatte ſeine herzliche Freude daran, wie ſich der geiſtliche Herr Geſicht, Bart und Kleider in der Dornhecke zu Fetzen tanzte. Dieſer brach in Scheltworte aus, da ermahnte ihn aber Bakála, hübſch fromm zu bleiben, ſonſt müſſe er ihm den Contrakt zeigen. Der Pope ſah nun wohl, daß er das Zornigſeyn ganz ſeyn laſſen müſſe und bat Bakála aufs dringendſte, mit ſeinem Spiele aufzuhören. Dieß ge-

ſchah erſt, als Bakàla vom Blaſen ſelbſt müde war. Der Pope ging jetzt heim, richtete ſeine Kleider wieder zurecht und erzählte ſeiner Frau, der neue Schäfer könne den Dudelſack ſo ſchön blaſen, daß ſelbſt die Schafe nicht mehr freſſen mögen, nur um die ſchöne Muſik zu hören, ja er ſelbſt habe ſich des Tanzens nicht enthalten können. Die Frau glaubte das Alles nicht und ſchalt ihren Mann, daß er ihr ſolche Dummheiten weis machen wolle. — Als Bakàla Abends mit den Schafen wie gewöhnlich heim kam und er mit ſeinen Geſchäften im Stalle fertig war, rief ihn der Pope in die Stube und ſagte zu ihm: „Höre, Bakàla, du ſollſt hier einmal deinen Dudelſack blaſen: meine Frau will nicht glauben, wie du ihn ſo vortrefflich ſpielen kannſt.“ Bakàla weigerte ſich anfangs, als aber ſein Herr durchaus nicht nachgab und ſich zwei große Steine an die Füße band, um nicht wieder tanzen zu müſſen, holte er ſein Inſtrument und ſpielte auf, während die Frau Popin auf dem obern Boden war. Dieſe hörte nun kaum die Muſik, ſo fing ſie an, auf's lebhafteſte zu tanzen und konnte gleich wie die Schafe auf der Weide und ihr Mann in der Dornhecke nicht mehr aufhören. Bakàla vermochte vor Lachen kaum fortzublaſen, als er ſo recht das Stampfen der Popin, die etwas ſtarken Umfanges war, vom Boden herab hörte. Er wurde immer beherzter und machte ſein Spiel immer künſtlicher, je toller die Sprünge ſeiner Herrin wurden; er blies immer heftiger und ſtärker, bis die Popin am Ende durch das Bodenloch herunter ſtürzte und todt liegen blieb.

Kapitel. VIII.

Wie Bakàla bei der Pomana's das Fleiſch mit drei Hundsſchwänzen zuſetzt und auf Befehl ſeines Herrn deſſen jüngſtes Kind reinigt und trocknet.

Die Popin war todt, ihr Mann durfte ſich aber wegen des Contrakts mit Bakàla nicht ärgern, und vielleicht war es ihm auch nicht

ſo beſonders leid. Um übrigens der Sitte zu folgen, veranſtaltete er eine anſtändige Pomana und ſtellte Klagweiber an, die um ſein verſtorbenes Weib jammern mußten: kurz er unterließ nichts, um ſeine anſehnliche Verwandtſchaft zufrieden zu ſtellen. Zum Leichenmahl ſetzte er drei Töpfe mit Fleiſch zum Feuer, die er ſeinen Gäſten vorſtellen wollte. Nun ſollte er aber zur Kirche gehen, um den Gottesdienſt zu halten: er rief darum ſeinen Knecht und ſprach zu ihm: „Höre, lieber Bakàla, ich gehe jetzt in die Kirche, um den Gottesdienſt abzuhalten, ſetze du indeſſen das Fleiſch ans Feuer und gib die drei Schwänze von chimpru; sellerie und merariu hinein. Wenn du dieſes gemacht haſt, ſo nimm mein Kind in der Wiege und reinige es, bis ich wieder zurückkomme.“ Bakàla verſprach Alles pünktlich zu beſorgen und ſein Herr ging beruhigt zur Kirche. — Als der Herr fort war, machte ſich Bakàla in den Hof und fing die drei Hunde ſeines Herrn, die hießen chimpru, sellerie und merariu, nahm ein Beil, hieb ihnen die Schwänze ab und legte ſie zu dem Fleiſche, wie es ſein Herr befohlen hatte. Als er ſah, daß ſie mit dem Fleiſch ruhig fortkochten, ging er in die Stube, holte das jüngſte Kind des Popen aus der Wiege, ſchnitt ihm die Kehle durch, ſchlitzte ihm den Bauch auf und nahm ſeine Eingeweide, dann wuſch er es rein aus und hängte es an einem Pflock in die Sonne, damit es trockne. — So hing es, da kam der Pope heim und fragte ihn, ob er gethan, wie er geſagt habe. Bakàla antwortete: „ja“ und zeigte ſeinem Herrn, was er zu dem Fleiſch beigelegt hatte. Der Pope war hierüber zornig, aber Bakàla deutete ſchmunzelnd auf ſeinen Rücken, da ward der Herr wieder ruhig und ließ ſchnell anderes Fleiſch in den Topf legen. Als der Pope weiter nach ſeinem Kinde fragte, ſagte Bakàla gelaſſen: „dort hängt es an einem Pflock, ich hab' es ausgenommen und ganz rein gewaſchen.“ Der Vater traute kaum ſeinen Augen und kaum vermochten ihn ſeine Knie mehr zu tragen, als er die Leiche ſeines Kindes am Pflock hängen ſah, dann rief er ſeinem älteren Sohn und ſagte zu ihm: „O komm mein Sohn, wir müſſen dieſes Haus verlaſſen; mag er es für ſich behalten, der Böſewicht: wenn wir länger bei ihm ſind, verdirbt er uns beide noch. Bakàla, der indeſſen vor die Thüre gegangen war, hörte dieſe Worte und ſprach zu ſich ſelbſt: „Sein Rücken iſt ihm doch lieb, daß er nicht böſe wird; ich will ihn auf ſeiner Reiſe begleiten, damit ich ihn ärgern kann.“

Kapitel XI.

Wie Bakàla ſeinen Herrn auf der Flucht in einem Sack begleitet und als ein Buch ſpricht.

Der Pope hatte indeſſen einen Sack mit Büchern — das Liebſte von ſeinem Hausrath — gerüſtet, den er mit ſich auf die Flucht nehmen wollte; als er aber hinausging, um noch einige Kleidungsſtücke zu holen, ſchlich ſich Bakàla in die Stube und ſchlüpfte in jenen Sack. Jetzt kam der Pope wieder, ſchnürte den Büchersack zu und ging dann mit ſeinem Sohne unbemerkt zu einer Hinterthüre ſeines Hofes hinaus. Nachdem ſie einige Zeit gewandert waren, kamen ſie an ein Waſſer, welches ſie durchwaten ſollten. Der Pope ging voran und der Sohn folgte ihm: da aber der Sack, welchen der Vater trug, ſehr ſchwer war, ließ er ihn ziemlich tief herunter und ein wenig ins Waſſer; da rief Bakàla ganz leiſe und ſanft:

„Lieber Pope, halt' doch höher,
daß wir nicht ins Waſſer fallen!“

Der Pope ſchaute ſich um und fragte ſeinen Sohn, ob er geſprochen habe; als es aber dieſer verneinte, watete er weiter. Bald war der Sack dem Waſſer wieder ſo nahe wie zuvor, da ſchrie Bakàla noch einmal:

„Lieber Pope, halt doch höher,“
daß wir nicht ins Waſſer fallen!“

Jetzt ſchaute ſich der Pope wieder um und fragte ſeinen Sohn, „ob er jetzt nichts gehört habe? dießmal bejahte es der Knabe und wiederholte die Worte, die er vernommen hatte. Der Pope war hierüber ſehr erſtaunt und rief aus: „O was muß das für ein ſehr ſchönes Buch ſeyn, das ſolche kluge Reden ſpricht! Gewiß iſt es jenes mit dem gelben Einbande!“ Als jetzt Vater und Sohn am andern Ufer auf dem Trockenen angelangt waren, konnte jener den Sack nicht ſchnell genug öffnen, um nach dem gelben Buche zu langen. Aber, o Schrecken,

wie er hineingreifen wollte, hüpfte Balàla leichten und munteren Sinnes heraus und freute ſich, bei ſeinem guten Herrn zu ſeyn. Der Pope freute ſich hierüber gar nicht, allein ärgern durfte er ſich auch wieder nicht.

Kapitel X.

Wie der Pope Balàla erſäufen will und ſeinen Sohn ins Waſſer wirft.

„Ich habe recht viel ausgeſtanden!“ fing Balàla an, als ſich alle drei bei dem Waſſer, durch welches ſie gekommen waren, zur Ruhe legten. „Faſt wäre ich in dem engen Sacke unter den Büchern erſtickt, beſonders wurde es mir bange, als es durch das Waſſer ging. Ach, ehrwürdiger Herr Pope, dieß alles litt ich, nur um bei Euch zu ſeyn!“ Der Pope machte hierüber ein ſehr verdrießliches Geſicht, hielt aber ſeine Wuth zurück und wandte ſich ab, als ob er nichts gehört hätte. Bakàla, der ſich ſeiner Bosheit freute, legte ſich vergnügt auf ein Ohr und fing alsbald an, tüchtig zu ſchnarchen, insgeheim aber dachte er bei ſich, (denn er ſtellte ſich nur als ob er ſchliefe;) „ich muß doch hören, was der Pope für eine Freude an ſeinem treuen Knechte hat.“ Der Pope, in der Meinung, Balàla ſchlafe feſt, ſagte zu ſeinem Sohn: „Höre mein Sohn, Balàla muß ſterben, ſonſt bringt er uns beide noch um.“ Der Knabe erſchrack über dieſer Rede und ſprach: „Wie wollen wir aber über dieſen baumſtarken Miſſethäter Herr werden?“ „Das will ich dir ſagen, erwiderte hierauf der Pope, wir legen uns dieſe Nacht hart neben ihn und geben ihm ſo gegen Morgen, wenn er in den tiefſten Schlaf verſunken iſt, einen tüchtigen Stoß, daß er in das Waſſer fällt neben welchem er liegt; dort wird er ſeinen gerechten Lohn finden. „Gut“ entgegnete hierauf der Knabe, „ich will dir, mein Vater, behülflich ſeyn.“ Nun legten ſich beide neben ihn, um zu ſchlafen, der Knabe neben Bakàla und der Vater neben ſeinen Sohn, Bakàla aber war der nächſte am Waſſer. Als der Pope und ſein Sohn ſchliefen,

erhob ſich Bakàla, der die ganze Unterredung mit angehört hatte, und legte ſich zwiſchen beide. Gegen Morgen, es war aber noch dunkel, ſtieß der Pope Bakàla an und ſagte: „Hör' mein Sohn," denn er glaubte, der ſey es, „höre, jetzt iſt es Zeit, daß wir ihn belohnen, gib ihm einen Stoß!" Da ſtieß Bakàla alsbald den Knaben in's Waſſer hinunter, daß er ertrank. Als der Pope das Geplätſcher hörte, athmete er leicht auf, und ſagte vor ſich hin: „Gott ſey gelobt, ich bin frei!" er dachte dabei an den Contract wegen des Riemenſchneidens. — Endlich ward es Tag, da faßte den Popen ein kaltes Grauſen, als er Bakàla neben ſich erkannte. „In's Teufels Namen," hub er zu fluchen an, „biſt Du mit den hölliſchen Mächten im Bunde? Wo iſt mein Sohn?" „Hm!" grinſte Bakàla, „dem haben wir ſeinen Lohn gegeben, d'runten liegt er im Waſſer, er wird todt ſeyn."

Kapitel XI.

Wie Bakàla den Popen, ſeinen Herrn, laut Contracts ſchindet, und mit ſeinem Sack davongeht.

Als der Pope ſah, was er in der Dunkelheit gethan und daß er jetzt Alles verloren hatte, was ſein war, brach er in eine fürchterliche Wuth aus und überhäufte Bakàla mit allen Schimpfreden, die ihm der Zorn eingab; er wollte ihm ſogar an den Leib. Bakàla aber verlachte ſeine Wuth, denn er wußte recht gut, wie er ihn jetzt ganz in ſeiner Gewalt hatte. Er ſprach ruhig zu ihm: „Haltet inne, lieber Herr Pope, ihr ſtießet mich ja ſelbſt an, daß ich euren Sohn ins Waſſer werfen ſolle, warum thatet ihr dieß und ſeid jetzt böſe? Ich muß Euch in Gutem ermahnen, daß Ihr in ſanfterem Tone zu mir ſprecht, Euer Rücken müßte es ſonſt übel empfinden." Dieſe Reden konnten jedoch den Popen in ſeiner Wuth nicht beſänftigen: da zog Bakàla den Contrakt heraus und ſprach: „Hier, Herr Pope, ſteht es geſchrieben, was

Ihr mir ſchuldig ſeyd. Ich könnte nach Fug und Recht mit Euch verfahren, wie ich wollte; ich könnte Euch ganz todt ſchlagen, weil Ihr mich ſo mörderiſch angefallen habt. Ich will aber als ein ehrlicher Mann und als getreuer Knecht keine Gewaltthat verüben, ſondern nur vollbringen, was geſchrieben ſteht." Die ruhige Kälte Bakàlas brachte den Popen zu ſich; denn er ſah, wie er ganz in der Gewalt des ſtarken Bakàlas war, und fing deßhalb an, zu kapituliren. „Du ſollſt mir aber," ſprach er zaghaft zögernd, „nur zwei Schnitte in den Rücken machen, weil es das erſtemal iſt, daß ich zornig bin." „Von dem ſtehet nichts geſchrieben," antwortete Bakàla, „und ich müßte fürchten, Sünde zu thun, wenn ich anders an Euch handelte, als da geſchrieben ſtehet." Der geiſtliche Herr mußte ſich endlich troß aller Einwendungen auf den Boden legen, und ward ſo von ſeinem Knecht geſchunden, wie es der Contract beſagte. Schmerz und innere Wuth machten den armen Popen beſinnungslos, ſo daß er einige Stunden liegen blieb; Bakàla aber nahm ſeinen Bücherſack, leerte ihn aus, und ging damit fort, indem er ſpottend ſagte: „Der Pope kann jetzt doch nichts auf dem Rücken tragen, ſo will ich die Laſt nehmen."

Kapitel XII.

Wie Bakàla Braut wird und er ſeinem Bräutigam einen Bock zuführt.

Als Bakàla den Popen ſo hilflos liegen gelaſſen hatte, kam er auf ſeiner Wanderung in einen Eichenwald, wo er an den Bäumen viele Galläpfel fand. Dieſe gefielen ihm ſehr gut, und er füllte ſeinen ganzen Sack damit an. Als er weiter ging, begegnete er einem Zug Hochzeitleute. Der erſte Wagen hielt an, und bot ihm zu eſſen und zu trinken; als Bakàla gegeſſen und getrunken hatte, fragten ſie ihn, was er in ſeinem Sack habe? Er ſagte: „Eier." „Eier?" entgegneten jene darauf: „Eier, und woher haſt Du ſie?" Bakàla's Antwort war wieder: „Von dem Berg da drüben, wo die vielen Eichen ſtehen, dort ſind noch viel tauſend." Als die Hochzeitleute dieß hörten, ſtiegen ſie

aus und gingen ſelbſt, um dieſes Wunder zu ſehen. Sie gedachten, wenn ſie richtig auf den Bäumen ſo viele tauſend Eier fänden, wie Bakála behauptete, wollten ſie ſelbſt ihre Säcke damit anfüllen. So gingen ſie. Wie ſie fort waren, ſchaute ſich Bakála um, und ſah, daß die Braut allein, mit niedergeſchlagenen Augen, auf ihrem Wagen ſitzen geblieben war. Er ging hin und redete ſie an: „Warum," ſprach er, „biſt Du ſo traurig, ſchöne Braut, da doch heute Dein Ehrentag iſt?" Die Braut gab hierauf keine Antwort, ſondern ſeufzte nur; Bakála ſeufzte mit. „Ach!" ſagte er wieder, „wie konnteſt Du mit Deiner Schönheit Dich entſchließen, einen ſolchen häßlichen Bräutigam zu nehmen, wie der iſt, welchen ich hier ſah?" Die Theilname, die Bakála für ihr unglückliches Geſchick hatte, öffnete dem Mädchen den Mund, und ſie bekannte: „daß ſie einen Andern liebe, aber ihre Familie ſie zu dieſem gezwungen habe." „Und möchteſt Du von dieſem erlöst ſeyn?" fragte Bakála wieder. Die Antwort hierauf war ein langſames Ja. „Ja!" wiederholte Bakála freudig. „Ja! Heiſa! dieß iſt eine Kleinigkeit, und ſoll Dich nichts koſten. — Steig ab vom Wagen, und tritt hier bei Seite in dieſes Gebüſch, dort legſt Du meine Kleider an, und ich die Deinigen. Dann gehſt Du mit meinem Sack Eier fort, und wenn ſie Dir zu ſchwer werden, wirf ſie weg. Für mich ſollſt Du nicht ſorgen, ich will mir ſchon weiter helfen." Wie Bakála rieth, geſchah es. Das Mädchen entlief, ſo ſchnell ſie konnte, in Bakála's Kleidern; der aber ſetzte ſich als Braut auf den Wagen. Nach langem Suchen kehrten die Hochzeitleute endlich zurück, indem ſie über den Fremden, der ſie ſo belogen hatte, tüchtig loszogen und ſchalten. Der Hochzeitszug ſetzte ſich wieder in Bewegung, Bakála hatte aber nicht zu befürchten, daß er entdeckt würde, denn er nahm die Händedrücke des betrunkenen Brautführers, der neben ihm ſaß, zärtlich hin. Das Hochzeitmahl ging gleichfalls vorüber, ohne daß ſich etwas beſonderes dabei zutrug. Einige von den Gäſten meinten nur: die Braut, die zuvor ſo niedergeſchlagen geweſen ſey, führe einen recht guten Zug bei dem Glaſe. Als ſich endlich alle Gäſte entfernt hatten, betraten die beiden Neuvermählten das Brautgemach, und es wendete ſich die Braut zu ihrem trunkenen Bräutigam, und bat ihn: „er ſolle ſie doch nur noch einmal auf fünf Minuten entlaſſen, ſie habe bei ſich ein Gelübde gethan, daß ſie in dieſem Augenblicke noch allein beten wolle. Der Bräutigam wollte dieß lange nicht zugeben; ſie aber bat ſo eindringlich, daß er ihr am Ende erlaubte hinauszugehen. „Damit Du lieber Mann," ſprach ſie zu ihm, „ganz außer Sorge um

meinetwillen ſeyeſt, ſo binde mir eine Schnur um meinen Fuß, an der Du mich hereinziehſt, wenn ich zu lange beten ſollte." Der Mann nahm dieß an, und entließ ſeine Braut mit einem Kuſſe. —

Kaum war Bàkala vor der Thüre, ſo ſtahl er ein Paar Männerkleider, die dort hingen, machte ſeinen Fuß von der Schnur los und ging in den Hof. Dort ſah er einen Bock liegen, dem zog er die Schleife der Schnur um den Bart, und entwiſchte ſo ſchnell er konnte über den Zaun.

Der Bräutigam drinnen hörte wohl das Bellen der Hunde, welches Bakàla galt, er dachte aber, ſie bellen die betende Braut an, weil ſie eine ſolche nicht gewöhnt ſind. Jetzt fing er an zu zupfen; weil aber die Schnur noch immer einen Widerſtand zeigte, der, jemehr er zog, immer ſtärker wurde, dachte er: „ſie betet noch." Endlich hatte es ihm zu lang gedauert, da zog er ernſtlich und rief auch die Braut, die aber ſträubte ſich auf eine höchſt ungeſtüme Weiſe, und gab in der That Laute von ſich, die nicht denen einer zaghaften Braut glichen. Die Braut wurde endlich ſo unbändig, daß der Bräutigam ſelbſt vor die Thüre ging, und da ſah er denn, daß er keine Braut, ſondern einen Bock hatte.

Anmerkungen zu Bakàla.

Kapitel I.

Die Geſchichte ſpricht hier, wie überhaupt in den erſten Kapiteln, wenig von Bakàlas Liſt, ſie zeichnet ihn nur als einen vom Glück Begünſtigten. In ſeiner Jugend ſpielt Bakàla die Rolle eines Harmloſen, Geiſtesarmen.

Kapitel IV.

1) Mamalega und Malaia. Mamalega iſt ein dickes Muß aus Kukuruß Mehl, etwa der Polenta der Italiener gleich. Malaia iſt

Brod aus grobem Kukuruz Mehl. Beides ſind Nationalſpeiſen der Walachen.

Kapitel V.

Hier fängt Bakála an, zu denken. Das Verbrennen des Sackes Weihrauch geht auf das Räuchern in der Kirche. Vor Gott ſpielt er hier noch den Blöden.

Kapitel VI.

Von hier an häuft er Schelmerei auf Schelmerei, er iſt ſeiner Kraft vollkommen bewußt.

Kapitel VIII.

1) Pomana iſt die Todtenfeier der Walachen; ſie hat ihren Urſprung noch aus dem Heidenthum.

2) Chimpru, sellerie und merarin ſind die Kräuter Gartenſaturey, Sellerie und Majoran, welche der Pope meint.

Der Witz der Sache beruht hier auf dem walachiſchen Worte caude (Schwanz), womit die Wurzeln beſagter Pflanzen gemeint ſind. Dieſer Doppelſinn iſt im Deutſchen nicht wieder zu geben.

Kapitel XII.

Hier verhöhnt Bakála die Hochzeitsgebräuche ſeines Volkes.

Feuilleton.

I.

Literatur.

Der Rechte.
Von
Ida Gräfin Hahn-Hahn.
Berlin, Verlag von Alexander Duncker.
1839.

Es wäre gut, es würden viele ſolcher Bücher geſchrieben, wie das, für welches die als talentvolle Schriftſtellerin bekannte Dame anfänglich den Zuſatz: „aus der Geſellſchaft,“ beſtimmt hatte. Die Thatſachen und Charakterſchilderungen darin ſind beſtimmt Kreiſen entnommen, in denen die Verfaſſerin heimiſch iſt, und nur Weniges ſcheint dazu mit Geſchick erfunden. Es reflectirt ſich in dem Buche ein gutes Stück Zeitgeſchichte, oder richtiger, es ſpiegeln ſich in ihm viele Entwickelungen und Zuſtände, wie ſie unſere äußerlich genugſam ruhige, und durch Gegenſätze in allen Beziehungen und Richtungen innerlich doch ſo tief aufgeregte Zeit mehr, als vielleicht irgend eine Periode ſeit Jahrhunderten, bietet. Dieſe Lady Desmond, die in zwei Ehen, einmal durch ihres Mannes Unwürdigkeit, ſpäter durch die troſtloſe innere Hinfälligkeit und Apathie eines zweiten Gatten, unglücklich geworden iſt, und dann als eine ſchöne, ſtolze, und doch liebebedürftige Erſcheinung daſteht, — Vinzence, die, ruhig, milde und wohlwollend gegen Alle, die ſich ihr nahen, aber an einer Wunde leidend, die um ſo gefährlicher, da ſie nach innen blutet, mit rührender Entſagung überwindet, und auf ein reines, fleckenloſes Gewiſſen, auf ein Leben

in Gott ihre ganze Inbrunſt richtet, — daneben die frivolen Frauengeſtalten, wie jede groſſe Stadt ſie hegt, — die gutmüthige Frau von Roſen, die mit ſanften Worten Alles auszugleichen und gutzumachen beſtrebt iſt, und deren beide Paſſionen ſind, Leute zur Ehe und in ihren Salon zuſammenzubringen, — Leonore von Ohlen, die Alles hat und Alles beſitzt, nur nicht das Eine, ein edles, weibliches Herz, — Blanche Sonin, eine herzloſe Kokette, — und ein Paar Damen, die mit nichts verſchwenderiſcher umgehen, als mit der Leute gutem Ruf — treten ſo beſtimmt hervor, daß ſie faſt alle Porträts, oder doch in den Hauptzügen ihres Charakters wenigſtens der guten Breslauer Wirklichkeit abgelauſcht ſeyn müſſen.

Daſſelbe gilt von den Männern. Dieſer Graf Ohlen, ein noch junger Mann, deſſen Herz unter den Seligkeiten und Qualen einer unglücklichen Liebe gelitten hat (wenn je die wahre Liebe, auch wo ſie Wunden ſchlägt, die nie wieder vernarben werden, unglücklich ſeyn kann) und der doch Selbſtgefühl und Muth genug beſitzt, das Mitleiden und den Troſt der Welt zu verſchmähen, und mit den Alltagsmenſchen höchſt alltäglich, frivol und ſpöttiſch zu ſeyn, — dieſer Gaſton, der, liebebedürftig, nach Idealen haſcht ſein Lebenlang, und, ſtets enttäuſcht, dennoch ſtets wieder ſich ein Mädchen, das ihm gefällt, mit allen Tugenden und Vollkommenheiten, aufputzt, — der Doctor Herbert, in dem die Verfaſſerin ein gewiß ſprechend ähnliches Bild irgend eines Winkelpoeten geliefert hat, — Catharina Desmonds Männer, der unwürdige Graf Mrerheim und der Lord Desmond, der ſchön iſt, wie eine Lilie, aber auch, wie eine Lilie des Feldes, nicht ſpinnt und webt, nicht ſchafft, nicht wirkt, nicht liebt, noch haßt — ſind gleichfalls dem Leben, der Wirklichkeit entnommen.

Der Schluß des Buches iſt plötzlich da, ziemlich abgebrochen und fragmentariſch. Catharina Desmond und Julian Ohlen haben ſich gefunden — nicht in Liebe, deren iſt Ohlen nicht mehr fähig, aber in ruhiger, inniger Freundſchaft. Die Andern, die ſich mit ihnen in demſelben Geſellſchaftskreiſe bewegten, ſchwimmen eben weiter in dem breiten, breiten Strome der Gewöhnlichkeit. Iſt das aber nicht der Schluß gar vieler Geſchichten in dieſer Welt? iſt nicht für die Beſten oft ſtolze Reſignation, das Bewußtſeyn, vielleicht nur von einer Seele erkannt und verſtanden zu werden, das Höchſte, was ſie erreichen können? und die Andern — ſchwimmen ſie nicht meiſtens mit vieler Behaglichkeit in einem Leben, deſſen Glanzpunkte Beförderungen, Ordensbänder, Goldſäcke, reiche Heirathen, Bälle und Luſtreiſen ſind?

H...k.

Phantaſieblumen.

Novellen

von

Joſephine v. Remathézy.

Zwei Bände. Leipzig, 1839.

Dieſe „Phantaſieblumen" ſind höchſt welke und duftloſe Blumen einer etwas dürren Damen-Phantaſie. Schriftſtellernde Damen folgen mitunter gar zu gern ausſchließlich ihrem Gefühle für irgend etwas ſittlich Schönes und Gutes, ohne zu bedenken, daß der Geſchmack und die Wahrheit in den meiſten Fällen dabei Noth leiden. Wenn ſich nur eine ſchöne Moral daraus ziehen läßt! wenn nur die Verfaſſerin im Kampfe gegen das Unrecht, gegen den Verrath, gegen die Treuloſigkeit als ſchonungsloſe, unerbittlich ſtrenge Richterin ſich bewährt! Alle Achtung vor einem ſo ſittlichen Charakter! Aber wo bleibt die Poeſie, die Wahrheit, der Reiz der Unterhaltung? Alles,

was wir hier leſen, iſt ſchon tauſendmal dageweſen. Gegen alle dieſe Frevel haben ſich ſchon hundert Federn begeiſtert, und ſchon die erſte hat nur Langeweile bewirkt. Es iſt überhaupt ſeltſam; Hunderte von Novellen kommen alljährlich in Deutſchland heraus, und in der ganzen deutſchen Literatur haben wir nur ſo wenig gute. Wir wundern uns und ſchmälen, daß ſo viele franzöſiſche und engliſche Unterhaltungslecture ſchleunigſt in's Deutſche überſetzt wird; aber wir haben keinen Grund, uns zu wundern, denn auch bei untergeordneten Schriftſtellern Frankreichs oder Englands finden wir doch friſches, pulſirendes Leben; unſere deutſchen Novellen ſind größtentheils nur unvollkommene Stylübungen über alte, abgeſtandene, langweilige Themata. Daß die vorliegenden Verſuche keine Ausnahme hiervon bilden, haben wir bereits merken laſſen; und doch ſind mehre Stellen im zweiten Bändchen bei weitem erquicklicher, weil hier einige, wenn auch ganz äußerliche Seiten des modernen ſocialen Lebens von der Verfaſſerin, die eine erträgliche Darſtellungsgabe beſitzt, mit einiger Wahrheit behandelt ſind. Aus dem Leben, wie es ſich um uns bewegt und uns berührt, müſſen wir unſere Geſtalten herausgreifen; denn wenn wir in den Bildern, welche man unſerer Phantaſie vorhält, nicht uns ſelbſt erkennen, ſo werden ſie uns ſtets kalt laſſen.

Spiegelbilder

aus dem weiblichen Kunſt- und Berufs-Leben der modernen Welt.

Von

F. Chr. Fridolin.

Zwei Bändchen. Leipzig, 1839.

Der Titel verſpricht Vieles, und die Idee, mit Geiſt durchgeführt, wäre wirklich nicht unintereſſant. Der Verfaſſer iſt ein gewandter Erzähler, der uns hier in einer Mannigfaltigkeit von Novellen vieles Unterhaltende darbietet. Es ſind meiſt kleine Erzählungen, in denen irgend ein weiblicher Charakter im Vordergrunde ſteht, die viele ergreifende Scenen enthalten, und größtentheils einen tragiſchen Ausgang nehmen. Es zeigt ſich einige Kenntniß des weiblichen Herzens in mehren dieſer Erzählungen; doch um die im Titel angegebene Idee mit Glück durchzuführen, hätte eine weit größere Mannigfaltigkeit weiblicher Charaktere in verſchiedenen Sphären dargeſtellt werden müſſen, was für die Leſer mehr Reiz gehabt hätte. Der Verfaſſer bewegt ſich im modernen Leben; doch hat er es nicht tief genug gefaßt, wie es für ſeine Aufgabe nothwendig war, ſondern es iſt groſſentheils nur das Aeußere, was er darſtellt. Seltſam nimmt ſich zwiſchen den tragiſchen und tief ergreifenden Novellen die kleine, launige Erzählung aus: „Das Criſpinl, Fresko-Satyre auf das Pariſer Modeleben," das jedoch zum Beſten in dem Buche gehört. Ein ſchönes Talent für Darſtellung und Kenntniß deſſen, was das Publikum heut zu Tage wünſcht, laſſen ſich dem Verfaſſer nicht abſprechen.

Edgar.

Dramatiſches Gedicht in fünf Acten

von

Dr. A. Schütt

(Verfaſſer der „Pſyche").

Freiburg im Breisgau. 1839.

Ein dramatiſches Gedicht, das zur Zeit der Heptarchie in England ſpielt. Die Sühnung des Fluches einer unnatürlich böſen That durch die treue, duldende Sohnesliebe, Weiberverrath, Dienertreue, ſtandhafte Liebe und ihr endlicher Sieg: dieß ſind die Bilder, welche hier in einer nicht unangenehmen Form dem Leſer vor-

geführt werden. Tieſere dramatiſche Ver- und Entwickelung, anziehendere Motive, höhere Kunſt im Dialog finden wir nicht. Die wenigen darin vorkommenden Gedichte ſind allzu proſaiſch. Das Ganze iſt eine leichte und nicht eben unangenehme Lectüre.

D — l.

Miscellen.

(Leipziger allgemeine Zeitung für Buchhandel und Bücherkunde.) Schon früher hatten wir Gelegenheit, eines Unternehmens mit gerechtem Lobe zu erwähnen, das, über die Gränzen des eigentlich Merkantiliſchen im Buchhandel hinaus, auch der Literatur durch Mittheilung intereſſanter Neuigkeiten aus ſonſt nur ſchwer zugänglichen Quellen zu Gute kommt.

Beſondere Beachtung verdienen in dem zweiten Jahrgange dieſes Blattes, dem bedeutende Theilnahme geworden zu ſeyn ſcheint, eine Reihe mit vieler Sachkenntniß geſchriebener Aufſätze über Verlags- und literariſches Eigenthumsrecht. Das der Zeitung beigegebene allgemeine Recenſionen-Verzeichniß iſt mit vieler Genauigkeit redigirt. Oeffentlichen Bibliotheken möchte die Leipziger allgemeine Zeitung für Buchhandel und Bücherkunde beſonders zu empfehlen ſeyn.

— Von München aus wird die Legende vom Sanct Hubertus und das Mährlein von Schneeweißchen und Roſenroth, mit Bildern von Franz Grafen von Pocci, angekündigt; der Bearbeiter der Legende und der Mährchen iſt nicht genannt. Wahrſcheinlich iſt es Guido Görres, der in früheren Bearbeitungen ähnlicher Stoffe höchſt unglücklich war, und die rührende Einfachheit derſelben vernichtete, indem er eine Polemik gegen Beſtrebungen unſerer Zeit hineintrug, die er zu würdigen freilich wohl weder Ruhe noch Unbefangenheit genug beſitzt.

— Als im Laufe der nächſten Monate erſcheinend werden angekündigt: zwölf Bände Ueberſetzungen ſchwediſcher Romane von Carl Eichel, dann Ueberſetzungen der Gabriele, von Georg Sand, und der Schlöſſer Frankreichs, von Gozlan.

— Unter den neueſten Erſcheinungen der engliſchen Literatur ſcheint ein Buch von Sir Robert Steele, „der Marine-Officier, Skizzen aus dem Dienſt,“ intereſſante Züge zu enthalten. Von Sterne's „sentimental journey“ iſt eine neue, glänzend illuſtrirte Ausgabe erſchienen.

— Der Berliner Kalender auf das Jahr 1840, der, da er neben den Genealogien aller fürſtlichen Häuſer, ſämmtliche Poſtcourſe in Preußen enthält, vielen Geſchäftsmännern von hoher Wichtigkeit iſt, bringt auch zwei literariſche Gaben von bedeutendem Werthe: den erſten Theil einer Geſchichte der Mark Brandenburg, von Profeſſor Friedrich Buchholz, und eine Novelle, „der rechte Erbe,“ von Willibald Alexis. Die zwölf Kupfer ſtellen die Großfürſtin Olga von Rußland, nach einem Gemälde von Krüger, zwei Scenen aus der Novelle von Alexis, und Anſichten von Gegenden und Städten des preußiſchen Staates dar.

— Von Guizot's Geſchichte der Civiliſation in Frankreich ſeit dem Untergange der römiſchen Weltherrſchaft iſt eine zweite, von dem würdigen Verfaſſer vielfach vermehrte und verbeſſerte Auflage erſchienen.

— Spindler wird den Winter in Innsbruck bleiben, um dort Studien zu einem Romane zu machen, deſſen Scene in Tyrol ſpielen wird. — Fürſt Pückler-Muskau wird in Stuttgart erwartet.

— An einer in Danzig erſchienenen Novelle wird die correcte Sprache gelobt. Einen Schriftſteller loben, daß er ſchreiben kann, heißt denn doch gar zu billige Anforderungen an die ſtellen, welche öffentlich auftreten.

Digitized by Google

II.

Bildende Kunſt.

Miscellen.

Unter den Privatſammlungen, welche Wien zählt, wird die des Herrn Arthaler, eines reichen Kaufmannes, der ſich von den Geſchäften zurückgezogen hat und in ſeiner ſchönen Villa in Ober-Döbbling lebt, als der Aufmerkſamkeit von Kunſtfreunden beſonders würdig genannt. Namentlich beſitzt Herr Arthaler Bilder von lebenden Künſtlern Wiens, ſo das Gebet Moſes, von Kuppelwieſer; eine treffliche Compoſition des Praſſers von Dannhauſer, die faſt an Hogarth erinnert; ein großes Bild von Amerling, den Beſitzer der Sammlung ſelbſt im Kreiſe ſeiner Kinder darſtellend, und ein zweites Bild deſſelben Malers im Vandyk'ſchen Style, dem man nur die Nachahmung etwas zu ſehr anſieht; dann Thierſtücke und landſchaftliche Darſtellungen von Gauermann, und ſehr ſchöne Genrebilder von Fiſchbach, Fendig, Waldmüller, Ranftl und Mark. — Von außeröſterreichiſchen deutſchen Künſtlern beſitzt Herr Arthaler Bilder von den Coryphäen der Münchener Schule, von Rottmann, Bürkel, Adam; von dem ausgezeichneten Architectur-Maler v. Bayer ein ſehr beachtenswerthes Bild, „die Erwins-Säule im Straßburger Münſter,“ und „eine Kloſterhalle mit botaniſirenden Mönchen.“ — Ferner findet man bei Herrn Arthaler ein Bild Sir David Wilkie's, von deſſen Arbeiten nur ſehr wenige auf den Continent gekommen ſind; Gegenſtand des Bildes iſt eine Braut, mit ihrem Schmucke beſchäftigt; dann noch einige Gemälde älterer niederländiſcher Meiſter, der beiden Ruysdael, Wernix u. ſ. w.

— Die Ausſtellung der Leiſtungen franzöſiſcher Künſtler, welche, wie gewöhnlich, Anfangs des nächſten Jahres ſtattfindet, wird mehr als eine Lücke bieten; viele beliebte Maler haben weite Reiſen unternommen, deren Ausbeute erſt ſpäteren Expoſitionen zu Gute kommen kann. So iſt Horace Vernet in Syrien, wo er den Paſcha von Egypten und ſeine Getreuen portraitirt; Gudin, der talentvolle Marine-Maler, iſt in Conſtantinopel; Court und der Bildhauer Lemaire in St. Petersburg. Dagegen wird man ſpitzbergiſche Landſchaften bewundern können, da Biard, welcher die wiſſenſchaftliche Expedition nach jener Inſel begleitete, wieder zurückgekommen iſt.

— Aus Breslau wird gemeldet: Die Herren Gebauer, Directoren der Bau-, Kunſt- und Handwerksſchule, und Göppert, Profeſſor an der dortigen Univerſität, haben, nach dem Daguerreſchen Verfahren, mittelſt des durch das Drummond'ſche Licht beleuchteten Microſcops, auch von microſcopiſchen Gegenſtänden fixirte Lichtbilder erhalten, und bereits in der allgemeinen Sitzung der ſchleſiſchen Geſellſchaft eine Probe davon vorgelegt. Es iſt zu erwarten, daß die weitere Anwendung dieſer neuen Methode Naturforſchern wenigſtens einen Theil des microſcopiſchen Zeichnens erſparen dürfte.

(Norddeutſche Blätter.)

— Auf unmittelbare Veranlaſſung Sr. Majeſtät des Königs von Baiern iſt Daguerre zum Mitgliede der Münchener Academie der Wiſſenſchaften ernannt worden.

— In England ſcheint die Luſt an Gemälden ſehr im Zunehmen begriffen

zu ſeyn. Im Jahr 1833 betrug die Zahl der aus dem Auslande in die drei vereinigten Königreiche eingeführten Bilder 3760, im Jahr 1838 mehr als das Doppelte, nämlich 8691. Die Geſammtſumme der ſeit 1833 bis Ende 1838 eingeführten Gemälde beträgt 46,381, darunter aus Deutſchland 5,609, aus Italien 10,423, aus Frankreich 22,291, aus Belgien 3,240, aus Holland 1,119, und aus verſchiedenen, nicht näher angegebenen Ländern 2,699. Es braucht kaum angeführt zu werden, daß der Kunſtwerth der meiſten dieſer Bilder nur ein höchſt mittelmäßiger ſeyn konnte, und daß viele Copien unter ihnen waren. Eigentlich ausgezeichnete Bilder kamen im Laufe dieſer Jahre nur etwa 900 nach Großbritannien.

— Aus Petersburg wird gemeldet: Seine Majeſtät der Kaiſer hat die bereits ſehr werthvolle Gallerie des Winter-Palais durch den Ankauf von ſechs koſtbaren italieniſchen Gemälden bereichert. Unter ihnen ſind zwei Raphaels (Bildniß der Beatrix von Eſte, Herzogin von Ferrara, und eine heilige Familie), ein Guido (David, der Sieger des Goliath), ein Tizian (heilige Familie, aus dem Cabinette des Grafen Gomez in Madrid), ein Ghirlandajo (heilige Familie, auf Holz, ſehr ſchön erhalten), und ein Perraſio (gleichfalls eine heilige Familie). Die beiden Raphaels ſtammen aus der Sammlung des Fürſten C. Pamfilij der Guido gehörte früher der Gallerie Zangieri in Bologna an.

— Ein in Paris lebender, vornehmer Ruſſe, der die dortigen Künſtler oft durch große Beſtellungen beſchäftigt, läßt jetzt von den bedeutendſten Talenten der neuen franzöſiſchen Schule ein Album malen, das er zur Zierde ſeines Salons beſtimmt hat. Das Album ſoll dreihundert Blätter enthalten, und für die Zeichnung eines jeden Blattes iſt ein Honorar von tauſend Franken feſtgeſetzt.

III.

Theater.

Miscellen.

(Stuttgart.) Vor einigen Tagen ward auf dem hieſigen Hoftheater Don Carlos, der mehre Jahre nicht zur Aufführung gekommen war, gegeben. Die Rollen der Königin, Philipps II. und des Infanten waren in den Händen der Mlle. Stubenrauch und der Herren Döring und Moritz. Mlle. Stubenrauch wußte über ihre Darſtellung den eigenen Zauber einer würdevollen Entſagung zu verbreiten, die nur hie und da durch Mienen wider ihren Willen geſteht, was Ehre und Stolz zu verſchweigen ihr gebieten. Döring gelangen beſonders die Scenen, wo der König dem beleidigten, dem gereizten Manne weicht, und ſeiner Leiſtung ward mehrfach verdienter Beifall zu Theil. Moritz war ganz der ſchwärmeriſche Prinz, deſſen Leben eine unglückliche Liebe vergiftete, und der untergehen muß, weil er ſich nicht mehr zu der Höhe erheben kann, die er zu erreichen in Träumen ſtrebte. Noch dürfte des Herrn Maurer lobend zu erwähnen ſeyn, der die ſchwierige Rolle des Alba mit der Discretion ſpielte, die hier ſo ganz an ihrem Orte iſt.

Das Theater war gedrängt voll, und das Publikum ehrte die ſchönen Beſtre-

bungen der Darſteller durch die anhaltendſte Aufmerkſamkeit, die ſich oft in lautem Beifall ausſprach. Sollte man in einer Stadt, wo ſo Viele leben, welche klaſſiſche Stücke bei guter Darſtellung wohl zu würdigen wiſſen, nicht etwas minder freigebig mit Fadaiſen, und minder ſparſam mit der Aufführung jener Werke ſeyn, welche unſerem Vaterlande zur Ehre gereichen?

...k.

— Ein Herr John Burnett iſt mit der Compoſition einer Oper für Drury-Lane beſchäftigt, deren Sujet das Leben Mozarts iſt.

— Eugenie Garcia, die Schweſter der Malibran, trat vor einigen Tagen in der Pariſer Opera Comique in einem ſogenannten lyriſchen Drama: „Eva,“ auf, zu dem der urſprüngliche Stoff von Balzac, und die Muſik von zwei nicht ſehr bekannten Componiſten, Coppola und Gerard, herrührt. Das Publikum bemerkte kaum, wie fad und ſchlecht arrangirt der Text — eine jener Wahnſinns-Scenen, die in der Muſik und im Drama ſo erſchrecklich oft ausgebeutet werden — wie unbedeutend die Muſik ſey. — Alle ſtanden unter dem magnetiſchen Zauber der Sängerin, die über Töne gebietet, welche das Rührende der innigſten Hingebung und das Hochtragiſche der erregteſten Leidenſchaft malen. Als der Vorhang gefallen, ward Eugenie Garcia mit einem Enthuſiasmus empfangen, wie er in den Annalen des Theaters nicht häufig iſt, und ein Regen von Kränzen und Blumen fiel zu ihren Füßen nieder.

— Grillparzers ausgezeichnet ſchönes Luſtſpiel: „Wehe dem, der lügt,“ wird nächſtens in Weimar zur Aufführung kommen.

— „Eine Gewiſſensſache“ heißt ein neues, franzöſiſches Schauſpiel, das in den letzten Tagen im Theater français gegeben worden iſt, und einigermaßen Aufſehen erregte. Das Stück geht nicht ohne einen Todten, der im Duell erſchoſſen wird, und ohne eine Tugend ab, welche auf einem Balle unterliegt. Sohn und Tochter der beiden Duellanten, von denen einer mit ſeinem Leben zahlte, lieben ſich, wie das in ähnlichen Fällen ſehr gebräuchlich iſt. Das Stück ſchließt mit rührenden Erklärungen und einer Hochzeit; es ſpielt in Stuttgart, und die Hauptperſon darin iſt ein Herr von Varna, vielleicht ein Vetter der Feſtung gleichen Namens.

IV.

Geſellſchaft.

Was ſich alles mit einer ſeltnen Münze ereignen kann.

Herr P** iſt vielleicht der eifrigſte Freund von Alterthümern in Paris und ganz Frankreich. Welches Wetter es auch ſeyn mag — der ſchon bejahrte Mann läuft jeden Tag in den Straßen der Stadt umher, in allen Trödelbuden Seltenheiten aufzutreiben, für die er das Auge eines Falken hat. Literariſche Schätze aller Zeiten und Länder, von den Incunabeln bis auf die Elzevirs und die prachtvollen Abdrücke, welche reiche Engländer veranſtalten ließen, und die nie in den Handel gekommen ſind, Handſchriften, Autographen berühmter Männer, alte Waffen und Geräthe ſammelt

er mit unermüdlichem Eifer. Vor Allem aber ſind Münzen und Medaillen ſeine Liebhaberei, und ſein Münzcabinet iſt ſeiner Vollſtändigkeit wegen bei allen Männern von Fach berühmt. Um es zu vervollſtändigen und zu vermehren, ſcheut Herr P**, der aus einer ſehr reichen Familie iſt, weder Mühe noch Koſten. Er hat deßhalb mehre Reiſen in Deutſchland, England und Holland, dieſem im 16., 17. und 18. Jahrhundert ſo klaſſiſchen Lande der Schaumünzen, gemacht. Länger als achtzehn Jahre war er bemüht, eine Silbermünze aus der Zeit des römiſchen Kaiſers Otho aufzutreiben; ihretwegen allein war er zweimal von Paris nach Amſterdam und einmal nach Wien gereist. Aber alle ſeine Nachſuchungen blieben vergeblich, und er verzweifelte faſt, jemals dieſe Seltenheit für ſeine Sammlung zu gewinnen, als er endlich erfuhr, der Abbé L., ein gelehrter Sammler, beſitze ſeit zwei Tagen die Münze, nach der er eine Sehnſucht hatte, die nur durch deren Beſitz geſtillt werden konnte.

Kaum hat er alſo aus ſicherer Quelle erfahren, daß die Münze in Paris und in den Händen des Abbé's ſey, ſo nimmt er Hut und Stock, und eilt in das Haus des Glücklichen, der ihm zuvor gekommen. Mit zitternder Hand klopſt er an des Abbé's Thür — dieſer ſelbſt öffnet ihm.

„Mein Herr,“ redet er ihn an, ehe er noch den Stuhl annimmt, den der Abbé ihm höflich geboten, „mein Name iſt P.“

Jener machte eine höfliche Bewegung, welche andeutet, wie vortheilhaft ihm dieſer Name bekannt ſey.

„Ich habe gehört,“ ſpricht der eifrige Sammler weiter, „daß Sie ſeit vorgeſtern einen Schatz beſitzen, der für mich ſehr hohen Werth hat. Faſt ſeit zwanzig Jahren mache ich Jagd auf dieſe Münze — die einzige, die mir aus der römiſchen Kaiſerzeit noch fehlt. Ich wünſche ſie daher anzukaufen, und bitte Sie, verehrter Herr, mir einen Preis dafür beſtimmen zu wollen.“

„Aber, mein Herr, wie kann ich ...“

„Hören Sie mich an. — Ich biete Ihnen zehntauſend Franken dafür, und bin bereit, ſie Ihnen gleich auszuzahlen.“

„Aber ich will die Münze nicht verkaufen.“

„Zehntauſend Franken ſind nicht genug. Ich gebe Ihnen das Doppelte, alſo zwanzigtauſend Franken, und noch außerdem dieſe Camee, die ich am Finger trage, und die mich tauſend Thaler gekoſtet hat. Ich bitte Sie, dieſelbe gleich als Daraufgeld bei unſerem Handel annehmen zu wollen.“

„Noch einmal, mein Herr,“ rief der Abbé etwas unwillig und doch lachend über den Eifer, mit dem P. einen Handel abzuſchließen bemüht war, an deſſen gedeihlichem Ende ein Theil ſeiner irdiſchen Glückſeligkeit zu hängen ſchien, „noch einmal erkläre ich Ihnen, ich will meinen Otho nicht verkaufen, ich bin ja kein Curioſitätenkrämer. — Da Ihnen indeſſen ſo ſehr viel an der Erwerbung deſſelben gelegen zu ſeyn ſcheint, und ich gern einem Sammler von ſo ausgezeichnetem Verdienſte, wie Sie, gefällig ſeyn möchte, ſo will ich Ihnen einen Tauſch vorſchlagen: Sie laſſen mich unter Ihren Autographen die zwei wählen, die ich will.“

„Mit dem größten Vergnügen, Herr Abbé; Sie erweiſen mir einen Dienſt, für den ich mich ewig als Ihren Schuldner erkenne. Laſſen Sie mich doch die verteufelte Münze endlich einmal ſehen.“

„Ja ... ich muß um Entſchuldigung bitten; erſt morgen oder ſpäteſtens übermorgen kann ich ſie Ihnen übergeben.“

„Aber weßhalb nicht gleich?“

„Ach ... ich kann nicht; es iſt mir unmöglich.“

„Ei, ei ... doch werden Sie mich ſie ſehen laſſen?“

„Aber ...“

Digitized by Google

„Nein, nein, das dürfen Sie mir **nicht** abſchlagen. Zeigen Sie ſie mir.“

. . . „Ich kann wirklich nicht.“

„Sie haben doch gewiß den koſtbaren **Schatz** bei ſich.“

„Ja . . . aber —“

„Nun denn, weßhalb wollen Sie mir **ihn** nicht zeigen?“

„So hören Sie denn — ich muß Ihnen ein Geheimniß anvertrauen; ich halte Sie für zu diſcret, um wiederholen zu müſſen . . . .“

„Rechnen Sie auf meine Verſchwiegenheit. Ich bin begierig, es zu erfahren.“

„Ich kam geſtern Abend aus einem Hauſe im Faubourg Saint-Germain zurück, in dem ich gern einige Abendſtunden verplaudere; ich hatte meinen Otho bei mir, um dieſen Schatz meinen Freunden zu zeigen. Es war ſchon ſpät, als ich nach Hauſe ging. In einer menſchenleeren Straße, durch die mein Weg führte, bemerkte ich zwei Leute von höchſt verdächtigem Ansſehen, die mir nachzuſchleichen ſchienen. Ich gehe ſchneller — die Beiden hinter mir beſchteunigen gleichfalls ihre Schritte . . . Ich biege in eine lebhaftere Straße ein; aber ſo ſchnell ich auch ging — ich ſah es ſchon, in einer Minute mußten mich die beiden verdächtigen Fremden eingeholt haben; ehe mir Hilfe werden konnte, hätten ſie mich niedergeworfen, mir Uhr und Börſe abgenommen — und die Börſe enthielt den Otho. Da galt es, nicht länger zu zögern; ich nahm alſo die Münze . . .“

„Und? . . .“

„Und verſchluckte ſie. — In demſelben Angenblick ſtanden die Beiden, die mir gefolgt waren, ſtill, und klopften an eine Thüre; wahrſcheinlich kehrten ſie ganz friedlich in ihre Wohnung zurück.“

* * *

Herr P. hat erſt ein Paar Tage ſpäter die Münze von Kaiſer Otho erhalten; ſie gleicht ungefähr einem alten Laubthaler. — Der Herr Abbé iſt indeſſen etwas unwohl geworden, und muß das Bett hüten.

Ein Streit um Leichen.

In Paris liefern die abenteuerlichſten und troſtloſeſten Gewerbe Menſchen ihr tägliches Brod; ſo gibt es eines, das ſeiner Natur nach etwas ſehr Abſchreckendes in ſich trägt — das Gewerbe der Leichenbeſtatter **en gros**, die ſich mit allen Sorgen befaſſen, einen Geſtorbenen von ſeinem Todtenbette in den kühlen Schooß der Erde zu befördeen, und ihm, je nach ſeinen Verdienſten, oder vielmehr nach der Erbſchaft, die er hinteelaſſen, ein marmornes Denkmal oder ein hölzeenes Kreuz zu errichten. Ein Gewerbe der Art ſollte mit einer gewiſſen, wenn auch nur äußerlichen, Wüede betrieben werden; aber viele Unternehmer ſolcher traurigen Geſchäfte halten ſich deren überhoben, und benten auf die habgierigſte Weiſe die letzten Seufzee eines Sterbenden aus. Es läßt ſich nicht leicht etwas Widrigeres denken, als dieſe Commis-Voyageurs des Kirchhofs, die mit ihren Zeichnungen, Plänen und Riſſen, und vor Allem ihren Preis-Couranten, die Hinterbliebenen beſtüemen.

Drei dieſer Herren erſchienen unlängſt vor einem Polizeigerichte. Der älteſte, durch ſeine Marmor-Denkmale und ſeine Särge in der Handelswelt vortheilhaft bekannt, deſſen goldene Inſchriften und erbauliche Sprüche in dem ganzen Arrondiſſement für ſehr billig galten, trat als Kläger auf gegen Joſeph und Robichon, die früher als Gehülfen in ſeinem Dienſte geſtanden hatten.

Die Sonne leuchtet Allen, Blumenmädchen und Todtengräbern; und handelte es ſich nur um Handwerksneid, um eine neue Concurrenz — motivirt der Kläger ſeine Beſchwerde — ſo würde er geſchwiegen haben; aber er wirft ſeinen Concurrenten ärgere Dinge, als eben die Concurrenz, vor. Sie haben, indem ſie ſich um Kunden beworben, alles Zartgefühl bei Seite geſetzt. Sie waren immer nach Sterbefällen auf der Lauer, kamen dem, deſſen Brod ſie lange gegeſſen, und deſſen Kundſchaft ſie genau kannten, immer zuvor, und verläumdeten ihn bei derſelben. Der Kläger, der viel auf ſeine Todten hält, und ein ſorgſames Auge auf Alle hat, die bald ihr Bett auf dem Kirchhofe finden werden, will nicht, daß unverſchämte Eindringlinge ihm ſeine Schätze abwendig machen, und klagt deßhalb, geſtützt auf einen Artikel des Criminalgeſetzbuchs, der unerlaubte Nahrungs-Entzirhung mit Strafe bedroht, gegen Joſeph und Robichon.

Dieſe geſtehen auch ohne Umſchweife Alles ein, deſſen ſie ihr vormaliger Herr zeiht, ſind aber der Meinung, ſie haben nur einen redlichen Krieg gegen ihn geführt; es gelte keineswegs in der Welt der Handwerker als Verbrechen, einander Kunden abwendig zu machen; der Schlaueſte, der Betriebſamſte kriege die meiſten, das ſey nicht mehr als recht und billig.

Die Richter ſind nicht ganz ihrer Anſicht, erklären vielmehr die Handlungsweiſe der beiden jungen Arbeiter für unrechtlich und unpaſſend, können aber kein in dem Criminal-Codex mit Strafen belegtes Verfahren darin finden, und müſſen ſie freiſprechen. Der um Kunden gebrachte Kläger mußte auch noch die Gerichtskoſten bezahlen.

Miſcellen.

Madame Febvre, die Mutter eines einzigen Sohnes, tritt vor einem Pariſer Gerichte mit der Bitte auf, dieſen als Verſchwender für unfähig zur Verwaltung ſeines Vermögens zu erklären. Unter andern Zügen der tollſten Verſchwendung führt der Advokat der Mutter folgenden, wirklich originellen an: Der junge Febvre hatte eines Abends in einem Caffeehauſe eine Zeche zu zahlen, die ſich auf zehn Franken belief; er war ohne Börſe ausgegangen, zieht alſo, ohne ſich lange zu beſinnen, ſeinen Oberrock aus, und reicht ihn dem Kellner zum Pfande. Zehn Schritte vom erſten Caffeehauſe entfernt, lockt ihn ein zweites; er tritt hinein, und verzehrt wieder zehn Franken. Als es an's Zahlen geht, ſagt er dem Wirthe ruhig: „Da unten bei Ihrem Collegen habe ich auch für zehn Franken meinen Rock zum Pfande gelaſſen; ſchicken Sie einen Ihrer Kellner hin und laſſen ihn auslöſen, und ein neuer, ſchöner Oberrock gehört für zwanzig Franken Ihnen." Der Wirth nahm das Anerbieten an, und ſein leichtſinniger Gaſt konnte ungehindert abziehen. Dieſer lenkte dann auch ſeine Schritte nach Hauſe, aber ein drittes Caffeehaus verſuchte ihn noch einmal. Es iſt ſehr ſchön, der Verſuchung zu widerſtehen, aber ihr nachzugeben, hat auch ſein Angenehmes. Zehn Franken ſind bald verzehrt, dann wird die Scene von vorhin noch einmal aufgeführt. „Ich habe meinen Rock bei Ihrem Nachbar für zwanzig Franken verſetze; löſen Sie ihn aus, und er gehört für dreißig Franken Ihnen, ſo viel iſt er unter Brüdern werth." Was ſollte der Wirth anders machen, als dieſes Anerbieten annehmen? Febvre aber ging jetzt ohne Oberrock frohen Muthes nach Hauſe.

Das Gericht nahm natürlich keinen Anſtand, der Bitte der Mutter auf ſolche

Beweiſe hinzu entſprechen, und dem Sohne einen Vormund zu ſetzen. Der junge Fedore ſcheint übrigens ein Sonderling ganz eigener Art zu ſeyn, denn obgleich aus einer ſehr begüterten Familie ſtammend, und im Beſitze eines Vermögens, das eine Rente von zwölftauſend Franken abwirft, hat er doch ſchon oft Monate lang bei Maurern als Handlanger gedient, oder um Tagelohn mit an den Eiſenbahnen gearbeitet.

— Ein belgiſches Blatt rühmt die künſtleriſche Ausbildung der Prinzen aus dem erlauchten Hauſe Coburg: Der Gemahl der Königin Maria von Portugal iſt ein geſchickter Kupferſtecher; Leopold, König von Belgien, ein ſehr geübter Violinſpieler; der Prinz Albert, den die Wahl der virgen Queen getroffen, ſoll ein Dichter von mehr als gewöhnlichem Verdienſte ſeyn, und ſein Bruder Ernſt, der Erbprinz von Coburg, anſprechende Compoſitionen liefern.

— Am 9. December feierte in Berlin der Verein der jüngern Künſtler, der ſeit vierzehn Jahren beſteht, das Feſt ſeiner Stiftung. Wie es in jenem Vereine Sitte, eröffnete ein dramatiſcher Scherz mit höchſt burlesker Muſik die Feier; dann ſetzten ſich die Künſtler, denen ſich als Gäſte viele Freunde der Kunſt angeſchloſſen hatten, zum Mahle an geſchmückte Tafeln nieder, an denen die Plätze durch — von Döge ſehr hübſch gezeichnete Einladungskarten markirt waren. Der erſte Toaſt galt Sr. Majeſtät dem Könige, dem wohlwollenden Freunde und Beſchützer der Kunſt; der zweite Schadow, dem ehrwürdigen Greiſe, der zur Freude Aller eine Zeitlang an der Tafel verweilt hatte. Erſt lange nach Mitternacht trennte ſich die fröhliche Verſammlung.

Nekrolog.

Am 3. December ſtarb Frederik VI., König von Dänemark; er war am 28. Januar 1768 geboren. Sein Vater war König Chriſtian VII., deſſen Regierung Struenſee's großartige Reformplane einen flüchtigen Glanz verliehen; ſeine Mutter die Königin Caroline Mathilde, die, ein Opfer plumper Hofintriguen, in der Verbannung in Celle ihr edles Leben beſchloß. König Frederik war ſeit dem 14. April 1784 Mitregent ſeines geiſtesſchwachen Vaters, und ſuccedirte dieſem am 13. November 1808. Frederik VI. war von ſeinem Volke geliebt; in ſchwerer Kriegszeit hatte er die Zügel des Staates mit Umſicht und mit jener Selbſtverläugnung geführt, die ein Volk von ſeinem Könige in Noth und Gefahr zu fordern berechtigt iſt; dabei herrſchte über ſeinen perſönlichen Charakter, über die Milde, die gern gewährte, über die pflichtgetreue Geſinnung, die keiner Klage Gehör verſagte, nur eine Stimme im Lande. Wohl ſind in Dänemark, wohl ſind in den Provinzen auch, welche Deutſchland angehören, in neueſter Zeit Strebungen bemerkbar geworden, welche andere Formen der Staatsverwaltung, Befreiung von Hemmniſſen, minder ängſtliches Vermeiden deſſen, was die neue Zeit in Staat und Geſellſchaft unläugbar Gutes geſchaffen, fordern und begehren; aber nicht dem greiſen Könige maß man die Schuld für Verſäumtes bei; Niemand in Dänemark hätte ihn kränken mögen: Niemand zweifelte an ſeinem reinen und edlen Willen.

Die artiſtiſchen Beilagen.

Wir übergeben unſern Leſern:

1) Anſicht von Peſth.
2) Der Tannenbaum, von Scheuerlin, componirt von R. Wagner.

Auguſt Lewald.

Anzeige.

Wir freuen uns, noch am Schluſſe dieſes Jahrganges die Nachricht geben zu können, daß nun auch, nach Anordnung des hohen königl. Hannover'ſchen General-Poſt-Directoriums, die „Europa" von allen Poſtämtern im **Königreiche Hannover ohne Porto-Aufſchlag** zu 3 Thlr. 6 gr. vierteljährlich, ſowie auch die Zeitſchrift „Atlas" zu 3 Thlr. 12 gr. halbjährlich, an die Abonnenten abgegeben wird; nur bei Poſt-Büreau's II. Claſſe (Poſt-Speditionen) tritt eine mäßige Speditions-Gebühr von 2 gr. vierteljährlich hinzu.

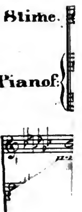
Ebenſo können die Abonnenten in den **braunſchweigiſchen, oldenburgiſchen** und **mecklenburgiſchen** Herzogthümern dieſe Zeitſchriften **ohne Preis-Erhöhung** von den Poſtämtern ihres Wohnorts beziehen, wozu dieſe von den K. Hannov. Poſt-Aemtern, an welche ſie ihre Beſtellungen zu richten haben, in den Stand geſetzt werden.

Es können alſo von nun an unſere Zeitſchriften „Europa" und „Atlas" **im Umfange ſämmtlicher Staaten des deutſchen Bundes**, mit alleiniger Ausnahme der öſterreichiſchen Monarchie, **portofrei durch die Poſtämter** bezogen werden. Die Verlagshandlung hat kein Opfer geſpart, dieſe ſchnellere Verſendung zu bewerkſtelligen, und ſo glaubt ſie ſich ſchmeicheln zu dürfen, daß ihre Opfer, welche nicht ohne mannigfache günſtige Wirkung auf beide Inſtitute ſeyn werden, ſich auch der Anerkennung der bisherigen, wie der neu zu erwerbenden, geehrten Abonnenten zu erfreuen haben mögen. Sie erlaubt ſich in dieſer Beziehung noch auf den, den letzten Heften beigegebenen Proſpectus der Redaction mit der ergebenſten Bitte hinzuweiſen, durch gef. recht ſchleunige Beſtellungen bei den zunächſt gelegenen Poſtämtern von den Vortheilen dieſer ſchnelleren Verſendung Gebrauch zu machen.

Stuttgart, 21. December 1839.

Literatur-Comptoir.

Digitized by Google



Digitized by Google

Album

der

Boudoirs.

Publication der Zeitſchrift:
Europa 1839.

Stuttgart.
Literatur-Comptoir.

Digitized by Google

Illuſtrationen

zu

Schiller's Werken,

in Umriſſen

von

Julius Nisle.

Wallenſtein. — Kabale und Liebe. — Wilhelm Tell.

Stuttgart.
Literatur-Comptoir.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniss.

Theodor Apel in Leipzig.

Die einſame Roſe 7
Zwiegeſpräch 46
Aufruf 100
Klage 101
Das böſe Röschen 190

Carlopago in Wien.

Der Hirt auf der Brücke 150
Sturm im Herzen 131

Lorenz Diefenbach in Heidelberg.

Dämmerſtunde 126
Dichterleben 127

L. Feldmann in Athen.

Reiſelieder 56
" 144
" 153

Franz Fues in Tübingen.

Notturno 29
Die Todten im Meere 102
Bei einem Roſenſtocke, den er mir gab . . . 172

Wilhelm Maier.

Auf dem Heidelberger Schloſſe 69
Liebeslieder 173

C. Merian in Tübingen.

Aus dem Frühling. 1—2 86
" " " 3—7 64
" " " 5—10 95
" " " 11—12 97

Ernſt Minneburg in Heidelberg.

Perlen und Lieder 135
Frühlingskranz 136
Glückwunſch 136
Auf dem Berge 137
Spröde Lippen 137
Der gelehrte Sonnenſchirm 138
Duldſamkeit 139
Jägerliedchen 139
Liebesdrang 140
Anknüpfung 141
Erſter Abſchied 141
Am Brunnen 142

Emma von Rindorf in Stuttgart.

Maria, Herzogin von Würtemberg 33
Aus einer Brieftaſche 122

N. in Frankfurt.

Das Frühlingslied 81
Der ewige Freund 82
Dom zu Köln 83
Das kranke Kind 84
Jährliche Wanderung 86

C. Reinhold in Stuttgart.

Lieder eines Mädchens 1—4	41
„ „ „ 5—8	89
„ „ „ 9—16	104
Am fünften Mai	133
Natur- und Lebensbilder.	
Der Jäger und die Elfen	166

Arthur Schott in Jàm im Bannat.

Der Wildbieb	29
Auf der Donan	32
Auf der Krebtemöter Halde	52
Lied des Werbers	64

Sigmund Schott in Eßlingen.

Zabu und Leila	21
Liebesgeschichten.	
1. Spanien	113
2. Schottland	115
3. Serbien	116
4. Provence	119
5. Deutschland	120

Albert Freiherr von Seckendorf in Wonfurt in Franken.

Der Dichter	1
Rabelstein und Franken	3
Ulrich von Hutten.	
1. Stadelberg	65
2. Dichterkrönung	68
3. Uffnau, im Zürcher See	70
Die Reiterei	86
Die Tochter des Todtengräbers	129

J. G. Seidl in Cilly in Steiermark.

Beleuchtung	77
Genießen und Sängen	79
Heimweh	111
Von der Linde	161

Sr.

Der Bettler. Balladenkranz	177

Ludwig Storch in Gotha.

Lied und Gesang	73
Das gelobte Land	75

Stübler in München.

Der Weidenbaum	157
Zuneigung	159

J. N. Vogl in Wien.

Ein ungarisches Heidebild	14

Karl Weyermann in Tübingen.

Der Krieger	17

Wilhelm Zimmermann in Stuttgart.

Lucia (Legende)	9
Kaiser Otto III.	145
Amor am Rocken	169

Verzeichniss der Illustrationen

zu

Schiller's Werken.

Wallenſtein.

				Seite.
I.	Wallenſteins Lager.		Siebente Scene	16
II.	Die Piccolomini.	II. Act.	3 Scene	—
III.	„ „	III.	„ 7 „	—
IV.	„ „	III.	„ 9 „	32
V.	„ „	IV.	„ 7 „	—
VI.	Wallenſteins Tod.	I.	„ 1 „	—
VII.	„ „	II.	„ 2 „	48
VIII.	„ „	II.	„ 6 „	—
IX.	„ „	III.	„ 4 „	—
X.	„ „	III.	„ 23 „	64
XI.	„ „	IV.	„ 10 „	—
XII.	„ „	V.	„ 4 „	—
XIII.	„ „	V.	„ 11 „	80

Cabale und Liebe.

I.	Zweiter Act, ſiebente Scene	80
II.	Dritter Act, ſechste Scene	—
III.	Vierter Act, dritte Scene	96
IV.	Vierter Act, ſiebente Scene	—
V.	Fünfter Act, ſiebente Scene	—

Wilhelm Tell.

I.	Erſter Act,	erſte	Scene	. . . .	112
II.	„	„ dritte	„	. . . .	—
III.	„	„ vierte	„	. . . .	—
IV.	Zweiter	„ erſte	„	. . . .	128
V.	„	„ zweite	„	. . . .	—
VI.	Dritter	„ erſte	„	. . . .	—
VII.	„	„ zweite	„	. . . .	144
VIII.	„	„ dritte	„	. . . .	—
IX.	„	„ dritte	„	. . . .	—
X.	Vierter	„ erſte	„	. . . .	160
XI.	„	„ zweite	„	. . . .	—
XII.	„	„ dritte	„	. . . .	—
XII.	„	„ dritte	„	. . . .	176
XIV.	Fünfter	„ erſte	„	. . . .	—
XV.	„	„ erſte	„	. . . .	—
XVI.	„	„ zweite	„	. . . .	192
XVII.	„	„ zweite	„	. . . .	—
XVIII.	„	„ dritte	„	. . . .	—

Kaiſer Otto III.

Von

W. Zimmermann.

Von ſeinem Tagwerk, glorreich und ſchwer,
Ruht Kaiſer Karl in der Gruſt,
Sechs Menſchenalter ſchon ſtört ihn nichts mehr,
Kein Laut, kein Zugwind der Luſt.
Mit der Pilgertaſche auf goldenem Thron,
Aufrecht, mit Mantel, Scepter und Kron',
Die goldene Bibel im Schooß,
So ruhet er, fromm und groß.

Als ſeines Lebens Fackel verglomm,
Begruben in Thränen und Treu'n
In Aachen ſie unterm Liebfrauendom
Mit Salben ihn und Spezerei'n.
Sie gruben ihn tief und tiefer hinab,
Und mauerten zu das große Grab,
Darinnen, verſterben und ſtumm,
Ruht Kaiſer und Kaiſerthum.

Es wechſeln auf ſeinem zerſpalt'nen Thron
Die Herrſcher, wie Blumen im Feld:
Doch er lebt fort im Geſangeston
Und in der Sehnſucht der Welt.
Da plötzlich erdröhnt der ſtille Gang
Der Gruft von Aexten und Hämmerklang,
Dumpf hallt das Todtengemach
Die Fußtritt' und Schläge nach.

Die eitle Seele vom ſchwindelnden Traum
Der Kaiſerglorie geſchwellt,
Steht draußen, dem Kind entwachſen kaum,
Otto, der Herrſcher der Welt.
Er iſt gekommen vom Kapitol,
Er muß ihn ſchauen den großen Karol,
Muß Auge in Auge ihm ſeh'n,
Er fühlt ſich, ihm gleich zu ſteh'n.

Digitized by Google

Der Hammer zerſprengt des Granites Korn,
Und jedem Schlage dröhnt nach,
Als ſeufzt' es in Wehmuth und in Zorn,
Dumpfhohl das Todtengemach.
Die Diener erzittern, den Herrſcher irrt's nicht,
Er ſchmeichelt, er ſchreckt ſie zur Arbeit und Pflicht,
Gelöſet rollt Stein auf Stein,
Und er ſtürzt mit der Fackel hinein.

Da ſitzt er, der Alte, auf goldenem Thron,
Das Bibelbuch in dem Schooß,
Das Scepter zur Hand, auf dem Haupt die Kron',
Da ſitzt er aufrecht und groß.
Dem Knaben ſchwindelt, dem Knaben graut,
Zu tragen vermag er nicht, was er ſchaut,
Er ſieht ihn ſchreiten hervor,
Er hört es ſich donnern in's Ohr.

Und er ſtürzet zurück, mit des Wahnſinns Schritt
Entflieht er des Todes Gemach,
Hört's hinter ſich wie Rieſentritt,
Hört's ſchall'n wie Vernichtung ſich nach:
„Ich gab einer Welt Geſittung und Blüh'n,
Und einen Gott, dann legt' ich mich hin:
Du Aermſter, was thateſt denn du,
Daß ſtören du darfſt meine Ruh'?“

Und fort, fort ſtürzt er, als würd' er ereilt,
Als packt' ihn der Unterwelt Graus,
Er trägt in der Bruſt, was keiner ihm heilt,
Er trägt den Tod mit hinaus.
Im Traum, im Wachen die Rieſengeſtalt
Sie ſchreitet ihm nach, in's Ohr ihm ſchallt:
„Du Aermſter, was thateſt denn du,
Daß ſtören du darfſt meine Ruh'?“

Aus Geſangeswogen der Andacht hervor
Vernimmt er das furchtbare Wort,
Es flüſtert's die Feſtmuſik ihm in's Ohr,
Ihm flüſtert's der Rhein über Bord.
Es klettert ihm nach durch der Alpen Schnee,
Hervor aus dem lachenden Comerſee
Entſteigt es, das rieſige Bild,
Rauſcht nach durch Italiens Geſild.

Nicht kann der Limonen, des Mandelbaums Duft,
Die Klarheit der Himmelsau,
Der Purpurflor nicht der warmen Luft,
Des Meers friſch kühlendes Blau,
Nicht ſanft abrauſchend der Waſſerfall,
Nicht hell durchflötend die Nachtigall
Ihm träufeln in ſeine Bruſt
Den Tropfen der Ruhe und Luſt.

Vom funkelnden Diadem umblitzt,
Geſpenſtert die Stirne ſo bleich,
Im Schatten des dunkeln Lorbeers ſitzt
Er, einem Marmorbild gleich.
Es gehet und kehret des Frühlings Glanz,
Und es decket des Maies erſter Kranz
Den Sarg des Kaiſers zu,
Er fand im Tode nur Ruh'.

Stuttgart.

Digitized by Google

Gedichte

von

Carlopago.

---

1. Der Hirt auf der Brücke.

Der Waldbach toſ't im Tannenthal,
Verborgen faſt dem Sonnenſtrahl,
Im Lauf gehemmt durch Felſenſtücke;
Hoch drüber zitternd hängt die Brücke.

Und auf dem Steg ein Hirte zieht;
Der ſingt ein fröhlich Alpenlied.
Da klinget leiſe aus der Weite
Der Abendglocke ſanft Geläute.

Und wie der Klang herüberweht,
Kniet er ſich nieder zum Gebet;
Zum Himmel, frommen Augs, er ſchaut,
Wie Einer, der ihm feſt vertraut.

O Anblick, heilig ernſt und mild!
Der Waldbach unten, ſchäumend wild,
Und jener droben im Gebete,
Umleuchtet von der Abendröthe!

So läßt ein gottergeb'nes Herz,
Erhaben über Leid und Schmerz,
Das Leben in der Tiefe toben,
Und ſchaut getroſt und ſtill nach Oben.

---

2. Sturm im Herzen.

Die Unruh, die mich tief bewegt,
Die wild des Herzens Wände ſchlägt,
Bewirkt kein Sturm von außen her;
Aus eig'nem Innern tobt dieß Meer.

Wenn allzulang das Schweigen währt,
Das Herz nach Krieg und Streit begehrt;
Selbſt aus dem Schlaf reißt ſich die Bruſt,
Wenn ſie nicht aufregt Leid und Luſt;

Gebärt ſich ſelber den Orkan,
Und ſteigt in toller Wuth bergan,
Und raſ't, damit nicht ihre Kraft
Durch träge Ruhe werd' erſchlafft.

Und was in ihrem tiefſten Grund
Verborgen ſeit ſo mancher Stund',
In Moder und Verweſung lag,
Das wirft ſie kochend an den Tag.

Und ſinkt in Ruh zurück das Meer,
Da ſieht man Leichen weit umher
Bedecken dicht das Uferland,
Geſichter, ſchauerlich bekannt.

Und was vor grauer Zeit verſank,
Das rothe Gold, die Schätze blank,
Liegt am Geſtade aufgethürmt,
Wenn ſich die Flut hat ſatt geſtürmt.

Dann fühlt das Herz ſich wieder frei,
Als ob es neu geboren ſey,
Und wallt ſo ruhig und ſo rein,
Gleichwie die See im Frührothſchein.

Wien.

Reiſe-Lieder.

Von

L. Feldmann.

1.

Wohl tauſend Stund', ein langer Weg,
Liegt zwiſchen Dir und mir,
Nicht denkbar war mir ſolches Ziel,
Als ich noch nah bei Dir.

Doch ich bin ſchuldlos an dem Ziel,
Das ſo zerſtört mein Glück:
Denn ich bin ja nur abgereist,
Doch Du zogſt Dich zurück!

Digitized by Google

2.

Es überfiel ein Klephte mich
Und forderte mein Geld,
Ich gab ihm, was ich bei mir trug,
Denn niemals war ich Held.

Er forderte Dein Bildniß auch,
Da ſprach ich: „Schlag' mich todt!"
Er aber, er ſchien ſelbſt verliebt,
Und ging und wurde roth.

3.

Das Volk lief aus den Häuſern
Zur Sicherung für's Leben:
Die Mutter Erde wankte
Im mächtigen Erbeben.

Ich blieb ganz ruhig ſitzen
In dichtenden Gedanken!
Die Erde mag erzittern,
Der Himmel darf nicht wanken.

4.

Wenn ich einſtens wiederkehre
Zu den heimathlichen Gauen,
Werd' ich manches umgeſtaltet
Mit Verwunderung erſchauen.

Viele Freunde, ſtark verliebte,
Die ſich grämten wie die Tharen,
Die Callegia meiſt verſchliefen,
Sind dann wohl ſchon Profeſſaren.

Manche Junker, die ſich ſpreizten
In der enggeſchnürten Schale,
Und mit Sturm die Herzen nahmen,
Sind gewiß ſchan Generale.

Und ſa mancher arme Studio,
Mit der Ausſicht zum Magiſter,
Iſt vielleicht zu meinem Staunen
Nun ein ſtattlicher Miniſter.

Und die luſtig immer lebten,
Bei den Weibern Wunder thaten,
Brachten es, wer kann es wiſſen,
Gar zu heiligen Prälaten.

Manche Klöſter, die zerfallen,
Werd' ich neu erbaut erſchauen;
Und die Mädchen, die ich kannte,
Sind gewiß ſchon alle Frauen.

Selbſt die Liebſte, die ich liebte,
Dachte nicht an Kloſterſegen:
Geht vielleicht mit Mann und Kindern,
Wenn ich komme, mir entgegen.

Athen.

L i e d e r

von

Carl Stübler.

1. Der Weidenbaum.

Eilend, wie die Stunden,
Flieht der Wellen Spiel,
Und ihr Geh'n und Kommen
Kennt kein ſichres Ziel.

Einſam an dem Ufer
Steht ein Weidenbaum,
Neigt ſich tief hinunter
In den Wellenſchaum,

Streckt die Arme ſehnend
In die Fluth hinein,
Möchte mit den muntern
Wandersleuten ſeyn.

Doch ſie ziehen raſtlos
Bleiben nirgend ſteh'n,
Hören auf kein Rufen,
Keiner Sehnſucht Fleh'n.

Und ſo ſteht er einſam,
Hoffend Nacht und Tag,
Sieht ſie geh'n und blicket
Trauernd ihnen nach.

Doch im Eilen ſpühlen
Sie ihm um den Fuß,
Lockern ſeine Wurzel
Im geſchwinden Fluß,

Bis es immer tiefer
Sich herunterneigt,
Bis ihm unterm Fuße
Leis der Boden weicht.

Ihre Arme ſchließen
Ueber ihm ſie zu,
Tragen ihn zur Ferne,
Wiegen ihn zur Ruh'.

Eilend, wie die Stunden,
Flieht der Wellen Spiel,
Und ihr Geh'n und Kommen
Nennt kein ſichres Ziel.

---

2. Zuneigung.

Bologna's ſchiefe Thürme
Die ſieht man weit und breit.
Die beiden Leute lieben
Sich ſchon eine gute Zeit.

Digitized by Google

Und in der beſtändigen Sehnſucht,
Die nimmer von ihnen weicht,
Da haben ſie einander
Sich liebend zugeneigt.

Und kommen ſie einſt zuſammen,
Dann iſt's zu ihrem Tod,
Da müſſen ſie vergehen
In ihrer Liebesnoth.

München.

Umriſſe zu Schiller's Wilhelm Tell.

X.

Vierter Act. Erſte Scene.

XI.

Vierter Act. Zweite Scene.

XII.

Vierter Act. Dritte Scene.

Von der Linde.

Von

Joh. Gabriel Seidl.

Nicht fern vom Kirchhof, zwiſchen Hecken,
Steht eine Linde ganz allein;
Wenn Abends ſich die Schatten ſtrecken,
So reicht der ihre bis hinein.

So oft ich noch zu ihr gekommen,
Um mich zu freu'n der Abendruh',
Hab' ich ein Flüſtern ſtets vernommen,
Als raunte ſie mir etwas zu.

Digitized by Google

Sprich, liebe Linde, kund' es offen,
Ich leihe willig dir mein Ohr;
Was du erlebt, was mich betroffen,
In deiner Sprache trag' mir's vor.

Ha! hör' ich recht? Du liſpelſt ſchaurig;
Von deinen Zweigen tropft's, wie Blut:
„Es iſt ein Grab," ſo ſagſt du traurig,
„Ein Grab, worauf dein Haupt hier ruht.

„Ich aber ſteh' auf dieſem Grabe
„Als grünes Trauermonument,
„Vernimm, was ich erfahren habe,
„Wofern dein Herz auch Liebe kennt.

„Es war ein ſchöner Frühlingsabend,
„Für ſtille Liebe wie gemacht,
„Die Lüfte liſpelten ſo labend,
„Die Sonne ſank in vollſter Pracht.

„Da ſezt' an meines Stammes Füße
„Ein junges Paar ſich tändelnd hin;
„Da webt' ich über Schwur und Küſſe
„Verſchwiegen meinen Baldachin.

„Es ſchien ein Bund für ew'ge Dauer,
„Sie hielten ſelig ſich umfaßt;
„Mein Laub durchrauſcht' ein ſüßer Schauer,
„Und neue Blüthen trieb mein Aſt. — —

„Es war ein heitrer Sommermorgen,
„Der Himmel glänzte wie Rubin;
„Da warf ein Jüngling voller Sorgen
„Sich unter meine Schatten hin.

„Nicht achtet er des Thau's im Graſe,
„War doch von Thränen feucht ſein Kleid,
„Im Auge las man ihm: es raſe
„Durch ſeine Bruſt ein Sturm von Leid.

„Er war's, derſelbe Hochbeglückte,
„Der an dem Frühlingsabend hier
„Sein Mädchen an den Buſen drückte,
„Und ſeines Lebens Glück mit ihr.

„Und weil das Mädchen ihn betrogen,
„War's auch vorbei mit ſeinem Glück! —
„Ein Schuß — ein Seufzer, tief gezogen,
„Und ſtarr ſank er auf mich zurück.

„Und allen Thau von meinen Blättern
„Goß ich beſtürzt auf ihn herab, —
„Ein Sproſſer ſang mit lautem Schmettern
„Auf meinem Wipfel ihm zu Grab. — —

„Herbſt war's, der Mond mit hellem Prangen
„Hing ſilbern über Thal und Höh'n;
„Da kam ein Mädchen ſtill gegangen,
„Und blieb an meinem Fuße ſteh'n.

Digitized by Google

„Es war dieſelbe Hochbeglückte,
„Die an dem Frühlingsabend hier
„Den Jüngling an den Buſen drückte; —
„Jetzt ſchlich die Reue hinter ihr.

„Unwillig ſchüttelt' ich die Zweige,
„Sie ſah mich düſter lächelnd an,
„Und ſprach: „„Ich kenn' dich, blut'ger Zeuge,
„„Doch glaub', ich büßte meinen Wahn.

„„Das Paradies im treuen Herzen,
„„Ich gab es hin für ſchnöden Schein;
„„Doch ach! es dringen meine Schmerzen
„„Nicht zum Geopferten hinein.

„„Wenn bald, nur bald die Stunde ſchlüge,
„„Die mich dem Theuern rieſe nach;
„„Vielleicht, daß er doch Mitleid trüge,
„„Und mir verzieh', was ich verbrach!""

„Es war ein ſchöner Frühlingsabend,
„Das Ave klang mit leiſem Ton,
„Die Lüfte liſpelten ſo labend,
„Und läng're Schatten ſielen ſchon.

„Und über jene Kirchhofmauer
„Sah ich hinein und ſah ein Grab;
„Jungfrauen ſenkten grad' in Trauer
„Des armen Mädchens Leich' hinab.

„Und als ſie ſie beſtattet hatten
„Bei düſt'rer Grabesmelodie,
„Warf ich auf's Grab noch meinen Schatten,
„Als einen Gruß von ihm an ſie.

„Blick' hin, grad' ſinkt die Sonne wieder,
„Siehſt du der Blumen welke Spur? —
„Gib, was du haſt, — gib ihnen Lieder,
„Ich habe meinen Schatten nur!“

Cilly in Steiermark.

Natur- und Lebensbilder.

Von

C. Reinhold.

Der Jäger und die Elfen.

Das Hüfthorn ſchweigt, die Jagd verhallt,
Nun ſtreichen die Elfen durch den Wald,
Und ſchwingen ſich im Mondenſchein
In Baum- und Blumenkronen hinein.
Tief ſtille!

Und tief in tiefſter Dämmerung
Da ſchläft ein Jäger ſchön und jung;
Er hat geſchoſſen, wie keiner ſchoß;
Wie hat er geſtürmt über Haid' und Moos!
Nun ſo ſtille!

Des Königs Tochter, ſie ſah ihn an;
Beneidet hat ihn jeglicher Mann.
Und wilder noch ſtürmt' er auf das Wild,
Im glühenden Herzen das edle Bild.
Nun ſo ſtille!

Was rührt drr Jäger im Traume ſich?
Hab Acht! die Elfen belauſchen dich.
Er träumt von der edlen, der ſüßen Geſtalt.
Hab' Acht! dir ſelber geſchieht Gewalt.
Seyn ſtille!

Die Elfen ſingen und ſpielen und zieh'n,
Und tanzen und ziehen ein Netz um ihn.
„Willkommen, ſchöner Fremdling, du!
Mit Blumen und Blättern wir decken dich zu.
Still, ſtille!

Wir haden und nimmer dich laſſen wir.
Einen Hügel bauen wir über dir.
Darfſt nicht der Sonne Licht mehr ſeh'n,
Würdeſt ſtolz und trotzig von uns geh'n.
O ſtille!

Doch drunten tief im goldenen Schloß,
Wach auf und ſey unſer trauter Genoß!
Du ſollſt der Kronen tragen wie wir;
Unſre Töchter ſollen ſpielen mit dir.
Süß ſtille!

O wüßteſt erſt, wie ſüß ſich's liebt
Da drunten, wo's keine Seelen gibt,
Kein wildes Blut durch die Adern rollt,
Keine Treue ſich härmt, keine Eiferſucht grollt!
Bleib ſtille!“ —

Und immer höher der Vollmond geht,
Und immer höher der Hügel ſteht.
O Jäger, wie iſt dir gebettet kühl!
Kein irdiſch Auge find't deinen Pfühl.
Tief ſtille!

Die Jungfrau ſuchet erröthend dich,
Und findet dich nimmer und härmet ſich;
Sieht nur im Traum deine luft'ge Geſtalt,
Wie ſie mit den Elfen vorüberwallt,
Still, ſtille!

Stuttgart.

Digitized by Google

Amor am Rocken.

Von

W. Zimmermann.

Jüngſthin ſah ich Amor ſpinnen,
Und ich kann es nun verſteh'n,
Wie ſo viele ohn' Entrinnen
In des Schalkes Netze geh'n.

Trübe hing vom Blau die Schwüle,
Und kein Vogel flog durchhin,
Drüben ſaß in Schattens Kühle
Meine ſchöne Nachbarin.

Schlummermüd von Frühlingslüſten,
Saß ſie, Jungfrau halb, halb Kind,
Oder war's von Nelkendüften,
Die vor ihrem Fenſter ſind?

Träumeriſch das Haupt gebogen,
Quoll das Haar ihr, freien Falls,
Hellſtes Gold in flüſſ'gen Wogen,
Um den zierlich ſchlanken Hals.

Amor flog herzu, und leiſe —
Ward ſie's träumend nicht gewahr? —
Setzt er ſich ihr auf die weiße,
Sammetreiche Schulter gar.

Gleich als ſäße er am Rocken,
That der Schalk mit ihrem Haar,
Zog ſich aus den gold'nen Locken
Fäden aus auf Fäden gar.

Und ſie hielt im Traum mit Lächeln,
Wie ein junges Kätzchen thut,
Das man ſtreichelt, wie dem Fächeln
Zephyrs hält der Roſe Gluth.

Aus den Fäden flocht er Netze,
Hing in ſchnellem Fortflug drauf
Sie an die beſuchtſten Plätze
Heimlich zwiſchen Blumen auf.

Als die Liebesnetze hingen,
Sah er's an mit Schelmenblick
Flog dann mit den Faltersſchwingen
Zu dem ſchönen Kind zurück.

Seine Netze zu beſtreichen,
Holt' er Honig, lieblich, zäh,
Nicht von Linden, nicht von Eichen,
Nicht von Nelken, nicht vom Klee.

Aus den ſpringenden Granaten
Ihres Mundes ſog er Seim,
Herzen, die daran gerathen,
Ein gefährlich ſüßer Leim.

Sog und ſog, und ſog ſich leider
Zu tief ein, daß ſie erwacht,
Den verwegenen Freibeuter
Selber zum Gefang'nen macht.

Ob ſie ihn für ſeine Spiele
Strafte, hab' ich nicht geſeh'n,
Aber ſeitdem ſeh' ich viele
Herrn in ihren Feſſeln geh'n.

Stuttgart.

Vor einem Roſenſtocke, den er mir gab.

Von

Franz Fues.

So blühend war auch Er, ſo lieblich ſchön wie du,
So neigte ſich ſein Haupt in meinem Arm zur Ruh,
Wie deines zu dem Weſte,
So klang ſein Flüſtern auch und ſo erglühte mir
Die Wange, wie dein Kelch im Abendrothe hier,
Wann er die Lippen an mich preßte.

Nun iſt er ferne. Wenn auch tauſend Mal
Ich ruf' und wink', in ſeiner Augen Strahl
Wird nimmer mehr mein krankes Herz geſunden;
Nur du, o ſchöne Gabe ſeiner Hand,
Du blickſt mich an, als wär' es dir bekannt,
Daß jede Hoffnung doch noch nicht entſchwunden.

Tübingen.

Liebeslieder

von

Wilhelm Mair.

1.

Am Strome ſteh' ich oft allein,
Und ſchau' in die grüne Fluth hinein,
Und wie die Wellen zu meinen Füßen
An's Ufer und wieder zurücke fließen,
Bald höher und bald niedrer geh'n,
Und wie die Waſſee nie ſtille ſteh'n.

Und mir iſt's, bin ich ſo allein,
Als ſäh' ich in's eig'ne Herz hinein,
Und ſchaut', wie den Strom zu meinen Füßen,
Das Bild der Geliebten — und müßt' ſie grüßen,
Und fühlte der Sehnſucht Ebb' und Fluth,
Der Sehnſucht der Liebe, die nimmer ruht! —

Digitized by Google

3.

Oft hab' ich mich ſchon beſonnen,
Habe drüber nachgedacht,
Was ihr denn mein Herz gewonnen,
Mich ihr ſo zu eigen macht!

Doch ich kann, ich kann's nicht finden,
Drum ſtell' ich dieß Forſchen ein,
Denn ein liebend Herz ergründen,
Das mag wohl unmöglich ſeyn.

Eins nur weiß ich, eins zu ſagen,
Daß, wenn ſie mir nahe kömmt,
Raſcher alle Pulſe ſchlagen,
Und das Blut zum Herzen ſtrömt.

Doch, ob ich in ſüßen Banden
Ihr auch diene, wahr und treu,
Noch hat mir kein Blick geſtanden,
Ob ſie mir gewogen ſey.

Sollte ſie wohl nichts empfinden?
Ach! dieß Grübeln ſtell' ich ein:
Denn ein weiblich Herz ergründen,
Das mag ganz unmöglich ſeyn! —

8.

Du ſchmollſt mit mir,
Ach, ſchmolle nicht!
Ich ſehe dir
In's Angeſicht;
Die Stirn ſo klar,
Dieß Aug' voll Glut,
Es widerſpricht
Dir ganz und gar;
Du biſt mir gut,
Drum folg' der Pflicht,
Der ſüßen — komm'
Und ſchmolle nicht!

Du ſchweigſt? Ach ſchweig'
Nicht länger mehr,
O komm' und neig'
Dich zu mir her!
Was iſt's, das dir
Den Sinn berückt,
Und gar zu ſchwer
Auf's Herzchen drückt?
O folge mir
Und gib Gewähr
Und komm' und ſchweig'
Nicht länger mehr!

Und thun den Schmerz
Nicht Worte kund,
So nimm das Herz
Nur auf den Mund.
Ich küſſ' ihn fort,
Das ſchwör' ich dir
Auf Hand und Wort
Zu jeder Stund',
Und küßt' ich mir
Die Lippe wund —
Nimm du das Herz
Nur auf den Mund! —

Heidelberg.

Umriſſe zu Schiller's Wilhelm Tell.

XIII.

Vierter Act. Dritte Scene.

XIV.

Fünfter Act. Erſte Scene.

XV.

Fünfter Act. Erſte Scene.

Der Bettler.

Balladenkranz von Er.

1.

Wo des Königs Tochter
Zum Gebete geht,
Iſt's, daß jeden Morgen
Still ein Bettler ſteht.

Nur mit einem Blicke
Flehet er ſie an,
Und ſie ſpendet reicher,
Als ſie je gethan.

Nur mit einem Blicke
Spricht ſein Dank ſich aus,
Ohne mehr zu betteln,
Kehret er nach Haus.

Statt des Bettelſtabes
Hatte ſeine Hand
Sonſt das Schwert geführet,
Kräftig und gewandt.

Und die ſtolzen Augen,
Die er niederſchlägt,
Hatten ſtolzre Augen
Früher wohl bewegt.

2.

Es wirbeln die Pauken,
Es blaſen die Zinken,
Die Fahnen ſie flattern,
Die Waffen ſie blinken

Zum freien Turniere
Mit Schilden mit Wappen,
Erſcheinen die Ritter,
Erſcheinen die Knappen.

Und weil ſeine Tochter
Verſchmähet die Freier,
Hat der König verordnet
Die glänzende Feier.

So will er es halten,
So hat er geſchworen:
„Es darf um ſie kämpfen
„Wer edel geboren,

„Ein jeglicher Ritter.
„Und wer überwindet,
„Den nimmt er als Eidam.“
So wird es verkündet.

Da rüſten ſich Viele
Den Preis zu erringen,
Da traut ſich ein Jeder
Den Gegner zu zwingen.

Es wirbeln die Pauken,
Es blaſen die Zinken,
Die Fahnen ſie flattern,
Die Waffen ſie blinken.

8.

Auf ſchwarzem Roß zum Gitter
Sprengt da heran,
Schwarz angethan,
Ein frecher, fremder Ritter.

Digitized by Google

Es führet einen Drachen
Der Wilde
Im Schilde,
Und Schwert und Lanze krachen.

Er leget in den Schranken
Die Lanze an,
Und Jedermann
Muß weichen ihm und wanken.

Kohary iſt's, vom Ungarland,
Vom Böſen
Gelöſen
Kann die Prinzeſſin keine Hand.

Der König rauft die Haare,
Sieht Keinen
Erſcheinen,
Der vor Kohary ihn bewahre.

Mit Hohn ſchwingt der die Lanze:
„Herr König!
„Für Wenig
„Führ' ich die Braut zum Tanze!"

4.

Wie wirbelt Staub — wie keucht das Pferd,
Ein Ritter, ſtark und ehrenwerth,
— Hin fliegen alle Blicke —
Der ſprengt dort von der Brücke.

Ihn grüßt das Volk, die Damen all'
Und jubelnder Trommetenſchall,
Doch ohne nur zu danken,
Hält er ſchon in den Schranken.

Er beugt das Knie dem König hier!
Doch bleibt geſchloſſen ſein Viſir,
Den Stand will er verſchweigen,
Es meldet ihn kein Zeichen.

„Dein Name?“ — „Der ſey dann geſagt,
„Wenn ich den Feind zu Fall gebracht;
„Daß ich von edlem Stande,
„Nehmt meinen Kopf zum Pfande!“

„Du wagſt es,“ rief Kobary wild,
„Zu kommen mit verdecktem Schild,
„Und Ritter Dich zu nennen,
„Wie ſoll ich dieß erkennen?“

„Ein Ritter bin ich, dieß erfährt
„Am beſten Jeder durch mein Schwert!
„Doch werd' ich falſch befundn —
„Werft vor mich Euren Handen!"

„So gehe Dir es, wie dem Reſt!"
Kohary legt die Lanze feſt,
Und wie der Sturm Gewitter
Treibt, treffen ſich die Ritter.

Und — ha — dem Himmel ſey gedankt!
Auf ſeinem Sitz der Ungar wankt
Und weicht, und ſtürzt vom Pferde,
Dumpfdröhnend hin zur Erde.

Der Ritter ſchlägt den Helm zurück,
Da trifft ihn der Prinzeſſin Blick,
Da ſieht man ſie erblaſſen,
Sie weiß ſich nicht zu faſſen.

„Der Bettler!" ruft das Königskind —
„Ein Bettler?" ruft das Hofgeſind.
Und tiefe Zornesfalten
Steh'n auf der Stirn des Alten.

5.

„Wer biſt Du?“ — rief der König laut —
„Biſt Du nicht würdig dieſer Braut,
„So wird — bei meiner Krone,
„Dir bittrer Tod zum Lohne!“
Allein der Ritter zaget nicht,
Er ſieht dem König in's Geſicht,
Und trotzend ſeinem Grimme,
Spricht er mit feſter Stimme:

„Kennſt Du den Mann vom beſten Blut,
„Kennſt Du den Mann von feſtem Muth,
„Er diente treu und unverdroſſen,
„Doch ſchnöde wurde er verſtoßen.
„Kennſt Du ihn wohl und ſeinen Sohn?“
„So kennſt Du mich — ich bin ſein Sohn!“
Da muß des Purpurmantels Falten
Beſchämt der König vor ſich halten.

„Ich diente in des Kaiſers Heer,
„Da drang herüber über's Meer,
„Und flog von Mund zu Munde,
„Und kam zu mir die Kunde
„Von meines Vaters Mißgeſchick;
„Da ließ ich Ruhm und Rang zurück,
„Und mußte einen Blinden
„Verbannt und hilflos finden.

„Und Roſs und Rüſtung gab ich hin
„Um ſchnöden Preis, es drückte ihn,
„Den Mangel nie bedrohte —
„Die Sorge nach dem Brode.
„Und weil der ſtolzen Ritterhand
„Kein niedrig Handwerk war bekannt,
„So trat ich in den größten Orden
„Der Welt — ich bin ein Bettler worden.

„Getilgt ward, König, Deine Schuld
„Durch Deiner Tochter Engelhuld,
„Ich und mein Vater haben
„Gelebt von ihren Gaben.
„Sie hat, von edlem Muth gelenkt,
„Mich alſo königlich beſchenkt,
„Daſs ich mir konnt' verſchaffen,
„Dieſs Pferd und dieſe Waffen.

„Ob ich der Waffen würdig ſey —
„Fragt dort Kohary! — Sie — iſt frei!
„Doch — ſollte ſie mich unwerth finden,
„Will ich des Dankes ſie entbinden.“
Der Ritter wendet ſich. — Da hält
Der König ihn zurück und fällt
Ihm in die Arme: „Oh — verzeihe“ —
Ruft er, erfüllt von Scham und Reue. —

„Oh nimm, als meines Willens Pfand,
„Nimm meiner einz'gen Tochter Hand,
„Es ſoll zu allen Ehren
„Dein Vater wieder kehren."
Laut donnernd bricht der Jubel los
Und die Prinzeſſin ſchaut vom Schoos
Zum Ritter auf, der ſeinem Glücke
Begegnete in ihrem Blicke.

Und wie ſie nach der Kirche zieh'n,
Da weist er nach der Stelle hin:
„Wirſt Du, Prinzeſſin, wohl vergeſſen,
„Daß einſt ein Bettler dort geſeſſen?"
Dort ſteckten ſie nun Gränzen ab
Und weihten ſeinen Bettelſtab
Sanct Rochus in der Dankkapelle,
Die heute ſteht an jener Stelle.

6.

Die Prinzeſſin:

„Ja — mein Gefühl hat recht geſprochen
„Und meine Ahnung ſich bewährt,
„Des Herzens ungeſtümes Pochen,
„Wie iſt es jetzt ſo ganz erklärt.

Digitized by Google

„Wenn auch ein widrig Erdenwalten
„In niedre Tracht die Formen hüllt,
„Wenn nur die irdiſchen Geſtalten,
„Ein himmliſch hoher Geiſt erfüllt —

„Dann wird ein Geiſt dem Geiſt nicht fehlen,
„Der ihn verſteht, der ihn erkennt,
„Und zwiſchen den verwandten Seelen
„Iſt keine Kluft — die ſcheidend trennt.

———

Digitized by Google

An Thereſe.

Von

Sigmund Schott.

1.

Wie die Fregatte mit empörten Flaggen,
    Zerriſſ'nem Segel durch die Fluthen ſchießt,
    Vom Sturme in den Abgrund bald geſpießt,
Gewirbelt bald auf ſteile Wellenzacken;

Doch ſieht der Schiffer, wie durch Wolkenſchlacken
    Das Silberlicht der Sterne niederfließt,
    Wie ſich das Jenſeits ſtill und groß erſchließt,
Ob auch die Stürme immer wilder packen:

So, Mädchen, ich. Bei meinem Erdenwallen
Iſt manches ſchöne Bild mir aufgegangen,
Vereinzelt, doch zu ſüßem Licht entfaltet.

Und ob von dunklen Wolken bald verhangen
Eins iſt mir hell geblieben: daß in allen
Das Weltenherz, die ſel'ge Liebe waltet.

3.

Du ſiehſt ſo bleich und träumeriſch darein,
    Wie die Siringe, der in ſchweren Ranken
    Die Laubes-Locken um das Antlitz ſchwanken
Das leuchtende im weißen Mondenſchein.

Ich fühle, Blume, wie du biſt allein.
    Indeß die andern müd in Schlaf verſanken,
    Entfalteten dir erſt ſich die Gedanken
Als Blüthenſterne, lieblich, ſilberrein.

Du ſchweigſt. Doch Einem Herzen offenbarte
Dein Himmel ſich; denn eine Nachtigall
Hob ſchüchtern im Geſträuche an zu ſingen.

Einfiel die Nachtluſt und der Wiederhall,
Dir leiſe ihre Huldigung zu bringen,
Du feenhaft Emporgeblühte, Zarte!

3.

Von flammenden Rubinen eine Schnur
Möcht' ich in deine Lockennacht dir ſchlingen,
Und auf den Knien, Hohe, dann dir bringen
Von Herz' zu Herzen einen heiſſen Schwur.

Wie unſre Seelen, und die beiden nur,
Frei, ſtark und innig ſollen ſich durchdringen,
In Leben, Licht und Liebe ſich erringen,
Erzeugt als Eine geiſtige Natur.

Doch ſeh' ich dann mit andern ſchönen Damen
Dahin dich wandeln auf der Promenade,
In fröhlichem Geſpräch, mich ſehend kaum;

Da ſchmerzt mich erſt der kranke, theure Traum,
Verblutend an der Wirklichkeit. — Wie Schade,
Daß wir im Himmel nicht zuſammenkamen!

Stuttgart.

Das böſe Röschen.

Von

Theodor Apel.

Ein Röschen ſtand am Weg, verſteckt
In dichter Dornen Hut;
Das hatte Manchen ſchon geneckt,
Wenn er die Hand nach ihm geſtreckt,
Geſtochen bis auf's Blut.

Ein Schäfer kam und trat heran,
Der ſprach: Komm, werde mein!
Doch Röschen ſtach den armen Mann,
Daß roth ſein Blut herniederrann,
Und ſagte trotzig: Nein!

Da kam mit Sang und Saitenſpiel
Ein fröhlicher Geſell;
Wie griff der nach des Röschens Stiel!
Doch Röschen ſtach und lachte viel,
Daß Jener floh ſo ſchnell.

Und Mancher ſchaut auf ſeiner Bahn
Entzückt des Röschens Pracht,
Und Allen, Allen, die es ſahn,
Hat es das Röschen angethan,
Und ſpottend nachgelacht.

Zuletzt erſchien in goldner Wehr
Ein Ritter, hochgeſchmückt.
Das Röschen, dem gefiel er ſehr:
Nun, denkt es, hab' ich Ruhm und Ehr',
Werd' ich von ihm gepflückt.

Da ſtreckt es aus den Dornen ſich,
So weit es kann, hervor,
Und ſchaut ſo ſüß, ſo minniglich,
Als ſpräch' es: Lieber, hebe mich
Doch gleich zu Dir empor!

Er ſprengt heran, das Röschen glüht
In heißer Minneluſt,
Doch wie es ſich zu ſtrahlen müht —
Die wunderſchönſte Roſe blüht
Schon an des Ritters Bruſt.

Das Röschen ſchaut ihm lange nach
Mit tiefbetrübtem Sinn;
Und ob es auch nicht wieder ſtach,
So kam doch Keiner, der es brach,
Und einſam welkt' es hin.

Leipzig.

Umriſſe zu Schiller's Wilhelm Tell.

XVI.

Fünfter Act. Zweite Scene.

XVII.

Fünfter Act. Zweite Scene.

XVIII.

Fünfter Act. Dritte Scene.

Art. Anst. v. Gnauth u. Nisle.

WILHELM TELL.

Act [illegible]

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

WILHELM TELL
Act IV Sc. III

Digitized by Google

Art Anst v Sroeuth u Nidle

WILHELM TELL
Act IV Sc I

Digitized by Google

WILHELM TELL
Act IV. Sc II

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

WILHELM TELL
Act V Sc II

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

WILHELM TELL

Act [illegible]

WILHELM TELL.
Act [illegible] II

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

Digitized by Google

WILHELM TELL

A. V S. 1

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

WILHELM TELL
Act V. I

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

NON-CIRCULATING BOOK

828018
AP30
I85
1839:4

THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

U. C. BERKELEY LIBRARIES

C046117353

Google